Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Im Wandel der Zeiten: Die Stadt Memel im 20. Jahrhundert

Neue Folge Band X/2001

Nordost-Institut Lüneburg

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte
Neue Folge

Das Nordost-Archiv beschäftigt sich mit der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa. Geographisch wird dieser Raum annähernd begrenzt von der Ostsee und den Karparten im Norden und Süden, von der Oder und Newa im Westen und Osten. Ethnisch umschließt er die Hauptsiedlungsgebiete der Polen, Litauer, Letten und Esten und beträchtliche Teile des Siedlungsgebietes der (Groß-, Weiß- und Klein-)Russen, über Jahrhunderte auch der Juden und Deutschen.

Im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen die Deutschen, die einst, wie sonst nur noch die Juden, in nahezu dem ganzen Raum ansässig gewesen sind und ihn zu Zeiten in erheblichem Maße geprägt haben. Allerdings können die Deutschen nicht isoliert gesehen werden. Als Nachbarn, als Eroberer oder Kolonisten, Herren oder Untertanen, Mehrheit oder Minderheit haben sie immer und überall in so enger Berührung mit den anderen ethnischen Gruppen gestanden, dass die deutsche so wenig wie die polnische oder estnische Geschichte Ostmitteleuropas zu verstehen und zu beurteilen ist, wenn man sie ausschließlich vom Blickpunkt eines einzelnen Volkes betrachtet.

Das Nordost-Archiv wird:

- die Deutschen stets als Element des Raumes sehen, den sie mit anderen geteilt haben. Den grundlegenden Bezugsrahmen bietet deshalb auf unterer Ebene die Landesgeschichte, auf höherer Ebene die Geschichte der Gesamtregion;
- dem Verhältnis zwischen den ethnischen Gruppen besondere Beachtung zuwenden. Neben den „objektiven" Beziehungen, z.B. in Handel und Kultur, sind auch „subjektive" Aspekte zu behandeln, insbesondere „das Bild vom Anderen", die Vorstellungen, die die Gruppen wechselseitig voneinander ausgebildet, tradiert und verändert haben;
- die weite und anhaltende Verbreitung der Deutschen im nördlichen Ostmitteleuropa zu historischen Vergleichen nutzen;
- Autoren aus allen Ländern des nördlichen Ostmitteleuropa zusammenführen und dazu beitragen, dass überkommene nationalhistorische Sehweisen untereinander konfrontiert, aneinander abgearbeitet und womöglich miteinander ausgeglichen werden.

Aus der Zielsetzung der Zeitschrift ergibt sich, dass ihre Schwerpunkte in Zeiten liegen, in denen der deutsche Anteil an der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa besonders hoch gewesen ist: im späten Mittelalter, der frühen Neuzeit und den späteren Jahrhunderten bis zum Ausgang des Zweiten Weltkrieges. Das Nordost-Archiv hält sich aber auch offen für Fragen der Zeitgeschichte und der Gegenwart, wenn sie die Deutschen und deren Verhältnis zu ihren Nachbarn berühren.

Die jährlich erscheinenden Hefte gruppieren sich jeweils um einen gemeinsamen Gegenstand. Die Themen beziehen sich auf einzelne Orte, eine Landschaft oder Sachfragen, die die Gesamtregion betreffen, und schließen grundsätzlich alle Bereiche der historischen Wirklichkeit ein.

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Im Wandel der Zeiten:
Die Stadt Memel im 20. Jahrhundert

Neue Folge Band X/2001

Nordost-Institut Lüneburg
2002

Herausgeber:

Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa
– Nordost-Institut –
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Telefon (0 41 31) 40 05 90
Telefax (0 41 31) 39 11 43
E-Mail: sekretariat@ikgn.de
http://www.ikgn.de

Verantwortlich für dieses Heft:
Dr. Joachim Tauber

Redaktion:
Dr. Konrad Maier

Gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung
für Angelegenheiten der Kultur und der Medien
und des Niedersächsischen Ministeriums des Innern

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint einmal jährlich.
Preis pro Heft € 17,50, Jahresabonnement € 15,00 zuzüglich Versandkosten.
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Herstellung: Nordlanddruck Lüneburg

Verlag Nordost-Institut, Lüneburg ISSN 0029-1595

Das Thema des nächsten Heftes 2002:

Die Stadt Riga. Kulturgeschichtliche Aspekte aus drei Jahrhunderten

mit Beiträgen u.a. von:

Marek Bobeth: Musik im 19. Jahrhundert in Stadt und Land – ein Beitrag zur Musikgeschichte Rigas und Lettlands

Ruta Baltause: Das Schulwesen in Riga im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der ersten Hälfte des Jahrhunderts

Lea Liepina: Die Geschichte des lettischen Dokumentarfilms

Magdalena Huelmann: Das Herz auf dem Trottoir – Aleksandrs Čaks und Riga

Hemma Kannstein: Die Parkanlagen Peters des Großen in Riga

Lars Olof Larsson: Riga 1201–2001. 800 Jahre im Spiegel der Architektur

Jānis Krastiņš: Eklektizismus und Jugendstil im Stadtbild Rigas

Māris Brancis: Die lettische Kunst in den 20er und 30er Jahren. Die lettische Malerei, die lettische Kunstakademie und die Rigaer Künstlergruppe

Jānis Zilgalvis: Der Klassizismus in der Architektur Rigas

Andreas Fülberth: Anreize, Probleme und Effekte von Weltkulturerbe-Nominierungen. Riga neben anderen Beispielen aus dem Ostseeraum

Mark R. Hatlie: Riga at War: 1914–1920

Im Wandel der Zeiten: Die Stadt Memel im 20. Jahrhundert

Joachim Tauber: Editorial 7

1. Geschichte einer Stadt

Joachim Tauber (Lüneburg): Das Memelgebiet (1919–1945) in der deutschen und litauischen Historiografie nach 1945 11

Christian-Alexander Schröder (Berlin): Die Entstehung des „Territoire de Memel" und die Pläne der französischen Administration (1919–1923) 45

Julius Žukas (Klaipėda): Soziale und wirtschaftliche Entwicklung Klaipėdas/Memels von 1900 bis 1945 75

Vygantas Vareikis (Klaipėda): Klaipėda zwischen der Sowjetunion und der Litauischen SSR, 1945–1990 117

Aidas Rūtė (Klaipėda): Zur Stadtentwicklung und zum sozialen und kulturellen Leben Klaipėdas 1945–1982 149

Vygantas Vareikis (Klaipėda): Der Weg nach Westen: Die soziale und wirtschaftliche Transformation der Stadt Klaipėda nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit 173

2. Gesichter einer Stadt

Jonas Genys (Klaipėda), Edmundas Andrijauskas (Klaipėda): Zur Stadtentwicklung und Architektur Klaipėdas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert 187

Zita Genienė (Klaipėda): Gastronomie, Tourismus und Feste in Klaipėda im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts 211

Manfred Klein (Keutschach): „Es gab Blumen und viele Vorhänge." Memels deutsches Theater 1920–1939. Ein Überblick 235

Claudia Sinnig (Berlin): Fluchtpunkt Klaipėda: Litauische Literaten im Klaipėda der 30er Jahre 279

Ruth Leiserowitz (Berlin): Die Illusion der transmigratorischen Existenz. Juden im Memel des 20. Jahrhunderts 307

Arthur Hermann (Heidelberg): Die Evangelische Kirche im Memelland des 20. Jahrhunderts 337

Leonidas Donskis (Kaunas): Klaipėda auf der Landkarte des modernen Gedächtnisses. Ein Essay über die Identitätssuche in einer Stadt des 21. Jahrhunderts 369

Dietmar Willoweit (Würzburg): Im Schatten des Untergangs. Eine Kindheit in Memel 393

Erich Kussau (Radevormwald): Junge Memelländer in der Fremde 407

Rezensionen

Kęstutis Kasparas, Lietuvos karas (Der litauische Krieg) (Gintautas Žebelis) 423

Sąjūdis Klaipėdoje. Dokumentinė knyga (Der Klaipėdaer Sąjūdis. Ein dokumentarisches Buch), hrsg. v. Kostas Kaukas (Aidas Rūtė) 429

Saulius Sužiedėlis, Historical Dictionary of Lithuania (Manfred Klein) 436

Mažosios Lietuvos enciklopedija (Kleinlitauische Enzyklopädie) (MLE). Bd. 1: A-Kar (Gerhard Bauer) 440

1941 m. birželio sukilimas. Dokumentų rinkinys (Der Juniaufstand 1941. Eine Dokumentensammlung), zusammengest. v. Valentinas Brandišauskas (Arthur Hermann) 446

Alfonsas Eidintas, Vytautas Žalys, Alfred Erich Senn, Lithuania in European Politics. The Years of the First Republic, 1918–1940, hrsg. v. Edvardas Tuskenis (Česlovas Laurinavičius) 449

Judenmord in Litauen. Studien und Dokumente, hrsg. v. Wolfgang Benz u. Marion Neiss (Christoph Dieckmann) 454

Einsatz im „Reichskommissariat Ostland". Dokumente zum Völkermord im Baltikum und in Weißrußland 1941–1944, hrsg. v. Wolfgang Benz, Konrad Kwiet u. Jürgen Matthäus (Kim Christian Priemel) 459

Heinz Teufel, Dietmar Willoweit, Land am Kurischen Haff. Eine Bildreise (Dietmar Albrecht) 464

Bodo Steinberg, Das Paradies an der Bernsteinküste. Geschichten aus Ostpreußen (Leonore Martin) 467

Yvonne Luven, Der Kult der Hausschlange. Eine Studie zur Religionsgeschichte der Letten und Litauer (Ulrike Plath) 471

Gertrud Bense, „Giedojam taw – Wir singen Dir". Zur Textgeschichte der preußisch-litauischen Gesangbücher im 18. Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung der Liedersammlung von Fabian Ulrich Glaser (1688–1747) und ihrem Umfeld (Christiane Schiller) 477

Selbstbewusstsein und Modernisierung. Sozialkultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Robert Traba (Hans-Christian Trepte) 481

Lietuvos Žydų žudynių byla. Dokumentų ir straipsnių rinkinys (Massenmord an den litauischen Juden. Ausgewählte Dokumente und Artikel), hrsg. v. Alfonsas Eidintas (Ruth Leiserowitz) 486

The Anti-Soviet Resistance in the Baltic States. Genocide and Resistance Research Centre of Lithuania, hrsg. v. Arvydas Anušauskas (David Feest) 489

Rolf-Dieter Müller, Gerd R. Ueberschär, Hitlers Krieg im Osten 1941–1945. Ein Forschungsbericht (Joachim Tauber) 494

Andreas Hilger, Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, 1941–1956. Kriegsgefangenenpolitik, Lageralltag und Erinnerung (Karsten Brüggemann) 497

Die SS. Elite unter dem Totenkopf. 30 Lebensläufe, hrsg. v. Roland Smelser u. Enrico Syring; Matthias Schröder, Deutschbaltische SS-Führer und Andrej Vlasov 1942–1945. „Rußland kann nur von Russen besiegt werden": Erhard Kroeger, Friedrich Buchardt und die Russische Befreiungsarmee (Joachim Tauber) 501

„Betr.: Sicherstellung". NS-Kunstraub in der Sowjetunion, hrsg. v. Wolfgang Eichwede u. Ulrike Hartung; Natalia Volkert, Kunst- und Kulturraub im Zweiten Weltkrieg. Versuch eines Vergleichs zwischen den Zielsetzungen und Praktiken der deutschen und der sowjetischen Beuteorganisationen unter Berücksichtigung der Restitutionsfragen (Anja Heuß) 507

Christian Gerlach, Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944; Bernhard Chiari, Alltag hinter der Front. Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weißrußland 1941–1944 (Rudolf A. Mark) 515

Karl-Heinz Füssl, Die Umerziehung der Deutschen. Jugend und Schule unter den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges 1945–1955; Klaus-Dietmar Henke, Die amerikanische Besetzung Deutschlands (Joachim Tauber) 524

Vorlesungsverzeichnisse der Universität Königsberg (1720–1804), hrsg. v. Michael Oberhausen u. Riccardo Pozzo (Michael Lintz) 529

Insa Mareike Rega, Die sowjetische Neubesiedlung des nördlichen Ostpreußen bis 1950 am Beispiel von vier Landkreisen; Volker Frobarth, Das Königsberger Gebiet in der Politik der Sowjetunion 1945–1990. Mit einer analytischen Betrachtung des Kaliningrader Gebiets in der Politik Rußlands 1991–2000 (Uwe Neumärker) 532

Bert Hoppe, Auf den Trümmern von Königsberg (Horst-Dieter von Enzberg) 537

Werner Benecke, Die Ostgebiete der Zweiten Polnischen Republik. Staatsmacht und öffentliche Ordnung in einer Minderheitenregion 1918–1939 (Sabine Bamberger-Stemmann) 539

Andreas R. Hofmann, Die Nachkriegszeit in Schlesien. Gesellschafts- und Bevölkerungspolitik in den polnischen Siedlungsgebieten 1945–1948 (Horst-Dieter von Enzberg) 543

Jüdische Autoren Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Hans Henning Hahn u. Jens Stüben (François Guesnet) 546

Der Deutsche Orden in der Zeit der Kalmarer Union 1397–1521, hrsg. v. Zenon Hubert Nowak unter Mitarbeit v. Roman Czaja (Sven Ekdahl) 550

Karin Friedrich, The Other Prussia. Royal Prussia, Poland and Liberty, 1569–1772 (Jörg Hackmann) 559

Errata 563

Die Autoren der Abhandlungen 565

Editorial

Am ersten Augustwochenende 2002 erreichten die Feierlichkeiten zum 750. Jahrestag der Gründung der Stadt Memel/Klaipėda ihren Höhepunkt. Einen solchen Ansturm an Menschen hatte die Stadt an der Dange noch nie in ihrer Geschichte erlebt: Nach litauischen Presseberichten betrug die Zahl der Besucher fast zwei Millionen. Bei herrlichem Sommerwetter drängten die Menschenmengen durch die historische Altstadt, umlagerten die verschiedenen Veranstaltungen und genossen die Atmosphäre. Und ein Teil der Gäste kam sicherlich auch in ein Lokal, das, in einem ehemaligen, jetzt restaurierten und umgebauten Speicher direkt an der Dange gelegen, bereits heute nicht mehr aus dem Stadtbild wegzudenken ist. Wie selbstverständlich trägt diese rustikale Kneipe den Namen „Memelis",* als Dekoration des Innenraums dienen Motive von Ansichtspostkarten aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die Normalität und Ungezwungenheit im Umgang mit der Vergangenheit, die im Stadtjubiläum ihren Ausdruck fand, weist auf einen Sachverhalt hin, der auch für die Konzeption dieses „Nordost-Archivs" mitbestimmend war: Die tiefe Zäsur des Jahres 1945, versinnbildlicht in der Flucht der bisherigen und der Ankunft einer neuen Bevölkerung, bedeutete nicht das Ende der Geschichte dieser Stadt und ihres Umfeldes. Über alle Brüche, Zäsuren und Umschwünge hinweg, die die Region an der Memel in den vergangenen 100 Jahren erlebte, gibt es auch Kontinuitäten, Verbindendes und gemeinsam Erfahrenes, die im heutigen Klaipėda und im Selbstverständnis seiner Bewohner unterschwellig präsent sind oder zumindest nicht verdrängt oder totgeschwiegen werden. Wer die folgenden Beiträge liest, wird z.B. überrascht feststellen, dass während des vergangenen Jahrhunderts der Wohnungsmangel ein Charakteristikum des Stadtlebens war, und für so unterschiedliche Institutionen wie das Direktorium des autonomen Memelgebiets oder das Exekutivkomitee der KPL der Stadt Klaipėda zu einem wichtigen stadtpolitischen Thema wurde. Und die geringe Anziehungskraft der Stadt auf litauische Intellektuelle in den 30er Jahren findet ihr Pendant in der Klage der Eliten der 70er Jahre über die geistige Enge der Industrie- und Hafenstadt. Durchaus ungewöhnlich ist auch, dass Funktionäre der örtlichen KPL verantwortlich für die Entscheidung zum Wiederaufbau und zur Res-

* www.memelis.lt

taurierung der Altstadt waren, die heute – mit dem Simon-Dach-Brunnen vor dem Theater – zum Wahrzeichen der Stadt und ihrer Geschichte geworden ist. Vor diesem Hintergrund bedarf es fast keiner Erwähnung, dass die in den 20er Jahren erschienene Stadtgeschichte von Johannes Sembritzki jetzt in litauischer Übersetzung in den Buchläden Klaipėdas ausliegt.

Die Beiträge geben zum einen einen Überblick über bestimmte Phasen der Geschichte der Stadt (wobei teilweise die Perspektive auf das gesamte Memelgebiet erweitert wird) und versuchen, zentrale Entwicklungen im 20. Jahrhundert nachzuzeichnen, zum anderen bieten sie detaillierte, meist direkt aus den Quellen gearbeitete Studien zu einzelnen Fragestellungen. Die Vielfalt der Themen von der Geschichte des deutschen Theaters in Memel zur Stadtarchitektur, von der Gastronomie in Sandkrug zur jüdischen Bevölkerung Memels, von litauischen Intellektuellen zur evangelischen Kirche, von der französischen ‚Zeit' bis zum Kinobesuch nach 1945 bilden ein Prisma, in dem sich Geschichte bündelt, in dem die Stadt mehr ist als nur ein Ort, an dem in der Zwischenkriegszeit der deutsch-litauische Antagonismus, später der deutsch-sowjetische Krieg und noch später die sowjetisch-litauische Auseinandersetzung um Souveränität und Okkupation ihren jeweiligen Bezugs- und Brennpunkt fanden. Ein dritter, den Band beschließender Abschnitt lässt Raum für persönliche Eindrücke von Menschen, die diese Stadt geprägt hat: Dietmar Willoweit und Erich Kussau erinnern sich ihrer Jugend bzw. ihrer Zeit als litauischer Soldat; Leonidas Donskis, geboren und aufgewachsen in Klaipėda, schildert sowohl für sich persönlich als auch für die heutigen Bewohner die Suche nach Identität für das 21. Jahrhundert.

Der Ansatz, die Stadtgeschichte für das *gesamte* 20. Jahrhundert zu thematisieren, bestimmt auch die Gliederung des Bandes, die nicht der Chronologie ‚vor' und ‚nach' 1945 folgt, sondern unter thematischen Oberbegriffen Entwicklungslinien und Fallstudien einordnet. Den Anspruch, eine zusammenhängende und umfassende Stadtgeschichte zu ersetzen, vermag der vorliegende Band freilich nicht zu erfüllen, vielmehr zeigen vor allem die Detailstudien, wie viele Fragen derzeit noch offen sind bzw. weiter erforscht werden sollten. Zugleich spiegelt dieses „Nordost-Archiv" aber auch die Veränderungen des letzten Jahrzehnts deutlich wider: Der hohe Anteil an litauischen Autoren und die Akribie ihrer Beiträge belegen, welche starken Impulse für die Regionalgeschichte des Memelgebietes von der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Litauens auch für die historische Forschung ausgingen. In diesem Zusammenhang sei den Kolleginnen und Kollegen des

Forschungszentrums für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Universität Klaipėda, insbesondere Vygantas Vareikis und Vacys Vaivada, für die vielfältige Hilfe und Unterstützung für diesen Band des „Nordost-Archives" herzlich gedankt.

Joachim Tauber, Lüneburg

ABHANDLUNGEN

Das Memelgebiet (1919–1945) in der deutschen und litauischen Historiografie nach 1945

von Joachim Tauber

Zehn Jahre nach der Wiedererlangung der litauischen Unabhängigkeit und am Beginn des 21. Jahrhunderts soll der folgende Beitrag einen kritischen und kommentierenden Überblick zur Geschichte des Memelgebietes im Spiegel der deutschen und litauischen Historiografie nach 1945 bieten. Die nach 1945 erschienenen Arbeiten und Beiträge[1] standen dabei selbst unter dem Eindruck und den Folgen des Zweiten Weltkrieges und spiegeln aus heutiger Sicht auch die unter dem Begriff ‚Kalter Krieg' bekannt gewordene Systemkonkurrenz einer bipolaren Welt wider. Keineswegs überraschend blieb daher bis zu Beginn der 90er Jahre innerhalb der Geschichtsschreibung beider Länder eine nationale Perspektive bestimmend, was nicht unerhebliche Auswirkungen auf die Wege der Forschung hatte.

Außenansicht: Das Memelgebiet als Streitobjekt zwischen Litauen und Deutschland

Die Abtrennung des Memelgebietes durch den Artikel 99 des Versailler Vertrages ist in seinen wesentlichen Zügen seit langem rekonstruiert worden. Es herrscht Übereinstimmung darüber, dass die Vertreter der Entente in Versailles zu einem Kompromiss zwischen den litauischen und polnischen Ansprüchen gelangten.[2] In fast allen Darstellungen wird die Antwort Clemenceaus auf die deutschen Proteste gegen die Abtretung des Memellandes zitiert, in der der fran-

---

1 Der folgende Beitrag strebt keine vollständige Erfassung aller erschienenen Publikationen an.

2 Vgl. Ernst-Albert Plieg, Das Memelland 1920–1939. Deutsche Autonomiebestrebungen im litauischen Gesamtstaat. Würzburg 1962, S. 6 ff.; Petronėlė Žostautaitė, Klaipėdos kraštas 1923–1939 (Das Memelgebiet 1923–1939). Vilnius 1992, S. 14 ff.

zösische Ministerpräsident nicht nur die Mehrheit der Bevölkerung als Litauer bezeichnete, sondern auch die wirtschaftliche Bedeutung Memels als einzigen Ostseehafen Litauens hervorhob.[3] Symptomatisch für die frühere Forschung ist die Interpretation, die die Autoren den wenigen Sätzen Clemenceaus gaben. Während auf litauischer Seite darauf verwiesen wurde, der Vorsitzende der Friedenskonferenz habe die Abtretung des Memelgebietes aufgrund nationaler und wirtschaftlicher Prinzipien[4] gefordert und das Gebiet „als immer litauisch" bezeichnet, wurden auf deutscher Seite „die wirtschaftlichen Überlegungen" als „das eigentlich treibende Moment für die beabsichtigte Abtrennung" hervorgehoben.[5]

Relativ wenig erforscht ist die französische Periode. Insofern beschreitet der in diesem Band veröffentlichte Beitrag von Christian Alexander Schröder Neuland.[6] Abgesehen von dieser Ausnahme wurden die französischen Akten, soweit ich sehe, weder von deutschen noch von litauischen Historikern benutzt. Dies ist umso überraschender, als die Vorgänge im Januar 1923 nur vor dem Hintergrund der drei Jahre französischer Oberhoheit zu verstehen sind. Von besonderer Wichtigkeit war die immer mehr um sich greifende Idee, in Memel einen Freistaat zu schaffen, die vor allem in memelländischen Wirtschaftskreisen viel Anklang fand. Während die ältere deutsche Forschung der Freistaatskonzeption durchaus positiv gegenübersteht und eine erstrebenswerte Entwicklung durch das litauische Vorgehen 1923 abrupt abgeschnitten sieht,[7] interpretiert die litauische Geschichtsschreibung diese Episode als eine gegen litauische Ansprüche gerich-

---

3 Vgl. Vygantas Vareikis, Klaipėda XX amžiuje (Memel im 20. Jahrhundert). Klaipėda 1993, S. 15 f. Der französische Text findet sich bei Gerhard Willoweit, Die Wirtschaftsgeschichte des Memelgebietes. Marburg a.d.L. 1969, S. 432.

4 Vgl. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 15.

5 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 3), S. 432.

6 Vgl. den Beitrag Schröder in diesem Band. – Interessant und weiterführend wäre ein Vergleich zwischen der französischen Politik im besetzten linksrheinischen Gebiet und dem Memelgebiet. Während am Rhein der nationale Abwehrkampf in einen latenten Antagonismus zwischen Franzosen und Deutschen führte, gestalteten sich die Beziehungen in Memel offensichtlich weit harmonischer. Auch wenn die Bedeutung des Rheinlandes für Frankreich bei weitem wichtiger war und eine konkrete politische Zielsetzung (Rheinlandstaat) verfolgt wurde, könnte eine Komparation die Forschung voranbringen. Zur Reaktion der rheinischen Bevölkerung vgl. z.B. die gelungenen Ausführungen von Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989. 3. Aufl., Bonn 1996, S. 30-41.

7 Zum Freistaat vgl. Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 16 ff.; Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 3), S. 441-445.

tete Politik, hinter der vor allem Polen als Drahtzieher ausgemacht wird.[8]

Offensichtlich stand der französische Vertreter vor Ort dem Freistaatsgedanken weit positiver gegenüber als seine Regierung und unterstützte aktiv die Überlegungen, die von memelländischer Seite an ihn herangetragen wurden. Eine Umfrage in der Bevölkerung ergab eine breite Mehrheit für den projektierten Freistaat.[9] Für die folgenden Ereignisse wurde entscheidend, dass das neu zu schaffende Staatsgebilde unter dem Protektorat einer Ententemacht stehen sollte.[10] Die in einer solchen Lösung inhärenten Konsequenzen schufen die Ausgangsbasis für die Konstellation im Januar 1923. Für das Deutsche Reich war die Freistaatslösung aus verschiedenen Gründen inakzeptabel: Zum einen wäre der polnische Einfluss in Memel massiv gestiegen und damit Ostpreußen auch im Osten in der polnischen ‚Zange' gewesen, zum zweiten hätte erstmals eine aus Berliner Sicht deutschsprachige Bevölkerung einen durch den Versailler Vertrag geschaffenen Sachverhalt vielleicht sogar in einer Volksabstimmung sanktioniert, womit zum dritten die bisherige Strategie, die Gebietsabtretungen des Versailler Vertrages als nicht dem Willen der Bevölkerung entsprechend anzugreifen, zumindest unterlaufen worden wäre. Die Torpedierung des ‚Freistaates Memel' entsprach somit sowohl den politischen Interessen Deutschlands als auch denen Litauens, wenn auch nicht unbedingt denen der Memelländer. Die eben gegebene Interpretation entspricht dem aktuellen Forschungsstand, wie neuere Arbeiten zur Thematik zeigen.[11] Die deutsch-litauische Annäherung in Bezug auf die Memelfrage ist im Übrigen keineswegs als kurzfristige und überraschende Konstellation zu bezeichnen, denn bereits seit Frühjahr 1922 gaben beide Seiten in geheimen Gesprächen deutliche Signale über die jeweiligen Absichten.[12]

---

8 Vgl. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 18 ff.; Vytautas Žalys, Das Memelproblem in der litauischen Außenpolitik (1923–1939), in: Nordost-Archiv N.F. II (1993), S. 248 f.

9 Vgl. Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 3), S. 443.

10 Der Gedanke findet sich bereits in der Denkschrift der Memeler Wirtschaftsverbände vom Juni 1921, die gemeinhin als Auftakt der Freistaatsagitation gesehen wird.

11 Vgl. Karl-Heinz Ruffmann, Deutsche und litauische Memelpolitik in der Zwischenkriegszeit. Ein Vergleich, in: Nordost-Archiv N.F. II (1993), S. 219 f.; Joachim Tauber, Die Memelfrage im Rahmen der deutsch-litauischen Beziehungen 1919–1939, in: Ebenda, S. 108 ff.; Žalys, Memelproblem (wie Anm. 8), S. 250-253; Vareikis, Klaipėda (wie Anm. 3), S. 21-30.

12 Vgl. Joachim Tauber, Quellen zur Geschichte des Memelgebietes (1923–1939) im litauischen Staatsarchiv in Vilnius, in: Jahrestagung 1993, hrsg. v. Litauischen

Die deutsch-litauische Zusammenarbeit im Vorfeld des ‚Aufstandes' von 1923 kann inzwischen als *communis opinio* gelten.[13] Die in älteren deutschen Arbeiten oft zwischen den Zeilen angedeutete Vermutung, es habe ein französisch-litauisches *fait accompli* gegeben,[14] wobei oft auf die zeitgleiche Ruhrbesetzung hingewiesen wird,[15] entspricht nicht den Tatsachen, ganz im Gegenteil: Das litauische Vorgehen zielte in Abstimmung mit dem Deutschen Reich und der Sowjetunion[16] gegen Frankreich und vor allem gegen Polen.[17] Der litauische Entschluss zum Eingreifen in Memel fiel ohne eine vorzeitige Kenntnis der Ruhrbesetzung.

Die litauische Entscheidung, sich mit einem Coup in den Besitz des Memelgebietes zu setzen, ist vor allem von litauischen Historikern rekonstruiert worden. Im Herbst 1922 entschied sich Kaunas zum direkten Eingreifen im Memelgebiet, da sich abzeichnete, dass die Verhandlungen der Botschafterkonferenz in Paris wahrscheinlich auf eine Freistaatslösung hinausliefen oder zumindest eine Übertragung der Souveränität über das Memelgebiet an Litauen immer unwahrscheinlicher wurde.[18] Um in der diplomatischen Auseinandersetzung nach der Aktion formal die Verantwortung abstreiten zu können, ent-

---

Kulturinstitut. Lampertheim 1994, S. 26 f.; ders., Die Memelfrage im Rahmen der deutsch-litauischen Beziehungen 1919–1933, in: Deutschland und Litauen. Bestandsaufnahmen und Aufgaben der historischen Forschung, hrsg. v. Norbert Angermann u. Joachim Tauber. Lüneburg 1995, S. 108 ff.; Alfred Erich Senn, Detalės ir asmenybės (Einzelheiten und Persönlichkeiten), in: 1923 metų Sausio įvykiai Klaipėdoje (Die Ereignisse in Memel im Januar 1923), hrsg. v. Forschungszentrum für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Universität Klaipėda. Klaipėda 1995, S. 51-56; Žalys, Memelproblem (wie Anm. 8), S. 251 ff.

13 Die neueste Gesamtdarstellung der litauischen Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit zeichnet sich u.a. durch eine überzeugende Darstellung der Memelproblematik und deren Einordnung in die außenpolitische Gesamtlage aus: Alfonsas Eidintas, Vytautas Žalys, Alfred Erich Senn, Lithuania in European Politics. The Years of the First Republic 1918–1940. New York 1998, hier S. 85-99 u. 158-166.

14 So Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 21.

15 So Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 3), S. 445: „geschickt den Ruhrkonflikt (...) ausnutzend (...) rissen die Litauer (...) das Memelgebiet an sich."

16 Vgl. Žalys, Memelproblem (wie Anm. 8), S. 253 ff.

17 Von der älteren deutschen Forschung erkennt allein Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 3), S. 446, welche große Bedeutung Polen im litauischen Kalkül spielte. Dagegen wird die antipolnische Ausrichtung auch der deutschen Politik von litauischer Seite klar angesprochen. Vgl. etwa die kurze und prägnante Analyse von Vareikis, Klaipėda (wie Anm. 3), S. 18.

18 Vgl. Žalys, Memelproblem (wie Anm. 8), S. 249-255; Alfonsas Eidintas, Lietuvos propagandinė veikla ruošiant sausio sukilimą Klaipėdoje (Die litauische Propaganda im Vorfeld des Januaraufstandes in Memel), S. 29-34; Vygantas Vareikis, Klaipėdos krašto užėmimas (Die Besetzung des Memelgebietes), S. 35-40, beide in: 1923 metų sausio įvykiai Klaipėdos (Die Ereignisse in Memel im Januar 1923),

schloss sich die Regierung in Kaunas, den Einmarsch als einen ‚Aufstand' der litauischsprachigen Bevölkerung des Memelgebietes zu tarnen.[19] Initiiert, organisiert und geleitet wurde der Coup von Kaunas aus.

Der eben geschilderte Sachverhalt ist heute in der Forschung nicht mehr umstritten, sorgte aber bis zu Beginn der 90er Jahre zu einer teilweise polemischen Auseinandersetzung zwischen litauischen und deutschen Historikern.[20] Bedauerlich ist, dass in litauischen populärwissenschaftlichen Darstellungen und Schulbüchern teilweise weiterhin der lieb gewordene Mythos gepflegt wird;[21] dabei ist Alfred Erich Senn durchaus beizupflichten, der die litauische Entscheidung als mutigen Schritt des jungen Staates bezeichnet. Immerhin riskierte man die Konfrontation mit einer der Siegermächte des Ersten Weltkrieges.[22]

---

hrsg. v. Forschungszentrum für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Universität Klaipėda. Klaipėda 1995; Aldona Gaigalaitė, Ernestas Galvanauskas tarptautiniame Klaipėdos ir Vilniaus problemų sūkuryje (Ernestas Galvanauskaus im internationalen Strudel des Memel- und Vilniusproblems), in: Lietuvos Užsieno reikalų ministrai (Die Außenminister Litauens) 1918–1940, Red. v. Alfonsas Česonis. Kaunas 1999, S. 93-103.

19 Eine bislang offene Frage ist, inwieweit sich die litauische Regierung dabei vom Vorgehen Polens in der Vilniusfrage inspirieren ließ. Im Oktober 1920 hatten ‚meuternde' polnische Einheiten unter dem General Lucian Żeligovski das von Litauen beanspruchte Gebiet besetzt, was Polen offiziell die Möglichkeit gab, jegliche Verantwortung abzulehnen. Der ‚Aufstand' im Memelgebiet erfüllte exakt dieselbe Funktion.

20 Vgl. z.B. Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 19-23; Heinrich A. Kurschat, Das Buch vom Memelland. Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes. Oldenburg 1968, S. 166-178; Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 21-30, vertrat noch 1992 den Gedanken eines autochthonen Aufstandes, obwohl die von ihr ausführlich geschilderte Unterstützung aus Großlitauen den gegenteiligen Schluss nahelegt.

21 Gegenüber dem völlig unzulänglichen, alte Stereotypen wiederbelebenden Sammelband Lietuvininkų kraštas (Das Gebiet der Kleinlitauer), hrsg. v. Norbertas Vėlius. Kaunas 1995, berichtet die Monographie von Albertus Juška, Jurgis Mališauskas u. Vladas Pupšys, Lietuvininkų žemė (Das Land der Kleinlitauer), die ausdrücklich auch als Überblicksdarstellung für Schüler geschrieben wurde, immerhin davon, dass auch unter den Kleinlitauern nicht alle für einen Anschluss an Großlitauen eingetreten seien und die Initiative von Kaunas ausgegangen sei. Den regulären litauischen Einheiten hätten sich dann jedoch „unverzüglich 300 der tapfersten Söhne Kleinlitauens" („nedelsdami [...] apie 300 ryžtingiausių Mažosios Lietuvos sūnų") angeschlossen (ebenda, S. 73), sodass doch wieder das Bild eines autochthonen Aufstandes heraufbeschworen wird. Von der wirklichen deutschen Rolle bei den Ereignissen wissen die Autoren nichts zu berichten. Vorbildlich dagegen die jetzt erschienene populärwissenschaftliche Stadtgeschichte von Historikern aus Klaipėda (vgl. Anm. 111).

22 Alfred Erich Senn, The Great Powers, Lithuania and the Vilna Question, 1920–1928. Leiden 1966, S. 106: „The Memel action was perhaps Lithuania's boldest international move during the entire period between the two world wars." Vgl. auch ders., Die Besetzung Memels im Januar 1923, in: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 10 (1965), S. 334-352.

Als Ergebnis langwieriger Verhandlungen zwischen den Ententemächten und Litauen kam es schließlich zur Memelkonvention, die aus einem Hauptteil und drei Anhängen bestand. Deren erster, das Memelstatut, wird zu Recht als „das eigentliche Grundgesetz für die memelländische Autonomie"[23] bezeichnet. Die Konvention begründete den Sonderstatus des Memelgebietes innerhalb der Republik Litauen, was vor allem in der Existenz eines eigenen Parlaments, des memelländischen Landtags, zum Ausdruck kam. Die deutsche und die litauische Sprache waren gleichberechtigte Amtssprachen. Litauens Souveränität über das Gebiet wurde vor allem durch die Person des Gouverneurs ausgeübt, der den Präsidenten der memelländischen Regierung, des Direktoriums, ernannte. Der Präsident war aber zugleich vom Vertrauen des memelländischen Landtags abhängig. Ohne in weitere Einzelheiten zu gehen,[24] lässt sich festhalten, dass die Konvention und das Statut aus Sicht neuerer Arbeiten durchaus als vielversprechender Ansatz interpretiert werden.[25] In den Worten von Vytautas Žalys: „Im historischen Rückblick eröffneten die Memelkonvention und das Memelstatut eine historische Chance für Litauen und die litauischen Memelländer."[26]

Dass diese ‚historische Chance' vertan wurde, lag in Sonderheit an den einerseits deckungsgleichen, andererseits völlig unterschiedlichen Zielsetzungen, die das Deutsche Reich und Litauen im Memelgebiet verfolgten. Einig waren sich Kaunas und Berlin in einer Hinsicht: Die

---

23 Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 32.

24 Die Konvention und die drei Anhänge sind abgedruckt in: Ebenda, S. 231-244. Ausführlich zur Konvention ebenda, S. 25-34; Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 30-40.

25 Vgl. Vytautas Žalys, Ringen um Identität. Warum Litauen zwischen 1923 und 1939 im Memelgebiet keinen Erfolg hatte / Kova dėl identiteto. Kodėl Lietuva nesisekė Klaipėdoje tarp 1923–1939 m. Lüneburg 1993, S. 31-37; Ruffmann, Memelpolitik (wie Anm. 11), S. 231 f.; ders., Deutsche und Litauer in der Zwischenkriegszeit. Erinnerungen eines Memelländers, Überlegungen eines Historikers. 3. Aufl., Lüneburg 1994, S. 18 f.; Martynas Brakas, Mažosios Lietuvos politinė ir diplomatinė istorija (Die politische und diplomatische Geschichte Kleinlitauens). Vilnius 1995, S. 103 f.

26 Zit. nach Žalys, Ringen (wie Anm. 25), S. 35. Ähnlich Vareikis, Klaipėda (wie Anm. 3), S. 31, der in der Kapitelüberschrift zur Memelkonvention von „nichtrealisierten Möglichkeiten" („nerealizuotos galimybės") spricht. Noch in der Arbeit von Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 39, wird dagegen die Memelkonvention kritisiert, da sie eine wirkliche wirtschaftliche Verbindung mit Großlitauen erschwert und die Zentralgewalt im ökonomischen und kulturellen Bereich keine Einflussmöglichkeit besessen habe, sodass ein ‚Staat im Staate' geschaffen worden sei. Daher habe das Memelstatut „eine wirkliche Gefahr für die Staatlichkeit ganz Litauens" („rimtas pavojus visos Lietuvos valstybingumui") bedeutet. Diese Interpretation verkennt das eigentliche Anliegen der Memelkonvention.

Memelkonvention wurde als Transitorium verstanden, als Zwischenspiel, das keinen Bestand haben würde. Diese Übereinstimmung prägte die Politik der beiden Staaten, denn rebus sic stantibus war der ‚Kampf um Memel' keineswegs beendet, sondern hatte nur ein neues Stadium erreicht.[27] Ging es für das Deutsche Reich letztlich um die Wiedereingliederung des Memelgebietes in deutsches Territorium, so galt in Kaunas als höchste Priorität, den „Klaipėdos kraštas" mittel- und langfristig vollständig zu integrieren, was zwangsläufig auch eine zumindest skeptische Haltung gegenüber dem Autonomiestatus implizierte. Diese *reservatio mentalis* steht im Kern des politischen Spiels um Memel und bildet den ‚roten Faden', der sich durch die Ereignisse bis 1939 zieht.

Im Rahmen dieses grundsätzlichen Gegensatzes hatte und behielt die deutsche Seite die bessere Ausgangsposition, denn alle Wahlen zum memelländischen Landtag bescherten den deutschorientierten Parteien deutliche Mehrheiten.[28] Ein klares Defizit der Forschung stellt im Übrigen die Parteienlandschaft im Memelgebiet bis 1933 dar. Auf deutscher Seite ist man immer noch auf die spärlichen Bemerkungen in der Monographie von Ernst-Albrecht Plieg angewiesen,[29] wobei die Klassifizierung der Parteien allein aufgrund der Trennungslinie zwischen Vertretern der Autonomie (i.e. deutschorientiert) und ‚Litauern' vorgenommen wird.[30] Vice versa bezeichnet Petronėlė Žostautaitė alle deutschorientierten Parteien als „revanchistisch" und kritisiert die litauischen politischen Gruppierungen, die keine gemeinsame Linie gefunden hätten.[31] Allein diese Feststellung weist aber schon darauf hin, dass die Zielsetzungen und Absichten differenzierter zu sehen sind, als es eine Schematisierung in prodeutsch und prolitauisch erlaubt. Neben der memelländischen Volkspartei waren die memelländische Landwirtschaftspartei, die sozialdemokratische Partei

---

27 Wobei man durch die Januaraktion sowohl Polen als auch Frankreich erfolgreich ausgeschaltet hatte!

28 Zu den einzelnen Wahlergebnissen vgl. etwa Kurschat, Buch (wie Anm. 20), S. 182, 183, 185 u. 194.

29 Vgl. Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 33 ff., 41 u. 88 f.

30 Vgl. z.B. die Auflistung der Wahlergebnisse in: Ebenda, S. 41, Anm. 48.

31 Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 63 u. 66-69. Die früheren Arbeiten der Autorin zu den memelländischen Parteien bieten aufgrund der ideologischen Perspektive wenig Ansätze für zukünftige Forschungen. Vgl. dies., Klaipėdos krašto revanšistinės vokiečių partijos 1925–1933 m. (1. Įkūrimas ir organizacinė veikla) (Die revanchistischen deutschen Parteien des Memelgebietes 1925–1933. [1. Gründung und Tätigkeit]), in: Lietuvos TSR mokslų akademijos darbai, Serija A, 2 (71) (1980), S. 53-67; dies., Klaipėdos krašto revanšistinės vokiečių partijos 1925–1933 m. (2. Jų veikla sudarant Klaipėdos krašto direktoriją) (Die revanchisti-

des Memellandes und die Kommunisten im memelländischen Landtag vertreten. Abgesehen von den klassischen Linksparteien existierte mit der Landwirtschaftspartei eine schon im Namen erkennbare politische Vertretung agrarischer Interessen, was bei der später noch zu schildernden Wirtschaftsstruktur des Memellandes keineswegs überrascht. Auch wenn sich Sozialdemokraten, Volks- und Landwirtschaftspartei bei den ersten Wahlen 1925 zu einer Einheitsliste zusammenfanden, sollten in der zukünftigen Forschung mögliche Unterschiede klar herausgearbeitet werden. Über die Sozialdemokratie im Memelland, insbesondere ihre Beziehungen zur SPD im Reich ist nichts bekannt, die kommunistische Partei ist geradezu als ‚weißer Fleck' zu bezeichnen, wobei erstaunlich ist, dass sie wie selbstverständlich dem deutschorientierten Lager zugerechnet wird.[32] Was die litauische Seite angeht, so fällt auf, dass die ersten Parteigründungen quasi ein Abbild der eben vorgestellten Parteien darstellen. Ein Ableger der litauischen Sozialdemokratie existierte ebenso wie die kommunistische ‚Föderation der Arbeit',[33] den Bedürfnissen der Landwirtschaft widmeten sich bis 1934 sogar zwei Parteien, die sich dann im Laukininkų Centras (Zentrum der Bauern) zusammenfanden.[34] Die Geschichte der memelländischen Parteien beansprucht aus verschiedenen Gründen Aufmerksamkeit: Zum Einen sind ihre Verbindungen und möglichen Abgrenzungen zu den reichsdeutschen und großlitauischen ‚Mutterparteien' zu erforschen, zum Zweiten ist ihre Programmatik nicht nur im Hinblick auf ihre Haltung zur Memelkonvention, sondern auch im politischen Tagesgeschäft zu analysieren,[35] und zum Dritten ist der Frage nachzugehen, wie sich die litauische Parteienlandschaft nach dem Putsch in Kaunas im Dezember 1926 veränderte.

---

schen deutschen Parteien des Memelgebietes 1925–1933. [2. Ihre Tätigkeit bei der Bildung des Direktoriums]), in: Lietuvos TSR mokslų akademijos darbai, Serija A, 4 (73) (1980), S. 23-40; dies., Klaipėdos krašto revanšistinės vokiečių partijos 1925–1933 m. (3. Jų politika krašto teismų sutvarkymo klausimu) (Die revanchistischen deutschen Parteien des Memelgebietes 1925–1933. [3. Ihre Politik in der Frage der Ordnung des Justizwesens des Gebietes]), in: Lietuvos TSR mokslų akademijos darbai, Serija A, 2 (75) (1981), S. 75-93.

32 Vgl. Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 41.

33 Nach dem Umsturz in Litauen im Dezember 1926 wurde die litauische kommunistische Partei verboten. Durch den Autonomiestatus galt das Verbot nicht für das Memelgebiet. Auffällig bleibt, dass die kommunistischen Gruppierungen im Memelgebiet in der sowjetlitauischen Forschung keine gesonderte Erwähnung finden, sondern, wenn überhaupt, immer die KP Litauens als federführend auftritt.

34 Vgl. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 66 ff.

35 Wobei m.E. vor allem in Wirtschaftsfragen Erkenntnisse zu erwarten sind, die der Typisierung in deutsche und litauische Parteien widersprechen.

Aufgrund der Wahlergebnisse stand den litauischen Zielen immer die Legislative des Memelgebietes als Barriere im Wege; die Machtbefugnisse der Gouverneure und die zuvorderst über ein frei gewähltes Parlament verankerte Autonomie mussten fast zwangsläufig aufeinander stoßen. Die Mehrheitsverhältnisse im memelländischen Landtag bildeten den archimedischen Punkt, von dem aus die deutsche Politik Litauens Stellung im Memelgebiet aus den Angeln heben konnte, wobei das deutsche Generalkonsulat in Memel die Rolle einer Art von Reichstatthalter spielte. Die Gesetzgebungsverfahren im memelländischen Landtag wurden immer mit dem Generalkonsulat abgestimmt, um eine möglichst weitgehende Rechtsgleichheit mit dem Reich zu haben. Über das Generalkonsulat liefen auch die geheimen Finanzierungen deutscher Organisationen im Gebiet. Im Jahre 1940 formulierte ein ehemaliger Mitarbeiter des Generalkonsulats die absolute Prärogative der diplomatischen Vertreter Deutschlands in klaren Worten: „Richtungsweisend in politischer Hinsicht konnte einzig und allein das Deutsche Generalkonsulat in Memel wirken."[36] Dabei ist die deutsche Zielsetzung von Anfang an klar zu erkennen: Es ging darum, den ‚deutschen Charakter' des Gebietes zu wahren.

Die Konflikte, die sich auf diesen Gegensatz zurückführen lassen und in der Forschung immer wieder dargestellt wurden, seien in Folgendem stichpunktartig aufgeführt:

---

36 Lietuvos centrinis valstybės archyvas (Litauisches Zentrales Staatsarchiv) (LCVA), F. 1173, Ap. 3, B. 53, S. 52. Die Aussage steht im Zusammenhang mit Vernehmungen des Personals des Generalkonsulats durch die Geheime Staatspolizei mit dem Ziel, litauische Spione zu enttarnen. Den Umfang der Aufgaben des Generalkonsulats schilderte der ehemalige Vizekonsul des Generalkonsulats von Halem in seiner Aussage vom November 1940: „Vor allem war geheimzuhalten das ganze System der Verbindungen zwischen dem Memeldeutschtum und den Stellen im Reich. Fast alle diese Verbindungen liefen beim Deutschen Generalkonsulat zusammen. An einzelnen derartigen Sachgebieten führe ich beispielsweise auf die enge, stets vorsichtig getarnte Zusammenarbeit des Generalkonsulats mit den memeldeutschen Stellen auf dem Gebiet der Gesetzgebung, der Rechtssprechung, des Wahlkampfes, des militärischen und wirtschaftlichen Nachrichtendienstes. Es fallen ferner hierunter alle finanziellen Unterstützungen, die den Wirtschaftsinstituten des Memelgebiets von reichsdeutscher Seite, meist (...) vom Auswärtigen Amt gegeben wurden, ferner die hohen Geldbeträge, die kulturellen memelländischen Organisationen über das Generalkonsulat zuflossen, die Gelder für die memelländischen Wahlkämpfe, die zum größten Teil von Deutschland finanziert wurden und die ebenfalls über das Generalkonsulat liefen..." Ebenda, S. 56 f. Eine ausführliche Wertung bei Joachim Tauber, Das Dritte Reich und Litauen 1933–1940, in: Zwischen Lübeck und Novgorod. Wirtschaft, Politik und Kultur im Ostseeraum vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Norbert Angermann zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ortwin Pelc u. Gertrud Pickhan. Lüneburg 1996, S. 482 f.

- die Schulfrage, d.h. die Auseinandersetzung um die Unterrichtssprache und die personelle Zusammensetzung der Lehrerschaft;[37]
- damit eng zusammenhängend die Sprachenfrage, d.h. die gleichberechtigte Verwendung des Litauischen und des Deutschen als Amtssprache;[38]
- der beständige Machtkampf zwischen dem Gouverneur, dem Präsidenten des Direktoriums und der Mehrheit des memelländischen Landtages, versinnbildlicht in der ‚Böttcher-Affäre'.[39]

---

37 Noch 1934 besaßen 23,4 % der Grundschullehrer die deutsche Staatsbürgerschaft, was zeigt, wie stark das Bildungssystem weiterhin deutsch geprägt war. Vgl. dazu Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 199. Die Gehaltsdifferenz zu den Einkommen von Lehrern in Deutschland wurde insgeheim vom deutschen Generalkonsulat ausgeglichen. Zur Schulfrage vgl. auch Petronėlė Žostautaitė, Klaipėdos krašto ekonomika ir kultūra 1923–1939 m. (3. Pradžios mokyklos) (Wirtschaft und Kultur des Memelgebietes 1923–1939. [3. Die Volksschulen]), in: Lietuvos TSR mokslų akademijos darbai, Serija A, 3 (44) (1973), S. 161-182; dies., Klaipėdos krašto ekonomika ir kultūra 1923–1939 m. (4. Bendrojo lavinimo vidurinės mokyklos) (Wirtschaft und Kultur des Memelgebietes 1923–1939. [4. Die Mittelschulen]), in: Lietuvos TSR mokslų akademijos darbai, Serija A, 2 (1974), S. 105-117; dies., Klaipėdos krašto ekonomika ir kultūra 1923–1939 m. (5. Aukštosios mokyklos) (Wirtschaft und Kultur des Memelsgebietes. [5. Die höheren Schulen 1923–1939]), in: Lietuvos TSR mokslų akademijos darbai, Serija A, 3 (1974), S. 117-124; Nijolė Strakauskaitė, Lietuviškos mokyklos Klaipėdos krašte 1923–1939 metais (Die litauischen Schulen im Memelgebiet 1923–1939), in: Klaipėdos ir Karaliaučiaus kraštų XVI-XX a. istorijos problems (Historische Probleme des Memelgebiets und des Königsberger Gebietes vom 16. bis zum 20. Jahrhundert), in: Acta Historica Universitatis Klaipedensis. Bd. VIII, Klaipėda 2001, S. 42-49; dies., Der Einfluss politischer Faktoren auf das kleinlitauische Schulwesen 1871–1933, in: Selbstbewusstsein und Modernisierung. Sozialkultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Robert Traba. Osnabrück 2000, S. 69-82. Grundlegend zum Thema Arthur Hermann, Litauischsprachiger Unterricht in Ostpreußen und seine Darstellung in der deutschen und litauischen Historiographie, in: Nordost-Archiv N.F. I (1992), S. 375-393.

38 Vgl. dazu vor allem die kritische, beiden Seiten gerecht werdende Darstellung von Manfred Klein, Die versäumte Chance zweier Kulturen. Zum deutsch-litauischen Gegensatz im Memelgebiet, in: Nordost-Archiv N.F. II (1993), S. 344-351. Demgegenüber betonen Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 52-55, und Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 198-219; dies., Kalbų klausimas Klaipėdos krašte (1923–1939 m.) (Die Sprachenfrage im Memelgebiet 1923–1939), in: Lietuvos istorijos metraštis (1972), S. 57-73, den Gegensatz aus einer nationalen Perspektive. Beispiele für deutsche ‚Verletzungen' der Gleichberechtigung der beiden Sprachen bei Žalys, Ringen (wie Anm. 22), S. 75-79; litauische ‚Verstöße' bei Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 138-141.

39 Böttcher war aufgrund der massiven wirtschaftlichen Probleme des Memelgebietes im Dezember 1931 nach Berlin gereist, um in Gesprächen mit Vertretern des Reiches Abhilfe zu schaffen. Der litauische Gouverneur, der über die Reise nicht informiert war, reagierte nach Anweisung aus Kaunas mit der Absetzung Böttchers. Die Wogen der Erregung schlugen auf beiden Seiten hoch; schließlich beschäftigte sich der Internationale Gerichtshof im Haag mit der Affäre. Symptomatisch für die Darstellungen auf deutscher Seite ist Plieg, Memelland (wie

Die Konfrontation um Böttcher in den Jahren 1931/32 stellt insofern eine Zäsur dar, als die bislang noch eher unterschwellige Konfrontation zwischen Kaunas und Berlin offen zum Ausdruck kam. Fast zehn Jahre nach der Übernahme der Macht im Memelgebiet musste sich die Bilanz aus Sicht der litauischen Zentralregierung katastrophal ausnehmen. Die Schlüsselpositionen in so gut wie allen öffentlichen, kulturellen und politischen Gremien waren weiter fest in deutscher Hand, von einer Lituanisierung oder zumindest von einer langsamen litauischen Mitprägung des Memelgebietes konnte keine Rede sein. Demgegenüber stellte sich aus deutscher Sicht die Bilanz als äußerst positiv dar.

Anfang der 30er Jahre liefen mehrere Entwicklungszüge zusammen, die schließlich zur Konfrontation in Memel führten. Die Endphase der Weimarer Republik war außenpolitisch geprägt durch ein entschiedeneres Vorgehen gegen die Bestimmungen des Versailler Vertrages,[40] was seine Rückwirkungen auch auf das Memelgebiet hatte. Der damit gegebenen Verhärtung der deutschen Position entsprach die litauische Entscheidung, die eigenen Ziele im Memelgebiet mit einem schärferen

Anm. 2), S. 68-85, dessen Hauptkritik auf dem ungeschickten Vorgehen des Generalkonsulats liegt, sodass die Litauer eine Möglichkeit zum Eingreifen gehabt hätten. Die litauische Position bei Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 85-88. Dementsprechend unterscheiden sich die Interpretationen zum Haager Urteil: Žostautaitė (ebenda, S. 88) sieht darin „einen großen Sieg der litauischen Regierung" („didelis Lietuvos vyriausybės laimėjimas"), Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 83 ff., dagegen betont die Entscheidung des Gerichts, die Auflösung des Landtages durch das neu installierte Direktorium sei nicht rechtmäßig gewesen, und hebt hervor, dass „das litauische Vorgehen einer (...) sorgfältig abgesprochenen Taktik entsprang (...), so daß die Elite der europäischen Juristen einer geschickt vorgebrachten Fiktion aufgesessen war." (ebenda, S. 85). Eine abgewogene Darstellung der ‚Böttcher-Affäre' bei Žalys, Ringen (wie Anm. 25), S. 55-61. Žalys weist als einziger auch darauf hin, dass die litauische Regierung in der Auseinandersetzung mit dem Deutschen Reich vielleicht einen Sieg davongetragen hatte, das Prestige von Litauen unter den Memelländern aber einen schweren Schlag erhalten hatte, denn ihnen sei es weniger um juristische Streitereien, sondern um die eigene wirtschaftliche Not gegangen, die ja den Anlass der Reise des Präsidenten des Direktoriums darstellte. Die 14000 Wählerstimmen, die die deutschen Parteien im Vergleich zu 1930 bei den Wahlen zum 3. memelländischen Landtag mehr erhielten, führt Žalys auf die Affäre um Böttcher zurück.

40 Erwähnt seien die Beseitigung der Reparationsverpflichtungen und der Plan einer deutsch-österreichischen Zollunion. Vgl. dazu z.B. Peter Krüger, Die Außenpolitik der Republik von Weimar. Darmstadt 1985, S. 523-551, der in der betreffenden Kapitelüberschrift zu Recht von einem „Großangriff auf die Ordnung von Versailles" (ebenda, S. 523) spricht. Dazu auch Hermann Graml, Zwischen Stresemann und Hitler. Die Außenpolitik der Präsidialkabinette Brüning und Schleicher. München 2001.

Kurs durchzusetzen. So wurde, wie Karl-Heinz Ruffmann formulierte, aus einem „gemeinsame[n] Sorgenkind" ein „Zankapfel".[41]

Die ‚Machtergreifung' Hitlers hatte zunächst indirekte Auswirkungen auf die Situation, indem im Sog der nationalsozialistischen ‚nationalen Revolution' im Reich zwei nationalsozialistische Parteien im Memelgebiet entstanden. Die sich befehdenden NS-Ableger, die CSA (Christlich-Sozialistische Arbeitsgemeinschaft) des Pfarrers v. Sass und die Gegengründung Sovog (Sozialistische Volksgemeinschaft) unter dem Memeler Tierarzt Dr. Ernst Neumann, spiegeln ein Stück nationalsozialistischer Herrschaftsstruktur wider. Dass eine angeblich monolithische ‚Führerpartei' sich im Memelgebiet in zwei Parteigruppierungen aufspaltete, hängt mit der polykratischen Struktur des Dritten Reiches zusammen. Die Vielzahl von Parteidienststellen, die sich der Außenpolitik widmeten, und das Auswärtige Amt lieferten sich auch in Memel einen heftigen Konkurrenzkampf, der zudem noch durch Partikularinteressen der ostpreußischen Parteiführung unter Erich Koch aufgeladen wurde. Zwischen Tilsit,[42] Königsberg und Berlin begann das Buhlen der CSA und der Sovog um die Gunst der Parteigrößen.[43]

Dass beide Parteien Plagiate der NSDAP waren, stand und steht außer Zweifel, doch ist umstritten, ob sich die schließlich aus dem Machtkampf als Sieger hervorgehende Sovog zumindest in Teilaspekten von der NSDAP distanzierte. So glaubt etwa Ernst-Albert Plieg, der euphemistisch nur von „nationalsozialistische[n] Einflüsse[n]" spricht: „Die Judenfrage war für Dr. Neumann und seine Partei indiskutabel. Diese religiöse, rassische und nationale Toleranz (sic!) verschaffte der Sovog (...) weitgehende Sympathien".[44] Die immer noch beste Abhandlung zum Thema lieferte Martin Broszat bereits 1957 in einem Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, in dem er eine klare Abhängigkeit der memelländischen NS-Parteien von der NSDAP vertrat.[45] Quellen litauischer Provenienz bestätigen eher

41 Ruffmann, Memelpolitik (wie Anm. 11), S. 220.

42 Dort saß mit dem Kreisleiter Moser der Kontaktmann der NSDAP für das Memelgebiet.

43 Ausführlich hierzu Tauber, Das Dritte Reich (wie Anm. 36), S. 478 ff. u. 483 f. Vgl. auch die unkritische Deskription der Ereignisse bei Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 107-118.

44 Zit. nach Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 107 u. 115. Plieg vertritt auch die Meinung, die CSA sei die radikalere (d.h. ‚nationalsozialistischere') Partei gewesen.

45 Vgl. Martin Broszat, Die memeldeutschen Organisationen und der Nationalsozialismus, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 5 (1957), S. 273-278.

die These Broszats denn die Pliegs.[46] Für die litauische Historiographie stellt sich die eben dargestellte Forschungsfrage naturgemäß nicht, Kapitelüberschriften wie „Der Aufstieg des Nazismus" („Nacismo kilimas") verdeutlichen die Position.[47]

Entscheidend für die weitere Entwicklung wurde nun, dass die nationalsozialistischen Gruppierungen bei den Wahlen zum Memeler Stadtparlament und zur Landwirtschaftskammer erdrutschartige Wahlsiege verbuchen konnten.[48] Die Bevölkerung des Memelgebietes unterschied sich in ihrer Affinität zum Nationalsozialismus offensichtlich wenig von den Reichsdeutschen.[49] Die Gefahren, die diese Entwicklung enthielt, wurden in Kaunas natürlich klar erkannt, zumal im Memelgebiet der politische Stil zunehmend an die letzten Jahre der Weimarer Republik erinnerte. Aufmärsche und Uniformen dominierten zusehends die politischen Kundgebungen und beeindruckten die Bevölkerung. Uniformiert marschierende ‚Touristen' aus dem Reich ‚besuchten' an Wochenenden gerne das Memelgebiet.[50]

Da die nationalsozialistische Infiltration auch durch eine personelle Aufstockung der Sicherheitsorgane, verschärfte Grenzkontrollen u.dgl. nicht unter Kontrolle zu bringen war, entschloss sich die litauische Regierung zu einem spektakulären Schritt. Nach der Verabschiedung eines Staatsschutzgesetzes im Februar 1934 verhafteten litauische Sicherheitsbehörden die Führer der Sovog und der CSA, die Büros der beiden NS-Ableger wurden geschlossen, die Parteien selbst verboten. Die Anklage des Kriegsgerichtsprozesses[51] in Kaunas lautete

---

46 Vgl. Tauber, Quellen (wie Anm. 14), S. 28 f. Das erste Werbeplakat der Sovog sprach beispielsweise von einer „ihrer Rasse und ihrer kulturellen Grundlagen bewußten Volksgemeinschaft", was im klaren Widerspruch zur These Pliegs steht. Zit. nach ebenda, S. 28. Žostautaitė, Revanšistinės vokiečių partijos (1) (wie Anm. 31), S. 64, berichtet, dem Vorsitzenden der memelländischen Landwirtschaftspartei, Konrad, sei der Eintritt in die Sovog u.a. wegen seiner jüdischen Abstammung verweigert worden.

47 Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 101.

48 Die CSA erhielt bei den Wahlen der Memeler Stadtverordneten am 22. Mai 1933 49% (!) der Stimmen, die Sovog errang von 37 Sitzen in der Landwirtschaftskammer 27, die CSA erhielt weitere neun Sitze.

49 Pliegs Versuche (Memelland [wie Anm. 2], S. 115), die nationalsozialistische Durchdringung des Memelgebietes herunterzuspielen, sind aus heutiger Sicht ein geradezu klassisches Beispiel für die Geschichtsschreibung der Bundesrepublik in den 50er bis Mitte der 60er Jahre.

50 Vgl. Žalys, Ringen (wie Anm. 25), S. 63; Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 115-118.

51 Unmittelbar nach dem Putsch in Kaunas trat am 20. Dezember 1926 die Verhängung des Kriegszustandes in Kraft, das die Aburteilung von Kapitalverbrechen an Kriegsgerichte delegierte. Bis zur Bildung von Kriegsgerichten waren zwar weiterhin Landgerichte zuständig, doch war damit die Möglichkeit gegeben,

auf Planung eines bewaffneten Aufstandes. Dieser Hauptanklagepunkt ist bis heute in der Forschung umstritten: Während deutsche Darstellungen (und selbst Interviews von Beteiligten aus den 90er Jahren) diesen Vorwurf vehement in Abrede stellen,[52] geht die litauische Forschung von der Stichhaltigkeit der Anklage aus.[53] Obwohl einiges für die deutsche Position spricht, ist es nicht ausgeschlossen, dass ähnlich wie im Herbst 1938 und Frühjahr 1939[54] ostpreußische Parteistellen aus eigener Initiative ‚Aufstandspläne' verfolgten. Nur weitere Forschungen können den Sachverhalt endgültig klären.

Andererseits ist die in deutschen Darstellungen immer wieder zu findende Bewertung, es habe sich um einen reinen Schauprozess gehandelt, zurückzuweisen.[55] Es steht außer Zweifel, dass die Aktivitäten der Sovog und der CSA gegen die litauische Souveränität im Memelgebiet gerichtet waren und auf eine ‚Rückkehr' in das jetzt von den Nationalsozialisten beherrschte Deutsche Reich zielten. Fraglich bleibt, ob die von Litauen gewählte Lösung des Kriegsgerichtsprozesses politisch geschickt war.[56] Von den Nationalsozialisten propagandistisch ausgeschlachtet, ob des drakonischen Strafmaßes auch in westlichen Staaten mit Skepsis betrachtet, konnte Litauen seine Position nicht durchhalten. Bereits 1938 kehrten die letzten Verurteilten ins Memelgebiet zurück.

Damit war die Machtfrage endgültig entschieden: Die deutsche Politik, die sich taktisch geschickt immer auf die Einhaltung der Memelkonvention und des Memelstatuts berief, konnte sich zudem der Unterstützung einer breiten Mehrheit der Memelländer sicher sein. Als Hitler im März 1939 nach Memel ‚griff', war das Gebiet

---

die Angeklagten vor ein Kriegsgericht zu stellen. Zu den Auseinandersetzungen über die Anwendung des Kriegszustandes im Memelgebiet in den 20er Jahren vgl. Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 65 ff.

52 Vgl. etwa ebenda, S. 119-137; vgl. hierzu auch die Erinnerungen von Erich Lapins bei Tauber, Das Dritte Reich (wie Anm. 36), S. 483, Anm. 17 u. 18, zu den Hintergründen der Sovog-Gründung. Bei einem am 23. März 1993 vom Verfasser mit Erich Lapins geführten Interview betonte der Befragte eindringlich, es habe keine Aufstandspläne gegeben.

53 Vgl. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 118-122; Dionizas Monstavičius, Der Memelländische Prozeß. Diss., Heidelberg 1948. Dass Monstavičius, der als litauischer Staatsanwalt maßgeblich an der Anklageschrift und der Verhandlung beteiligt war, 1948 an einer deutschen Universität mit diesem delikaten Thema promoviert wurde, sorgte in den 50er und 60er Jahren für viel Empörung.

54 Dazu Tauber, Das Dritte Reich (wie Anm. 36), S. 492 f.

55 Vgl. die Darstellungen bei Kurschat, Buch (wie Anm. 20), S. 188 f.; Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 122-135.

56 So die Kritik von Žalys, Ringen (wie Anm. 25), S. 65-69.

schon längst fest in nationalsozialistischer Hand.[57] Nach 1945 entspann sich ein Forschungsdisput, ob die ‚Heimkehr' des Memelgebietes ins Reich durch ultimative Drohungen erreicht worden sei oder Litauen der Abtretung ‚freiwillig' zugestimmt habe.[58] Aufsehen erregten in der litauischen Öffentlichkeit zu Beginn der 90er Jahre deutsche völkerrechtliche Arbeiten, die nicht nur die Rechtmäßigkeit der Abtretung vertraten, sondern sogar die Schlussfolgerung zogen, die Frage nach der Souveränität über das Memelgebiet sei ungeklärt.[59] In den letzten Jahren ist eine klare Annäherung der Positionen festzustellen, es gibt keinen Zweifel, dass Litauen unter ultimativer Androhung militärischer Schritte gezwungen wurde, seine Souveränität über das Memelgebiet abzugeben.[60]

Als Zwischenfazit sei festgehalten, dass die ‚Außenansicht' bis in jüngste Zeit durch die Betonung der Konflikte zwischen Deutschland und Litauen im Memelgebiet charakterisiert wurde, wobei meist die gegenseitigen Vorwürfe der Zwischenkriegszeit in der Literatur einen klaren Widerhall fanden. Die relativ intensive Forschung der letzten Jahre modifizierte das Bild in vielerlei Hinsicht und konnte sich endlich von einer Fixierung auf die Schuldfrage lösen. Entscheidend bleibt, dass weder die deutsche noch die litauische Regierung bereit waren, den Status quo zu akzeptieren. Damit wurde die ‚historische Chance' verspielt, die äußeren Einflüsse schlugen sich auf die interne Entwicklung massiv nieder.

---

57 Bei den letzten Wahlen zum memelländischen Landtag im Dezember 1938 erhielt die von Neumann geführte Memeldeutsche Liste 87% der abgegebenen Stimmen. Die Wahlbeteiligung betrug 96,8%. Vgl. Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 201. Die Nationalsozialisten veranstalteten inzwischen ganz offen ihre Aufmärsche, die Infiltration war allumfassend. Die politische Entwicklung in den letzten Monaten vor dem März 1939 wurde ausschließlich von Berlin aus gesteuert.

58 Die Freiwilligkeit betont vor allem die ältere deutsche Forschung. Vgl. Kurschat, Buch (wie Anm. 20), S. 207 ff.; Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 206-213; Hellmuth Hecker, Deutschland, Litauen und das Memelland, in: Jahrbuch der Albertus-Universität 6 (1955), S. 228-256. Die litauische Forschung vertrat und vertritt die Gegenposition.

59 Gilbert H. Gornig, Das Memelland. Gestern und heute. Eine historische und rechtliche Betrachtung. Bonn 1991 mit der Schlußfolgerung S. 136: „Da die Sowjetunion (...) das Memelgebiet nicht im Rahmen eines Zessionsvertrages vom deutschen Gesamtstaat erwarb, wird über die Zugehörigkeit des Memelgebietes weiter Uneinigkeit bestehen." Auch Joachim Wallat, Die völkerrechtliche Stellung des Memelgebietes. Frankfurt a.M. 1991, zweifelt nicht an der ‚Freiwilligkeit' der Rückgliederung des Memelgebietes. Zu Gornig vgl. die Rezension von Vytautas Žalys in: Nordost-Archiv N.F. II (1993), S. 500-504.

60 Vgl. Tauber, Memelfrage (wie Anm. 12), S. 116 ff.

Dabei sind verschiedene Zäsuren klar zu unterscheiden, wobei die Phase zwischen 1933 und 1936 als Höhepunkt des Antagonismus zu bezeichnen ist. Doch selbst dann waren weder Litauen noch das Deutsche Reich an einem völligen Bruch interessiert, was die Auseinandersetzung um Memel massiv beeinflusste. Schon im Januar 1923 hatten sich Kaunas und Berlin auf ein Zusammenspiel vor dem Hintergrund eines antizipierten oder tatsächlichen polnischen Einflusses in Memel eingelassen. Die antipolnische ‚Gemeinsamkeit', versinnbildlicht aus litauischer Sicht im Streit um Vilnius, aus deutscher Sicht in der Nichtanerkennung der durch den Versailler Vertrag gezogenen deutsch-polnischen Grenze, war bis in die 30er Jahre die Konstante, die für beide Seiten bewusst oder unbewusst ihr Vorgehen im Memelgebiet mitbestimmte. So ist es auch keineswegs zufällig, dass die deutsch-polnische Nichtangriffserklärung vom Januar 1934 und Versuche einer litauisch-polnischen Annäherung 1933/34[61] in direkter zeitlicher Nachbarschaft zu einer härteren litauischen Politik im Memelgebiet stehen. Auch der Zeitpunkt des endgültigen ‚Griffs' nach Memel lässt sich mit den deutsch-polnischen Beziehungen in Verbindung bringen: Erst als Hitlers Versuche, Polen als ‚Juniorpartner' einer Ostexpansion zu instrumentalisieren, zu Beginn des Jahres 1939 gescheitert war, entschloss sich der ‚Führer' zur ‚Lösung' der Memelfrage. Noch im Dezember 1938 hatte er jegliche Schritte in dieser Hinsicht abgelehnt, hätte doch ein deutsches Vorgehen in Memel zumindest eine atmosphärische Trübung der deutsch-polnischen Verhandlungen bedeuten können.[62] Die deutsch-litauischen Beziehungen in Memel waren daher immer auch eine Art Lackmus-Test für die deutsch-polnischen bzw. für die litauisch-polnischen Beziehungen.

Die Forschung hat die eben geschilderte Konstellation bislang zu wenig beachtet. Das Einbinden der Memelfrage in die allgemeine Außenpolitik beider Staaten ist eine der zukünftigen Aufgaben.[63] Dabei darf auch nicht übersehen werden, dass die Bedeutung und Wertigkeit der Memelfrage völlig unterschiedlich ist. Für Litauen stellte sie zusammen mit Vilnius eine zentrale außenpolitische Kom-

61 Vgl. zu den gescheiterten Annäherungsversuchen Piotr Łossowski, Das Wilna-Problem in der polnischen Außenpolitik 1918–1939, in: Nordost-Archiv N.F. II (1993), S. 292 ff.; Regina Žepkaitė, Die fehlende Hauptstadt: Litauens Politik im Zeichen der Wilnafrage, in: Ebenda, S. 309-312.

62 Vgl. Tauber, Das Dritte Reich (wie Anm. 36), S. 490 ff.

63 Eidintas, Žalys, Senn, Lithuania (wie Anm. 13), haben den Grundstein einer solchen Synopse für die litauische Außenpolitik gelegt.

ponente dar, für Deutschland war sie eher ein Detail in einem weit größeren außenpolitischen Spannungsfeld. Dieses Ungleichgewicht wird insbesondere von der litauischen Forschung bis heute nur unzureichend wahrgenommen.[64]

Dennoch lässt sich festhalten, dass die von Kaunas und Berlin verfolgte Politik im Memelgebiet den am besten erforschten Bereich unseres Themas darstellt. Weit schwerwiegender sind die Defizite des derzeitigen Forschungsstandes für die innere Situation im Memelgebiet, der wir uns nun zuwenden wollen.

Innenansicht: Weiße Flecken der Geschichtsschreibung

Da der Konflikt zwischen Berlin und Kaunas um das Memelgebiet nicht nur die Erinnerung der Zeitgenossen, sondern auch die Forschung nach 1945 deutlich prägte, überrascht es nicht, dass eine der zentralen Fragen die nach den Bevölkerungsverhältnissen ist. Von beiden Seiten werden dabei Statistiken als ‚Beweise' angeführt, die eine litauisch- bzw. deutschsprachige Mehrheit im Memelgebiet belegen sollen.[65] Dabei bildet der litauische Anteil an der Bevölkerung Ostpreußens, die Kleinlitauer bzw. Preußisch-Litauer, das eigentliche Streitobjekt,[66] und dies in mehrfacher Hinsicht: Die deutsche Historiographie betont sehr stark die Assimilation der Kleinlitauer an die deutsche Staatsnation und stellt damit die Position der litauischen Forschung, die Kleinlitauer summarisch als ‚Litauer' zu bezeichnen, in toto infrage.[67] Für die ältere litauische Geschichtsschreibung dagegen

---

64 Beispielhaft die Arbeit von Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), die nicht nur die polnische Komponente der deutschen Politik nahezu vollständig übersieht, sondern auch die relative Bedeutung des Memelproblems für Deutschland nicht erkennt.

65 Vgl. etwa Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 34; Kurschat, Buch (wie Anm. 20), S. 158 ff.; Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 54 ff. u. 13, kommt etwa zu dem Ergebnis, dass 56 % der Einwohner (also die Mehrheit) Litauer gewesen seien.

66 Vor allem in der Zwischenkriegszeit, aber auch noch später, entstand eine nur teilweise wissenschaftliche Debatte, ob der litauische Bevölkerungsanteil als autochthon anzusehen sei oder die Litauer später eingewandert seien. Vgl. dazu Arthur Hermann, Die Besiedlung Preußisch-Litauens im 15.–16. Jahrhundert in der deutschen und litauischen Historiographie. Ein Forschungsbericht, in: Zeitschrift für Ostforschung 39 (1990), S. 321-341.

67 Am extremsten Kurschat, Buch (wie Anm. 20), S. 158 f., der die großlitauisch orientierten Führer der kleinlitauischen Bewegung als „intellektuelle Konjunkturritter" bezeichnet und ihre Gefolgschaft auf „einige hundert Memelländer" beziffert.

stellen die Kleinlitauer quasi Opfer der Germanisierung dar, die ihres Volkstums erst wieder bewusst (gemacht) werden mussten.[68] Die Situation wird noch dadurch verkompliziert, dass sich bei der Volksbefragung 1925 (als zum ersten Mal nicht nur Deutsch und Litauisch als Alternativen zur Verfügung standen) 24,2 % als ‚Memelländer' bezeichneten (Litauer 26,6 %, Deutsche 45,2 %), ein Vorgang, der in einer neueren Arbeit mit dem provokanten Titel ‚Der unbekannte Dritte' verdeutlicht wurde.[69]

So verworren die Situation erscheint, lassen sich dennoch grundlegende Tendenzen aufzeigen. Der litauischsprachige Teil war überwiegend auf dem Lande ansässig, während vor allem die ‚Metropole' Memel in ihrer Mehrheit deutschsprachig war. Für die Entwicklung in der Zwischenkriegszeit spielt diese regionale Verteilung, wie noch zu zeigen sein wird, eine wichtige Rolle. Besondere Bedeutung kommt daneben der Konfession zu, denn die Kleinlitauer waren nicht nur im Gegensatz zu den römisch-katholischen Großlitauern wie die deutschsprachige Bevölkerung protestantisch, sondern ihre tiefempfundene Religiosität trug auch pietistische Züge.[70] Der konfessionelle Unterschied zu den Großlitauern besitzt eine herausragende Funktion für das Verständnis der Ereignisse im Memelgebiet zwischen 1918 und 1939. Umso wichtiger erscheint, dass die Kirchengeschichte des Memelgebietes als relativ gut erforscht zu bezeichnen ist, was vor allem Arthur Hermann zu verdanken ist, der sich seit vielen Jahren der Thematik widmet.[71] Die Anbindung als Provinzialkirche innerhalb der Altpreußischen Union, die die große Mehrheit der Kirchenge-

---

68 So spricht Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 11, davon, die Geschichte der Kleinlitauer sei ein permanenter Kampf gegen die deutschen Großgrundbesitzer und die deutsche Verwaltung gewesen, die sozialen und nationalen Druck ausgeübt hätten. In dieser Interpretation mischen sich sozialistische Geschichtsinterpretationen mit nationalen Perspektiven.

69 Joachim Tauber, Der unbekannte Dritte: Die Kleinlitauer im Memelgebiet 1918–1939, in: „Der Fremde im Dorf". Überlegungen zum Eigenen und zum Fremden in der Geschichte. Rex Rexheuser zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Hans-Jürgen Bömelburg u. Beate Eschment. Lüneburg 1998, S. 85-104.

70 Vgl. ebenda, S. 90-93.

71 Arthur Hermann, Der memelländische Kirchenstreit von 1919 bis 1925, in: Jahrestagung 1994, hrsg. v. Litauischen Kulturinstitut. Lampertheim 1995, S. 101-119; ders., Lietuviškumo problema Rytų Prūsijos Evangelikų bažnyčioje (Das Problem des Litauertums in der Evangelischen Kirche Ostpreußens), in: Lituanistica 2 (34) (1998), S. 42-58; ders., Preußisch-Litauer und die Evangelische Kirche Ostpreußens 1871–1933, in: Selbstbewusstsein (wie Anm. 37), S. 83-111; ders., Das Nationalbewußtsein der litauischen Lutheraner in Preußisch-Litauen und in Litauen, in: Lutherische Kirche in der Welt 35 (1988), S. 117-136. Zum Thema vgl. auch Albertas Juška, Mažosios Lietuvos bažnyčia XVI-XX amžiuje

meinden und Gemeindemitglieder befürwortete, zeigt einmal mehr die Beharrungskräfte innerhalb des Memelgebietes. Ein Anschluss an die (groß)litauischen Lutheraner wurde nur von einer kleinen Minderheit innerhalb der kirchlichen Organe angestrebt. Auffällig bleibt, dass die Auseinandersetzungen um die kirchenorganisatorische Zugehörigkeit der Memeler Protestanten quasi ‚zeitversetzt' zur übrigen Entwicklung des Gebietes liegen, denn der so genannte Kirchenstreit und die übrigen Differenzen spielten sich vor allem in den 20er Jahren ab, während die Zeit des deutlichen deutsch-litauischen Antagonismus im Memelgebiet ab etwa 1930 aus kirchengeschichtlicher Perspektive als ruhige Periode zu bezeichnen ist. Da im Hintergrund der Auseinandersetzung natürlich politische und ‚nationale' Interessen standen, überrascht es nicht, dass die memelländische Kirchenleitung in den 30er Jahren nationaldeutsche Töne anschlug und die ‚Rückgliederung' im März 1939 vorbehaltlos begrüßte.[72]

Die konfessionelle Bindung der Kleinlitauer erschwerte sicherlich eine Identifikation mit den Großlitauern, doch verhalf der Glaube auch innerhalb der Binnenstruktur des Memelgebietes zu Abgrenzungsmöglichkeiten gegenüber den memeldeutschen Protestanten. Die kleinlitauische Sicht der Dinge fasste ein Zeitzeuge rückblickend in beredte Worte: „Und die Deutschen verhielten sich so (...) Wenn's notwendig ist, gehen sie zur Kirche, wenn's nicht notwendig ist, dann nicht. Die waren nicht so fromm. Und die Litauer waren besser, nach Ansicht der Litauer. Denn alles sieht ja vom Himmel der liebe Gott, und der bewertet die Menschen, wer fromm ist, der ist besser dran. Der nicht so fromm ist, der versteht das Leben nicht, der weiß nicht, wozu er lebt. Er lebt ja, um nach dem Tode in den Himmel zu kommen. Und die Deutschen, die machten sich daraus nichts. Und deshalb sagte der Litauer auch: ‚Die sind nicht die Richtigen. Wir, die Litauer, sind die Richtigen'."[73] Die Laienprediger,[74] die überall im Memelgebiet anzutreffen waren, weisen auf die bereits erwähnte pietistische Ausrichtung hin, doch lag ihre Anziehungskraft zweifellos auch darin,

(Die Kirche Kleinlitauens vom 16. bis zum 20. Jahrhundert). Klaipėda 1996; daneben Walther Hubatsch, Die evangelischen General-Kirchenvisitationen in den von Ost- und Westpreußen sowie Posen 1920 abgetrennten Kirchenkreisen. Göttingen 1971, mit apologetischer Tendenz.

72 Vgl. den Beitrag von Arthur Hermann in diesem Band, S. 337-367.

73 Nordostdeutsches Archiv, Depositum Lachauer, Interview mit J.P. (die Namen der Interviewpartner wurden anonymisiert; J. T.).

74 Auf litauisch wurden diejenigen, die Priesterfunktionen ausübten, als „sakytojai" bezeichnet. „Surinkimininkai" stand dagegen als Begriff für alle Laienprediger.

dass sie litauisch predigten, Hausandachten durchführten und volkstümlich waren. Bis die Nationalsozialisten 1940 litauischsprachige Gottesdienste verboten, hielt sich die wenn auch zurückgehende zweisprachige Betreuung der memelländischen Gemeinden, was im Übrigen ein weiteres Indiz für eine differenziertere Betrachtung des Sprachgebrauchs im Memelgebiet selbst am Ende der 30er Jahre darstellt.[75]

Erschwerend kommt hinzu, dass alle statistischen Angaben mit einem nationalen Bekenntnis gleichgesetzt werden. Bedeutet etwa die Tatsache, dass jemand Litauisch als Muttersprache angab, automatisch, dass er sich zum Litauertum bekannte?[76] Besonders deutlich wird die einseitige Interpretation bei den Wahlen zum memelländischen Landtag. Die immer klare absolute Mehrheit der deutschorientierten Parteien gilt als ein ‚Beweis', dass auch die ‚Litauer' sich zur deutschen Seite bekannt hätten,[77] während die litauische Forschung vor dem Problem steht, dass große Teile der litauischsprachigen Bevölkerung eben nicht für litauische Parteien stimmten, was meist mit Organisationsschwächen der litauischen Gruppierungen und der naiven Verführbarkeit der Kleinlitauer durch die deutsche Propaganda begründet wird.[78] Allen diesen Ausführungen liegt die Grundannahme zugrunde, die Stimmabgabe habe immer auch ein nationales Votum bedeutet.

Dieses Axiom wurde in neueren Arbeiten in Zweifel gezogen. Die Entscheidung der Memelländer an der Wahlurne kann nicht als ‚nationales Bekenntnis' für das Deutsche Reich gewertet werden. Wirtschaftliche Motive spielten dabei ebenso eine Rolle wie eine eigenständige Identität, die sich von der großlitauischen, aber eben auch von der

---

75 Zum Sprachgebrauch vgl. Christiane Schiller, Das Preußisch-Litauische vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Eine soziolinguistische Perspektive, in: Selbstbewusstsein (wie Anm. 37), S. 173-184. Die Autorin weist darauf hin, dass der Sprachwechsel zum Deutschen, der ohne Zweifel gegeben war, auch 1939 noch keineswegs abgeschlossen war, auch wenn fundierte Aussagen über die Zahl der preußisch-litauisch Sprechenden nicht gegeben werden können.

76 „Eine ethnische Gruppe definiert sich keineswegs nur über ihre Sprache, vielleicht nicht einmal hauptsächlich. Es gibt eine Fülle anderer Kriterien, die auch gerade für das eigene Identitätsbewußtsein konstituierend und ausschlaggebend sein können (...) Die Grenze zwischen den ethnisch deutschen Ostpreußen und den Preußischen Litauern verläuft keinesfalls einfach da, wo man litauisch spricht oder nicht." Manfred Klein, Vom ‚kvieslys' zum ‚Platzmeister'. Vom Leben mit zwei Sprachen in Preußisch-Litauen, in: Jahrestagung 1994 (wie Anm. 71), S. 82.

77 Vgl. z.B. Kurschat, Buch (wie Anm. 20), S. 185; Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 5 f. u. 35 f.

78 Symptomatisch Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 67 ff.

deutschen unterschied.[79] Somit zeichnen sich in jüngster Zeit zur Frage der Memelländer interessante neue Forschungsansätze ab: Die Memelländer (oder litauisch: Lietuvininkai) werden als ethnische Gruppe verstanden, die noch einer traditionalen Gesellschaft verhaftet war,[80] nicht zuletzt deswegen weil das Memelgebiet von den sozialen Folgeerscheinungen der Modernisierung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges weitgehend verschont blieb.[81]

Die Forschung steht erst am Anfang. Die Lebenswelt der memelländischen Landbevölkerung und ihren Alltag in einem zweisprachigen Umfeld zu rekonstruieren, gehört zu den vordringlichsten Aufgaben. Insbesondere Ulla Lachauers biographische Arbeiten[82] und Domas

---

79 Wichtig die Beiträge von Klein, Die versäumte Chance (wie Anm. 38), S. 317-351, und Gerhard Bauer, Deutsch-litauische Sprachbeziehungen und nationale Identität im Memelland. Erkenntnisse aus neueren ethnographischen Quellen, in: Jahrestagung 1994 (wie Anm. 71), S. 115-130; Manfred Klein, Ein interkulturelles Produkt: der Putzmalūnas. Ethnische Identität und Sprache in Preußisch-Litauen, in: Selbstbewusstsein (wie Anm. 37), S. 151-171; Silva Pocytė, Mažlietuvių identiteto problema 1871–1914 (Das Problem der kleinlitauischen Identität 1871–1914), in: Lituanistica (2000), Nr. 1/2 (41/42), S. 32-46; dies., Die kulturelle Tätigkeit der Kleinlitauer 1871–1914, in: Jahrestagung 1999, hrsg. v. Litauischen Kulturinstitut. Lampertheim 2000, S. 137-152. Zur wirtschaftlichen Motivation vgl. Tauber, Der unbekannte Dritte (wie Anm. 69), S. 97-101; zum litauischen Memelländer vgl. Žalys, Ringen (wie Anm. 25), S. 11-19. Zur wichtigen Frage der Identität der Kleinlitauer vgl. vor allem Ingrida Kepšaitė, Mažlietuvių identiteto bruožia ir vienybės su didlietuvais problema (Kennzeichen der Identität der Kleinlitauer und das Problem der Einheit mit den Großlitauern). Baccalaureus-Arbeit an der Universität Klaipėda, Klaipėda 1997; Silva Pocytė, Mažosios ir Didyiosios Lietuvos integracijos problema XIX a.–XX a. pradžioje (Das Problem der Integration Klein- und Großlitauens im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts), in: Sociologija 1-2 (2001), S. 77-89. Vgl. für das 19. Jahrhundert auch die kritische Auseinandersetzung von Jochen D. Range, Preußisch-Litauen in kulturhistorischer Sicht, in: Deutsche, Slawen und Balten. Aspekte des Zusammenlebens im Osten des Deutschen Reiches und in Ostmitteleuropa, hrsg. v. Hans Hecker u. Silke Spieler. Bonn 1989, S. 51-88, der zu Recht davor warnt, das philologische Interesse deutscher Akademiker an der kleinlitauischen Kultur und Sprache mit einem Eintreten für politische Forderungen der Kleinlitauer zu verwechseln.

80 Zu Recht weist Robert Traba auf folgenden Sachverhalt hin: „Das Problem der Preußisch-Litauer, ähnlich wie der Masuren, bestand in ihrer Unfähigkeit, relativ früh eigene, starke und von den mit ihnen benachbarten Nationalismen unabhängige Identifikatoren des kollektiven Bewusstseins zu schaffen. Man könnte sagen, dass es an einem entsprechenden Anstoß zur Selbstmodernisierung gemangelt hat." Robert Traba, Einführung in die Problematik: Vereinsleben und Modernisierung als identitätsstiftende Faktoren in den ethnisch gemischten Gebieten von Preußisch-Litauen, in: Selbstbewusstsein (wie Anm. 37), S. 14.

81 So Tauber, Der unbekannte Dritte (wie Anm. 69), S. 103 f.

82 Ulla Lachauer, Paradiesstraße. Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit. Reinbek 1996; dies., Ostpreußische Lebensläufe. Reinbek 1998. Das Buch wurde 2001 auch in einer litauischen Ausgabe veröffentlicht. Vgl. auch dies., Land der vielen Himmel. Memelländischer Bilderbogen. Die Photosammlung Walter Engelhardt. Berlin 1992.

Kaunas' Beiträge zur kleinlitauischen Buchgeschichte[83] und Ikonographie[84] bieten erste viel versprechende Ansätze.[85] Dennoch steht eine Arbeit wie die von Manfred Klein und Gerhard Bauer zum dörflichen Leben in Großlitauen[86] weiterhin aus. So müssen derzeit viele Fragen offen bleiben: Inwieweit kann von einer erhöhten sozialen Mobilität insbesondere der kleinlitauischen Landbevölkerung ausgegangen werden?[87] Kam es zwischen 1918 und 1939 zu einem Modernisierungsschub? Wie veränderten sich die traditionellen Milieus bis 1939? Ist die These, die Kleinlitauer seien als eigenständige ethnische Gruppe zu bezeichnen, auch am Vorabend des Zweiten Weltkrieges noch vertretbar?

Vorläufig lassen sich nur summarische Angaben machen und Tendenzen aufzeigen. Der von Kaunas und Berlin in das Memelgebiet hineingetragene Konflikt spiegelte sich im alltäglichen Umgang auf dem Lande wohl nur in gebrochener Form wider. Insbesondere der Sprachgebrauch wurde offensichtlich nicht nach national-politischen Kriterien entschieden, sondern nach den Umständen und Ansprechpartnern. Vor allem Kinder lernten im spielerischen Umgang mit ihren Altersgenossen die andere Sprache.[88] Die Konflikte der ‚großen Politik' fanden in der dörflichen Gemeinschaft zumindest teilweise eine Barriere.

Dagegen beeinflusste die Großwetterlage im wirtschaftlichen Bereich[89] auch die kleinsten Dörfer des Memelgebietes. Durch die Abtrennung vom Deutschen Reich hatte die Bauernschaft ihr traditionel-

---

83 Domas Kaunas, Mažosios Lietuvos knygynai (iki 1940 metų) (Die Buchhandlungen Kleinlitauens bis 1940). Vilnius 1992; ders., Donelaičio žemės knygiai (Die Bücher im Land des Donelaitis). Vilnius 1993; ders., Das litauische Buch in Klein-Litauen, in: Annaberger Annalen 4 (1996), S. 155-167.

84 Domas Kaunas, Mažosios Lietuvos veidai ir vaizdai (Gesichter und Landschaften Kleinlitauens). Vilnius 2000.

85 Vgl. auch die Darstellung bei Tauber, Der unbekannte Dritte (wie Anm. 69), S. 88-99, die sich auf Erinnerungen stützt. Zum kürzlich erschienenen ersten Band der Enzyklopädie Kleinlitauens vgl. die Besprechung von Gerhard Bauer in diesem Band.

86 Gerhard Bauer, Manfred Klein, Das alte Litauen. Dörfliches Leben zwischen 1861 und 1914. Köln (u.a.) 1998.

87 Nach derzeitigem Stand ist von einer niedrigen sozialen Mobilität auszugehen, was auch mit der politischen Auseinandersetzung um das Memelgebiet zusammenhängt, denn die Regierung in Kaunas förderte den Zuzug von Großlitauern, um die demographische Situation des Memelgebietes zu ihren Gunsten zu ändern. Hierzu Vygantas Vareikis, Migrationsprozesse und der Wandel der sozialen Struktur Kleinlitauens, in: Selbstbewusstsein (wie Anm. 37), S. 55-68.

88 Vgl. Tauber, Der unbekannte Dritte (wie Anm. 69), S. 88 f.

89 Eine bislang in der Forschung nicht weiter verfolgte Frage ist die nach der Vorbildfunktion des Memelgebietes in wirtschaftlicher Hinsicht für Gesamt-

les Absatzgebiet verloren; Großlitauen, selbst agrarisch strukturiert, stellte keinen Markt für memelländische Agrarerzeugnisse dar. Das ostpreußische Tilsit war der Hauptabnehmer der memelländische Produktion, im kleinen Grenzverkehr herrschte eine rege Nachfrage der ostpreußischen Bevölkerung, da die Preise der Nahrungsmittel im Memelgebiet niedriger lagen als im Deutschen Reich. Die Strukturkrise oder zumindest: die unsichere Ertragslage in der memelländischen Landwirtschaft kann als Konstante der Zwischenkriegszeit bezeichnet werden.[90] Dabei spielten weltwirtschaftliche Auswirkungen ebenso eine Rolle wie die Folgelasten des Ersten Weltkrieges und die Angliederung an das ebenfalls auf Agrarexport angewiesene Litauen. Obwohl die litauische Regierung versuchte, die Lage zu bessern (etwa durch die Gründung einer Landwirtschaftsbank, die den Bauern billige Kredite offerierte,[91] oder den Aufbau landwirtschaftlicher Genossenschaften[92]), war ihr – nicht zuletzt wegen der eigenen finanziellen Schwäche – kein durchschlagender Erfolg beschieden. So wurde Kaunas bald aus Sicht der memelländischen Bauern zum Sündenbock für die Misere, wobei der Wirtschaftskrieg zwischen dem Deutschen Reich und Litauen zwischen 1934 und 1936, der vor allem die Landbevölkerung im Memelland traf, da die Ausfuhr ins Reich praktisch zum Erliegen kam, ein Übriges tat. Hinzu kam unerwünschte Konkurrenz aus Großlitauen, denn der Bedarf an Saisonarbeitern auf den größeren Gütern, der bislang oft durch die einheimische Bevölkerung gedeckt worden war, führte zu einer Zuwanderung vor allem aus der Žemaitija. Vytautas Žalys hat die sozialen und politischen Folgen in klaren Worten charakterisiert: „Nicht wenige von ihnen, deren Rechte durch das Memelstatut eingeschränkt waren, die oft keine memelländischen Pässe besaßen, lebten in völliger Armut, und

---

litauen. Soweit ich sehe, hat bislang nur Domas Cesevičius, Lietuvos ekonominė politika 1918–1940 (Die Wirtschaftspolitik Litauens 1918–1940). Vilnius 1995, S. 79, auf diesen Sachverhalt hingewiesen: „Das Memelgebiet mit seiner Wirtschaftsstruktur, seiner Organisation und Technik in wirtschaftlicher Hinsicht war ein beispielhaftes Modell für ganz Litauen (Klaipėdos kraštas savo ekonominė struktūra, ekonomikos organizacija ir technika buvo pavizdinis modelis visai Lietuvai)."

90 Von den zahlreichen Publikationen von Petronėlė Žostautaitė stellt der Aufsatz über die Landwirtschaft einen der schwächsten Beiträge dar, da die Autorin den ideologischen Vorgaben starken Tribut zu zollen hat. Petronėlė Žostautaitė, Klaipėdos krašto ekonomika ir kultūra 1923–1939 m. (2. Žemės ūkis) (Wirtschaft und Kultur des Memelgebietes 1923–1939. [2. Die Landwirtschaft]), in: Lietuvos TSR mokslų akademijos darbai, Serija A, 1 (42) (1973), S. 103-120.

91 Zur Žemės bankas vgl. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 192-197.

92 Vgl. Žalys, Ringen (wie Anm. 25), S. 71.

ihre einzige Sorge war, Mittel für ihren Lebensunterhalt zu finden. Derart arme Existenzen kompromittierten Litauen in den Augen der Memelländer..."[93] Hinzu kam, dass die litauische Regierung in ihren Versuchen, die politische Ausrichtung des Memellandes zu ändern, ganz bewusst eine großlitauische Zuwanderung (wenn auch nicht die der eben erwähnten Saisonarbeiter) forcierte, um die deutschbestimmte Sozialstruktur aufzubrechen. In den Industriebetrieben der Stadt Memel arbeiteten in der Regel mehr Großlitauer als Memelländer.[94]

Aus den eben angeführten Gründen verlor die litauische Perspektive exakt für das soziale und ökonomische Milieu, in dem der Großteil der kleinlitauischen Bevölkerung zu finden war, rasant und massiv an Anziehungskraft und Attraktivität. Zusammen mit der gar nicht zu unterschätzenden konfessionellen Verschiedenheit, der geschickten Selbstdarstellung der deutschorientierten Parteien[95] und einem oft artikulierten Überlegenheitsgefühl gegenüber den Großlitauern erscheint nachvollziehbar, weswegen viele litauischsprachige Memelländer ihre Stimme deutschen Parteien gaben.

Hinzu kam, dass die von manchen 1923 erwartete soziale Mobilität unter litauischer Hoheit sich schnell als Chimäre entpuppte. Das Verwaltungspersonal rekrutierte sich fast ausschließlich aus Großlitauern, was Ressentiments auch unter den Kleinlitauern förderte:[96] Die Un-

---

93 Zit. nach ebenda, S. 73; dazu auch Tauber, Quellen (wie Anm. 36), S. 32 ff.

94 Vgl. die Angaben bei Vareikis, Migrationsprozesse (wie Anm. 87), S. 64; Petronėlė Žostautaitė, Klaipėdos krašto darbininkų ir amatininkų susivienijimas (Die Vereinigung der Arbeiter und Handwerker des Memelgebietes) (1930–1939), 1. Susivienijimo įkūrimas ir organizacinė veikla (Gründung und organisatorische Tätigkeit der Vereinigung), in: Lietuvos TSR Mokslų Akademijos darbai, Serija A, 3 (84) (1983), S. 89-99, hier S. 91, geht davon aus, dass zwischen 1923 und 1939 rund 30 000 Menschen aus Großlitauen ins Memelgebiet gezogen seien. Vgl. hierzu auch den Beitrag von Julius Žukas (Soziale und wirtschaftliche Entwicklung Klaipėdas/Memels von 1900 bis 1945) in diesem Heft, S. 75-115.

95 Natürlich traten die deutschen politischen Gruppierungen für eine Verbesserung der Wirtschaftsbeziehungen zum Deutschen Reich ein und verfochten die Autonomie des Gebietes innerhalb des litauischen Staates (‚das Memelland den Memelländern').

96 Vgl. Žalys, Ringen (wie Anm. 25), S. 69-72. Über die Zusammensetzung der litauischen Verwaltung ist wenig bekannt. Žalys (ebenda, S. 71) geht davon aus, dass ein Teil der litauischen Beamten „wegen verschiedener Verfehlungen nach Memel gewissermaßen ins Exil abgeschoben" wurde. In diesem Zusammenhang wäre es interessant zu wissen, ob Dienst im Memelgebiet der Karriere innerhalb der zentralen litauischen Behörden eher förderlich oder hinderlich war. Nur wenigen Kleinlitauern gelang jedenfalls eine Karriere in der litauischen Administration. Beispiele bei Vareikis, Migrationsprozesse (wie Anm. 87), S. 65. Der bekannteste Kleinlitauer ist zweifellos Dovas Zaunius, der von 1929 bis 1934 litauischer

sicherheit der litauischen Zentrale gegenüber den Kleinlitauern kommt auch darin zum Ausdruck, dass die litauische politische Polizei nicht nur deutsche, sondern auch kleinlitauische Organisationen überwachte.[97]

Damit ist ein weiteres klares Desiderat der Forschung angesprochen. Analog zur Parteienlandschaft fehlen bislang bis auf einen ersten Überblick[98] Arbeiten zu kulturellen Organisationen[99] im Memelgebiet. Auch dieser Forschungsbereich wird bisher fast ausschließlich unter den Vorzeichen der deutsch-litauischen Konfrontation interpretiert. So gilt beispielsweise der Memelländische Kulturbund als ‚revanchistische Gruppierung',[100] während den litauischen Vereinigungen eine vorbehaltlose Unterstützung der großlitauischen Politik nachgesagt wird.[101] Über das kulturelle Leben im Memelgebiet existieren bislang nur wenige Arbeiten,[102] wobei die Trennung zwischen ‚litauischer' und ‚deutscher' Kultur besonders auffällig ist.[103]

Die eben getroffene Feststellung gilt überraschenderweise auch für politische Vereinigungen wie dem „Volksrat Preußisch-Litauens" („Prūsų Lietuvos tautinė taryba"), der sich am 16. November 1918 in Tilsit bildete, und dem „Obersten Kleinlitauischen Rettungskomitee"

Außenminister war. Zur Biographie vgl. Aldona Gaigalaitė, Dr. Dovas Zaunius ir jo diplomatija ekonominių sunkumų Europoje laikotarpiu (Dr. Dovas Zaunius und seine Diplomatie in einer Zeit wirtschaftlicher Schwierigkeiten in Europa), in: Lietuvos Užsieno reikalų ministrai (Die Außenminister Litauens) 1918–1940), Redaktion Alfonsas Česonis. Kaunas 1999, S. 253-288.

97 Vgl. Tauber, Quellen (wie Anm. 36), S. 34.

98 Silva Pocytė, Die litauische Presse und die Kulturvereine in Kleinlitauen, 1871–1935, in: Selbstbewusstsein (wie Anm. 37), S. 127-150.

99 Einführende Bemerkungen und durch weitere Forschungen noch zu belegende Thesen bei Joachim Tauber, Überlegungen zur Bedeutung der kleinlitauischen Bewegungen in Ostpreußen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Selbstbewusstsein (wie Anm. 37), S. 111-125.

100 Vgl. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 63 ff.; dies., „Kulturbundas" ir revanšistinė imperialistinės Vokietijos politika Klaipėdos krašte 1923–1939 metais (Der „ Kulturbund" und die revanchistische Politik des imperialistischen Deutschland im Memelgebiet 1923–1939), in: Lietuvos Istorijos metraštis (1979), S. 39-52.

101 Vgl. etwa Plieg, Memelland (wie Anm. 2), S. 99 f.

102 Silva Pocytė, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungszentrum für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Universität Klaipėda, wurde 2000 mit einer Dissertation zum Thema „Mažosios Lietuvos lietuvių tautinis identitetas ir kultūrinė raiška 1871–1914" („Die nationale Identität der Kleinlitauer und ihre kulturellen Aktivitäten 1871–1914") promoviert. Die Arbeit wird demnächst veröffentlicht. Vgl. einstweilen die gleichnamige Zusammenfassung der Dissertation, die im Jahr 2000 in Kaunas erschien.

103 Im Gegensatz zum Titel ihrer Monographie konzentriert sich beispielsweise Daiva Kšanienė, Muzika Klaipėdos Krašte (Musik im Memelland). Kaunas 1996, ausschließlich auf kleinlitauische Gesangvereine, Chöre, Orchester u.ä.

(„Vyriausias Mažosios Lietuvos gelbėjimo komitetas"). Zwar werden beide Gruppierungen in praktisch jeder deutschen oder litauischen Darstellung erwähnt,[104] doch beschränkte sich die Forschung bislang auf die Referierung der verschiedenen Verlautbarungen und eine Auflistung der wichtigsten Mitglieder der Komitees.[105] Was das nationalsozialistisch infiltrierte Memelgebiet gegen Ende der 30er Jahre angeht, stellt sich die Situation nicht anders dar: Von deutscher Seite hat sich bislang kein Historiker ausführlich mit der Thematik beschäftigt,[106] die litauische Forschung neigt dazu, alle memeldeutschen Organisationen als NS-Gruppierungen zu verstehen.[107]

Zur Situation und Geschichte der Stadt Memel sind die bisherigen Forschungsergebnisse mehr als gering. Neben verschiedenen Bildbänden, die eher unter nostalgischen Gesichtspunkten stehen,[108] finden sich vereinzelte Hinweise in den Arbeiten von Vygantas Vareikis[109] und der populärwissenschaftlichen Darstellung von Heinrich A. Kurschat.[110] Zum Stadtjubiläum im Jahre 2002 veröffentlichten in Klaipėda tätige Historiker vor kurzem eine Stadtgeschichte, die erstmals vorbildlich populärwissenschaftliche Ausrichtung und historische Forschung vereint und damit auch den heutigen Wissensstand widerspiegelt.[111] Hervorzuheben ist daneben die 1994 erschienene Arbeit zur Architektur und Stadtentwicklung von Jonas Tatoris,[112] die

---

104 Vgl. etwa Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 21-30; Algimantas Liekis, Lietuvos sienų raida. Bd. 1: Istorinė apžvalga nuo seniausųjų laikų iki šių dienų (Die Entwicklung der Grenzen Litauens. Bd. 1: Ein historischer Grundriss von der ältesten Zeit bis zum heutigen Tag). Vilnius 1997, S. 52-58.

105 Vgl. etwa Brakas, Istorija (wie Anm. 25), S. 97 u. 101 f.

106 Es fällt auf, dass die Dissertation von Plieg die Thematik vollständig ausspart. Die Erinnerungen von Traugott Schwellnus zu den Jugendbewegungen im Memelgebiet bieten einen unkritischen Einblick und stellen keinen Ersatz dar. Traugott Schwellnus, Die Illegalen jenseits der Memel. o.O. o.J. So ist die Forschung weiterhin auf die wenigen Ausführungen von Broszat, Organisationen (wie Anm. 45), S. 273-278, angewiesen.

107 Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 2), S. 281-295, verkennt völlig die Unterschiede zwischen uniformierten NS-Formationen wie der SS und der SA einerseits und dem memelländischen Beamtenbund oder dem memeldeutschen Kulturbund andererseits.

108 Das Memelland in alten Ansichtskarten, hrsg. v. der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e.V. Frankfurt a.M. 1982; Memelländisches Bilderbuch, Text und Bildauswahl v. Heinrich A. Kurschat. Oldenburg 1956; Senoji Klaipėda (Das alte Memel), hrsg. v. Jonas Genys. Klaipėda 1995.

109 Vareikis, Klaipėda (wie Anm. 3), passim.

110 Kurschat, Buch (wie Anm. 20), S. 317-324.

111 Alvydas Nikžentaitis (u.a.), Klaipėda. Istorija populiariai (Memel. Eine populärwissenschaftliche Geschichte). Klaipėda 2002.

112 Jonas Tatoris, Senoji Klaipėda: urbanistinė raida ir architektūra iki 1919 metų (Das alte Memel: Stadtentwicklung und Architektur bis zum Jahr 1939). Vilnius 1994.

als wegweisend für die bauliche Entwicklung der Stadt bezeichnet werden kann.[113] Die Geschichte der Memeler Musikschule behandelt Danutė Petrauskaitė.[114] Zur Sozialstruktur innerhalb der Stadt liegen, sieht man einmal von Petronėlė Žostautaitės Beiträgen zur Arbeiterklasse[115] ab, keine Forschungsergebnisse vor.[116] Dieselbe Autorin legte 1990 eine Monographie zum Memeler Hafen vor, deren Schwerpunkt allerdings mehr auf der Bedeutung des Hafens für die litauische Gesamtwirtschaft als auf stadtgeschichtlichen Entwicklungen liegt.[117] Der Beitrag von Zita Genienė in diesem Band beschreitet mit seiner Darstellung von Gastronomie, Tourismus und Festivitäten völliges Neuland.[118] Manfred Klein ist es zu verdanken, dass erstmals das Memeler Stadttheater einer kritischen Betrachtung unterzogen wird.[119]

---

113 Vgl. den Beitrag von Jonas Genys und Edmundas Andrijauskas (Zur Stadtentwicklung und Architektur Klaipėdas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert) in diesem Heft, S. 187-210.

114 Danutė Petrauskaitė, Klaipėdos Muzikos mokykla (Die Musikschule Memels) 1923–1939. Klaipėda 1998. Vgl. auch Petronėlė Žostautaitė, Klaipėdos krašto ekonomika ir kultūra 1923–1939 m. (6. Klaipėdos muzikos mokykla) (Wirtschaft und Kultur des Memelgebietes 1923–1939. [6. Die Musikschule Memels]), in: Lietuvos TSR mokslų akademijos darbai, Serija A, 3 (52) (1975), S. 89-102.

115 Vgl. Žostautaitė, Susivienijimas (wie Anm. 94); dies., Klaipėdos krašto darbininkų ir amatininkų susivienijimas (1930–1939). 2. Susivienijimo veikla ekonomikos srityje (Die Vereinigung der Arbeiter und Handwerker des Memelgebietes [1930–1939]. 2. Die Tätigkeit der Vereinigung im wirtschaftlichen Bereich), in: Lietuvos Mokslų Akademijos darbai, Serija A, 4 (85) (1983), S. 57-69. Die beiden Aufsätze beziehen sich ausschließlich auf die prolitauisch organisierte Arbeitervereinigung, deren Tätigkeit vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung um das Memelgebiet interpretiert wird, und dies nicht zu Unrecht, denn die Vereinigung erhielt finanzielle Hilfe von der litauischen Regierung in Kaunas. Zur Sozialversicherung im Memelgebiet vgl. ebenfalls Petronėlė Žostautaitė, Socialinis draudimas Klaipėdos krašte 1929–1939 (Die Sozialversicherung im Memelgebiet 1929–1939), in: Lietuvos TSR mokslų akademijos darbai, Serija A, 2 (87) (1984), S. 45-58. Wie zu erwarten, ‚orientierte' sich die memelländische Sozialversicherung an den Bestimmungen im Deutschen Reich.

116 Fast alle Autoren gehen auf die soziale Lage nur im Hinblick auf das gesamte Memelgebiet ein. Bei dem krassen Stadt-Land-Gefälle zwischen Memel und dem agrarisch strukturierten restlichen Gebiet lassen sich daraus keine Rückschlüsse für die Stadt selbst ziehen. Zum Memelgebiet vgl. Silva Pocytė, Die sozialen Strukturen im Memelland während der Jahre 1918 bis 1940, in: Die deutsche Volksgruppe in Litauen und Memelland während der Zwischenkriegszeit und aktuelle Fragen des deutsch-litauischen Verhältnisses, hrsg. v. Boris Meissner (u.a.). Hamburg 1998, S. 85-98.

117 Petronėlė Žostautaitė, Klaipėda – Lietuvos uosta (Memel – Der Hafen Litauens) (1923–1939). Vilnius 1990. Dazu auch V. Literskis, Der Memeler Hafen unter litauischer Verwaltung (1923–1938), in: Commentationes Balticae 4/5 (1956/57), S. 89-113.

118 Vgl. in diesem Heft, S. 211-233.

119 Vgl. in diesem Heft, S. 235-277. Quasi als politisches litauisches Gegenstück fungierte in den 30er Jahren das Staatstheater Memel, zu dem der Beitrag von Petro-

Die berühmte Stadtgeschichte von Johannes Sembritzki,[120] geschrieben in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, hat zwar bislang keinen Nachfolger gefunden, doch lassen die Publikationen der letzten Jahre hoffen.[121]

Für einzelne Orte des Memelgebietes liegen Monographien unterschiedlicher Qualität vor, wobei die Initiative inzwischen eindeutig auf die litauische Forschung übergegangen ist. Sowohl Russ[122] als auch Stadt und Landkreis Heydekrug[123] als auch das an der Grenze zum Memelgebiet gelegene Garsden[124] wurden in den letzten Jahren behandelt. Hervorzuheben sind die Arbeiten von Domas Kaunas und Silva Pocytė über das memelländische Dörfchen Aglohnen (Agluonėnai).[125] Von deutscher Seite sind die Darstellung von Gerhard Jankus über Prökuls[126] und die Ausführungen von Heinrich A. Kurschat zu den Landkreisen des Memelgebietes[127] zu erwähnen.

---

nėlė Žostautaitė, Klaipėdos krašto ekonomika ir kultūra 1923–1939 m. (7. Klaipėdos Valstybės teatras) (Wirtschaft und Kultur des Memelgebietes 1923–1939. [7. Das Staatstheater Memel]), in: Lietuvos TSR Mokslų akademijos darbai, Serija A, 2 (55) (1976), S. 121-133, zu erwähnen ist.

120 Johannes Sembritzki, Geschichte der Königlich Preußischen See- und Handelsstadt Memel. 2. Aufl., Memel 1926.

121 Allerdings stellt sich die Frage, ob die Quellen eine solche Monographie überhaupt ermöglichen. Das Stadtarchiv Memel, das 1944 zunächst nach Ostpreußen, dann weiter nach Westen ausgelagert wurde, befand sich im Januar 1945 in Dirschau an der Weichsel. Da die Stadt 1945 schwer zerstört wurde, muss das Archiv als verloren gelten. – Zwei kürzlich erschienene, für ein breiteres Publikum geschriebene Bände über Litauen gehen auch auf das Memelgebiet ein: Marianna Butenschön, Litauen. München 2002; Claudia Sinnig, Litauen. Ein literarischer Reisebegleiter. Frankfurt a.M. 2002.

122 Rusnė (Russ), hrsg. v. Algirdas Matulevičius (u.a.). Vilnius 1992.

123 Petras Jakštas, Senoji Šilutė (Medžiaga Šilutės istorijai) (Das alte Heydekrug [Materialien zur Geschichte Heydekrugs]). Vilnius 1994. Im Jahr 2000 wurde eine Enzyklopädie zum Landkreis Heydekrug herausgegeben: Šilutės kraštas: enciklopedinis žodynas (Der Kreis Heydekrug: ein enzyklopädisches Wörterbuch), hrsg. v. Nijolė Reckienė (u.a.). Šilutė 2000.

124 Janina Valančiutė, Gargždų miesto ir parapijos istorija (Geschichte der Stadt und Kirchengemeinde Garsden). Vilnius 1998.

125 Domas Kaunas, Agluonėnai: gyvenvietės istorijos metmenys (iki 1939) (Aglohnen: Entwürfe einer Ortsgeschichte [bis 1939]). Vilnius 1994; Silva Pocytė, Agluonėnai. Kaimas istorijoje pagairėje (1939–1990) (Aglohnen. Ein Dorf im Sturm der Geschichte [1939–1990]). Klaipėda 1994.

126 Gerhard Jankus, Prökuls. Kirchspiel und Marktort im Memelgebiet. 2. Aufl., Iserlohn 1989.

127 Vgl. Kurschat, Buch (wie Anm. 20): Landkreis Memel S. 325-362; Landkreis Heydekrug S. 363-414; Landkreis Pogegen S. 415-456.

Terra incognita: 1939–1945

Die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft im Memelgebiet ist praktisch völlig unerforscht. Allein Christian Tilitzki edierte unter dem Titel ‚Alltag in Ostpreußen 1940-45' die Lageberichte des Oberlandesgericht-Bezirks Königsberg, die vereinzelte Informationen zum Memelgebiet bieten.[128] Insbesondere ist, von wenigen spärlichen Äußerungen abgesehen,[129] unklar, inwieweit reichsdeutsche NS-Funktionäre die memelländische Verwaltung und Parteiorganisation dominierten.[130] Bernhard Fischer-Schweder etwa, im Sommer 1941 kommissarischer Polizeipräsident in Memel und mitverantwortlich für den Massenmord an Juden in Garsden am 24. Juni 1941, wurde im Januar 1941 aus dem Reich nach Memel versetzt.[131] Ob Fischer-Schweder ein repräsentatives Beispiel darstellt, können erst zukünftige Forschungen erweisen.

Zu klären ist auch, inwieweit diejenigen Memelländer, die sich während der litauischen Souveränität nicht klar zur deutschen Seite bekannt hatten, Repressionen und Diskriminierungen ausgesetzt waren. Dass die Nationalsozialisten gewillt waren, alte Rechnungen zu begleichen, steht dagegen außer Frage. 1940 fanden vor dem Volksgerichtshof Prozesse gegen Memeldeutsche statt, die angeklagt waren, für den litauischen Nachrichtendienst gearbeitet zu haben.[132] Im litauischen Staatsarchiv in Vilnius finden sich Unterlagen der NSDAP-Kreisgruppe Heydekrug, die nahelegen, dass die Partei keineswegs einfach zur Tagesordnung übergehen wollte. Anna Wehlus aus Russ etwa wurde ein Grunderwerb vom Landrat untersagt, weil die NSDAP sie als politisch unzuverlässig einschätzte, da sie ihre Söhne

---

128 Christian Tilitzki, Alltag in Ostpreußen 1940–45. Die geheimen Lageberichte der Königsberger Justiz. Leer 1991.

129 Vgl. Kurschat, Buch (wie Anm. 20), S. 209.

130 Apologetisch ebenda: „Während deutsche Parteistellen das Memelland ausplünderten, sorgte der ostpreußische Gauleiter Erich Koch dafür, daß die memelländischen Volkstumskämpfer schnell durch ‚Reichsgermanen' ersetzt wurden."

131 Zu den Morden in Garsden und der Beteiligung der Memeler Schutzpolizei vgl. Joachim Tauber, Garsden 24. Juni 1941, in: Annaberger Annalen 5 (1997), S. 117-134; Jürgen Matthäus, Jenseits der Grenze. Die ersten Massenerschießungen von Juden in Litauen (Juni–August 1914), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 44 (1996), S. 101-117.

132 Dazu Alvydas Nikžentaitis, Germany and the Memel Germans in the 1930s: on the basis of trials of Lithuanian agents before the Volksgerichtshof, 1934–1945, in: Historical Journal 39 (1996), S. 771-783. Der Großteil des vom Autor verwendeten Materials bezieht sich auf Prozesse aus dem Jahre 1940.

auf litauische Schulen geschickt habe. Als Frau Wehlus Widerspruch gegen die Entscheidung erhob, legte die Kreisleitung nach: die Ortsgruppe Kinten wusste zu berichten, dass beide Söhne von Anna Wehlus der litauischen Kulturorganisation „Santara" angehört hätten, der jüngere Sohn gar im März 1939 für Litauen optiert habe und ausgewandert sei. Unglücklicherweise hatte Frau Wehlus in ihrem Gesuch berichtet, dass ihr Sohn als Litauendeutscher 1941 ins Reich zurückgekehrt sei, was nunmehr eine NSDAP-interne reichsweite Anfrage nach dem Aufenthaltsort und der Tätigkeit des jungen Mannes auslöste, die ein aus nationalsozialistischer Sicht ‚skandalöses' Ergebnis erbrachten: Der junge Wehlus hatte sich in Thüringen freiwillig zur Waffen-SS gemeldet! Die Heydekruger Nationalsozialisten setzten die Entlassung von Wehlus aus der SS durch, wobei der Kreisleiter höchstpersönlich am 25. November 1941 das zuständige SS-Ersatzbataillon informierte und hinzufügte: „Meiner Ansicht nach gehören derartige Leute, die ihr Vaterland wie ein dreckiges Hemd wechseln, nicht in die SS."[133] In einem ähnlichen Fall forderte die Kreisleitung Heydekrug für Balis Virbickas, der bis März 1939 litauischer Polizeibeamter gewesen war und 1941 aus Litauen rückgesiedelt wurde, kurzerhand die Einweisung in ein KZ durch die Gestapo und ‚vernahm' deswegen im Herbst 1941 mehrere Zeugen, die Virbickas als ‚Deutschenhasser' bezeichneten. Unter anderem wurde ihm vorgeworfen, er habe von ‚deutschen Schweinen' gesprochen, die, wenn ihnen das litauische Brot nicht schmecke, doch zu ihrem Hitler gehen sollten.[134] Im Oktober 1942 verwendeten Parteidienststellen einige Energie darauf, die halbjüdische Abstammung des auf der Schiffswerft Lindenau in Memel arbeitenden Alois Mantwill zu ‚beweisen', der denunziert worden war. Zähneknirschend musste sich die Kreisleitung jedoch damit abfinden, dass als Vater des unehelichen Mantwill ein ‚Arier' eingetragen war, sodass keine Maßnahmen eingeleitet werden konnten.[135] Auch wenn die eben angeführten Beispiele nicht verall-

[133] LCVA, F. 1684 (NSDAP Heydekrug), Ap. 1, B. 534, Zitat S. 8. In der jetzt von Arūnė Arbušauskaitė, Lietuvos optantai: klaipėdiškiai, 1939 (Optanten für Litauen: Die Memelländer 1939). Klaipėda 2001, S. 159 f., vorgelegten Arbeit finden sich biographische Angaben zur Familie Wehlus. Der im Text erwähnte Vorgang wird allerdings nicht geschildert.

[134] LCVA, F. 1684 (NSDAP Heydekrug), Ap. 1, B. 1771a. Der Aktenvorgang bricht leider ab, sodass nicht ersichtlich wird, ob Virbickas wirklich in ein KZ eingewiesen wurde.

[135] LCVA, F. 1684 (NSDAP Heydekrug), Ap. 1, B. 2775.

gemeinert werden sollten, nähren sie massive Zweifel an manchen Aussagen von deutscher Seite nach 1945.[136]

Da die litauische Regierung dem Ultimatum nachgegeben hatte, bestand für Memelländer die Möglichkeit, die litauische Staatsbürgerschaft zu erwerben und nach Litauen zu emigrieren. Die Zahl der Optanten für Litauen hielt sich in engen Grenzen, insgesamt dürfte es sich um 303 Familien (585 Personen) gehandelt haben,[137] doch liegen bislang keine umfangreicheren Forschungen zu den deutsch-litauischen Beziehungen im Memelgebiet zwischen März 1939 und Juni 1940 vor.[138]

Was die Evakuierung der memelländischen Bevölkerung im Hochsommer 1944 angeht, so ist die Forschung bislang so gut wie ausschließlich auf Augenzeugenberichte angewiesen.[139] Allein der militärische Ablauf der Eroberung des Gebietes 1944/45 ist im Rahmen von

---

136 So behauptet Kurschat, Buch (wie Anm. 20), S. 209 f., aufgrund der Amnestieklausel im Rückgliederungsgesetz hätten die prolitauisch orientierten Memelländer nichts zu befürchten gehabt. Die Einschränkung dieser Aussage spricht für sich (ebenda, S. 209 f.): „Wenn trotzdem einige Litauer in die Hände der braunen Justiz gerieten, dann wohl nicht wegen irgendwelcher Taten in der Vergangenheit, sondern wegen ihrer anhaltend deutschfeindlichen Haltung, die das Reich im Hinblick auf den Fortgang des Krieges nicht dulden konnte." Die im Text aufgeführten Fälle belegen eindeutig das Gegenteil.

137 Darunter die profiliertesten Vertreter der kleinlitauischen Bewegung wie etwa der gern als ‚Patriarch Kleinlitauens' bezeichnete Martynas Jankus oder die Schriftstellerin Ieva Simonaitytė. Vgl. dazu die Monographie von Arbušauskaitė (wie Anm. 133), deren Verdienst vor allem in der Publikation der in deutschen Archiven befindlichen Namensliste der Optanten und biographischen Angaben zu den aufgeführten Personen liegt. Die im Text gegebenen Zahlenangaben ebenda, S. 33.

138 Einen ersten Überblick aus litauischer Sicht bietet Saulius Grybkauskas, Lietuvos vyriausybės reakcija į nacistinės Vokietijos politiką Klaipėdos krašto lietuvių atžvilgiu (1939 03 23–1940 06 15) (Die Reaktion der litauischen Regierung auf die Politik des nationalsozialistischen Deutschland gegenüber Litauern des Memelgebietes [23.3.1939–15.6.1940]), in: Genocidas ir Rezistentcija 1 (39) (1998), S. 72-80.

139 Zur Evakuierung der Bevölkerung im Spätsommer 1944 vgl. etwa die Erinnerungen von Manfred Teweleit, Ostwind. Leben in Ostpreußen. Flucht aus Memel über Westpreußen nach Pommern. Gütersloh 1993, S. 147-317; ders., Memel. 43 Jahre verbotene Stadt. Von Stalin bis Gorbatschow. Gütersloh 1992, S. 23-83. Nachdem sich die Front noch einmal zu stabilisieren schien, kehrte die Familie Anfang Oktober nach Memel zurück, unmittelbar vor dem Einbruch der Roten Armee ins Memelgebiet. Die Familie floh mit einem der letzten Züge Richtung Tilsit ein zweites Mal aus Memel. Sie teilte damit das Schicksal der Willoweits, von dem Dietmar Willoweit in diesem Band berichtet (S. 393-406). In der in den 50er Jahren entstandenen Dokumentation zu Flucht und Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten finden sich zwei Berichte über die Ereignisse im Memelland: Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene. Bd. I/1: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Nachdruck München 1984, S. 1-4.

populärwissenschaftlichen Darstellungen zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges sowohl von sowjetlitauischer[140] als auch von deutscher Seite[141] dargestellt worden. Die sowjetlitauischen Arbeiten gehen alle von völlig übertriebenen Angaben aus, was die deutschen Kräfte betrifft, und stellen die Eroberung der Stadt als ‚Sturm auf Memel' dar,[142] in Wirklichkeit hatten die deutschen Truppen den ‚Brückenkopf Memel' geräumt und sich bis auf wenige Nachhuten auf die Kurische Nehrung zurückgezogen. Die eigentlichen Kämpfe um Memel spielten sich nicht im Januar 1945, sondern im Oktober 1944 ab, als der Roten Armee der Durchbruch ins Memelgebiet gelang und mehrere Tage erbittert im Vorfeld der Stadt gekämpft wurde.[143] Danach stabilisierte sich die Front, bis aufgrund der sowjetischen Offensive gegen Ostpreußen Memel aufgegeben wurde. Innerhalb der Roten Armee wurde 1943 die so genannte litauische Division aufgestellt, die als 16. Schützendivision seit 1943 an der Front eingesetzt war. Aus politischen Gründen wurde die Einheit noch am 27. Januar 1945 auf Memel angesetzt, damit die litauische Division an der Besetzung beteiligt war.[144]

Zur Situation im Memelgebiet unmittelbar nach der Besetzung durch die Rote Armee und zum Schicksal der Zivilbevölkerung bis 1948 liegt jetzt eine Monographie von Ruth Kibelka vor, deren besonderer Vorzug in der Verwendung sowjetischer und litauischer Quellen liegt.[145] Das Memelgebiet unterlag ebenso wie Ostpreußen der Willkür

---

140 Vgl. J. Žiugžda (u.a.), Lietuvos TSR istorija. Nuo seniausių laikų iki 1957 metų (Die Geschichte der Litauischen SSR. Von der ältesten Zeit bis 1957). Vilnius 1958, S. 438 f.; vgl. Vladas Karvelis, Lietuvos TSR išvadavimas iš Hitlerinės okupacijos 1944–1945 (Die Befreiung der Litauischen SSR von der Hitlerschen Okkupation 1944–1945). Vilnius 1973, S. 99-103 u. 125-128.

141 Vgl. u.a. Major Dieckert und General Grossmann, Der Kampf um Ostpreußen. Der umfassende Dokumentarbericht über das Kriegsgeschehen in Ostpreußen. 8. Aufl., Stuttgart 1991, S. 46-56 u. 96 f.; Die letzten Kriegstage. Ostseehäfen 1945. Stuttgart 1995, S. 22-50.

142 Vgl. etwa Karvelis, Išvadavimas (wie Anm. 140), S. 101 f.

143 Weit über die militärische Ereignisgeschichte hinausgehend hat Manfred Zeidler, Die Rote Armee und die Besetzung Deutschlands östlich von Oder und Neiße 1944/45. München 1996, die Eroberung Ostdeutschlands unter Einschluss sowjetischer Quellen und Literatur dargestellt. Zum Memelgebiet vgl. ebenda, S. 67-75.

144 Vgl. die Divisionsgeschichte von Jonas Dobrovolskas, Pergalės karių gretose. Lietuvai Didžiojo Tevynės Karo frontuose (An der Seite der Soldaten des Sieges. Litauer an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges). Vilnius 1985, S. 61-70.

145 Ruth Kibelka, Ostpreußens Schicksalsjahre 1944–1948. Berlin 2000. Zur Behandlung der Deutschstämmigen durch die sowjetischen Sicherheitsorgane vgl. auch die Arbeiten von Nastazija Kairiūkštytė, z.B. Die Bevölkerungsentwicklung

der Sieger, einen Unterschied in der Behandlung der Zivilbevölkerung gab es offenbar nicht.[146] Ebenfalls Ruth Kibelka ist es zu verdanken, dass in den letzten Jahren das Schicksal ostpreußischer Kinder, die in den Wirren des Angriffs der Roten Armee im Januar 1945 ihre Eltern verloren, thematisiert wurde. Viele Kinder flohen vor den Verhältnissen im nördlichen Ostpreußen nach Litauen und wurden dort von Einheimischen aufgenommen. Die „Wolfskinder" sind inzwischen Gegenstand mehrerer Veröffentlichungen und Fernsehberichte geworden.[147]

Fazit

Überblickt man die Entwicklungszüge der Geschichtsschreibung zum Memelgebiet in der Zwischenkriegszeit, so fällt auf, dass vor allem nach 1990 die Forschung in Deutschland und Litauen eine neue Dynamik gewann und im vergangenen Jahrzehnt eine Vielzahl von Arbeiten zum Thema veröffentlicht wurde. Dieses neue Interesse hängt natürlich mit den Zeitläuften zusammen und bedarf im Falle des wieder unabhängigen Litauen eigentlich keiner Begründung. Aus deutscher Sicht hat sicherlich die Öffnung der Grenzen und Archive, vor allem aber der freie und offene Dialog mit den litauischen Kollegen eine besondere Rolle gespielt.

der deutschen Minderheit in Litauen von 1945–1960, in: Deutschland und Litauen. Bestandsaufnahmen und Aufgaben der historischen Forschung, hrsg. v. Norbert Angermann u. Joachim Tauber. Lüneburg 1995, S. 125-135. Vgl. jetzt auch Ruth Kibelka, Memelland. Fünf Jahrzehnte Nachkriegsgeschichte. Berlin 2002.

146 Kibelka, Schicksalsjahre (wie Anm. 145), S. 26: „Die Geschehnisse im Memelland während des Zeitraums Oktober 1944 bis Februar 1945 sind spärlich dokumentiert, doch läßt sich feststellen, daß hier eine Methode erprobt wurde, die sich auf dem weiteren Vormarsch bewähren sollte: wirtschaftlicher und sexueller Raubzug, politische Überprüfung, Verschleppung, Arbeitsverpflichtung vor Ort in den Nebenwirtschaften des Militärs."

147 Ruth Kibelka, Wolfskinder. Grenzgänger an der Memel. Berlin 1996; dies., Deutsch geboren – litauisch adoptiert. Wolfskinder in Litauen, in: Jahrestagung (wie Anm. 71), S. 35-51. Von litauischer Seite Silvija Peleckienė, Sugriautų namų vaikai (Kinder der zerstörten Häuser). Klaipėda 1995. Die Gefahr der Mythenbildung ist nicht von der Hand zu weisen: Auch wenn die meisten Wolfskinder in der Tat aus humanitären Erwägungen eine Bleibe in Litauen fanden und in die litauischen Familien integriert wurden, gibt es doch auch Beispiele, in denen die Jugendlichen als billige Arbeitskraft ausgenutzt wurden.

Zugleich haben sich die Schwerpunkte der Historiographie von der ‚großen' Politik und dem deutsch-litauischen Streit um Memel zu sozial- und regionalgeschichtlichen Fragestellungen verschoben. Im Mittelpunkt dieser modernen Regionalgeschichte stehen weniger die ‚Deutschen' oder die ‚Litauer', sondern alle Menschen, die in der betreffenden Gegend leben oder gelebt haben. Unter diesem Aspekt hat das 21. Jahrhundert auch bei der Erforschung der Geschichte des Memelgebietes bereits begonnen.

Die Entstehung des „Territoire de Memel" und die Pläne der französischen Administration[1] (1919–1923)

von Christian-Alexander Schröder

Tiefgreifende Spuren hat die dreijährige Anwesenheit französischer Besatzungstruppen an der Memel nicht hinterlassen. Neben historischen Briefmarken mit dem Aufdruck „Memel", die sich heute bei Philatelisten großer Beliebtheit erfreuen, und schriftlich fixierten Konzeptionen für einen „Freistaat Memelland", die in verschiedenen europäischen Bibliotheken und Archiven zu finden sind, erinnert nur wenig an die kurze Spanne der memelländischen Geschichte, die von den Einheimischen später „Franzosenzeit" genannt werden sollte.

Drei Jahre lang, vom Beginn des Jahres 1920 bis zum Januar 1923 befand sich das Memelgebiet in einem eigentümlichen Schwebezustand, der die kleine Region am rechten Unterlauf der Memel zu einem Unikum auf der politischen Landkarte Europas machte. Es gehörte seit dem In-Kraft-Treten des Versailler Vertrages nicht mehr zu Deutschland, aber auch nicht zu Litauen oder einem dritten Staat. Die Hoheitsgewalt über das Territorium von der Größe Luxemburgs mit seinen knapp 141 000 Einwohnern, die zu etwa gleichen Teilen Deutsch bzw. Litauisch als Muttersprache angaben und zu 96% der preußisch-unierten Kirche angehörten,[2] lag bei einer Gruppe von Staaten, die aus Frankreich, Großbritannien, Italien und Japan bestand. Frankreich verwaltete das Gebiet im Auftrag dieser vier alliierten Hauptmächte.

Die Rolle der Alliierten bei der Entstehung des Memelgebietes als eigenständige politische und geographische Einheit und die Besatzungspolitik der französischen Regierung sind bisher nur bruch-

---

1 Der vorliegende Text geht aus einer Magisterarbeit hervor, die im Wintersemester 2001/02 am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität Berlin eingereicht wurde (Betreuer: Prof. Dr. Clemens A. Wurm). Diese Arbeit mit dem Titel „Das ‚Territoire de Memel'. Entstehung und Entwicklung eines völkerrechtlichen Provisoriums 1919–1923" wird in Kürze in der von Ulrich Albrecht, Manfred Kerner und Sigmar Stopinski herausgegebenen Reihe der „Berliner Interuniversitären Arbeitsgruppe Baltische Staaten" (BIAB) erscheinen.

2 Johannes Ganß, Die völkischen Verhältnisse des Memellandes. Berlin 1925, S. 53-59; Vincas Vileišis, Tautiniai santykiai Maž. Lietuvoje ligi didžiojo Karo istorijos ir statistikos šviesoje (Die Nationalitätenverhältnisse in Klein-Litauen bis zum Weltkriege im Licht der Geschichte und der Statistik). Kaunas 1935, S. 204.

stückhaft untersucht worden. In der Literatur sind aber unterschiedliche Vermutungen über die Absichten der französischen Regierung und ihrer Repräsentanten in Memel angestellt worden. Dass Clemenceau und seine Nachfolger im Amt des französischen Ministerpräsidenten Memel zu einem zweiten Zugang zum Meer für das verbündete Polen machen wollten, war schon den zeitgenössischen Beobachtern der internationalen Politik bekannt.[3] Vor allem von litauischer Seite wurde stets betont und kritisiert, dass die Präsenz alliierter Truppen an der Ostsee auch dazu genutzt wurde, um Druck auf die litauische Regierung auszuüben und diese zu einer konzilianteren Haltung gegenüber den Vereinigungswünschen der polnischen Staatsführung zu bewegen.[4] In dem von nationalen Leidenschaften stark geprägten deutschsprachigen Schrifttum der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde hingegen vermutet, dass die Franzosen von Anfang an die Annexion größtmöglicher Teile des deutschen Vorkriegsterritoriums bezweckten und diese, sofern sie nicht direkt an Frankreich angegliedert werden konnten, in abhängige Gebiete oder innereuropäische Kolonien verwandeln wollten. Als besonders gravierendes Ärgernis wurde die gleichzeitige Stationierung alliierter Truppen am Rhein und an der Memel empfunden, hinter der die Absicht zur Einkreisung Deutschlands vermutet wurde. Die sowjetische Historiographie wiederum ging davon aus, dass die Alliierten im Memelgebiet Truppen stationierten, um hier eine starke Militärbasis zu schaffen, von der aus sie effektiv im russischen Bürgerkrieg intervenieren und die Nachschubwege für die konterrevolutionären weißen Armeen sichern konnten.[5]

---

3 Arnold J. Toynbee, Survey of International Affairs 1920–1923. Oxford 1925, S. 256 f.

4 Robertas Žiugžda, Po Diplomatijos Skraiste. Klaipėdos kraštas imperialistinių valstybių planuose 1919–1924 metais (Unter dem Deckmantel der Diplomatie. Das Memelland in den Plänen der imperialistischen Mächte 1919–1924). Vilnius 1973, S. 81 ff. u. 212.

5 A.F. Rubzov, Die Politik Frankreichs bezüglich des Memelgebietes 1920–1922, in: Probleme der internationalen Beziehungen in Geschichtsschreibung und Quellenstudien. Studien der staatlichen Universität Tomsk, in Memoriam W.W. Kubitschow. Tomsk 1970, S. 109-115, hier S. 110; Robertas Žiugžda, Klaipėdos klausimas 1919 m. Paryžiaus Taikos konferencijoje (Die Memelfrage auf der Pariser Friedenskonferenz 1919), in: Lietuvos TSR Aukštųjų Mosklo Darbai, Istorija XI (1970), S. 87-98, hier S. 98.

1. Historiografischer Überblick

In der historischen Forschung über Memel und seine Umgebung wurde der Zeitraum zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Beginn der Verhandlungen über die Memelkonvention oft übergangen oder nur beiläufig gestreift. Überblickswerke zur deutschen und europäischen Geschichte erwähnen allenfalls die Abtrennung des Gebietes vom Deutschen Reich infolge der Versailler Friedensordnung und weisen dann wieder auf den litauischen Handstreich vom 10. Januar 1923 hin, in dessen Folge das Gebiet als autonome Provinz in den litauischen Staatsverband eingegliedert wurde. Ausführlicher widmeten sich verschiedene Politologen, Juristen und die interdisziplinär arbeitenden Wissenschaftler der damaligen Ostforschung in den 20er und 30er Jahren dem Thema.[6] Wegen ihrer oft einseitigen und ergebnisorientierten Darstellungsweise sind viele Veröffentlichungen aus der Zwischenkriegszeit jedoch nur bedingt dazu geeignet, als verlässliche Informationsquelle über die damaligen Verhältnisse im Memelgebiet zu dienen. Die Mehrzahl der damaligen Autoren war nicht an einem wissenschaftlichen Dialog interessiert, sondern an einer Einflussnahme auf den Fortgang der beschriebenen Vorgänge durch die Begründung eines juristischen oder moralischen Anspruchs.

Vergleichsweise objektive Darstellungen zur „Memelfrage", die auch den Zeitraum vor 1923 abdecken, wurden 1928 von Friedrich Janz und 1932 von Rudolfas Valsonokas vorgelegt.[7] Neben diesen bis heute nicht ersetzten Monografien gibt es noch eine Handvoll quellengestützter Arbeiten aus den 30er und 40er Jahren, in denen auf der Grundlage der damals zugänglichen Informationen die politik- und diplomatiegeschichtlichen Ereignisse geschildert werden.[8]

---

6 Ganß, Verhältnisse (wie Anm. 2); Rolf Schierenberg, Die Memelfrage als Randstaatenproblem. Berlin 1925; Fred Hermann Deu, Das Schicksal des deutschen Memelgebietes. Seine wirtschaftliche und politische Entwicklung mit der Revolution. Berlin 1927; Ernst Friesecke, Das Memelgebiet, eine völkerrechtsgeschichtliche und politische Studie. Stuttgart 1928; Felix Borchardt, Memel, in: 10 Jahre Versailles, hrsg. v. Karl C. von Loesch u. Max Hildebert Boehm. Berlin 1930, S. 283-304; als Sonderdruck unter dem Titel: Das politische Schicksal des deutschen Memellandes in den ersten zehn Jahren nach Versailles. Berlin 1930; Friedrich Kopp, Der Kampf um das Memelland. Ein Abriß seiner politischen Geschichte. Berlin 1935.

7 Friedrich Janz, Die Entstehung des Memelgebietes. Zugleich ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Versailler Vertrags. Berlin 1928; Rudolfas Valsonokas, Klaipėdos problema (Das Memelproblem). Klaipėda 1932; fotomechanische Reproduktion Vilnius 1989.

8 Marija Urbšienė, Klaipėdos Krašto istorijos paraštėjė, 1900–1930 (Bemerkungen zur Geschichte des Memelgebiets, 1900–1930). Kaunas 1934; Thorsten Vaino

Nach Ablauf der Sperrfristen für die einschlägigen Bestände der staatlichen Archive ist die verbesserte Quellenlage in Westeuropa lange Zeit nicht genutzt worden, um die in der älteren Literatur aufgestellten Thesen zu überprüfen. Auch Ernst-Albrecht Plieg hat mit seiner 1960 vorgelegten Dissertation über „Das Memelland 1920–1939" die hinsichtlich der frühen 20er Jahre bestehende Forschungslücke nicht geschlossen. Seine vorrangig regionalgeschichtlich ausgerichtete Arbeit zeichnet sich zwar durch eine intensive Auswertung der in Deutschland verfügbaren Archivbestände aus, sie behandelt aber die Ereignisse bis 1923 in aller Knappheit lediglich als Auftakt für den eigentlichen Untersuchungsgegenstand: „Deutsche Autonomiebestrebungen im litauischen Gesamtstaat".[9] Romuald Misiūnas hat das Thema „Versailles and Memel" in einem Aufsatz von 1968 neu aufgegriffen. Er stützt sich in seiner Untersuchung aber weiterhin auf die Vorkriegsliteratur, die Memoiren verschiedener Akteure und einen von der litauischen Regierung 1923 publizierten Quellenband.[10] In der litauischen Geschichtsschreibung ist der Geschichte des Memelgebietes im 20. Jahrhundert immer viel Aufmerksamkeit entgegengebracht worden. Insbesondere Robertas Žiugžda hat sich in seinen auf litauisches und sowjetisches Archivmaterial gestützten Arbeiten über das Memelgebiet und andere zwischenstaatliche Probleme der Zwischenkriegszeit auch mit den Ereignissen im Anschluss an den Ersten Weltkrieg auseinandergesetzt.[11]

In den älteren Darstellungen wird die wechselvolle Geschichte des Memelgebiets im 20. Jahrhundert fast durchweg als die eines anhaltenden deutsch-litauischen Gegensatzes beschrieben. Erst nach der Überwindung der Blockkonfrontation erschienen vermehrt wissenschaftliche Beiträge, in denen die memelländische Geschichte nicht mehr ausschließlich als Anhängsel der deutschen oder litauischen Nationalgeschichte aufgefasst wird.[12] Viele Forschungslücken sind seitdem geschlossen worden. Neuere diplomatiegeschichtliche Unter-

---

Kalijarvi, The Memel Statute. Its Origin, Legal Nature, and Observation to the Present Day. London 1937; Walter Schätzel, Das Reich und das Memelland. Das politische und völkerrechtliche Schicksal des Deutschen Memellandes bis zu seiner Heimkehr. Berlin 1943.

9 Ernst-Albrecht Plieg, Das Memelland 1920–1939. Deutsche Autonomiebestrebungen im litauischen Gesamtstaat. Würzburg 1962 (Phil. Diss., Bonn 1960).

10 Romuald J. Misiūnas, Versailles and Memel, in: Lituanus 14 (1968), H. 1, S. 65-93.

11 Žiugžda, Klaipėdos klausimas (wie Anm. 5); Žiugžda, Po Diplomatijos (wie Anm. 4).

12 Vytautas Žalys, Kova dėl identiteto. Kodėl Lietuvai nesiseke Klaipėdoje tarp 1923–1939 m. / Ringen um Identität. Warum Litauen zwischen 1923 und 1939 im Memelgebiet keinen Erfolg hatte. Lüneburg 1993; Joachim Tauber, Der unbekann-

suchungen und Arbeiten mit kulturanthropologischen Forschungsansätzen zeichnen ein sehr viel differenzierteres Bild von der Geschichte des Memelgebietes, das es heute erlaubt, die Legendenbildungen der nationalistischen Epoche ad acta zu legen.[13] Auch bei den neuen Veröffentlichungen über das Memelgebiet bleibt der Fokus der Untersuchung jedoch meist auf das deutsch-litauische Verhältnis gerichtet.

2. Der Rechtsstatus des „Territoire de Memel"

Durch das Defizit in der Auswertung insbesondere der französischen Quellen ist es zu erklären, dass bis heute auch in Fachtexten gelegentlich noch angegeben wird, das Memelgebiet sei in den frühen 20er Jahren ein Mandat unter der Aufsicht des Völkerbundes gewesen.[14] Tatsächlich war der völkerrechtliche Status des Territoriums zu jener Zeit jedoch alles andere als verbindlich geregelt. In Ermangelung eines gesonderten Besatzungsstatuts konnte nur der Versailler Friedensvertrag als Rechtsgrundlage für die Stationierung der alliierten Truppen herhalten. Dort sind verbindliche Aussagen über die unmittelbare und mittelfristige staatsrechtliche Zukunft des Landstriches nicht zu finden. In deutlichem Kontrast zu zahlreichen anderen Bereichen des Vertrages, die sich durch eine große Regelungsdichte auszeichnen, besteht das Kapitel über Memel nur aus einem einzigen Artikel (Art. 99), in dem bestimmt wird: „Deutschland verzichtet zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte auf alle Rechte und Ansprüche auf die Gebiete zwischen der Ostsee, der in Art. 28 Teil II (Deutschlands Grenzen) des gegenwärtigen Vertrages beschriebenen Nordostgrenze Ostpreußens und den alten deutsch-russischen Grenzen. Deutschland verpflichtet sich, die von den alliierten und

---

te Dritte: Die Kleinlitauer im Memelgebeit 1918–1939, in: „Der Fremde im Dorf". Überlegungen zum Eigenen und zum Fremden in der Geschichte. Rex Rexheuser zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Hans-Jürgen Bömelburg u. Beate Eschment. Lüneburg 1998, S. 85-104.

13 Manfred Klein, Die versäumte Chance zweier Kulturen. Zum deutsch-litauischen Gegensatz im Memelgebiet, in: Nordost-Archiv N.F. II (1993), H. 2, S. 317-359; Karl-Heinz Ruffmann, Deutsche und litauische Memelpolitik in der Zwischenkriegszeit. Ein Vergleich, in: Ebenda, S. 217-233; Joachim Tauber, Die Memelfrage im Rahmen der deutsch-litauischen Beziehungen 1919–1939, in: Deutschland und Litauen. Bestandsaufnahmen und Aufgaben der historischen Forschung, hrsg. v. Norbert Angermann u. Joachim Tauber. Lüneburg 1995, S. 107-118.

14 Jacques Binoche, Histoire des relations franco-allemandes de 1789 à nos jours. Paris 1996, S. 122.

assoziierten Hauptmächten hinsichtlich dieser Gebiete, insbesondere über die Staatsangehörigkeit der Einwohner getroffenen Bestimmungen anzuerkennen."[15]

Nachdem der US-Kongress seine Zustimmung zu den Pariser Vorortverträgen verweigert hatte, bestand die Gruppe der alliierten und assoziierten Hauptmächte, denen nun formell die Hoheitsrechte über den so umrissenen Küstenstreifen am südöstlichen Ufer der Ostsee zufielen, aus den verbleibenden Großmächten der Kriegskoalition, dem Britischen Empire, Frankreich, Italien und Japan. Formell blieben diese vier Mächte für die Geschicke des Territoriums kollektiv verantwortlich. Faktisch verwaltete Frankreich es in Kooperation mit den lokalen Eliten allein.

Das Memelgebiet war in dieser Zeit ein eigenständiges Zollgebiet. Es hatte die Reichsmark als Währung,[16] führte aber eigene Hoheitssymbole.[17] Eine als kurzfristiges Provisorium konzipierte Regierungs- und Verwaltungsorganisation mit einem Hohen Repräsentanten der alliierten Hauptmächte an der Spitze hatte immerhin drei Jahre Bestand. Nicht nur die Nationalität vieler Einwohner des Territoriums war umstritten; auch bezüglich ihrer Staatsangehörigkeit wurden verschiedene Auffassungen vertreten. Während die deutschen Behörden davon ausgingen, „daß die Memeler noch als Deutsche anzusehen seien",[18] sprachen die Alliierten von ihnen schon 1920 als „citoyens de Memel"[19] oder auch „nationaux de Memel".[20]

Im Hinblick auf die von mehreren Staaten gemeinsam ausgeübte Gebietshoheit wurde das „Territoire de Memel" von Völkerrechtlern

15 Reichsgesetzblatt (RGBl.) 1919, Nr. 140, S. 687-1349, Art. 99: Gesetz über den Friedensschluß zwischen Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten vom 16.7.1919 (Versailler Vertrag).

16 Schätzel, Reich (wie Anm. 8), S. 107.

17 Die Botschafterkonferenz verlieh dem Gebiet auf Vorschlag Odrys die gelb-rote Fahne mit dem Memeler Stadtwappen als Flagge für den internationalen Schiffsverkehr. Archives du Ministère des Affairs Etrangères de la République Française (AMAEF), Conférence de Paix (CP), Partie VIII, N° 69, 18 (VI), S. 32: Récueil des résolutions de la Conférence des ambassadeurs, 11.3.1920.

18 Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik (ADAP), Serie A, Bd. III, Dok. Nr. 156, S. 279: Richtlinien zur Behandlung des Memelgebietes, Mai 1920; Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PAAA), Akten der Abt. IV, Memel, Po 2, Bd. 1: Außenminister Simons an Fehrenbach und Braun, 12.1.1921.

19 AMAEF, CP, VIII, N° 69, 67 (VI), S. 129: Récueil des résolutions de la Conférence des ambassadeurs, 26.2.1920.

20 AMAEF, Série Z, Sous-série Memel, N° 1, S. 213: Handschriftlicher Entwurf des Direktors der Abteilung ‚affaires politiques et commerciales' auf der Grundlage von Notizen des Rechtsberaters Fromageot, 10.8.1920.

als „Kondominium"[21] oder „Koimperium"[22] bezeichnet. Da die Staatsgewalt nicht aus dem Gebiet selbst erwuchs, sondern auf die Rechte der vier Hauptmächte zurückgeführt wurde, war das Memelgebiet kein eigenständiger Staat und auch kein Protektorat, sondern lediglich ein „staatsähnliches Gebilde" oder „Staatsfragment".[23]

3. Pläne für die staatsrechtliche Zukunft des Memelgebietes

Unklarer noch als die vielen offenen Gegenwartsfragen war die Zukunft des schmalen Landstrichs am rechten Unterlauf der Memel. Eine Angliederung an Litauen war in Aussicht gestellt worden. Viele Bewohner hofften aber auf eine Rückkehr zum Deutschen Reich oder wenigstens auf die Errichtung eines unabhängigen Staates nach dem Modell Danzig. Pläne für die Gründung eines „Freistaats Memelland" wurden bereits ausgearbeitet[24] und auf internationalen Konferenzen in Paris und Genf diskutiert. Die Besatzungsmacht war aber nicht gewillt, in ihrem nordosteuropäischen Vorposten ohne Gegenleistung alle Fäden aus der Hand zu geben. Für den Fall, dass ihr eigentliches Ziel, die Vereinigung des Memelgebietes und ganz Litauens mit Polen, nicht verwirklicht werden könnte, operierten die verantwortlichen Handlungsträger am Quai d'Orsay mit Konzepten, welche der Entstehung eines französischen Gibraltar an der Ostsee nahe gekommen wären. In einer Zeit, in der die alte Kriegskoalition in der Auseinandersetzung über die Implementierung der Nachkriegsordnung beständig auseinanderzubrechen drohte, konnte eine einvernehmliche Regelung unter den beteiligten Mächten jedoch lange nicht gefunden werden. Mit dem Einmarsch irregulärer Einheiten der litauischen Armee am 10. Januar 1923 wurde das dauerhafte Provisorium der alliierten Besatzung abrupt beendet. Wie zuvor schon andere Grenzkonflikte in der Region wurde auch die Memelfrage erst infolge der Anwendung militärischer Gewalt einer Lösung zugeführt.

---

21 Friesecke, Memelgebiet (wie Anm. 6), S. 21; Joachim Hallier, Die Rechtslage des Memelgebiets. Eine völker- und staatsrechtliche Untersuchung der Memelkonvention. Leipzig 1933, S. 15; Schätzel, Reich (wie Anm. 8), S. 95.

22 Joachim Wallat, Die völkerrechtliche Stellung des Memelgebietes. Frankfurt a.M. 1991, S. 21 f.

23 Friesecke, Memelgebiet (wie Anm. 6), S. 25; Gilbert Hanno Gornig, Das Memelland. Gestern und heute. Eine historische und rechtliche Betrachtung. Bonn 1991, S. 78; Wallat, Stellung (wie Anm. 22), S. 21.

24 Denkschrift der wirtschaftlichen Körperschaften und Verbände zur Selbständigkeit des Memelgebietes. Memel 1921.

4. Die Memelfrage auf der Pariser Friedenskonferenz

Das gewaltsame Ende der isolierten Entwicklung des Memelgebietes wirft die Frage auf, wie es überhaupt zur Einrichtung eines von alliierten Truppen besetzten Territoriums im Grenzraum zwischen Deutschland und Litauen kam. Die Entscheidung dazu fiel auf der Pariser Friedenskonferenz und war Teil einer ambitionierten Nachkriegsordnung, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, die Staatsgrenzen auf dem Gebiet der im Krieg unterlegenen Kaiserreiche mit dem Nationalitätenprinzip in Einklang zu bringen. Anhand der in Form redigierter Ergebnisprotokolle überlieferten Konferenzakten kann der Verhandlungsverlauf zumindest der offiziellen Gremien dieser bis dahin größten und komplexesten aller internationalen Konferenzen heute annähernd nachvollzogen werden.

In Paris wurde erstmals zur Lösung der vielen zwischenstaatlichen Probleme, die sich im Laufe der vergangenen Jahrzehnte angestaut hatten und die der Krieg neu aufgeworfen hatte, auf die Ergebnisse zahlreicher Expertengruppen zurückgegriffen. Jede der Großmächte hatte bereits vor Kriegsende eigene Studienkomitees ins Leben gerufen, die unter anderem dazu angehalten waren, anhand wissenschaftlich objektiver Kriterien Materialien zu sammeln, die als Grundlage für die Abgrenzung der neu entstehenden Staaten in Mittel- und Osteuropa dienen sollten.[25] In dem Bericht des am Geographischen Institut der Sorbonne angesiedelten und mit namhaften Wissenschaftlern besetzten „Comité d'Etudes" wurde über die Bevölkerung im nördlichen Ostpreußen ausgeführt: „Dans les parties lituaniennes de la Prusse de 1914, le nombre des sujets parlant lituanien ne parait guère dépasser 150000; presque tous sont bilingues et ont l'allemand pour langue de civilisation. L'emploi du lituanien dans un certain nom-

[25] Über die Vorbereitungen des britischen Civil Service für die Friedenskonferenz: David Lloyd George, Memoirs of the Peace Conference. Bd. 1, New York 1972; Reprint der Ausgabe von 1939 mit dem Titel „The Truth about the Peace Treaties", S. 131f.; zu der bei der Historical Section des Foreign Office eingerichteten Studiengruppe: Urbšienė, Klaipėdos Krašto (wie Anm. 8), S. 7; Stasys Daukša, Le régime d'autonomie du Territoire de Klaipėda. Paris 1937, S. 26; über das in New York bei der American Geographical Society angesiedelte Expertengremium ‚Inquiry': The Intimate Papers of Colonel House, arranged as a narrative by Charles Seymour, hrsg. v. Charles Seymour. Bd. III, London 1928, S. 174 ff.; über das französische Comité d'Etudes: Jacques Bariéty, Le „Comité d'études" du Quai d'Orsay et la frontière rhénane (1917–1919), in: L'établissement des frontières en Europe après les deux guerres mondiales, hrsg. v. Christian Baechler u. Carole Fink. Bern 1996, S. 249-262, hier S. 251-254; Charles Benoist, Souvenirs. Bd. III (1902–1933), Paris 1933, S. 324-330.

bre de localités rurales n'est qu'une survivance."[26] Solche ethnografischen und linguistischen Expertisen wurden bei den eigentlichen Friedensverhandlungen unter den Alliierten als Diskussionsgrundlage gebraucht. Im Entscheidungsprozess stellten sie aber nur eines von mehreren Kriterien dar. Oft wirkten sich wirtschafts-, verkehrs- und verteidigungspolitische Erwägungen zuungunsten der Kriegsverlierer aus.

Mit der Ausarbeitung eines Entwurfs für das nördliche Teilstück der zukünftigen deutschen Ostgrenze wurde in Paris die „Commission des Affaires polonaises" betraut.[27] Damit war bereits eine wichtige Vorentscheidung getroffen worden. Denn Deutschland grenzte im Osten nicht nur an Polen. Im nordöstlichen Ostpreußen, in einem Gebiet beiderseits der Memel, das von den Litauern Kleinlitauen genannt wird, ging der deutsche Siedlungsraum in den der Litauer über. Dieser Umstand wurde von den Alliierten zunächst ignoriert, da sie davon ausgingen, dass sich die baltischen Litauer, obwohl sie mit den Polen nur die mehrheitlich katholische Konfession und die frühere Zugehörigkeit zu dem im späten 18. Jahrhundert aufgeteilten polnisch-litauischen Doppelreich verband, in eine Wiederbelebung der alten „Rzeczpospolita" würden einfügen lassen.

Zur Memelfrage auf der Pariser Friedenskonferenz wurde bisher auf der Grundlage von Memoirenliteratur[28] und in jüngerer Zeit auch anhand der schriftlichen Hinterlassenschaften der litauischen Friedensdelegation geforscht.[29] Durch die Auswertung der im litauischen Staatsarchiv zu findenden Materialien kann die Behandlung litauischer Belange auf der Friedenskonferenz aber nur sehr bedingt rekonstruiert werden. Zu beachten ist, dass die litauische Delegation mit Außenminister Augustinas Voldemaras und Finanzminister Martinas Yčas an der Spitze wegen ihrer engen Beziehungen zum Deutschen Reich von den Alliierten offiziell nicht als Teilnehmer der Friedenskonferenz anerkannt war und folglich kaum Einfluss auf den

---

26 Der Abgeordnete und Mitgründer des 1917 eingesetzten „Comité d'Etudes", Charles Benoist, legte am 6.8.1919 vor der französischen Deputiertenkammer einen Bericht über die neuen Grenzen Deutschlands vor, in dem er ausführlich aus der bereits vor Kriegsende abgeschlossenen Dokumentation der Studienkommission zitiert. Charles Benoist, Les nouvelles frontières d'Allemagne et la nouvelle carte d'Europe. 3. Aufl., Paris 1920, S. 3-184, hier S. 150.

27 AMAEF, Z, Memel, N° 49, S. 1: Commission des affaires polonaises.

28 Misiūnas, Versailles (wie Anm. 10).

29 Aldona Gaigalaitė, Lietuva Paryžiuje 1919 metais (Litauen in Paris 1919). Kaunas 1999.

Gang der Verhandlungen nehmen konnte.[30] Nachdem ihren Mitgliedern durch die Verweigerung von Visa schon die Anreise zum Verhandlungsort fast unmöglich gemacht worden war, konnten die Abgesandten der litauischen Regierung sich nur unter größten Schwierigkeiten in Paris installieren, um ihrem Land bei der anstehenden Weltkonferenz eine Stimme zu verleihen.[31]

Sehr viel besser gestellt war die polnische Delegation. Das Polnische Nationalkomitee (KNP) galt seinen Verbündeten schon vor Kriegsende als Organ eines „unabhängigen kriegführenden Alliierten".[32] In den 14 Punkten des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, die allgemein als Grundlage für eine zukünftige Friedensordnung anerkannt waren, war Polen als einzigem der neu entstehenden Staaten ausdrücklich der Anspruch auf „political and economic independance and territorial integrity" zuerkannt worden. Außerdem wurde Polen „free and secure access to the sea" versprochen.[33] Nach dem Zusammenbruch des zaristischen Russland wurde Polen vor allem für Frankreich zum wichtigsten Bündnispartner im Osten. Die französischen Delegierten machten sich in den Entscheidungsgremien der Konferenz, in denen nur die Vertreter der fünf alliierten und assoziierten Hauptmächte Sitz und Stimme hatten, stets zum Fürsprecher ihrer polnischen Partner.

Zum ersten Mal wurde die Frage der ostpreußischen Grenze von Roman Dmowski, dem Präsidenten des KNP, in einem offiziellen Gremium der Friedenskonferenz angesprochen. Dmowski war am 29. Januar 1919 als erster Vertreter eines Staates mit „special interests" vor den „Conseil des Dix", das mit den Regierungschefs und den Außenministern der Hauptmächte besetzte oberste Leitungs- und Entscheidungsgremium der Konferenz, gerufen worden und erläuterte dort die Vorstellungen seiner Delegation zu den zukünftigen Grenzen des polnischen Staates. Dieser sollte alle Gebiete enthalten, die 1772 zu

30 Offizielle Konferenzteilnehmer waren nur Vertreter derjenigen Staaten, die aktiv oder durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen den Krieg gegen Deutschland und seine Verbündeten unterstützt hatten.

31 Alfred Erich Senn, The Emergence of Modern Lithuania. New York 1959, S. 88 ff.; Gaigalaitė, Lietuva (wie Anm. 29), S. 7 f.

32 AMAEF, Z, Pologne, N° 66: Französisches Außenministerium (MAE) an Polnisches Nationalkomitee (KNP), 28.9.1918, zit. nach: Ghislain de Castelbajac, La France et la Question Polonaise (1914–1918), in: Recherches sur la France et le problème des nationalités pendant la première Guerre mondiale, hrsg. v. Georges-Henri Soutou. Paris 1995, S. 39-102, hier S. 96; Kalervo Hovi, Cordon sanitaire or barrière de l'est? The Emergence of the New French Eastern European Alliance Policy 1917–1919. Turku 1975, S. 128.

33 Seymour, Intimate Papers (wie Anm. 25), Bd. IV, S. 209.

der alten Adelsrepublik gehört hatten, und im Westen zusätzlich jene Gebiete östlich der Oder mit einschließen, die seit dem Mittelalter germanisiert worden waren. Für Ostpreußen sah diese Konzeption die Reduzierung auf einen Kernbereich um Königsberg vor, der als unabhängige Republik eine Wirtschaftsunion mit Polen eingehen sollte. Die Randzonen einschließlich der Regionen mit litauischsprachigem Bevölkerungsanteil wünschte Dmowski direkt dem zukünftigen polnischen Staatswesen unterstellt zu sehen.[34]

Diese Maximalforderungen kollidierten mit den Vorstellungen der britischen und amerikanischen Konferenzteilnehmer. Diese wollten nicht einen *Status quo ante* wiederherstellen, der die Ergebnisse der Ostkolonisation rückgängig gemacht hätte, sondern zumindest eine ungefähre Übereinstimmung der künftigen Staatsgrenzen mit den im Einzelfall schwierig zu bestimmenden gegenwärtigen ethnografischen Grenzen erreichen.[35] Die Vertreter der Gastgebernation dagegen wirkten auf eine dauerhafte Veränderung des europäischen Machtgewichts hin und führten zugunsten ihrer Verbündeten immer wieder Faktoren wie günstige Verkehrswege, Verteilung von Bodenschätzen und potenzielle Verteidigungslinien an.

Zur Ausarbeitung einer Vorlage über die polnische Westgrenze wurde eine gesonderte Unterkommission eingesetzt. Dieses kleine Gremium, das aus einem französischen Armeegeneral, einem britischen Leutnant und dem Direktor der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft bestand, benötigte zur Bewältigung der ihm gestellten Aufgabe nur vier Tage.[36] Auf ihrer dritten und letzten inhaltlichen Sitzung am 6. März 1919 verständigte sich die Unterkommission, nachdem sie zuvor, von Süden nach Norden der künftigen deutsch-polnischen Grenze folgend, einzelne Problemfälle abgearbeitet hatte, auf die Grenzziehung im nördlichen Ostpreußen.

Offenbar handelten die Beteiligten unter großem Zeitdruck. Denn noch am Nachmittag desselben Tages musste General Le Rond als Vorsitzender der Unterkommission deren Ergebnisse vor der

---

34 Beratungen des „Conseil des Dix", 29.1.1919, in: Papers relating to the Foreign Relations of the United States (FRUS), The Paris Peace Conference 119 (PPC). Bd. III, Washington 1943, S. 778 ff.

35 Esme Howard of Penrith, Theatre of Life: Life seen from the Stalls. Bd. II, Boston 1936, S. 273 ff.; Harold I. Nelson, Land and Power. British and Allied policy on Germany's Frontiers 1916–19. London/Toronto 1963, S. 148 f.; Kay Lundgreen-Nielsen, The Polish Problem at the Peace Conference. A study of the policies of the Great Powers and the Poles, 1918–1919. Odense 1979, S. 173.

36 AMAEF, CP, IV, N° 50, S. 305: Commission des affaires polonaises (Sous-commission), 1.3.1919.

Kommission für polnische Angelegenheiten vortragen. Nachdem die Mitglieder der Unterkommission längere Zeit über die Grenzziehung am rechten Weichselufer und in Masuren debattiert hatten, einigten sie sich ohne Kontroversen über das letzte Teilstück ihres Projekts. In dem offiziellen Sitzungsprotokoll ist dazu lediglich festgehalten: „Les trois délégués s'accordent sur la frontière suivante: A partir de l'intersection de la ligne Nord de la région soumise au plébiscite, la nouvelle frontière suivra, jusqu'au Memel (Niémen) l'ancienne frontière entre Allemagne et Russie, puis le Memel (thalweg) jusqu'au débouché de sa branche Sud (branche d'Helenawerder) dans le Kurisches-Haff; Ensuite, la ligne allant de cette embouchure au point où la limite administrative coupe le Kurische-Nehrung (Sud de Nidden) et enfin, cette limite administrative."[37]

Interessenvertreter aus Deutschland, Litauen oder der betroffenen Region selbst waren von der Unterkommission nicht angehört worden. Versuche, sich in die Verhandlungen einzubringen, wurden aber von verschiedener Seite unternommen. Unter dem Eindruck der militärischen Niederlage und der Novemberrevolution formierte sich im nördlichen Ostpreußen eine Gruppe der preußischen Litauer, die bis dahin als besonders treue Untertanen der preußischen Könige und deutschen Kaiser gegolten hatten, zu einem „Nationalrat der Preußisch-Litauer" („Prūsų Lietuvos tautinės taryba"),[38] um im Namen der litauischstämmigen Einwohner Preußens die „Anlehnung Kleinlitauens an Großlitauen" („priglaudimą Mažiosios Lietuvos prie Didžiosios Lietuvos") zu fordern.[39]

Ihre Erklärung erreichte die Alliierten in Paris ebensowenig wie die zahlreichen Resolutionen und Unterschriftensammlungen, in denen sich Stadtverordnetenversammlungen, Kreistage und viele Einzelbürger im späteren Memelgebiet für einen Verbleib bei Deutschland ausgesprochen hatten. Die Regierung Scheidemann hielt es offenbar für taktisch klug, diese Treuebekundungen zunächst zentral in Berlin zu sammeln, um sie später bei den in Aussicht gestellten Verhandlungen mit den ehemaligen Kriegsgegnern als Beleg für die starke

37 AMAEF, CP, IV, N° 50, S. 317: Commission des affaires polonaises (Sous-commission), 6.3.1919.

38 Vytautas Žalys, Das Memelproblem in der litauischen Außenpolitik, in: Nordost-Archiv N.F. II (1993), H. 2, S. 235-278, hier S. 243.

39 Prūsų Lietuvos tautinės tarybos pareiškimas (Erklärung des Nationalrates von Preußisch-Litauen) vom 30.11.1918, später bekannt als Tilsiter Akt (Tilžės Aktas), in: Domas Kaunas, Mažosios Lietuvos veidai ir vaizdai (Gesichter und Bilder Kleinlitauens). Vilnius 2000, S. 132.

Verbundenheit der Memelländer mit dem Deutschen Reich präsentieren zu können.[40]

Aus anderen Gründen schreckte die litauische Delegation in Paris davor zurück, die Vereinigung Kleinlitauens mit den von Litauern bewohnten Gebieten des untergegangenen Zarenreiches, dem so genannten Großlitauen, offensiv einzufordern. Voldemaras und seine Mitstreiter repräsentierten eine Regierung, die aus einem während des Krieges von der deutschen Besatzungsmacht eingesetzten Selbstverwaltungsorgan hervorgegangen war.[41] Auch nach dem offiziellen Kriegsende konnte diese angesichts der anhaltenden Stationierung von Reichswehrtruppen auf litauischem Territorium und intensiver ökonomischer Verflechtungen[42] mit Deutschland gegenüber der Reichsregierung nicht so unabhängig agieren, wie dies in zwischenstaatlichen Beziehungen normalerweise der Fall ist.

Dennoch wurde auf der Sitzung der litauischen Friedensdelegation am 10. März 1919 damit begonnen, „zu beraten, ob die Kleinlitauenfrage mit den litauischen Angelegenheiten verbunden werden sollte".[43] In Ermangelung klarer Weisungen aus Kaunas konnten die Delegierten sich jedoch untereinander nicht auf eine gemeinsame Linie in Grenzfragen einigen. Bevor ein einheitliches Konzept der litauischen Regierung über die angestrebten Grenzen ihres Staates vorlag, hatten die Alliierten sich über die Grenzziehung an der Memel bereits verständigt. Noch am Nachmittag des 6. März 1919 schloss die Kommission für polnische Angelegenheiten ihre Beratungen über die Ostgrenze Deutschlands ab. Mit Ausnahme einiger kleinerer Korrekturen im Bereich der vorgesehenen Abstimmungsbezirke im südlichen Ostpreußen nahm sie die Vorschläge der Unterkommission zur Erarbeitung der polnischen Westgrenze nach kurzer Beratung an.[44]

Nun musste noch entschieden werden, an wen die von Deutschland abzutretenden Gebiete vorläufig übergeben werden sollten. Der französische Delegierte Le Rond sprach sich dafür aus, alle jenseits der neuen Grenzlinie liegenden Gebiete als Teil des polnischen Staates zu verstehen. Leutnant Kisch machte aber auf den Landstreifen entlang

---

40 Ganß, Verhältnisse (wie Anm. 2), S. 80; Janz, Entstehung (wie Anm. 7), S. 61.

41 Constantine Rudyard Jugėla, History of the Lithuanian Nation. New York 1948, S. 507.

42 Im Dezember 1918 hatte die Reichsregierung der litauischen Regierung einen Millionenkredit als Anschubfinanzierung für den Aufbau einer eigenen Administration zukommen lassen. Senn, Emergence (wie Anm. 31), S. 54 f.

43 Gaigalaitė, Lietuva (wie Anm. 29), S. 66.

44 AMAEF, CP, IV, N° 49, S. 18 f.: Commission des affaires polonaises, 6.3.1919.

des rechten Ufers der Memel aufmerksam. Solange noch nicht entschieden sei, „si la Lithuanie deviendra un État indépendant ou fera partie d'une fédération indépendante", drängte er im Namen der britischen Delegation darauf, ihn provisorisch den alliierten und assoziierten Regierungen zu unterstellen.[45] Eine entsprechende Empfehlung wurde in den Abschlussbericht für das mittlerweile als „Conseil des Quatre" tagende Führungsgremium der Friedenskonferenz übernommen. Darin wies die Kommission für polnische Angelegenheiten die Regierungschefs insbesondere auf die wirtschaftliche Funktion hin, welche die Memel als Ausfuhrweg für die Regionen am Oberlauf des Flusses habe.[46]

Die Entscheidung musste von den Regierungschefs der Großmächte jetzt nur noch abgesegnet werden. Am 18. April 1919 beschäftigten diese sich im „Conseil des Quatre" nach einer Reihe weitreichender Entscheidungen über ungelöste Probleme im Rheinland, in der Ukraine, in China und in Polen zum ersten und einzigen Mal in offizieller Sitzung mit dem Memelgebiet. Nachdem der Chefdolmetscher Paul Mantoux sie auf die vorgesehene Grenzziehung aufmerksam gemacht und erläutert hatte, dass beabsichtigt sei, den Landstreifen nördlich des Flusses einschließlich der Stadt Memel von Deutschland abzutrennen, entgegnete Lloyd George zunächst: „C'est une question sur laquelle nous aurions besoin de rafraîchir notre mémoire. La population est-elle lithuanienne?" Nachdem seine Sekretäre dem britischen Premierminister dies bestätigt hatten, stellte er fest: „Je vois, d'après le rapport de la commission, que la frontière tracée par elle correspond à la ligne ethnographique entre Allemands et Lithuaniens et que, d'autre part, Memel est le seul débouché vers la mer que puisse avoir la Lithuanie. Dans ces conditions, je crois que nous ne pouvons qu'adopter les conclusions de la commission des affaires polonaises." Da keiner der übrigen Amtsinhaber zu dem Problem Stellung nehmen wollte, war die von der Kommission für polnische Angelegenheiten vorgeschlagene Grenzlinie entlang der Memel damit angenommen.[47]

Erst fünf Tage später, am 23. April 1919, durften Voldemaras und Yčas erstmalig vor einer Unterkommission der Friedenskonferenz vorsprechen, wobei die Alliierten ausdrücklich darauf hinwiesen, dass

45 AMAEF, CP, IV, N° 49, S. 42: Commission des affaires polonaises, 12.3.1919.

46 AMAEF, CP, IV, N° 49, S. 54-73, hier S. 58: Commission des affaires polonaises, 18.3.1919.

47 Conseil des Quatre, 18.4.1919. Paul Mantoux, Les Délibérations du Conseil des Quatre. Notes de l'officier interprête. Bd. I (Jusqu'à la remise à la delegation allemande des conditions de paix). Paris 1955, S. 270 ff.

die Litauer nicht „à titre officiel" geladen waren, sondern „en tant que personnalités au courant des choses de Lithuanie et susceptibles de donner à la Sous-Commission des indications intéressantes".[48] Unmittelbar vor diesem ersten Gesprächstermin hatte die neue Regierung in Kaunas der litauischen Friedensdelegation endlich konkrete Vorgaben für eventuelle Verhandlungen über territoriale Fragen übermittelt.[49] Die nun in offizieller Form vorliegenden Gebietsansprüche der litauischen Regierung orientierten sich weitgehend an den „Revendications Lithuaniennes", die Voldemaras am 24. März 1919 dem französischen Ministerpräsidenten Clemenceau hatte zukommen lassen.[50]

Dieses Programm, das sich in vielfältiger Weise mit den Ansprüchen aller Nachbarvölker überschnitt, spielte bei den weiteren Verhandlungen der Alliierten keine Rolle. Den Westmächten war zwar an einer Einbindung der Litauer in ihre antibolschewistische Interessenkoalition gelegen; sie waren aber bis zum Ende der Friedenskonferenz nicht bereit, mit den politischen Repräsentanten dieses baltischen Volkes über eine völkerrechtliche Anerkennung oder weitergehende Forderungen zu diskutieren.

Auch der deutschen Delegation, die bezüglich des Memellandes gänzlich andere Vorstellungen hegte, wurde die ursprünglich in Aussicht gestellte Möglichkeit, nach Abschluss der inneralliierten Beratungen mit den ehemaligen Kriegsgegnern in Verhandlungen einzutreten,[51] kurzfristig wieder abgesprochen. Ihr wurde im Mai 1919 lediglich die Möglichkeit eingeräumt, in schriftlicher Form auf die Friedensbedingungen einzugehen.[52] In ihren gesammelten Gegenvorschlägen verlangten die Bevollmächtigten des Deutschen Reiches, dass der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker „nicht

---

48 AMAEF, CP, IV, N° 50, S. 361: Commission des affaires polonaises (Sous-commission), 23.4.1919.

49 Lietuvos Centrinis Valstybės Archiyvas (Litauisches Zentrales Staatsarchiv) (LCVA), F. 383, Ap. 7, B. 20, S. 3: Ministerpräsident Sleževičius an die litauische Friedensdelegation, 22.4.1919.

50 Revendications Lithuaniennes, Paris 24.3.1919. Henry de Chambon, La Lithuanie pendant la conférence de la paix. Lille 1931, S. 21-26; Janz, Entstehung (wie Anm. 7), S. 99-103. Die von Voldemaras vorgelegte Übersichtskarte ist nach den Angaben von Schätzel identisch mit der Landkarte, die Ehret in seinem Buch aus demselben Jahr wiedergibt (Abbildung 3). Schätzel, Reich (wie Anm. 8), S. 76; Joseph Ehret, Litauen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Bern 1919, S. 385.

51 Peter Krüger, Versailles. Deutsche Außenpolitik zwischen Revisionismus und Friedenssicherung. München 1986, S. 16.

52 Klaus Schwabe, Germany's Peace Aims and the Domestic and International Constraints, in: The Treaty of Versailles, hrsg. v. Manfred F. Boemeke, Gerald D. Feldman u. Elisabeth Glaser. Washington 1998, S. 37-67, hier S. 52.

nur zuungunsten Deutschlands Anwendung finden" dürfe. Sie bemerkten, dass „auch die Deutschland zugemutete Abtretung der Handelsstadt Memel in keinerlei Zusammenhang mit einem solchen Selbstbestimmungsrecht der Völker steht".[53] Zum Memelland wurde ausgeführt: „Die Bewohner dieses Gebietes einschließlich derer, die das Litauische als Muttersprache sprechen, haben die Lostrennung von Deutschland niemals gewünscht. Sie haben sich jederzeit als ein treuer Bestandteil der deutschen Volksgemeinschaft bewährt."[54]

Diese Einwände trafen auf den entschiedenen Widerspruch der Alliierten. In ihrem ultimativen Antwortschreiben begründeten sie die Abtrennung des Memelgebietes ohne Volksabstimmung folgendermaßen: „Les Puissances alliées et associées se refusent à admettre que la cession de la région de Memel soit contraire au principe de nationalité. La région en question a toujours été lithuanienne, la majorité de la population est lithuanienne d'origine et de langue; le fait que la ville de Memel elle-même est en grande partie allemande ne justifierait pas le maintien de toute cette région sous la souveraineté allemande, particulièrement par le fait que le port de Memel est le seul débouché maritime de la Lithuanie."[55] Abgesehen von dieser Erklärung waren die Alliierten nicht bereit, mit den Kriegsverlierern in einen weitergehenden Dialog einzutreten.

Nach der Lektüre der Protokolle der Pariser Friedenskonferenz kann festgestellt werden, dass von den Alliierten die Einrichtung einer Militärbasis im Osten Deutschlands nicht von Beginn an angestrebt war. Die Sonderbehandlung des Territoriums ergab sich vielmehr aus der geografischen Lage, die eine insbesondere von Frankreich gewünschte Übergabe an Polen unmöglich machte. Litauen wurde wegen der engen Beziehungen seiner Regierung zum Deutschen Reich schlechter gestellt als andere neu entstehende Staaten. Als zusätzliches Argument für die verweigerte völkerrechtliche Anerkennung durch die Alliierten wurde angeführt, dass man nicht über ehemals russisches Territorium verfügen könne, solange der russische Bürgerkrieg nicht

---

53 Bemerkungen der deutschen Delegation zu den Friedensbedingungen, in: Materialien betreffend die Friedensverhandlungen, hrsg. v. Auswärtigen Amt. Berlin 1939, 3. Teil, S. 23.

54 Ebenda, 3. Teil, S. 41.

55 Antwort der Alliierten und Assoziierten Mächte auf die Bemerkungen der deutschen Friedensdelegation, 16.6.1919, in: Documents Diplomatiques. Question de Memel. Bd. I: Depuis la Conférence de la paix (1919) jusqu'au renvoi de la question par la conférence des ambassadeurs devant le conseil de la Societé des Nations (23 septembre 1923), hrsg. v. République de Lithuanie, Ministère des Affaires Étrangères. Kaunas 1923, Dok. Nr. 2, S. 15.

entschieden sei. Obwohl die Studienkomitees der Großmächte ausreichendes Informationsmaterial über die Bevölkerungsstruktur im Memelgebiet und die politischen Präferenzen der Landesbewohner gesammelt hatten, scheinen diese Materialien nicht von allen Entscheidungsträgern zur Kenntnis genommen worden zu sein. Wichtig war den um die wirtschaftliche Lebensfähigkeit des polnischen Staates bemühten Kommissionsmitgliedern die Sicherung der Ausfuhrwege für die Holz exportierenden Regionen am Oberlauf der Memel. Der freie Zugang zum Meer war ein Ziel, das auch in der Konzeption der Briten und Amerikaner einen zentralen Platz einnahm. Im Unterschied zu den Entscheidungen zum Grenzverlauf im Bereich der masurischen Seenplatte wurde die Grenze an der Memel von ihnen akzeptiert, ohne eine Volksabstimmung einzufordern.

5. Die Entscheidung zur Stationierung von Besatzungstruppen

Nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Deutschland mussten die neuen Souveräne des Memelgebietes sich aber Gedanken darüber machen, wie das Territorium zukünftig verwaltet werden sollte. Amerikaner und Briten empfahlen in den Verhandlungen im Obersten Alliierten Kriegsrat aus Kostengründen eine rein zivile Verwaltung.[56] Die italienischen und französischen Militärexperten hielten aber zur Absicherung des neu zu errichtenden politischen Regimes die Entsendung von Besatzungstruppen in nicht unerheblicher Zahl für absolut notwendig. Im Gebiet von Danzig und Memel wollten sie mehrere große Kriegsschiffe und ein 10000 Mann starkes Armeekontingent stationieren.[57] Insbesondere die französische Regierung legte Wert darauf, in alle Gebiete, die vorübergehend den alliierten Hauptmächten unterstellt wurden – neben Memel und Danzig traf dies auf Oberschlesien und Schleswig, die Abstimmungsgebiete um Marienwerder und Allenstein im südlichen Ostpreußen sowie auf die im polnisch-tschechoslowakischen Grenzgebiet gelegene Region um Teschen zu –, starke inter-alliierte Kontingente zu entsenden.[58]

---

56 AMAEF, CP, Partie I (Actes du Conseil suprême), N° 14, S. 51 f.: Memorandum der amerikanischen und britischen Repräsentanten, Conseil Supérieur de Guerre, 24.6.1919. Conseil des chefs de délégation, 31.7.1919.

57 AMAEF, CP, I, N° 14, S. 53-56: Stellungnahme der französischen und italienischen Militär- und Marineexperten, Conseil Supérieur de Guerre, 24.6.1919. Conseil de chefs de délégation, 31.7.1919.

58 AMAEF, CP, I, N° 15, S. 49: Conseil des chefs de délégation, 8.8.1919.

Die Briten sagten generell ihre Bereitschaft zur Entsendung von Truppenkontingenten zu. Sie wollten ihre Soldaten aber nicht einer integrierten Kommandostruktur unterwerfen. Außenminister Balfour plädierte daher für eine Aufteilung der zu besetzenden Zonen unter den Bündnispartnern. Im Namen der britischen Regierung bot er an, sich besonders in den Küstenregionen zu engagieren. Als Kompromiss zwischen der integrierten französischen Konzeption und dem britischen Wunsch nach Aufteilung der Besatzungsgebiete erarbeiteten die militärischen Repräsentanten der vier Hauptmächte ein Schema, das vorsah, im Memelgebiet ein amerikanisches und ein britisches Bataillon zu stationieren.[59]

Nachdem die USA mit der Weigerung des amerikanischen Senats, den Versailler Vertrag zu ratifizieren, endgültig aus der Gruppe der alliierten und assoziierten Hauptmächte ausschieden, mussten diese Pläne kurzfristig wieder geändert werden. Das ursprünglich vorgesehene amerikanische Bataillon sollte durch ein französisches ersetzt werden. Die Briten stimmten dieser Änderung aber nur unter der Bedingung zu, dass ihnen in Memel das Kommando übertragen werde.[60] Am 21. Januar 1920, dem vorletzten Tag der Friedenskonferenz, machte Lloyd George aber dann einen unerwarteten Rückzieher, als er verkündete, dass Großbritannien statt der ursprünglich zugesagten elf Bataillone nur zwei bereitstellen könne.[61] Nun mussten nochmals radikale Schnitte im Stationierungsplan vorgenommen werden. Da das für Memel vorgesehene britische Bataillon kurzfristig nicht mehr ersetzt werden konnte, sollte das bisher in Lothringen stationierte 21. Bataillon der *Chasseurs à pied* allein die Besatzungsmacht für das Memelgebiet bilden.[62] Statt einem britischen General wurde das Kommando nun einem hochrangigen französischen Offizier übertragen.[63]

---

59 AMAEF, Série Y (Internationale 1914–1940), N° 80, S. 135: Berichtsentwurf der Sonderkommission über die Zusammensetzung der inter-alliierten Besatzungskontingente, 16.10.1919.

60 AMAEF, CP, I, N° 20, S. 27-30, hier S. 28: Conseil des chefs de délégation, 18.10.1919.

61 Besprechung der alliierten Premier- und Außenminister in Pichons Amtsraum, 20.1.1920, in: Documents on British Foreign Policy (DBFP), 1st Series, Bd. II, 1919. London 1948, Dok. Nr. 78, S. 927-944, hier S. 938.

62 Bericht der alliierten Sonderkommission über die Truppenstationierung in den Abstimmungsgebieten (Plebiscite Areas), 20.1.1920, in: DBFP, 1st Series, Bd. II, 1919, Appendix A zu Dok. Nr. 79, S. 956.

63 Besprechung der alliierten Premier- und Außenminister in Pichons Amtsraum, 20.1.1920, in: DBFP, 1st Series, Bd. II, 1919, Dok. Nr. 78, S. 927-944, hier S. 941.

6. Regierungs- und Verwaltungsorganisation

Das Besatzungskontingent, das in der zweiten Februarwoche 1920 in Memel eintraf und auf drei Standorte in den Kreisstädten Memel, Heydekrug und Pogegen verteilt wurde,[64] war aufgrund seiner Stärke nicht dazu geeignet, außerhalb des von den Alliierten verwalteten Hoheitsgebietes in bewaffnete Konflikte einzugreifen. Eine von Memel ausgehende Intervention im russischen Bürgerkrieg oder im Russisch-polnischen Krieg von 1920 war von vornherein ausgeschlossen. Die 650 Soldaten des Jägerbataillons unter dem Kommando des Leutnants Guillaud waren ausdrücklich dazu bestimmt, „à assurer l'ordre dans le Territoire".[65]

Für den Posten des Gouverneurs wählte Marschall Foch, der Präsident des Alliierten Militärkomitees in Versailles, einen erfahrenen französischen Brigadegeneral aus. Dominique Joseph Odry war zuvor als militärischer Berater in Polen tätig gewesen und trat seine neue Funktion am 14. Februar 1920 an.[66] Er vertrat nunmehr die Alliierten im Memelgebiet und übernahm die Aufsicht über die noch unter deutscher Ägide entstandenen Selbstverwaltungsorgane. Seine Vorgesetzten ließen ihm relativ freie Hand bezüglich der Regelung innermemelländischer Angelegenheiten. Entscheidungen grundsätzlicher Natur sowie alle Fragen, welche die Außenbeziehungen des Memelgebietes berührten, entschied jedoch die Botschafterkonferenz in Paris. Gegenüber diesem Gremium, in dem die in Frankreich akkreditierten Botschafter der alliierten Hauptmächte und der USA unter dem Vorsitz des französischen Diplomaten Jules Cambon regelmäßig zusammentrafen, blieb Odry rechenschaftspflichtig.[67]

Der General, der die umständliche Amtsbezeichnung „Commandant des forces alliées d'occupation, Administrateur du Territoire de Memel" führte, übernahm die Regierungsgeschäfte von einem preußischen Verwaltungsbeamten, der im August 1919 vom Deutschen Reich und vom republikanischen Freistaat Preußen in das Amt eines

---

64 Service Historique de l'Armée de Terre (SHAT), 34 N 214, S. 23ff.: Général Bézegher, Historique du 21e Bataillon de Chasseurs à pied (1855–1940).

65 Der Repräsentant der Alliierten in Memel bemerkte im November 1921: „Je suppose qu'il n'est jamais entré dans la pensée de quiconque, qu'un effectif de 650 hommes devait être opposé soit à une invasion allemande, soit même une armée régulière lithuanienne." AMAEF, Z, Memel, N° 23, S. 43: Petisné an MAE, 7.11.1921.

66 SHAT, 14 Yd 452: Personalbogen Odry, Dominique Joseph.

67 Zur Botschafterkonferenz: Jürgen Heideking, Areopag der Diplomaten. Die Pariser Botschafterkonferenz der alliierten Hauptmächte und die Probleme der europäischen Politik 1920–1931. Husum 1979.

„Reichs- und Staatskommissars für das Memelgebiet" eingesetzt worden war.[68] In dieser Funktion übte Georg Franz Graf Lambsdorff auch während einer 33 Tage währenden Übergangsphase zwischen der Ratifizierung des Versailler Vertrages (10. Januar 1920) und der Ankunft des Gouverneurs (14. Februar 1920) seine Aufsichtsfunktion über die örtlichen und zentralen Verwaltungsbehörden des Gebietes aus.[69]

Ohne radikale Veränderungen vorzunehmen, behielt Odry die Strukturen der unter Graf Lambsdorffs Leitung entstandenen Verwaltungsorganisation bei. Durch überlegtes und behutsames Handeln und mit viel psychologischem Geschick gelang es ihm, den Übergang zur Besatzungszeit friedlich zu gestalten, obwohl eine Mehrheit der Bevölkerung der Abtrennung von Deutschland ablehnend gegenüberstand. Odry ließ allerdings das seit Juli 1919 tagende „Vorparlament", das sich aus den Memeler Stadtverordneten und den im Memelgebiet ansässigen Kreistagsmitgliedern zusammengesetzt hatte,[70] nicht mehr zusammentreten. Er ignorierte auch die von diesem Repräsentativorgan im November 1919 ausgearbeitete „Verfassung für den Freistaat Memel".[71] Dem bisherigen geschäftsführenden Ausschuss des Vorparlaments übertrug er aber zahlreiche Aufgaben, die zuvor von den preußischen und deutschen Zentralbehörden wahrgenommen worden waren.[72] Diesen Kern einer memelländischen Exekutive wandelte er wenig später in das „Landesdirektorium des Memelgebietes" um, dessen ehrenamtliche Mitglieder nach dem Ressortprinzip für die Leitung verschiedener Verwaltungsbereiche zuständig waren.[73] Als beratende Körperschaft für alle Verwaltungs- und Wirtschaftsfragen wurde dem Landesdirektorium ein so genannter „Staatsrat" zur Seite gestellt. Auch dieses 20-köpfige Gremium ging nicht aus allgemeinen Wahlen hervor. Seine Mitglieder wurden vielmehr von den Gebietskörperschaften und den Berufsgenossenschaften des Gebietes „gewählt oder ernannt".[74]

---

68 AMAEF, Z, Memel, N° 1, S. 83: Vollmacht für Graf Lambsdorff, 26.8.1919.

69 PAAA, Akten der Abt. IV, Memel, Po 1, Bd. 1, S. 8: Das Memelgebiet im ersten Jahre nach der Abtretung. Nach amtlichem Material zusammengestellt von Dr. Johannes Werner, Leiter des Zweigbüros Memel des Reichs- und Staatskommissars für das Memelgebiet.

70 PAAA, Akten der Abt. IV, Memel, Po 1, Bd. 1, S. 6.

71 Janz, Entstehung (wie Anm. 7), S. 120-127.

72 Amtsblatt des Memelgebietes (Abl. MG) 1920, Nr. 1, S. 4.

73 Deu, Schicksal (wie Anm. 6), S. 9.

74 Abl. MG 1920, Nr. 41, S. 347 f.: Verordnung über die Neugestaltung der Oberverwaltung, 21.10.1920.

Durch die beschriebene korporatistische Regierungs- und Verwaltungsorganisation hatte Odry die konstruktive Mitarbeit der etablierten Interessengruppen und ausgewählter prominenter Einzelpersönlichkeiten sichergestellt. Da er in erster Linie mit den bestehenden Körperschaften und Organisationen kooperierte, stützte sein Regime sich vornehmlich auf diejenigen Persönlichkeiten und Gesellschaftsschichten, die auch schon im Kaiserreich wichtige Stellungen innegehabt hatten. In finanzieller Hinsicht waren damit für die französische Besatzungsmacht günstige Voraussetzungen geschaffen. Der reibungslose Ablauf der Verwaltungstätigkeit war durch die lokalen Eliten sichergestellt. Odry konnte sich auf die Repräsentierung des Gebietes nach außen und auf einzelne Koordinierungsaufgaben beschränken. Die personelle Kontinuität in der lokalen Bürokratie ermöglichte es der Besatzungsmacht, mit einem Minimum eigener Kräfte auszukommen. Ursprünglich beschäftigte Odry 32 zivile Mitarbeiter in seiner Mission. Schon bald konnte deren Anzahl auf 15 und später nochmals auf acht reduziert werden.[75]

7. Die kultur- und sprachpolitischen Ziele der Besatzungsmacht

Mittelfristig musste die Bevorzugung der städtischen und deutschsprachigen Oberschichten aber mit den kultur- und sprachpolitischen Zielen der Besatzungsmacht kollidieren. Diese hatte Odry am Beginn seiner Amtszeit folgendermaßen zusammengefasst: „Dégermanisation progressive du Territoire, participation graduelle des Lithuaniens habitant le pays à l'administration du Territoire en remplacant des fonctionnaires allemands peu à peu éliminés."[76]

Erste Schritte in diese Richtung unternahm Odry, indem er das bisher von deutschen Honoratioren dominierte Landesdirektorium im März 1920 um zwei Litauer erweiterte. Bei einer weiteren Umbildung im Dezember 1920 wurden die Direktorenposten paritätisch auf die beiden großen Volksgruppen verteilt.[77] 1921 setzte Odrys Nachfolger dann mit dem konservativen Landespolitiker und ehemaligen Regierungsrat Wilhelm Steputat (Vilius Steputaitis) einen preußischen Litauer für das Amt des Präsidenten des Landesdirektoriums durch.[78]

---

75 AMAEF, Z, Memel, N° 22, S. 63: Petisné an MAE, 13.1.1922.
76 AMAEF, Z, Memel, N° 1, S. 125: Odry an Sécrétaire Général de la Conférence des Ambassadeurs (René Massigli), 5.4.1920.
77 Deu, Schicksal (wie Anm. 6), S. 9 ff.
78 AMAEF, Z, Memel, N° 2, S. 144: Petisné an MAE, 8.8.1921.

Die vermehrte Rekrutierung von Litauern für den öffentlichen Dienst ging jedoch nur äußerst schleppend voran, da geeignete Kandidaten im Memelgebiet selbst nicht in ausreichender Zahl gefunden werden konnten.[79]

Zu ihrem Erstaunen mussten die Franzosen feststellen, dass die Angaben der deutschen Volkszählung von 1910, die in Frankreich als „évidemment tendacieux" galten,[80] in einer unter alliierter Aufsicht durchgeführten Befragung bestätigt wurden. Wie bereits zehn Jahre zuvor gab auch 1920 eine knappe Mehrheit der Bewohner des Memelgebietes bei der Frage nach ihrer Familiensprache Deutsch an.[81] Alle Versuche zur Förderung der litauischen Sprache im öffentlichen Leben waren durch das offen artikulierte Desinteresse großer Teile der litauischsprachigen Bevölkerungsgruppe an solchen Maßnahmen zum Scheitern verurteilt. Selbst als die Franzosen ein altes Begehren der preußischen Litauer aufgriffen und die lokalen Behörden zur konsequenten Umsetzung der seit 1873 gültigen Rechtslage ermahnten, die allen litauischsprachigen Schülern ein Recht auf muttersprachlichen Religionsunterricht sowie auf litauischen Lese- und Schreibunterricht ab der Mittelstufe garantierte,[82] erfuhren sie nur wenig Unterstützung durch die betroffenen Familien. Bei einer Befragung der Eltern von 16910 Schülern in den drei Landkreisen des Memelgebietes verlangten nur 1894 litauischen Religionsunterricht und 355 litauischen Lese- und Schreibunterricht für ihre Kinder.[83] Wegen Lehrermangels und technischer Schwierigkeiten bei der Umsetzung stellten die Franzosen ihre Pläne zur flächendeckenden Einrichtung eines litauischen Schulwesens bald wieder zurück.[84]

---

79 AMAEF, Z, Memel, N° 1, S. 125: Odry an Massigli, 5.4.1920; AMAEF, Z, Memel, N° 1, S. 133: Odry an Massigli, 8.4.1920.

80 J. Blociszewski, L'affaire de Memel, in: Revue Générale de droit international public 30 (1923), H. 1-2, S. 143-162, hier S. 147.

81 1910 gaben von den 140766 Menschen auf dem Gebiet des späteren Memelgebietes 71191 Deutsch und 67345 Litauisch als ihre Muttersprache an. 1970 Personen bezeichneten sich als zweisprachig; vgl. Ganß, Verhältnisse (wie Anm. 2), S. 53-59. 1920 nannten auf die Frage nach ihrer Familiensprache von den 138 718 Befragten 71156 Deutsch und 67259 Litauisch; vgl. Deu, Schicksal (wie Anm. 6), S. 3; Schätzel, Reich (wie Anm. 8), S. 113.

82 AMAEF, Z, Memel, N° 1, S. 130: Odry an Präsident des Landesdirektoriums (Altenberg), 13.3.1920.

83 Werner Horn, Der Volkswille im Memelgebiet. Zur Frage von Sprache und Gesinnung in völkisch umstrittenen Gebieten, in: Petermanns Geographische Mitteilungen 50 (1936), H. 4, S. 97-104, hier S. 99; Ganß, Verhältnisse (wie Anm. 2), S. 88-94.

84 AMAEF, Z, Memel, N° 2, S. 26: Odry an Massigli.

Über die Präferenzen der memelländischen Bevölkerung in der Frage der staatlichen Zugehörigkeit machten die zuständigen Referenten im französischen Außenministerium sich nach Bekanntgabe der für Polen und Frankreich enttäuschend verlaufenen Abstimmungsergebnisse in den ähnlich strukturierten masurischen Abstimmungsgebieten keine Illusionen mehr.[85] In einem internen Bericht über das Memelgebiet urteilten sie im Herbst 1920: „La population lithuanienne est germanisée, parle en général l'allemand, elle a toujours dans le passé été rattachée à l'Allemagne, elle est protestante tandis que les habitants de la Lithuanie proprement dite sont catholiques, elle est d'une culture beaucoup plus développée et répugne à lier son sort à celui d'un pays encore très arrière (...) Les électeurs, appelés à choisir entre l'Allemagne et la Lithuanie, voteraient pour la première à la majorité de 90%."[86]

Nachdem sie festgestellt hatten, dass mit der Trennung von Deutschland nicht automatisch das Nationalbewusstsein der litauischstämmigen Bevölkerungsgruppe aktiviert wurde, verfolgte die französische Administration ab Mitte 1921 eine andere Strategie, um den immer noch starken deutschen Einfluss auf das Gebiet und seine Bewohner zurückzudrängen. Ihr Ziel bestand nun nicht mehr darin, die Gleichberechtigung der litauischen Sprache in ihrem Verwaltungsgebiet durchzusetzen und über das Stadium genereller Zweisprachigkeit langsam eine Entgermanisierung herbeizuführen. Stattdessen verfolgten die Franzosen nun eine „politique d'union entre les différents partis memelois et lithuaniens en dehors des partis nationaux extrêmes allemands et grand-lituaniens".[87] Das erklärte Ziel der Strategen im französischen Außenministerium hieß nun: „créer aux Mémélois des intérêts distincts de ceux de la Prusse Orientale et à amener ainsi un relâchement des liens qui les rattachent à l'Allemagne."[88] Nicht eine Relituanisierung des Gebietes war nunmehr beabsichtigt, sondern die Kreierung und Förderung einer eigenständigen memelländischen Identität.

---

85 Am 11. Juli 1920 stimmten 98% der Wahlberechtigten im Abstimmungsbezirk Allenstein und 92% im Abstimmungsbezirk Marienwerder für einen Verbleib bei Ostpreußen. Ploetz Deutsche Geschichte. Epochen und Daten, hrsg. v. Werner Conze u. Volker Hentschel. 6. Aufl., Darmstadt 1998, S. 252.

86 AMAEF, Z, Memel, N° 1, S. 234: Anonyme Aufzeichnung über das Memelgebiet, 21.10.1920.

87 AMAEF, Z, Memel, N° 22: Petisné an MAE, 1.8.1921.

88 AMAEF, Z, Memel, N° 2, S. 96: Aufzeichnung für den Minister, 24.6.1921.

8. Pläne für den Freistaat Memelland

Für diesen neuen Kurs in der französischen Besatzungspolitik stand insbesondere der Zivilkommissar Jean Gabriel Petisné, der General Odry zur Bewältigung der administrativen Aufgaben im Juni 1920 zur Seite gestellt worden war. Petisné hatte eine zivile Verwaltungslaufbahn absolviert und seiner Regierung zuletzt als Präfekt des Départements Mayenne gedient.[89] Das für ihn neu geschaffene Amt eines „Haut-Commissaire Représentant des Puissances Alliées" war mit der Absicht eingerichtet worden, den französischen Einfluss im Memelgebiet zu intensivieren. Die verantwortlichen Stellen am Quai d'Orsay waren daran interessiert, in Memel einen hochrangigen Funktionär zu installieren, der ihnen „toutes informations confidentielles" sowie „les rapports portant sur des questions intéressant seulement les autorités françaises" zukommen ließ. Der Oberkommissar erhielt explizit den Auftrag, dem französischen Handel in Memel Vorteile zu sichern und so dazu beizutragen, den wachsenden britischen Einfluss im Ostseeraum zurückzudrängen.[90] Anders als Odry, der stärker dem gemeinsamen alliierten Auftrag verpflichtet blieb und dem Generalsekretariat der Botschafterkonferenz unterstellt war, berichtete Petisné direkt an die Europaabteilung des französischen Außenministeriums.

Stärker auch als Odry griff Petisné in die memelländische Tagespolitik ein. Seine Funktion beinhaltete den Vorsitz im Staatsrat des Memelgebietes, an dessen Sitzungen er regelmäßig teilnahm. Für das Landesdirektorium war er nicht nur eine Aufsichts- und Kontrollinstanz. Wie ein Regierungschef arbeitete er mit seinen dort platzierten Vertrauensleuten auch konkrete, vornehmlich wirtschaftspolitische Projekte aus. Nachdem Odry im Mai 1921 von seinem Posten abberufen wurde, war Petisné auch protokollarisch der erste Mann im Memelgebiet, denn die Position des Generals wurde nicht neu besetzt.

Der Oberkommissar, dessen Amt keiner effektiven Kontrolle unterworfen war, musste sich wiederholt gegen den Vorwurf zur Wehr setzen, sein Amt für eigene wirtschaftliche Interessen zu missbrauchen. Die in der deutschen Presse erhobenen Anschuldigungen, er selbst sei als Anteilseigner an einem Konsortium beteiligt, dem während seiner Amtszeit das Monopol für die Bernsteingewinnung im Memelgebiet

---

89 René Bargeton, Dictionnaire biographique des préfets (septembre 1870 – mai 1982). Paris 1994, S. 438.

90 Documents Diplomatique français (DDF) 1920, Bd. 1 (10.1.1920-18.5.1920). Paris 1997, Dok. Nr. 278, S. 406 f.

zugesprochen wurde, bestritt er aber erfolgreich gegenüber seinen Vorgesetzten.[91] Der Eindruck eines Funktionärs, dem persönliche Interessen mindestens ebenso wichtig waren wie sein offizieller Auftrag, blieb aber an ihm haften. Selbst ein durchreisender französischer Marineoffizier spielte auf den egozentrischen Amtsstil des Oberkommissars an, als er berichtete: „Petisné m'engageait (...) à visiter son royaume."[92] Der deutsche Legationssekretär von Pannwitz, der die Reichsregierung in Memel vertrat, nachdem Graf Lambsdorff gezwungen worden war, seinen Amtssitz außerhalb des Gebietes zu nehmen, nannte Petisné den „Louis XIV. von Memel".[93]

Petisné war ein ausgesprochener Befürworter einer memelländischen Eigenständigkeit. Bei der Suche nach einer tragfähigen Zukunftskonzeption für das Memelgebiet vertrat er zeitweilig eine deutlich andere Position als seine eigene Regierung. Das französische Außenministerium brachte bei den im April 1921 unter der Ägide des Völkerbundes begonnenen Verhandlungen über die Beilegung des polnisch-litauischen Konfliktes um Wilna von sich aus das Memelgebiet in die Verhandlungsmasse ein. Für den Fall, dass Litauen die Blockade polnischer Schiffe auf der Memel aufgab und sich bereitfand, Polen freien Zugang zur Ostsee und Sonderrechte im Memeler Hafen zu garantieren, wollte die französische Regierung zugunsten Litauens auf Memel verzichten.[94] Dass mit der Beendigung des Kriegszustandes zwischen Polen und Litauen letztendlich sehr viel weiter gehende Pläne verbunden waren, belegt das nach dem belgischen Vorsitzenden der Völkerbundskommission benannte Hymans-Projekt. Die Realisierung des am 3. September 1921 vorgelegten Vertragsentwurfs hätte das Memelgebiet zu einem Bestandteil eines föderalen litauischen Staates gemacht, der mit Polnisch und Litauisch zwei Amtssprachen haben sollte und seine Außen-, Wirtschafts- und Verteidigungspolitik in gemeinsamen Institutionen mit Polen abstimmte.[95]

Als Reaktion auf die Verhandlungen in Brüssel und Genf, von deren Ausgang die Memeler Bürger befürchteten, zu einem bloßen Anhängsel eines polnisch dominierten Großreichs zu werden, wurde in

---

91 AMAEF, Z, Memel, N° 23, S. 115: Petisné an Président du Conseil (Briand), 20.6.1921.

92 AMAEF, Z, Memel, N° 2, S. 199: Bericht des Kapitäns Douxami, Windau 6.11.1921.

93 Legationssekretär von Pannwitz (Memel) an AA, 2.11.1922, in: ADAP, A, Bd. VI, Dok. Nr. 233, S. 483-487, hier S. 483.

94 AMAEF, Z, Memel, N° 2, S. 96: Aufzeichnung für den Président du Conseil (Briand), 24.6.1921.

95 Henry de Chambon, La Lithuanie Moderne. Paris 1933, S. 48-51.

Memel von einer breiten Koalition verschiedener Verbände und Interessengruppen nun öffentlich die Errichtung eines unabhängigen Freistaates gefordert. Petisné unterstützte diese Pläne nicht nur, er war an ihrer Ausarbeitung auch direkt beteiligt. Es gelang ihm sogar, seine Vertrauensleute von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Bitte um den Schutz eines Ententestaates in ihr Programm aufzunehmen. Nur unter dieser Bedingung könne er ihren Forderungen in Paris Nachdruck verleihen.[96] Zur Wahrnehmung der memelländischen Interessen reiste er mit den beiden Memeler Bürgermeistern, einem Mitglied des Landesdirektoriums und dem Präsidenten der Memeler Handelskammer nach Paris und Genf. Dort stellte sich aber heraus, dass Petisnés Einfluss auf Regierungskreise nicht weit reichte. Es gelang ihm in seiner Heimat lediglich, Gespräche mit einzelnen Parlamentsabgeordneten und potenziellen Investoren zu arrangieren. Zu den für die politische Zukunft des Memelgebietes verantwortlichen Stellen konnte die von ihm angeführte Delegation aber nicht vordringen.[97] Das durchaus eigenmächtige Handeln des Oberkommissars, das bei der französischen Regierung mittlerweile Skepsis hervorrief, offenbart sich daran, dass er die memelländischen Freistaatsbefürworter dazu veranlassen wollte, in der Zeit seiner Abwesenheit öffentliche Kundgebungen für die Selbstständigkeit zu veranstalten.[98]

Die Quellen belegen, dass sowohl im Auswärtigen Amt als auch am Quai d'Orsay zeitweilig die Vereinigung des Memelgebietes mit Litauen unterstützt wurde. Die Diplomaten beider Länder verfolgten aber durchaus unterschiedliche langfristige Ziele. Aus deutscher Sicht bot eine Angliederung an Litauen die günstigsten Voraussetzungen für die „Erhaltung des Deutschtums im Memelgebiet" und eine möglichst rasche Beendigung der französischen Besatzung. Zudem hoffte man, dass „ein Zusammengehen der Litauer und Memelländer polnischen Annexionsgelüsten Widerstand leisten könnte".[99]

Aus ganz anderen Gründen lehnte der französische Ministerpräsident und Außenminister Aristide Briand die Unabhängigkeit des Memelgebietes ab. In einem Strategiepapier aus dem Sommer 1921 erläuterte er: „Il ne faut pas renouveler à Memel l'erreur de fait qui a

96 PAAA, Akten der Abt. IV, Memel, Po 1, Bd. 1: Lambsdorff an AA. 1.10.1921; PAAA, Akten der Abt. IV, Memel, Po 1, Bd. 1: Reichswehrministerium, Chef der Heeresleitung an AA, 25.10.1921.

97 PAAA, Akten der Abt. IV, Memel, Po 1, Bd. 1: Lambsdorff an AA, 1.11.1921.

98 PAAA, Akten der Abt. IV, Memel, Po 1, Bd. 1: Lambsdorff an AA, 11.11.1921.

99 PAAA, Akten der Abt. IV, Memel, Po 1, Bd. 1: Ministerialdirektor Behrendt an deutsche Gesandtschaft Genf und deutsche Botschaft Bern.

été commise à Dantzig, c'est à dire qu'il ne faut pas laisser à un territoire peuplé en grande majorité d'Allemands la possibilité de continuer à entretenir avec l'Allemagne les relations les plus étroites et de prendre le mot d'ordre après des autorités allemandes de la province limitrophe; c'est dire que l'idée de constituer Memel en Etat indépendant, même sous le contrôle de la Société des Nations, doit être rejetée."[100]

9. Frankreich als Status-Quo-Macht

Erst nachdem der Völkerbund seine Vermittlungsversuche zwischen Polen und Litauen im Januar 1922 eingestellt hatte[101] und damit die Aussicht, von Litauen für die Übergabe des Memelgebietes Zugeständnisse zugunsten Polens zu erhalten, wieder in weite Ferne rückte, nahm man in Paris von allen Gedankenspielen, die eine Übergabe des Memelgebietes an Litauen beinhalteten, wieder Abstand. Von nun an konzentrierte das französische Außenministerium sich darauf, den französischen Einfluss in Memel und im Ostseeraum möglichst für die Zukunft abzusichern. Die formelle Umwandlung des angreifbaren gegenwärtigen Status in ein offizielles französisches Protektorat wäre sowohl für Petisné als auch für die Planungsstäbe im Außenministerium die bevorzugte Lösung gewesen. Ihnen war aber bewusst, dass die alliierten Partnermächte, mit denen Frankreich offiziell immer noch die Gebietshoheit über das Memelgebiet teilte, eine verbindliche Festschreibung der französischen Vormachtstellung nicht mittragen würden. Paris stellte sich daher auf eine defensive Strategie zur Bewahrung des erreichten *Status quo* ein. Um das ohnehin gespannte britisch-französische Verhältnis nicht weiter zu belasten, empfahl der stellvertretende Direktor der Abteilung für politische und wirtschaftliche Angelegenheiten am Quai d'Orsay dem französischen Repräsentanten in Memel: „il ne nous appartient pas de provoquer actuellement une discussion interalliée sur le statut définitif du territoire de Memel."[102]

Es gelang den Vertretern Frankreichs aber nicht, die Diskussionen über den zukünftigen Status des Memelgebietes wieder gänzlich ver-

---

100 AMAEF, Z, Memel, N° 2, S. 102: Briand an Petisné, 27.6.1921.

101 Am 13. Januar 1921 gab der Völkerbundrat bekannt, dass die Vermittlungsversuche abgebrochen und die in Wilna ansässige Völkerbundkommission abgezogen würde. Toynbee, Survey (wie Anm. 2), S. 253.

102 AMAEF, Z, Memel, N° 3, S. 69: MAE an Petisné, 28.2.1922.

stummen zu lassen. Im Juni 1922 setzte der Geschäftsführer der britischen Mission in Paris das Thema wieder auf die Tagesordnung der Botschafterkonferenz. Er erinnerte in diesem Zusammenhang an den ursprünglichen Zweck der alliierten Besatzung und regte an, die längst überfällige De-jure-Anerkennung des litauischen Staates vorzunehmen und damit auch die Lösung der Memelfrage zu verbinden „en stipulant l'union de Memel à la Lithuanie aussi longtemps que celle-ci sera indépendante". Beides waren Maßnahmen, welche die französische Regierung nicht ohne Gegenleistung vorzunehmen bereit war. Anstatt sich offen dagegen auszusprechen, verfolgten die französischen Diplomaten nun eine Verzögerungsstrategie. Sie stellten fest, es sei unmöglich, die Memelfrage zu regeln „sans faire une étude préalable et approfondie du statut de cette région" und erwirkten zu diesem Zweck die Einsetzung einer Sonderkommission, die nur äußerst zögerlich ihre Arbeit aufnahm.[103]

Da die Botschafterkonferenz grundsätzlich im Konsens entschied, konnten die Franzosen sicher sein, dass sie mit diplomatischen Mitteln nicht aus ihrem Stützpunkt an der Ostsee verdrängt werden konnten. Mit der Gefahr, dass die litauische Regierung sich in einem Handstreich des Gebietes bemächtigen könne, wurde in Paris schon frühzeitig gerechnet. Manöver und Truppenkonzentrationen auf der litauischen Seite der gemeinsamen Grenze wurden aufmerksam beobachtet. Nach der Rückkehr von Ernestas Galvanauskas auf den Posten des litauischen Regierungschefs wurde die Gefahr einer „occupation brusque de Memel par les troupes lituaniennes" aber geringer eingeschätzt, da der neue Regierungschef in Paris als „plus moderée und plus consiliante" galt als sein Vorgänger Kasimieras Grinius.[104]

Im Sommer 1922 fühlte sich Petisné auf seinem Posten offenbar so sicher, dass er angesichts der Unmöglichkeit, die Besatzungskosten aus dem memelländischen Haushalt zu begleichen,[105] dafür plädierte, das schon mehrmals verkleinerte Besatzungsbataillon noch einmal auf die von der militärischen Führung als absolutes Minimum angesehene Zahl von 200 Mann zu reduzieren.[106] So traf es die Franzosen letztlich

---

[103] SHAT, 4 N 80, 183 (I-III): Conférence des ambassadeurs, 30.6.1922. Erst am 11. Oktober 1922 hatten alle beteiligten Mächte ihre Repräsentanten für das Memel-Komitee der Botschafterkonferenz benannt. SHAT, 4 N 80, 189 (V): Conférence des ambassadeurs, 11.10.1922.

[104] AMAEF, Z, Memel, N° 3, S. 24: Président du Conseil (Poincaré) an Petisné, 1.2.1922.

[105] AMAEF, Z, Memel, N° 23: Petisné an MAE, 10.4.1922.

[106] AMAEF, Z, Memel, N° 22, S. 111: Marschall Foch an MAE, 3.5.1922; AMAEF, Z, Memel, N° 23: Petisné an MAE, 15.7.1922.

doch überraschend, als die Litauer Auseinandersetzungen über einen neuen Tarifvertrag in Memel[107] zum Anlass nahmen, um einen angeblichen Aufstand der unterdrückten Bevölkerung zu unterstützen. Als in der zweiten Januarwoche 1923 ein Invasionscorps aus Mitgliedern des litauischen Schützenbundes und Angehörigen der litauischen Armee in Zivilkleidung die Grenze zum „Territoire de Memel" überschritt,[108] wurde Petisné von der Botschafterkonferenz angewiesen „de ne pas compromettre la sécurité de notre faible contingent".[109] Er zog sich mit seinem zum Großteil aus jungen Rekruten bestehenden Besatzungskontingent[110] auf die Memeler Garnison zurück und wies die zu diesem Zweck mit Handgranaten ausgerüsteten einheimischen Polizeikräfte an, „d'offrir une première résistance à l'avance des Lithuaniens". Nach einzelnen Schießereien und Scharmützeln musste er am Mittag des 15. Januar schließlich die weiße Fahne über der Präfektur in Memel hissen lassen.[111]

Während der ersten Krisensitzungen wurde in Paris noch erwogen, die Demütigung der Großmächte durch die „bandes lithuaniennes" nicht hinzunehmen und das Territorium mit polnischer Waffenhilfe zurückzuerobern.[112] Der unrühmliche Ausgang des fünftägigen Waffenganges hatte aber aller Welt die Unhaltbarkeit eines französischen Stützpunktes in dieser Region demonstriert. Verstärkung für die in Memel eingeschlossenen Einheiten musste auf dem Seeweg aus dem bretonischen Brest herbeordert werden. Als am 17. Januar nach mehrtägiger Seereise zwei französische Torpedoboote eintrafen, war das Besatzungsbataillon in Memel aber von den litauischen Freischärlern längst entwaffnet worden.[113]

Die Französische Republik hatte sich nicht danach gedrängt, den alliierten Auftrag an der Memel im Alleingang umzusetzen. Erst nachdem die Partnermächte von ihren ursprünglichen Zusagen nach und nach Abstand nahmen, sahen die französischen Politiker und Militärs, die von allen Kriegsteilnehmern am meisten an einer strikten Einhaltung der Pariser Friedensordnung interessiert waren, sich gezwungen, mit ihren begrenzten Ressourcen auch im äußersten Nordosten des ehemaligen deutschen Kaiserreiches für die Implementierung des

---

107 AMAEF, Z, Memel, N° 23, S. 80: Petisné an MAE, 6.1.1923.
108 Žalys, Kova / Ringen (wie Anm. 12), S. 27.
109 SHAT, 4 N 83, 200 Annex G: Conférence des ambassadeurs, 17.1.1923.
110 AMAEF, Z, Memel, N° 23: MAE an Petisné, 1.11.1922.
111 Bézegher, Historique (wie Anm. 54); SHAT, 34 N 214, S. 29-32.
112 SHAT, 4 N 83, 199 (I): Conférence des ambassadeurs, 13.1.1923.
113 PAAA, Büro RM, 71, Bd. 1, S. 47: Botschaftsrat Hoesch (Paris) an AA, 18.1.1923.

Friedens zu sorgen. Zunächst beabsichtigten sie, das Memelgebiet als Pfand bei einer Neuordnung der Staatsgrenzen in Nordosteuropa einzusetzen. Erst als die litauische Regierung durch ihre beharrliche Weigerung, in irgendeiner Weise mit Polen zusammenzugehen, die französischen Pläne zunichte machte, stellten sie sich auf einen dauerhaften Verbleib ihrer Truppen an der Memel ein. Sie suchten nun nach Möglichkeiten, die Besatzung kostenneutral zu gestalten und ihr inoffizielles Protektorat staatsrechtlich abzusichern. Beides ist nicht gelungen. Ein Freistaat unter französischem Schutz wurde als Konzept zeitweilig auch in Paris erwogen. Anders als der Oberkommissar in Memel glaubte der französische Außenminister aber nicht an die Möglichkeit, nach der Abtretung der Hoheitsrechte an die einheimische Bevölkerung den französischen Einfluss im Memelgebiet zu bewahren.

Soziale und wirtschaftliche Entwicklung Klaipėdas/Memels von 1900 bis 1945

von Julius Žukas

In einem kurzen Artikel ist es schwer, alle bedeutenden Fragen der Stadtentwicklung eingehend zu behandeln. Ich habe versucht, die in den Büchern von Gerhard Willoweit und Heinrich A. Kurschat[1] nicht oder nur am Rande erwähnten Sachverhalte darzustellen, wobei die Schwerpunkte auf der dem deutschen Leser wenig bekannten litauischen Wirtschaftspolitik in Klaipėda und den wichtigsten sozialen Problemen der Stadt liegen.

I. Die Stadtentwicklung von 1900 bis 1944

Der Anfang des neuen Jahrhunderts brachte der Stadt Klaipėda viele Veränderungen und Neuerungen. In der Stadt, deren Einwohnerzahl die Grenze von 20 000 überschritten hatte (1900: 20 160 Einwohner), entwickelte sich eine weiterverarbeitende Industrie (Zellulose- und Furnierfabrik) und die ersten modernen Verkehrsmittel traten in Erscheinung (im Juni 1900 wurde in Klaipėda das erste Auto gekauft, von 1902 bis 1904 die erste Straßenbahnlinie gebaut). Im Jahre 1900 begannen die für den Hafen und die gesamte städtische Wirtschaft wichtigen Arbeiten zur Verlängerung der Südermole, und auch der Güterumschlag in der Eisenbahnstation erreichte in diesem Jahr 115 000 t.[2] Im Jahre 1902 gab es schon eine geschlossene Wasserleitung, das städtische Krankenhaus wurde gebaut, die Zahl der Telefonnetzteilnehmer wuchs (1904: über 300) usw. Die Zahlen belegen, dass Klaipėda seinen Weg in das 20. Jahrhundert antrat, ohne hinter den allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen der Zeit zurückzustehen. Das starke Wachstum der Stadt belegen auch die folgenden Zahlen: Betrug im Jahre 1900 der Haushalt der Stadt Klaipėda noch 654 000 Mark, so übertrafen die Einnahmen und Ausgaben der Stadt im Jahre 1910 bereits 1,3 Mio. Mark.[3]

---

1 Gerhard Willoweit, Die Wirtschaftsgeschichte des Memelgebiets. Marburg a.d.L. 1969; Heinrich A. Kurschat, Das Buch vom Memelland. Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes. 2. Aufl., Oldenburg 1990.

2 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), I, S. 292 u. 310.

3 Schulz, Die städtische Finanzwirtschaft von 1849 bis 1924, in: Memeler Dampfboot, Festnummer vom 3. Juli 1924.

Der wachsende Schiffsverkehr zwang dazu, den Winterhafen zu erweitern. Allerdings verliefen die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts für die Reedereien unglücklich. Im Jahre 1901 hatte die „Memeler Dampfschiff-AG" (Corresp. R. Schneider) noch sechs Seedampfer („Hawarden", 1084 RT; „Borussia", 1031 RT; „Germania", 912 RT; „Littuania", 582 RT; „Moltke", 568 RT und „Commerzienrath Fowler", 558 RT), jedoch mussten die Schiffe aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage in den Jahren 1904/05 verkauft werden. Immerhin erholte sich die Schifffahrtsbranche bald, und im Jahre 1912 gab es in Klaipėda drei Reedereien: „A.H. Schwedersky Nachf." (vier Seedampfer), „John Weiß" (drei Seedampfer) und „Eduard Krause" (ein Seedampfer); die Gesamttonnage dieser Schiffe betrug 7549 RT.[4] Jedoch hing das Wohlergehen der Stadt auch weiterhin von den wichtigsten Wirtschaftszweigen ab: der Holzverarbeitung und dem Handel. Bis zum Ersten Weltkrieg machten sie keine nennenswerte Krise durch. Mit Ausnahme der schlechteren Jahre 1907–1909 arbeitete die Furnierfabrik mit Gewinn. Nach den Einbußen in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit erweiterte die Zellulose-Fabrik nach der im September 1905 erfolgten Fusion mit der „Aktiengesellschaft für Maschinenpapier (Zellstoff) Fabrikation Aschaffenburg a.M." aus Bayern ihre Produktionskapazitäten in beträchtlichem Umfang (die neuen Inhaber investierten vor dem Ersten Weltkrieg über 5 Mio. Mark in den Betrieb); 1913 betrug die Produktion erster Güte 33 360 t.[5] Jährlich wurden in den Sägewerken der Stadt Hunderttausende Festmeter Holz verarbeitet; im Jahre 1913 betrug der Export 600 000 Festmeter (der durchschnittliche Exportwert in den Vorkriegsjahren lag bei 551 000 Festmetern). Vor dem Ersten Weltkrieg war Klaipėda der wichtigste Holzhafen und Holzabladeplatz in Ostpreußen bzw. im Osten des Reiches und übertraf die Häfen von Danzig und Königsberg. Der Königsberger Holzexport war ca. zweimal niedriger als der von Klaipėda.[6]

Trotzdem entsprach die Entwicklung von Klaipėda nicht dem Potenzial einer in vorzüglicher geographischer Lage liegenden Hafen-

---

4 Bericht über Handel und Schiffahrt zu Memel für das Jahr 1901. Memel 1902, S. 60; ebenda 1912, S. 115.

5 Julius Žukas, Vytautas Kašiuba, Klaipėdos celiuliozės fabriko istorijos apybraiža 1898–1998 (Grundriss der Geschichte der Memeler Zellulose-Fabrik 1898–1998). Klaipėda 1998, S. 12 u. 43.

6 Fritz J. Meier, Hafen- und Seeverkehr der letzten 75 Jahre, in: Memeler Dampfboot, Festnummer vom 3. Juli 1924; Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), I, S. 424 f.; Seriusz Mikulicz, Klajpeda w polityce europejskiej (Memel in der europäischen Politik). Warszawa 1976, S. 170.

stadt. Denn die Stadt litt zugleich unter der Bürde ihrer geopolitischen Situation: Ohne ein natürliches wirtschaftliches Hinterland und der damit gegebenen Chance, sich zu einem regionalen Zentrum wie z.B. Riga zu entwickeln, blieb Klaipėda auch am Beginn des 20. Jahrhundert ein weiterhin abseits liegender „Krähwinkel" des Deutschen Reiches, der nicht einmal das Niveau von Tilsit erreichte.[7] Die Abhängigkeit von außenpolitischen Ereignissen blieb bestehen. Handel und Gewerbe verfolgten ängstlich die Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen. Alle Erwartungen in dieser Zeit waren an einen günstigen Handelsvertrag zwischen Deutschland und Russland und an die Hoffnung geknüpft, die Russen würden eine Eisenbahnlinie von Bajohren bis Mažeikiai verlegen. Damit wäre ein Anschluss an die Eisenbahnlinien Libau – Romny bzw. Libau – Riga gegeben gewesen und der Handel der Stadt Klaipėda hätte neuen Spielraum bekommen. Leider kümmerte sich die russische Regierung nur um die Entwicklung des Hafens von Libau, und die deutsche Führungselite setzte die noch von den Kurfürsten begonnene Tradition des Schutzes der Interessen von Königsberg fort. Kein Wunder, dass das Inkrafttreten des zweiten Handelsvertrages mit Russland im Jahre 1906 Klaipėda ohne direkte Bahnverbindung nach Russland nur einen bescheidenen Vorteil brachte, während Königsberg einen Löwenanteil an Nutzen aus dem Vertrag zog.[8]

Der Erste Weltkrieg brachte der Stadt viele Verluste und Einbußen. Die von den Kontakten mit dem Ausland abhängige Wirtschaft war bereits zu Beginn des Krieges fast völlig lahm gelegt worden. Aus dem Westen blieb die Zufuhr englischer Kohle und aus dem Osten die Belieferung mit Holz aus. Die Nähe der Grenze zu Russland und die damit gegebene Gefahr, jederzeit Schauplatz kriegerischer Hand-

---

7 Am 1. Dezember 1905 waren in Klaipėda 20685, in Tilsit 37148 Einwohner gemeldet, im Jahre 1910 entsprechend ca. 21000 und 39000 Einwohner; vgl. Vincas Vileišis, Tautiniai santykiai Mažojoje Lietuvoje ligi Didžiojo karo istorijos ir statistikos šviesoje (Die nationalen Verhältnisse in Kleinlitauen bis zum Großen Krieg im Spiegel der Geschichte und Statistik). Kaunas 1935, S. 212 u. 216; Lietuviškoji tarybinė enciklopedija (Litauische sowjetische Enzyklopädie). Bd. 10, S. 319; Bericht (wie Anm. 4) 1911, S. 66. Manchmal werden andere statistische Zahlen zum Jahr 1910 angegeben: Inkl. der Einwohner der Vororte sollen in Klaipėda 1910 13432 und in Tilsit (sicherlich auf derselben Grundlage) 47667 Menschen gelebt haben; vgl. Statistische Mitteilungen, hrsg. v. Statistischen Büro des Memelgebiets, Nr. 12 von 1927, S. 183; Handbuch der historischen Stätten. Ost- und Westpreußen, hrsg. v. Erich Weise. Stuttgart 1966, S. 229.

8 Meier, Hafen (wie Anm. 6). Laut Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), I, S. 385, war „Memel (...) das Opfer der Wirtschaftspolitik beider Staaten".

lungen zu werden, schränkte jede größere Geschäftsinitiative ein.[9] Das Fehlen von Kohle, Rohstoffen und Arbeitskräften wurde zum größten Problem der städtischen Wirtschaft in den Kriegsjahren. Schon 1914 musste die Fabrik „Union" schließen (die Produktion wurde erst 1928 wieder aufgenommen). Die Zellulosefabrik, die jährlich große Mengen Kohle und Holz verbrauchte, drosselte in der ersten Hälfte des Jahres 1915 ihre Produktion auf ein Minimum.[10] 1917 begann dann die Spiritusabteilung der Fabrik ihre Produktion.

Wegen des Mangels an Kohle und Arbeitskräften mussten die Erweiterungs- und Vertiefungsarbeiten im Winterhafen eingestellt werden. In den Jahren 1917/18 sank der Hafenumsatz katastrophal: Liefen 1913 noch 789 Hochseeschiffe Klaipėda an, so waren es 1917 299 und 1918 nur noch 234.[11] Nach dem erfolgreichen Angriff der deutschen Armee im Jahre 1915, der Besetzung Litauens und anderer Ostgebiete gelang es, die Lieferung von Holz aus den traditionellen Waldgebieten der Žemaitija und der Region um die Dubysa anzukurbeln. Jedoch konnten wegen des Mangels an Transportkapazitäten – Pferde und Eisenbahn waren für Kriegszwecke mobilisiert – nur kleinere Holzmengen herangeschafft werden. Darum arbeitete die Holzindustrie der Stadt nicht mit voller Kraft. Trotz all dieser Schwierigkeiten gelang es, ein wichtiges Vorhaben zu beenden: Im Jahre 1915 wurden die Arbeiten an der Kanalisation beendet.

Die Erfolge der deutschen Soldaten verhießen der Stadt vielversprechende Zukunftsperspektiven. Ein alter Traum der Unternehmer ging in Erfüllung, als im Herbst 1916 die Eisenbahnstrecke Bajohren – Priekule (Lettland) in Betrieb genommen wurde. Man entwickelte ein gigantisches Projekt, um den Handel Klaipėdas über die Memel, die Schara, den Oginski-Kanal, den Pripjet und Dnepr mit dem Kornland der Ukraine zu verbinden. Dabei stießen die Bestrebungen von Danzig, Königsberg, Klaipėda und Riga aufeinander. Die Städte Klaipėda und Tilsit hatten sich zu diesem Zwecke bereits 1918 zusammengetan und sogar einen Memelschifffahrtsverein aus der Taufe gehoben.[12] Am Ende des Krieges wurde in der Stadt ein neuer, größerer Betrieb gegründet: die „Ostpreußische Waggonfabrik Memel AG"

---

9 Die Selbstverwaltung der Kaufmannschaft in Memel, hrsg. v. der Industrie- und Handelskammer für das Memelgebiet. Memel 1929, S. 74.

10 Die Zellulosefabrik verbrauchte in der ersten Jahreshälfte 1913 99897 m^3 Holzmasse. Mažosios Lietuvos istorijos muziejus, A. Forbeko fondas (Museum für die Geschichte Kleinlitauens. Fonds Adam Vorbeck) (FF), Nr. 59217.

11 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 825.

12 [Stadtbaurat] Weber, Der Memeler Hafen. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch 1924 der Hafenbautechnischen Gesellschaft. Memel, S. 5 f.

(seit August 1920: „Waggonfabrik Memel AG"). Im gleichen Jahr trennte sich die Stadt vom Landkreis Klaipėda. Man hoffte dadurch, günstigere Bedingungen für die Entwicklung der neuen Stadtviertel zu schaffen. Nachdem im April 1918 die Vororte Schmelz, Bommelsvitte und Janischken der Stadt angeschlossen worden waren, wuchs das Stadtgebiet auf 25,81 km^2 an.[13]

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg (1919–1922) trat ein deutlicher Bruch in der historischen Entwicklung Klaipėdas ein: Die Stadt wurde Hauptstadt des von Deutschland abgetrennten Memelgebietes. Die neuen politischen Realitäten beeinflussten die wirtschaftliche und soziale Entwicklung in hohem Maße. Ab dem 10. Januar 1920 verwalteten die Franzosen die Stadt und das umliegende Gebiet. An der Peripherie des zusammengebrochenen russischen Imperiums etablierten sich junge unabhängige Staaten (konkret ist dabei an Litauen und Polen zu denken), von deren Politik zum großen Teil die Zukunft der Stadt und des Gebiets abhing. Die Vertreter des Unternehmertums waren inzwischen plötzlich zu Politikern geworden: Sie nahmen an den Sitzungen des Stadtrates und des Direktoriums teil, fuhren zu Verhandlungen ins Ausland usw. In den wenigen Jahren bis Januar 1923 beschleunigte sich die Entwicklung der Stadt, und der Charakter ihrer Wirtschaft begann sich zu verändern. Die Lage der vom Kriege wenig geschädigten Stadt und des Gebietes wurde dadurch erleichtert, dass alle Reichsgesetze noch gültig waren. Allerdings hatte man in Berlin und Königsberg begonnen, Klaipėda als eine ‚fremde' Stadt anzusehen, doch wurde diese Position rasch korrigiert. Besonders vorteilhaft war eine Vereinbarung mit Deutschland vom Juni 1920, aufgrund derer das Gebiet Klaipėda das Recht erhielt, Waren aus Deutschland zu Inlandspreisen ohne Zölle einzuführen.[14] Auf diese Weise schien die Lage des Gebiets und seiner Hauptstadt – insbesondere vor dem Hintergrund der sich schnell vertiefenden Krise in Deutschland – gar nicht so schlecht zu sein. Die Hauptprobleme der kurzen Zeitspanne der französischen Herrschaft (Inflation, Lebensmittelknappheit) waren noch nicht deutlich spürbar und die drängenden Probleme der späteren Jahre (Krise der Holzindustrie, Arbeitslosigkeit, Wohnungsknappheit) lagen noch in der Zukunft. Die Grundlage dieses relativen Wohlstandes bildete die bereits erwähnte Haltung Deutschlands, sodass die Bewohner Klaipėdas zollfrei große Warenmengen einführen konnten: Man musste lediglich von der

13 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), I, S. 186.
14 Ebenda, II, S. 436 f. u. 501 f.

Handelskammer so genannte Berechtigungsscheine erhalten, was jedoch keine großen Schwierigkeiten bereitete. Ein großer Teil der Waren wurde ins Ausland (nach Litauen und Lettland) reexportiert. Das Gebiet selbst profitierte dazu noch von den Einfuhrzöllen, während seine Erzeugnisse – besonders landwirtschaftliche Produkte – auf den deutschen Markt ohne jegliche Einschränkungen gelangten.[15] Außerdem brauchte das Memelgebiet in diesen Jahren weder Reparationen noch Schulden noch Renten zu zahlen. Als z.B. das Hochseeschiff „Borussia" der Reederei „A.H. Schwedersky Nachf." in Klaipėda nach dem Krieg in die Hände der Engländer geriet, konnte der Eigentümer der Gesellschaft, Konsul Louis Jahn, in Paris nachweisen, dass das von Deutschland abgetrennte Gebiet keine Reparationen zu zahlen habe. Die Briten gaben das Schiff zurück und erstatteten sogar die Chartergebühren.[16] Die bequeme Vermittlerposition (in den Jahren 1920/21 hatte die Finanzkasse des Gebiets formell einen Überschuss) ließ unweigerlich kleine oder größere Selbstständigkeitsprojekte entstehen. Zweifellos wollte die absolute Mehrheit der Memeler und Memelländer deutsche Staatsangehörige sein. Als sich dies als unmöglich herausstellte, dominierten rein materielle, profitorientierte Bestrebungen. Der Standpunkt aller Schichten der Stadt und des Gebietes kam in der im Juni 1921 veröffentlichten „Denkschrift der wirtschaftlichen Körperschaften und Verbände zur Selbstständigkeit des Memelgebietes" zum Vorschein: „... wir erbitten daher die alsbaldige Erklärung des Memelgebietes zu einem Freistaat unter dem Schutz eines Ententestaates. Wir wollen politisch weder Litauen noch Polen zugeteilt werden ..."[17] Vom Standpunkt der Einwohner aus betrachtet war der Freistaat tatsächlich die beste Variante für Stadt und Gebiet. Allerdings entsprach diese ‚Lösung' weder den Interessen Litauens noch vor allem denen Deutschlands. Obwohl die Memelländer sich Mut zusprachen („man müsse nicht unbedingt alles mit den Augen Berlins sehen, in erster Linie müssen wir uns um unsere eigenen Interessen kümmern"), lag die Zukunft dennoch in den Händen Berlins. Thema und Umfang dieses Artikels erlauben keine breitere Analyse der Freistaat-Idee, darum sei nur auf den entscheidenden Punkt hingewiesen: Das Scheitern des Projektes und die Er-

---

15 Rudolfas Valsonokas, Klaipėdos problemos (Probleme um Memel). Klaipėda 1932, S. 79 f.

16 Cornelia Duden, Seedampfer und Motorschiffe aus Memel, in: Strandgut 10 (1986), S. 44.

17 Denkschrift der wirtschaftlichen Körperschaften und Verbände zur Selbständigkeit des Memelgebiets. Memel 1921, S. 4.

eignisse des Januar 1923 wurden durch die Staatsinteressen Deutschlands bestimmt.[18]

Die Entwicklung von Klaipėda in den Jahren 1919 bis 1922 kann man in wenigen Worten zusammenfassen: Die Stadt begann schnell zu wachsen, jedoch verschlechterte sich wegen der ungünstigen politischen Bedingungen (Konflikt zwischen Polen und Litauen) und der sich vertiefenden Wirtschaftskrise in Deutschland die soziale und wirtschaftliche Situation. Schmuggel und Schwarzhandel, Inflation und Warenmangel erhöhten die sozialen Spannungen in der Stadt. Wegen der sich drohend abzeichnenden Holzindustriekrise wuchs die Arbeitslosigkeit, immer öfter wurde gestreikt. Dennoch förderten die verlockenden Freistaatsperspektiven die Stadtentwicklung. Im Jahr 1920 hatte Klaipėda über 32 000, Ende 1922 über 35 000 Einwohner.[19] Die Zahl der im Handelsregister eingetragenen Firmen wuchs, im Hafen waren wieder deutlich mehr Schiffsbewegungen zu verzeichnen (eine Industrie-Bahnlinie verband ihn mit den größten Betrieben der Stadt). Der intensiv wachsende Fremdenverkehr bewog die „Hotelbetriebs-Aktiengesellschaft", das Hotel „Viktoria" zu erweitern und zu modernisieren.[20] Nach der Krise des Jahres 1919 erholte sich die Zellulosefabrik und begann die Produktion hochzufahren, sodass 1922 über die Ostsee 30 582 Tonnen Zellulose befördert wurden (1913: 28 631 Tonnen). Der Reingewinn der Fabrik betrug zwischen 1920 und 1922 121,3 Mio. Mark.[21] Auch die im August 1918 gegründete „Waggonfabrik Memel AG", die im Mai 1919 die Produktion aufnahm, entwickelte sich. Man hatte mit 28 Arbeitern begonnen, im

---

18 Darüber, dass die ‚polnische' Gefahr Litauen und Deutschland zusammenbrachte, ist oft geschrieben worden. Nicht zu vergessen ist, dass die pragmatische Politik der führenden Memelländer eine scharfe Kritik seitens der deutschen Presse und Öffentlichkeit hervorrief. Emotional erhob Rolf Schierenberg den Vorwurf des mangelnden Patriotismus. Vgl. Die Memelfrage als Randstaatenproblem. Berlin 1925, S. 83-90.

19 Bericht (wie Anm. 4) 1920, S. 49. Gauß gibt an, dass im Jahr 1919 in Klaipėda bereits 32 500 Einwohner lebten. Vgl. Johannes Gauß, Die völkischen Verhältnisse des Memellandes. Berlin 1925, S. 134. Erschöpfende Angaben über die Bevölkerungsentwicklung bei Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 747 f. In den Jahren 1921 und 1922 kamen nach Klaipėda 26726 Personen, 23 825 wanderten ab. – Statistische Mitteilungen (wie Anm. 7), Nr. 4 aus dem Jahr 1926, S. 76.

20 Der Verkehr war damals so groß, dass man allgemein der Ansicht war, das umzubauende bzw. neu zu bauende Hotel müsse mindestens 250 Betten haben. Die Aktionäre waren jedoch vorsichtig und richteten nur ca. 70 Betten ein. FF, Nr. 59562.

21 Žukas, Apybraiža (wie Anm. 5), S. 54. Im Jahr 1922 wurde 1,00 $ Dividende pro Aktie gezahlt. Der Kurs für einen Dollar betrug am 1. Dezember 1922 7630,85 Mark. Vgl. Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 485.

September 1919 arbeiteten schon 95 Personen in der Fabrik, und im September 1920 fanden 233 dort ihre Arbeit. An Reparaturaufträgen fehlte es nach dem Krieg verständlicherweise nicht, im Geschäftsjahr 1919/20 betrug der Gewinn 296 300 Mark. Im Jahr 1922 erhielt die Fabrik einen Auftrag des Direktoriums des Memelgebiets zum Bau von 40 Eisenbahnwaggons für den Holztransport; die Kontraktsumme betrug 4 Mio. Mark.[22]

Auch die Tradition des Schiffbaus lebte wieder auf: 1919 begann der Betrieb auf der „Schiffswerft Memel-Lindenau & Cie., Eisen- und Holzschiffbau, Maschinenfabrik und Gießerei". In den ersten Jahren ihrer Tätigkeit wurde die Werft durch ihre Flexibilität gerettet: Bei Ausbleiben von Aufträgen übernahm Paul Willy Lindenau jede Arbeit. Maschinenbau und Reparatur, das Gießen von Werkstücken und von Eisenerzeugnissen (Behälter, Brückenkonstruktionen usw.) erlaubten es ihm, seine qualifizierten Arbeiter zu behalten. Am 13. Oktober 1922 lief in der Lindenau-Werft der Frachtdampfer „Cattaro" (1424 BRT) vom Stapel – das erste in Klaipėda gebaute eiserne Hochseeschiff.[23] Am Ende des Jahres 1920 nahm die „Memag", d.i. „Memeler Maschinenfabrik, Commanditgesellschaft Dannacker & Co" die Arbeit auf. Im Winter 1921/22 wurde eine Kistenfabrik gegründet, die in den ersten Jahren 240 000 Garnituren Kisten lieferte, und im Mai 1922 wurde in Schmelz (in den Räumen der ehemaligen Joseph-Kraus-Furnierfabrik) eine Fleischkonservenfabrik in Betrieb genommen.[24]

Stürmisch entwickelte sich das Bankwesen. Am Anfang des 20. Jahrhunderts gab es in Klaipėda nicht viele Privatbanken („Schwedersky & Co.", „Riess & Co.", „Siebert & Alexander"), deren Umsatz nicht sehr hoch war. Die Abteilung Klaipėda der Reichsbank stellte die zentrale Kreditanstalt dar, unter den Privatbanken dominierte in Klaipėda die Filiale der Königsberger „Ostbank für Handel und Gewerbe".[25]

---

22 Lietuvos valstybės archyvas (Litauisches Staatsarchiv) (LVA), F. 645, Ap. 6, B. 1810, S. 7-10; F. 1636, Ap. 1, B. 58, S. 14.

23 75 Jahre Lindenau-Werft. Eine Chronik in 75 Jahres-Kapiteln (Festschrift). Kiel 1994, S. 11-16. Es ist nicht auszuschließen, dass die ersten aus Eisen gebauten Hochseeschiffe „Pommerscher Greif" und „Direktor Rischowsky" in der Werft „Kroll & Eulert" in den Jahren 1897 und 1898 gebaut wurden; vgl. Memeler Dampfboot Nr. 14 vom Jahr 1951.

24 Amtsblatt des Memelgebiets, Nr. 16 von 1921, S. 136 f.; Louis Jahn, Memel als Hafen- und Handelsstadt (1913–1922). Jena 1926, S. 68 f.

25 Wilhelm Kapust, Die Entwicklung der memelländischen Wirtschaft seit der Abtrennung vom Deutschen Reiche unter besonderer Berücksichtigung der Währungs- und Kreditverhältnisse. Marburg 1928, S. 67.

Im Jahre 1919 wurde die „Memeler Handelsbank GmbH" gegründet (im September 1922 wurde sie in eine Aktiengesellschaft umgewandelt; unter den Gründern befand sich je ein Vertreter aus Königsberg und Tilsit), im Sommer 1920 öffnete die „Memeler Bank für Handel und Gewerbe AG" ihre Türen (die schon erwähnte Filiale der Königsberger Ostbank wurde damit selbstständig), im Herbst 1921 entstand die „Haus- und Grundbesitzerbank des Memelgebiets, e.G.m.b.H.", im September 1922 die „Memelländische Raiffeisenbank" und am Ende des Jahres 1922 die „Memeler Diskonto-Bank AG" (Grundkapital 100 Mio. Mark, Gründer aus Memel, Libau und Frankfurt a.M.).[26] Eine besondere Bedeutung für Klaipėda hatte die im Herbst 1922 gegründete „Memeler Creditbank AG (Stadtbank)". Gründer der Gesellschaft waren Oberbürgermeister Dr. Grabow, seitens der Stadtgemeinde Memel der Kaufmann Pierach, die Bergwerksmeister Richtmeier und Domscheit, sowie der Justizrat Borchert. Das Stammkapital betrug damals 1 Mio. Mark.[27] Deutliche Bewegung spürte man auch in der Lebensmittelindustrie. Am Ende des Jahres 1920 gründete eine Gruppe Kaufleute aus Frankfurt a.M. und Berlin die „Sprit-Aktiengesellschaft", und die Kaufleute aus Klaipėda initiierten die „Memeler Spritwerke AG". Im Sommer 1922 fand die Fusion zwischen der „Sprit-AG" und der Aktiengesellschaft „Böhmisches Brauhaus" statt, es entstand das „Vereinigte Sprit- und Brauhaus, AG in Memel" (die Mitglieder des Vorstandes bestanden ausschließlich aus Bürgern der Stadt Klaipėda).[28]

Jedoch verschlechterte sich die allgemeine Wirtschaftslage der Stadt, weil sich die Krise der Holzindustrie immer deutlicher abzeichnete. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg konnten noch die während des Krieges angelegten Holzreserven verarbeitet und die Vorkriegskontrakte erfüllt werden. Der Konflikt zwischen Litauen und Polen um Vilnius zerschlug jedoch alle Hoffnungen, das Produktionsniveau der Vorkriegszeit zu erreichen, und das wirkte sich sofort auf die Hafensituation und die Stadt aus. Nominal erreichte der Hafenverkehr schon im Jahre 1920 das Vorkriegsniveau: 1913 liefen 789, 1920 790 Schiffe in den Hafen ein. Doch der Güterverkehr zeigte die reale Lage: Im Jahr 1913 erreichte die Ausfuhr an bearbeitetem Holz (in 1000 t) 221 und im Jahr 1922 101 t.[29] Die schnell um sich greifende Inflation

---

26 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 35 von 1922, S. 273; Nr. 30 von 1920, S. 281; Nr. 128 von 1922, S. 1114; Nr. 27 von 1923, S. 213 f.

27 Ebenda, Nr. 126 von 1922, S. 1096.

28 Ebenda, Nr. 1 von 1921, S. 15 f.; Nr. 9 von 1921, S. 81; Nr. 126 von 1922, S. 1097.

29 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 825 u. 855. Im Jahr 1921

zwang die Gesellschaften, das Grundkapital zu vergrößern. Der Bedarf an Zahlungsmitteln wurde ständig dringender. Es musste Notgeld gedruckt werden, womit die Handelskammer beauftragt wurde. Die Ausgabe, die zunächst 10,25 Mio. Mark umfassen sollte, musste infolge der sprunghaft fortschreitenden Entwertung des Geldes mit 75- und 100 Mark-Scheinen erweitert werden. Der Gesamtbetrag der Ausgabe stieg dadurch auf 21,175 Mio. Mark, die Ende September und Anfang Dezember 1922 ausgegeben wurden. Das Notgeld wurde durch die Sparkasse der Stadt und durch einige größere Betriebe bei Lohnzahlungen in wenigen Tagen restlos in Umlauf gebracht.[30] Neben der sich vertiefenden Wirtschaftskrise in Deutschland verschlechterte sich die Lage in der Stadt und dem Gebiet auch noch durch den Druck von Litauen und Deutschland mit dem Ziel, den Verzicht auf die Freistaatsidee zu erzwingen, um den Anschluss an Litauen zu erleichtern. Im Juni 1922 hob Deutschland alle Vergünstigungen bei der Ein- und Ausfuhr von Waren auf und begann, das Gebiet als formal ‚ausländischen' Staat zu behandeln. Litauen verschärfte im September 1922 drastisch die Zollkontrollen und die Importbestimmungen, und Anfang Oktober 1922 wurde die Grenze zum Memelgebiet ganz geschlossen (als Vorwand diente die Einführung des Litas).

Kurz sei hier auf die Bemühungen von Litauern und Polen, in Klaipėda Fuß zu fassen, eingegangen. Nach der Trennung des Memelgebietes von Deutschland wurde Klaipėda zwangsläufig zum Zentrum der Nationalbewegung der Kleinlitauer. Aus Tilsit übersiedelten mehrere prominente kleinlitauische Führer und Befürworter eines Anschlusses an Litauen, und die Zeitungen „Prūsų lietuvių balsas" („Stimme der Litauer Preußens") und „Litauische Worte" verlegten ihre Druckorte ins Memelgebiet. Seit März 1920 begann die litauische Regierung, diese Bewegung durch ihre Militärmission, später durch ihr Konsulat in Memel vorwiegend geheim zu unterstützen. Die verdeckte Finanzierung durch Kaunas und aus privaten Fonds von in den USA lebenden Litauern ermöglichte es, allmählich eine recht bedeutende Rolle in der Presse des Gebiets zu spielen und wichtige Immobilienkäufe zu tätigen.[31] In den Jahren 1919–1922 wurden in

betrug der Holzexport von Klaipėda nur noch ungefähr 7% der Danziger Holzausfuhr; vgl. ebenda, S. 496.

30 Selbstverwaltung (wie Anm. 9), S. 101 f.

31 Vytautas Žalys, Ringen um Identität. Warum Litauen zwischen 1923 und 1939 im Memelgebiet keinen Erfolg hatte / Kova dėl identiteto. Kodėl Lietuvai nesisekė Klaipėdoje tarp 1923–1939 m. Lüneburg 1993, S. 19 u. 21.

Klaipėda mehrere litauische Gesellschaften und Genossenschaften gegründet. Die bedeutendsten waren „Laima", „Litauische Genossenschaft für Handel und Industrie, e. GmbH", „Lietuvos bankas" („Litauische Bank e.G.m.b.H.", gegründet im Herbst 1919), „Rytas, Produktiv- und Handelsgenossenschaft für Druckerei und Schreibwaren, e. GmbH" (gegründet im Februar 1921, ab September 1922 in eine AG umgewandelt), „Sandėlis" („Lager"), „Memeler Lagerhaus AG" (gegründet im Juli 1922), „Medis" („Holz"), „Holzverwertungs AG in Memel" (gegründet im Oktober 1922) und andere. Ihre Gründer und Inhaber der Hauptanteile bzw. Aktionäre waren keineswegs zufällig die aktivsten Personen vor Ort: Jokūbas Stikliorius, Martinas Reišys, Mikelis Šiušelis, Jokūbas Peteraitis, Gustav Juozupaitis, Adomas Brakas. Im August 1922 vereinigten sie sich zum „Verein litauischer Kaufleute des Memelgebiets".[32] Die Kaufleute von Klaipėda und das deutsche Kapital beteiligten sich an der Tätigkeit der litauischen Betriebe nicht. Ab 1921 nahm eine Abteilung der „Litauischen Bank für Handel und Industrie" mit ihrem Hauptsitz in Kaunas ihre Tätigkeit auf.

Polen bemühte sich, seinen Einfluss in Klaipėda zu festigen, um sich einen zweiten Zugang zur Ostsee zu sichern, seine Positionen in Ostpreußen zu stärken und ein effektives Druckmittel gegen Litauen zu haben. Um diese Ziele zu erreichen, versuchten die Polen, die Unternehmer davon zu überzeugen, dass nur eine Union mit Polen eine weitere wirtschaftliche Entwicklung der Stadt ermöglichen könne.[33] Folgt man Rolf Schierenberg, trafen sich die polnischen Avancen mit den Bestrebungen der ihre eigene Politik treibenden Holzindustriellen, die von Litauen eingeführte Memelstrom-Blockade abzuschaffen (55% der traditionellen Holzzuliefergebiete für Klaipėda befanden sich nach dem Ersten Weltkrieg auf polnischem Territorium).[34] Im Juni 1921 wurde in Warschau eine Delegation aus Klaipėda (Altenberg, Kraus, Rasser) im Außenministerium Polens empfangen. Konkret wurde über Aufträge zum Bau von Eisenbahnwagen verhandelt. Die Mitglieder der Delegation erklärten, der Hafen

32 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 88 von 1922, S. 730.

33 Mikulicz, Klajpeda (wie Anm. 6), S. 56 f.

34 Schierenberg, Memelfrage (wie Anm. 18), S. 34 u. 82. Der Autor beschuldigte die „egoistischen" Unternehmer von Klaipėda, Anhänger der französischen Politik zu sein. Gleichzeitig beschwerte sich das polnische Außenministerium bei der französischen Regierung, dass der französische Präfekt Petisné „fleißig zwischen Klaipėda und Litauen vermittle, ohne die Interessen Polens überhaupt in irgendeiner Weise zu berücksichtigen"; vgl. Mikulicz, Klajpeda (wie Anm. 6), S. 57.

von Klaipėda würde ohne engere Kontakte zu Polen verkümmern.[35] Im Dezember 1921 wurde in Klaipėda ein polnisches Konsulat eröffnet, und die Polen fingen an, in der Stadt Immobilienbesitz zu erwerben.[36] Im März-April 1922 unterzeichnete die vom Vorsitzenden (Präsidenten) des Landesdirektoriums Steputat geleitete Delegation ein Abkommen über die Regulierung des Handels und des Schiffsverkehrs zwischen dem Memelgebiet und Polen (dieses Abkommen wurde im Juni 1922 von der Botschafter-Konferenz ratifiziert). Aus Polen wurde mit der Eisenbahn über Grajewo – Tilsit – Pogegen Holz in die Sägewerke Klaipėdas transportiert. Unter aktiver Mitwirkung des polnischen Konsuls in Klaipėda, Kazimierz Mahler, wurden Anfang Juli gemeinsame memelländisch-polnische Gesellschaften gegründet. Anfang Juli 1922 wurde im Handelsregister die „Memelländisch-Polnische Handels AG (Mempol)" registriert. Gründer waren Persönlichkeiten der Industrie- und Handelselite: Vertreter der Zellulose-Fabrik AG, Joseph Kraus, Louis Jahn, Carl Wiese, Nathan Nafthal, Arved Ogilvie u.a. Die polnische Seite wurde durch Finanziers und Unternehmer aus Warschau, Posen, Kattowitz, Danzig und Sosnowiez vertreten. Das Grundkapital betrug 2 Mio. Reichsmark. Mitglieder des Vorstandes wurden der polnische Konsul Mahler sowie der Kaufmann Charles Ogilvie aus Klaipėda. Das Hauptziel der Gesellschaft war der Warenaustausch zwischen dem Memelgebiet und Polen.[37] Im November 1922 wurde die „Memelländisch-Litauisch-Polnische Handels AG (Memlitpol)" ins Leben gerufen. Neben den Gründern (Konsul Mahler, Ch. Ogilvie, I. Jahn, Paul Schulz) vertraten „Litauen" die Grafen Alexander und Benedykt Tyszkiewicz.[38] Und schließlich wurde Ende des Jahres 1922 in Memel die „Memel-Kowno-Warschauer Großhandels-Aktiengesellschaft (Memkowa)" gegründet: Unter den elf Gründern waren sechs Kaufleute und Fabrikbesitzer, ein Konsul, ein Gutsbesitzer, ein Hotelier und ein Villen-Eigentümer aus Klaipėda, Königsberg, Ragnit, Schmal-

35 Mikulicz, Klajpeda (wie Anm. 6), S. 55. Die Abgeordneten Klaipėdas klagten den Polen, Petisné halte den Anschluss der Stadt an Litauen für möglich.

36 Gauß, Verhältnisse (wie Anm. 19), S. 112.

37 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 129 von 1922, S. 1121 f. Die Aktien der Genossenschaft wurden zum Kurs von 110% verkauft, die Gründer zahlten nur 25% des Aktienwertes ein.

38 Ebenda, Nr. 18 von 1923, S. 137 f. Graf Benedykt Tyszkiewicz (Gut Raudondvaris bei Kaunas) ließ einige Tage später die „Polnische Petroleum-Komanditgesellschaft Memel Benedykt Tyszkiewicz & Co." registrieren; vgl. ebenda, Nr. 23, S. 181 f.

leningken, Krakonischken und Peter-Sakuten.[39] Alle diese Projekte wurden durch die Angliederung an Litauen zunichte gemacht. Nachdem Litauen das Gebiet besetzt hatte, wurde das polnische Konsulat in Klaipėda geschlossen, polnische Waren wurden nicht hereingelassen. Als erste Gesellschaft stellte „Memkowa" Anfang September 1923 ihre Tätigkeit ein. Einige Tage später, nachdem man die unternehmerischen Perspektiven besprochen hatte (darunter den Versuch, mit „Mempol" zu fusionieren), beschlossen die Aktionäre des „Memlitpol", ihre Gesellschaft aufzulösen.[40] Am längsten versuchte sich „Mempol" nach erfolgreichem Start zu halten, deren Geschäftsgrundlage der Kohlenhandel war. Die Bilanz der Gesellschaft betrug zum 31. Dezember 1922 28 Mio. Mark, der reine Gewinn machte 13,3 Mio. Mark aus, und an die Aktionäre wurden hohe Dividenden ausgezahlt.[41] Während der in Danzig stattfindenden Versammlung wurde beschlossen, das Hauptkapital in Litas zu übertragen, jedoch belegte die Kapitalschwäche (2000 Aktien je 10 Lt) die schlechten Perspektiven. Ende August 1924 beschlossen schließlich die Aktionäre, „Mempol" aufzulösen.[42]

Während der litauischen Souveränität (1923–1939) erhielt die Entwicklung Klaipėdas neue Impulse. Wie Kurschat treffend bemerkte, waren die Abtrennung vom Deutschen Reich, die französische Phase und schließlich die Zugehörigkeit zu Litauen für die Entwicklung der Stadt durchaus nicht ungünstig, wenn man ausschließlich die Veränderungen im Handel und im Stadtbild betrachtet. Klaipėda wurde zur Hauptstadt des gesamten Gebiets und zum Hafen mit einem natürlichen Hinterland.[43] Jedoch verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage während der litauischen Oberhoheit weiter. Hauptursachen waren die Krise der Holzindustrie und die Kapitalnot.

---

39 Ebenda, Nr. 23 von 1923, S. 183 f. Als erste Person wurde der berühmt-berüchtigte, von den prolitauisch gestimmten Kleinlitauern als polnischer Agent bezeichnete Jurgis Augstuoleitis (Augsteleit) eingetragen.

40 Ebenda, Nr. 99 von 1923, S. 819; Nr. 102, S. 814.

41 Ebenda, Nr. 60 von 1923, S. 500 f.

42 Ebenda, Nr. 62 von 1924, S. 552; Nr. 67, S. 696. Eine mögliche Annäherung zwischen Klaipėda und Polen während der französischen Verwaltung belegen die Migrationszahlen. In den Jahren 1921/22 ließen sich in Klaipėda 288 aus Polen und Danzig eingereiste Personen nieder (885 kamen, davon verließen 597 die Stadt wieder). Im Jahr 1923 kamen aus Polen und Danzig nur 31 Menschen nach Klaipėda und 33 verließen die Stadt wieder. Im Jahr 1924 waren es noch neun Personen und ein Abwanderer, während 1925 nicht ein einziger Zuzug aus Polen oder Danzig registriert wurde. Vgl. Statistische Mitteilungen (wie Anm. 7), Nr. 4 von 1926, S. 76.

43 Kurschat, Buch (wie Anm. 1), S. 317.

Nach der Einführung des Litas als Währung waren Waren aus Klaipėda auf dem deutschen Markt nicht mehr konkurrenzfähig und die Zinsen bei privaten Banken stiegen auf bis zu 15-20%.[44] Von der Krise erfasst, verlor die Stadt ihre Anziehungskraft, das Wachstum der Einwohnerzahl verringerte sich zusehends: Im Jahre 1923 ließen sich in Klaipėda 1318 Personen nieder, 1924 693, und 1925 nur noch 450.[45] Die Zahl der Firmenpleiten und Unternehmensauflösungen wuchs. An der Grenze zum Bankrott stand schließlich Ende 1925 auch die „Hotelbetriebs-AG" (im Hotel „Viktoria" waren durchschnittlich nur 16 Betten besetzt), und in dem an der Dange von der Firma „Robert Meyhoefer, GmbH" im Jahre 1923 erbauten ersten ‚Hochhaus' Klaipėdas wurde es zusehends ruhiger.[46] Der Anschluss an Litauen begrub endgültig die Hoffnung der Holzindustrie, die Rohstofflieferungen auf der Memel wieder aufnehmen zu können. Klaipėda verfügte nun zwar über ein Hinterland, aber nicht über die Infrastruktur, um es zu erschließen. Wie zu Beginn des Jahrhunderts sprachen die Unternehmer der Stadt wieder über die Notwendigkeit einer Eisenbahnverbindung, nur ging es diesmal um die Strecke Kaunas – Klaipėda. Hemmend wirkten auch Zweifel (bzw. Hoffnungen), ob Litauen seine Selbstständigkeit langfristig würde behaupten können.[47] In der zweiten Hälfte der 20er Jahre setzte dann ein wirtschaftlicher Aufschwung ein, der jedoch von der Weltwirtschaftskrise abrupt unterbrochen wurde. Mehrere Firmen hatten sich bei Banken verschuldet (die Zellulose-Fabrik, die „Furnier- und Sperrholzfabrik Bisdom u. Zoom" und andere). Nach der Bewältigung der Folgen der

---

44 Bericht der Handelskammer für das Memelgebiet über das Jahr 1925. Memel 1926, S. 5; Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 547.

45 Von den sich 1923 in Klaipėda niederlassenden Personen kamen 767 aus Deutschland und 336 aus Litauen. In den Jahren 1924/25 ließen sich in der Stadt 804 Personen nieder, wobei die Zahl der Einwanderer aus Litauen zurückging. Im selben Jahr überstieg die Zahl der Auswanderer die der Neuankömmlinge um 235. Vgl. Statistische Mitteilungen (wie Anm. 7), Nr. 4 von 1926, S. 76.

46 Als der Landtag nach Räumlichkeiten für seine Sitzungen suchte, boten beide Firmen ihre Liegenschaften zur Vermietung an. Im Brief der Firma „Robert Meyhoefer" an die Abgeordneten des Landtages aus dem Jahr 1926 hieß es: „Bei dieser Gelegenheit weisen wir ergebenst darauf hin, dass wir im Jahre 1922 von den Behörden, Landesdirektorium, Magistrat und Staatsrat, nicht nur veranlasst, sondern gezwungen wurden, den Bau zur Behebung der Wohnungsnot auszuführen. Das Schiffahrtshaus steht heute so gut wie leer und die wenigen Mieter sind durch die schlechte Wirtschaftslage leider auch nicht mehr in der Lage, die Mieten zu bezahlen." FF, Nr. 59548.

47 Der Memeler Stadtbaurat Weber schrieb: „Will der Memeler Hafen zu dem werden, was man wünscht, so genügt als Hinterland Litauen nicht allein. Die Bevölkerungszunahme Memels in den letzten 4 Jahren um 8000 Köpfe darf in der Hauptsache wohl nur als Konjunkturangelegenheit gewertet werden. Grundlegend

Krise beschleunigte sich die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt ab der zweiten Hälfte der 30er Jahre wieder. Nachdem eine wirtschaftliche Expansion Litauens eingesetzt hatte, begann auch die Einwohnerzahl der Stadt wieder zu wachsen. Doch blieb Klaipėda auch in der Zeit der Zugehörigkeit zu Litauen im Allgemeinen eine Geisel der politischen Umstände. Zum entscheidenden Faktor wurden jetzt die Beziehungen zwischen Litauen und Deutschland. Jede Verschlechterung dieses Verhältnisses bedeutete für das Gebiet automatisch auch eine Verschlechterung der Wirtschaftslage.

Am Anfang der litauischen Periode wurden weitere neue Banken gegründet. Im März 1923 wurde an Stelle der ehemaligen „Siebert & Alexander" Bank die „Internationale Bank Memel AG" geschaffen, im April die „Landschaftsbank Memel AG" (Gründer: „Bank der Ostpreußischen Landschaft" und Großgrundbesitzer des Gebietes), und im Juni die „Kreditverein Memel AG" (Gründer: Bankiers aus Klaipėda, Kaufleute und Beamte).[48] Die sich vertiefende Krise zwang die schwächeren Banken zum Fusionieren oder zum Einstellen ihrer Tätigkeit. Im Herbst 1923 erwarb die „Memeler Disconto Bank AG" die „Memeler Handelsbank", und 1925 musste das „H. Riess & Co. Bankhaus" ein Ende seiner Tätigkeit verkünden.[49] Unter dem Druck der Weltwirtschaftskrise stellte das Bankkontor „Jawschitz & Sommer" im Herbst 1931 seine Geschäfte ein.[50] Im Frühling des gleichen Jahres begann die Auflösung der von den Litauern des Gebiets im Jahre 1924 gegründete „Laukininkų Bankas" („Bank der Landwirte e.G.m.b.H."). In den 30er Jahren schrumpfte die Zahl der Banken, und die Kapitalkonzentration wuchs. Das bedeutendste Ereignis im Bankwesen der Stadt war die im März 1930 durchgeführte Fusion der „Memeler Kreditbank (Stadtbank) AG" mit der „Memeler Bank für Handel und Gewerbe": Es entstand die „Memeler Bank AG", die zur größten Bank in der Stadt wurde (zur Gründungszeit betrug ihr Grundkapital 2,2 Mio. Lt).[51] Im Juni 1934 nahm die in der Markstraße

---

ändern kann sich das Wachstum Memels, wenn der Durchgangsverkehr nach Rußland frei wird (...) Heute steht man scheinbar in Litauen Rußland noch ablehnend gegenüber, doch kann sich dies ändern, da die Möglichkeit besteht, daß die Randstaaten als autonome Gebiete in Rußland aufgehen. Andererseits könnte auch ein wirtschaftlicher Zusammenschluss der Randstaaten mit Deutschland erfolgen." Weber, Hafen (wie Anm. 12), S. 16.

48 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 41 von 1923, S. 330; Nr. 61, S. 507 f.; Nr. 80, S. 670 f.

49 FF, Nr. 59563. Im Frühling 1926 wurde das Vermögen der „Memeler Disconto-Bank AG" dem Konkursverwalter übergeben.

50 Memeler Dampfboot vom 30. September 1931 und 2. Oktober 1931.

51 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 20 von 1930, S. 132; Nr. 38, S. 268.

48/49 ansässige „Kommerz & Kreditbank AG" (mit einem Aktienkapital von 300 000 Lt) ihre Geschäfte auf. Im Jahre 1937 betrug die Bilanzsumme bei einem Reingewinn von 21 000 Lt fast 2,5 Mio. Lt.[52] Weiter stabil gewinnbringend arbeitete in den 20er Jahren auch die Zellulosefabrik (der Reingewinn betrug in den Jahren 1923–1930 durchschnittlich 1,52 Mio. Lt). Nach der 1928 abgeschlossenen Modernisierung konnte die Fabrik 60 000 t Zellulose pro Jahr erzeugen, jedoch versetzte die Weltwirtschaftskrise auch dem Industrieführer der Stadt Klaipėda einen starken Schlag. Ab 1931 wurde keine Dividende gezahlt, zwischen 1931 und 1936 beliefen sich die Verluste auf mehr als 6,5 Mio. Lt. Im Jahre 1935 musste die Firma einen Kredit in Höhe des Verlustes bei der Litauischen Bank, Abteilung Klaipėda, aufnehmen. Der Betrieb erholte sich erst im Jahre 1937. In diesem Jahr wurde eine Rekordmenge an Zellulose produziert, nämlich 66 100 t; der erzielte Gewinn betrug 1,5 Mio. Lt.[53] Nach einem guten Start (1923/24 betrug der Gewinn 236 000 Lt) hielt die „Waggonfabrik Memel AG" die Krise nicht durch und beschloss die Einstellung ihrer Tätigkeit. Etwas später folgte ihr die „Memag, Memeler Maschinenfabrik" nach.[54] Dagegen nahm die Fabrik „Union" nach einer Modernisierung im April 1928 die Produktion wieder auf.

Die großen sozialen Probleme schränkten die Möglichkeiten, die wirtschaftliche Entwicklung zu beeinflussen, erheblich ein, obwohl die städtischen Behörden bestrebt waren, Aufträge und damit Verdienstmöglichkeiten an hiesige Betriebe zu vergeben. Um die Verbindung zwischen den Kurorten des Kurischen Haffs zu verbessern, gründeten der Magistrat und das Direktorium die „Memeler Dampfschiffahrtsgesellschaft m.b.H." Bei der Schiffswerft Lindenau wurde 1928 der Bau des Kurortschiffes „Kurisches Haff" in Auftrag gegeben. Den Kredit erteilten die „Memeler Kreditbank AG (Stadtbank)" und die „Städtische Sparkasse".[55] Nachdem beschlossen worden war, die elektrische Straßenbahn durch Busse zu ersetzen,

52 LVA, F. 645, Ap. 66, B. 467, S. 3 u. 56.

53 Žukas, Apybraiža (wie Anm. 5), S. 5, 12, 20, 43 u. 54.

54 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 12 von 1924, S. 103 f.; Nr. 6 von 1925, S. 46; Nr. 68 von 1931, S. 612.

55 Die Zahl der beförderten Passagiere und somit die Einnahmen hingen von der Saison, von den Wetterbedingungen und anderen Umständen ab. So betrug beispielsweise der Reingewinn der Genossenschaft im Mai 1929 693 Lit, im August dagegen 19119 Lt. FF, Nr. 59322, 59323 u. 59329. Nebenbei sei angemerkt, dass dieses Schiff unter dem Namen „Faraglione" im Sommer 2000 noch auf dem Tyrrhenischen Meer auf der Route Castellamare di Stabia – Sorento – Capri fuhr.

kaufte der Magistrat nur zwölf Fahrgestelle und ließ die nötigen Karosserien bei Lindenau herstellen. Am 2. Juni 1934 nahmen in den Straßen der Stadt zwölf gelb und rot lackierte Busse ihren Verkehrsbetrieb auf.[56]

In den ersten Jahren unternahm Litauen keine bedeutenden Schritte, um in der Wirtschaft von Klaipėda festen Fuß zu fassen. Man hoffte, die erwünschte Integration von Stadt und Gebiet ohne größere Schwierigkeiten erreichen zu können. Die litauische Regierung hatte auch nicht damit gerechnet, dass Deutschland eine sehr harte Position in Bezug auf die Verteidigung des Deutschtums im Gebiet beziehen würde und die Einheimischen selbst den Wunsch haben würden, eine möglichst große Autonomie beizubehalten. Bald fühlte sich Kaunas von den „klaipėdiškiai" (wörtlich: Memeler), den Alteingesessenen, enttäuscht – und diese waren ihrerseits (sogar die loyalsten Anhänger) desillusioniert, weil die litauische Regierung keine Rücksichten auf die spezifischen örtlichen Verhältnisse nahm und zugleich nicht in der Lage war, dem deutschen Druck standzuhalten. In den ersten Jahren nach der Eingliederung erhielt die Wirtschaft der Stadt im wesentlichen durch privates Kapital einheimischer oder zugereister Litauer Impulse. Bezeichnend ist, dass vermögende Kleinlitauer bereits 1923 zur Mitarbeit bereit waren, was die Schaffung von gemischten Firmen belegt. Die größten Gründungen waren die im Juni bzw. September 1923 registrierte „Memeler Versicherungs-AG" (Grundkapital 20 Mio. Mark) und die „Versicherungs-AG Memeler Lloyd" (Grundkapital 50 000 Lt). Zu den Gründern zählten sowohl bekannte ortsansässige Litauer (E. Simonaitis, Dr. V. Gaigalaitis, M. Reišys, D. Laaser u.a.) als auch Deutsche (Louis Jahn, Carl Wiese, Kurt Scharfetter, William Falk u.a.), aber auch Vertreter des einheimischen jüdischen Unternehmertums („Nafthal & Co", Max Berlowitz).[57] Bankiers aus Kaunas und einheimische Bankiers gründeten im Herbst des gleichen Jahres die „Litauische Treuhandaktiengesellschaft in Memel", einheimische Litauer beteiligten sich an der Tätigkeit der „Grund-Kreditbank, AG". Jedoch waren viele gemeinsame Unternehmungsgründungen erfolglos (z.B. wurden schon 1924 die „Versicherungs-AG Memeler Lloyd" und die „Litauische Treuhandaktiengesellschaft" aufgelöst), und engere unternehmerische Verbindungen zwischen

---

56 Memeler Dampfboot Nr. 11 vom Jahr 1963, S. 144.

57 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 81 von 1923, S. 677 f.; Nr. 108, S. 888 f. Unter den Gründern der Genossenschaft befanden sich auch litauische und jüdische Bankiers aus Kaunas.

Litauern und Deutschen gab es nicht. Im Allgemeinen hatten die einheimischen Litauer bei ihrer kommerziellen Tätigkeit wenig Erfolg. Der größte Teil der von ihnen gegründeten Gesellschaften und Genossenschaften löste sich relativ schnell wieder auf. Von den bedeutendsten Firmen konnten sich während der gesamten litauischen Regierungszeit nur einige Aktiengesellschaften behaupten, und das nur mit Unterstützung der Zentralregierung: „Rytas" („Morgen"), „Sandėlis" („Lager"), „Tautinis lietuvių bankas" („Litauische Volksbank").[58]

Ab 1928 begann Kaunas eine gezielte Politik zur Festigung seiner Positionen in der Hafenstadt: 1) Filialen der litauischen staatlichen Genossenschaften wurden gegründet und neue Betriebe aufgebaut; 2) in schwierige Lage geratene örtliche Firmen wurden in staatlichen Besitz übernommen; 3) eine gezielte Zuwanderung aus Großlitauen wurde initiiert. Zugleich unternahm man Anstrengungen zur Erweiterung und Modernisierung des Hafens, der immer mehr zum Exporttor für Litauen wurde. Nach der Renovierung des Winterhafens wurde das Hafenbecken verbreitert, neue Anlegestellen entstanden, die Einfahrt wurde vertieft und andere Maßnahmen eingeleitet. In jenen Jahren investierte Litauen 41,7 Mio. Lt in den Hafenbereich.[59] Nunmehr flossen aus Litauen private – in erster Linie jüdische – Investitionen nach Klaipėda. Dank der jüdischen Unternehmer etablierte sich die Textilindustrie in der Stadt, die rasch zum führenden Industriezweig aufstieg. Im Jahre 1925 gründeten die Gebrüder Feinberg die „Textilfabrik Memel, AG", die nach in den 30er Jahren durchgeführten Modernisierungen zur größten Textilfabrik Litauens wurde.[60] Im Jahre 1928 gründeten die Kaufleute Jacob und Leo Jawschitz aus Klaipėda zusammen mit Partnern aus Berlin und Reval die „Litauische Baumwoll-Manufaktur, AG" (das Aktienkapital betrug anfänglich 100 000 Lt, im Jahre 1933 waren es bereits 2,1 Mio. Lt), und die Firma „Israelit & Co" gründete die Garnfabrik „Liverma", die zum zweitgrößten Textilbetrieb in Klaipėda wurde (sechs Abteilungen produzierten ca. 3,5 Mio. Meter Gewebe und 200 t Garn pro

---

58 Letztere konnte sich wegen des schwachen Kapitalstocks auf dem Markt nicht behaupten und stand in der zweiten Hälfte der 30er Jahre an der Schwelle zum Bankrott; vgl. Martynas Anysas, Kova dėl Klaipėdos. Atsiminimai 1927–1939 (Der Kampf um Memel. Erinnerungen 1927–1939). Chicago 1978, S. 320-324.

59 Žalys, Ringen (wie Anm. 31), S. 89.

60 Im Geschäftsjahr 1937 betrugen die Einnahmen des Betriebes 4,3 Mio. Lt, der Reingewinn belief sich auf 93 200 Lt. – Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 85 von 1938, S. 650. Im Jahr 1938 beschäftigte der Betrieb über 1500 Arbeiter.

Jahr).[61] Die Textilbetriebe erzeugten 1936 (zusammen mit der Fabrik „Lana" in Bajohren) 1244 Mio. Meter Woll- und Halbwollgewebe, 13,78 Mio. Gewebe aus Baumwolle sowie 331,5 t Garn.[62] Staatliche Investitionen ‚entdeckten' Klaipėda als Standort später als diese Privatleute. Im Jahre 1928 wurde in Schmelz eine Fabrik der Genossenschaft „Maistas" („Nahrung") gebaut, die an einem Tag 500 Mastschweine verarbeiten konnte. Die Fabrik hatte Abteilungen für Mastschweine, Fettverarbeitung, Wurstwaren und verfügte über Kühlanlagen für Fleisch und Geflügel. 1937 kaufte sie 126 841 Schweine, der Jahresumsatz betrug 16 Mio. Lt. „Maistas" betrieb am Ende der litauischen Souveränität in der Stadt sechs Geschäfte.[63] In den Jahren 1928/29 begann litauisches Kapital die „Hotelbetriebs AG" zu kontrollieren. Neben der bereits erwähnten Hafenmodernisierung gründete das Finanzministerium 1934 die Aktiengenossenschaft „Žuvis" („Fisch"), die in Klaipėda einen Fisch verarbeitenden Betrieb mit Kühlanlagen führte. Zugleich war „Žuvis" Inhaber der Aktiengesellschaft „Statyba" („Bau"), die auf Ratenzahlungsbasis Häuser für Litauer baute. Die im selben Jahr gegründete Genossenschaft „Gerovė" („Wohlstand") unterhielt 1938 in Klaipėda vier Gemischtwarenläden. 1936 wurde die bekannte Handelsfirma „Robert Waller" (Marktstr. 10/11) gekauft und ein Handelshaus „Studentai" gegründet, das Abteilungen für Kurzwaren, Trikotage und Textilien hatte.[64] Im Juli 1935 kauften das Finanzministerium und das Ministerium für Verkehrswesen für 300 000 Lt mit allen Aktiva und Passiva die bei der Litauischen Bank verschuldete Aktiengesellschaft „Bisdom und Zoom".[65]

Die litauische Regierung versuchte auch die Krise der Holzindustrie zu lösen. Auf Initiative des Departements für Forstwesen wurde 1930

---

61 Ebenda, Nr. 107 von 1928, S. 721; Nr. 103 von 1934, S. 792; Petronėlė Žostautaitė, Klaipėdos krašto ekonomika ir kultūra 1923–1939 (1. Pramonė) (Wirtschaft und Kultur des Memelgebiets in den Jahren 1923–1939 [1. Industrie]), in: LTSR MA darbai, Serie A. Bd. 4, Vilnius 1972, S. 166. Die Kaufleute Salomon und Tobias Israelit begannen mit ihrem Gewerbe in Klaipėda nach dem Ersten Weltkrieg und gründeten mit dem Kaufmann aus Klaipėda Salomon Kruk und mit einem jüdischen Kaufmann aus Kaunas im Jahr 1921 die „Memeler Textil-Handelsgesellschaft Kruk, Israelit & Co.". Nach einigen Jahren schied Kruk aus der Gesellschaft aus. – Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 15 von 1922, S. 96.

62 Žostautaitė, Ekonomika (wie Anm. 61), S. 168.

63 Die Genossenschaft „Pienocentras" („Milchzentrum") unterhielt in Klaipėda sechs Geschäfte und eine Imbissstube. – Petronėlė Žostautaitė, Klaipėdos kraštas 1923–1939 (Das Memelgebiet in den Jahren 1923–1939). Vilnius 1992, S. 152.

64 Ebenda, S. 155.

65 Die Verluste der Gesellschaft betrugen im Jahr 1934 152766 Lt. – LVA, F. 386, Ap. 1, B. 930, S. 9, 10, 16 u. 23.

das „Memeler Holzsyndikat, AG" gegründet, dem 1933 acht und 1937 fünf Sägewerke („Nafthal & Co." [2], „A.Ehmer & Co.", „Gebr. Jawschitz", „I.G. Gerlach") angehörten. Das Holzsyndikat schloss ein Abkommen mit der sowjetischen „Exportles" über Holzlieferungen ab. Das Holz wurde per Eisenbahn und auf dem Seeweg transportiert. Aufgrund der oft gespannten politischen Situation sei hervorgehoben, dass Magistrat und Direktorium sich ebenfalls für die Gesundung der Holzindustrie einsetzten und die Tätigkeit des Syndikats unterstützten, obwohl im Jahre 1932 eine Subvention von Magistrat und Direktorium für das Syndikat in Höhe von 500 000 Lt nicht die erhoffte Wirkung zeigte. 1935 erwarb das Ministerium für Landwirtschaft drei Viertel der Syndikat-Aktien. In den Jahren 1931–1937 bearbeiteten die Sägewerke des Syndikats ca. 1,2 Mio. m^3 russischer Holzmasse.[66] Außerdem verarbeiteten die Sägewerke der Stadt ab Mitte der 30er Jahre vom Departement für Forstwesen zur Verfügung gestelltes Holz. Trotz aller dieser Bemühungen erreichte die Holzindustrie das Vorkriegsniveau nicht.[67] Insgesamt investierte Litauen in das Memelgebiet ca. 100 Mio. Lt, deren größter Teil auf die Stadt selbst entfiel.[68]

II. Soziale Probleme

Im sozialen Bereich wird die Zwischenkriegszeit vor allem durch eine hohe Arbeitslosenquote und Wohnungsknappheit charakterisiert. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es überhaupt keine Arbeitslosigkeit. Von Zeit zu Zeit fehlte es gar an Arbeitskräften, und die Unternehmer Klaipėdas klagten über hohe Personalkosten. Am Anfang des Jahrhunderts fehlten Arbeiter in der weiterverarbeitenden Industrie („Union", Zellulose- und Furnierbetriebe), später mangelte es auch in der Holzverarbeitung an menschlicher Arbeitskraft.[69]

---

66 Vakarai vom 25. November 1937; Žostautaitė, Kraštas (wie Anm. 63), S. 146 ff. Das Holzsyndikat zahlte im Jahr 1937 seinen Kredit an den Magistrat und das Direktorium zurück.

67 Vor dem Ersten Weltkrieg waren in Klaipėda 18 Sägewerke in Betrieb, im Jahr 1937 nur noch sieben. – Jahn, Memel (wie Anm. 24), S. 70; Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 639. Das Holz des Forstdepartements ging an die Litauern gehörenden Sägewerke „Baltikum" und „Medis" sowie „Aisik Eilberg". 69% der verkauften Holzmasse entfielen auf das Forstdepartement, 31% auf das verarbeitende Sägewerk.

68 Lietuvos aidas vom 25. März 1939.

69 Beispielsweise konnte die Furnierfabrik im Jahr 1907 wegen des Arbeitskräftemangels ihre Produktionskapazitäten nicht voll ausnutzen, obwohl die Nachfrage sehr groß war. – Bericht (wie Anm. 4) 1907, S. 38.

Nach dem Krieg verringerte sich der Schiffsverkehr im Hafen, die Fabrik „Union" stand still, doch am schmerzhaftesten traf die Krise die Holzindustrie und Handel. Wegen des Rohstoffmangels schlossen die Furnierfabrik in Schmelz und mehrere Sägewerke. Diese Krise war eine der wichtigsten Ursachen für die Arbeitslosigkeit in Klaipėda, weil sich die Holz verarbeitende Industrie nicht mehr erholte. Der seit Ende der 20er Jahre einsetzende Zustrom von Arbeitskräften aus Litauen war – seit dem Beginn der durch die Weltwirtschaftskrise bedingten Rezession – auch eine der Hauptursachen für die wachsende Arbeitslosenzahl. Die permanente Zunahme der Arbeitslosenzahlen in den Wintermonaten wurde auch von der Spezifik der Stadt bedingt, vom Saisoncharakter des Hafenbetriebes, der Holzverarbeitungsindustrie und des Handels (wie auch der Bautätigkeit). Die folgende Tabelle spiegelt die Entwicklung der Arbeitslosigkeit wider:[70]

Tabelle: Arbeitslosenzahl der Stadt Klaipėda

Jahr	Zahl der Arbeitslosen
August 1923	432*
September 1923	380*
Oktober 1923	479*
November 1923	414*
1924	415*
1925	502**
1926	917**
1927	810**
1928	427**
1929	564**
1930	618**
1931	410**
1932	823**
1933	890**
1934	861**
1935	1156**
1936	1403**
1937	1389**
1938	1276**

* zusammen mit dem Kreis Klaipėda
** monatlicher Durchschnitt

70 Die Tabelle ist zusammengestellt nach: Statistische Mitteilungen (wie Anm. 7), Nr. 10, 11, 13 von 1923; Nr. 12 von 1933; Nr. 5 von 1936; Bericht (wie Anm. 44), S. 18;

Auch die französische Verwaltung beschäftigte sich mit der Arbeitslosigkeit. Am 20. Mai 1920 wurde die Anordnung des Generals Odry „Über die Einrichtung einer Arbeitslosenversicherung für das Memelgebiet" veröffentlicht, das die Arbeitslosenunterstützung regelte. Versichert wurden außer Schülern alle Männer und Frauen ab dem 16. Lebensjahr. Dabei waren als einzige Form der Absicherung Barzahlungen vorgesehen. Die Höhe der Beihilfe entsprach 1/3 des durchschnittlichen Tageslohnes. Eine Ausnahme galt für verheiratete Arbeitslose: Sie erhielten Zulagen für den Unterhalt ihrer Ehefrauen und Kinder, jedoch durfte der gesamte Beihilfebetrag 3/5 des durchschnittlichen Tageslohns nicht übersteigen. Die Finanzierung der Versicherung teilten sich Arbeitnehmer (50% des Betrages), Arbeitgeber (zu 30%), sowie Gebiet und Gemeinde (je 10%). Der Arbeitgeber war verpflichtet, den Anteil des Arbeitnehmers vom Lohn abzuziehen und jede Woche seinen Anteil und den des Arbeitnehmers in die Versicherungskasse einzuzahlen. Das Gebiet und die Gemeinde zahlten ihre Beiträge vierteljährlich. Das Recht auf Arbeitslosenhilfe erwarb man nach 26 Wochenbeiträgen, die Beihilfe wurde 13 Wochen innerhalb eines Kalenderjahres gezahlt. Die Beihilfe wurde nicht gezahlt, wenn: a) der Arbeitslose die Kontrolle (vgl. unten) mied; b) der Arbeitslose die ihm vorgeschlagene Arbeit nicht annahm; c) der Arbeitslose im Krankheitsfall Krankengeld bezog; d) der Arbeitslose im Gefängnis war; e) der Arbeitslose an einem Streik beteiligt war; f) der Arbeitslose andere Einkommen in Höhe des Beihilfesatzes hatte. Die von der Versicherungsanstalt ausgestellte Kontrollkarte war das Hauptdokument für den Erhalt einer Beihilfe. Die Kontrolle oblag den Gewerkschaften, die Arbeitslosen mussten täglich zweimal ihre Karten vorlegen.[71]

Nach einem Monat führte die Arbeitslosen-Versicherungsanstalt vier Grundlohnstufen ein. Dieser Grundlohn wurde zur Grundlage für die Berechnung des Versicherungsbeitrages und der Beihilfehöhe.[72] Mit der steigenden Inflation wuchsen die Versicherungsbeiträge und die Tarife der Beihilfen. Am Ende der französischen Periode wurde das Sozialversicherungssystem neu geregelt. Am 18. November 1922 wurde die Arbeitslosen-Versicherungsanstalt durch die „Verordnung

Bericht der Industrie- und Handelskammer für das Memelgebiet über die Jahre 1926–1927. Memel 1927, S. 16; Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 768.

71 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 14 von 1920, S. 96-100.

72 Ebenda, Nr. 18 von 1920, S. 171 f.

betreffend Umgestaltung der sozialen Versicherung im Memelgebiet" aufgelöst, alle Formen der Sozialversicherung wurden auf eine neu gegründete Behörde – die Landes-Versicherungsanstalt – übertragen. Die Struktur der Beihilfe blieb die gleiche, aber die inzwischen galoppierende Inflation zwang zur Korrektur einiger Zahlen. Jetzt mussten Personen beiderlei Geschlechts bereits ab dem 14. Lebensjahr versichert sein, und zur konkreten Berechnung der Versicherungsbeiträge waren inzwischen sogar 54 Lohnklassen eingeführt worden. Die Arbeitslosenhilfe machte jetzt die Hälfte des Grundlohnes aus, wobei die gesamte Höhe der Beihilfe mit Zulagen für die Versorgung von Familienmitgliedern 4/5 des Grundlohnes nicht übersteigen durfte. Für Arbeitslose, die an einem anderen Ort des Gebietes eine feste Arbeitsstelle gefunden hatten, waren Ausgleichszahlungen für den Anreiseweg und den Umzug vorgesehen. Die Arbeitslosen der Stadt Klaipėda hatten sich ab jetzt zweimal pro Tag beim Arbeitsamt zu melden, das die Kontrollkarte jedes Mal mit einem Stempel versah.[73]

Während der litauischen Regierungszeit waren der Magistrat und das Direktorium gezwungen, für die Arbeitslosen zu sorgen. Bezeichnend ist, dass das Problem in jenen Jahren stark politisiert war. Die Arbeitslosigkeit wurde immer auch unter den Vorzeichen des Gegensatzes zwischen ‚Deutschtum' und ‚Litauertum' gesehen. Der Magistrat und die deutsche Mehrheit in den „seimeliai" (Stadt- und Gemeinderäte) der Stadt und des Gebietes hielten die Flut der Arbeitskräfte aus Großlitauen für die wichtigste Ursache der wachsenden Arbeitslosigkeit. In der Tat war, wie bereits erwähnt, die litauische Regierung durchaus an einem Zuzug aus Großlitauen interessiert. Die Arbeiter aus Litauen (vor allem aus der benachbarten Žemaitija) wurden von Klaipėda durch bessere Arbeitslöhne, die soziale Absicherung und einen höheren Lebensstandard angezogen. In den ersten ‚litauischen' Jahren wurde dieser Drang noch durch die Krise, die Industrie und Handel lähmte, gebremst. Nachdem sich aber die Konjunktur erholt hatte, begann ab 1928 eine immer stärker werdende Präsenz litauischer Arbeiter (von deutscher Seite als ‚Unterwanderung' empfunden). Hinzu kam, dass die Eigentümer der mit privatem Kapital gegründeten Textilbetriebe gar nicht beabsichtigten, die Standardlöhne des Gebietes zu zahlen, und deswegen billige Arbeitskräfte aus Litauen bezogen. Nachdem sich diese Arbeiter in Klaipėda eingelebt hatten, forderten sie oft bessere Arbeitsbedingungen, was zu ihrer

[73] Ebenda, Nr. 136 von 1922, S. 1197; Nr. 143, S. 1257 f. u. 1263.

Entlassung führte. Dann wurden neue „Žemaičiai" angeworben.[74] Dieses Verhalten steigerte die Arbeitslosenzahl und erhöhte die sozialen Spannungen in der Stadt. Die zielstrebige Politik der Zentralregierung zur Integration der Stadt und des Gebietes mit Hilfe von Ankömmlingen aus Großlitauen tat ein Übriges. Man versuchte, in die von der Regierung kontrollierten Objekte (Hafen, Eisenbahn u.a.) und in mit litauischem Kapital gegründete Betriebe nur litauische Arbeiter einzustellen (in den deutschen Einrichtungen und Betrieben vollzog sich, wie zu erwarten, ein gegenläufiger Prozess). Im November 1938 arbeiteten in den Fabriken der durch die Landesbank Litauens seit 1935 kontrollierten Genossenschaft „Bisdom & Zoom" 38 einheimische und 420 aus Litauen zugezogene Arbeiter, im Hafen 47 einheimische und 489 zugezogene Arbeiter.[75] Lebten im Jahre 1920 in Klaipėda ungefähr 32 000 Einwohner, so betrug ihre Zahl im März 1939 51 169.[76]

Es ist schwierig, eine exakte Zahl der zugezogenen Litauer zu ermitteln. Laut Plieg waren im Frühling 1932 schon 9000 bis 10000 Personen (inkl. Familienangehörige) aus Litauen ins Memelgebiet übergesiedelt.[77] Willoweit geht davon aus, dass zwischen 1923 und 1938 21000 Litauer ins Gebiet kamen, was bedeuten würde, dass die Zahl der Litauer von 3% aller Einwohner im Jahre 1920 auf 35 bis 38% im Jahre 1938 angewachsen war.[78] In der litauischen Historiografie werden meistens die Zahlen des litauischen Konsuls in Klaipėda, A. Kalvaitis (nach dem 23. März 1939), genannt: Angeblich kamen von 1923 bis 1938 mehr als 30000 Menschen, vorwiegend Arbeiter.[79] V. Žalys weist allerdings darauf hin, dass diese Zahl durch

---

74 Einer der Führer der Kleinlitauer, Martynas Jankus, schrieb im Dezember 1934 in einem Brief an den Präsidenten Litauens unter anderem: „Die litauischen Arbeiter, die keine Arbeit haben oder für einen Hundelohn in den jüdischen Betrieben arbeiten, sehen abgeplagt und abgerissen aus." Handschriftenabteilung der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften Litauens, F. 103, B. 113, S. 5.

75 Im Jahr 1930 arbeiteten bei „Bisdom und Zoom" 432 einheimische und 98 zugewanderte Arbeiter. – Žostautaitė, Kraštas (wie Anm. 63), S. 172 u. 278.

76 Bericht (wie Anm. 4) 1920, S. 49; Ernst-Albrecht Plieg, Das Memelland 1920–1939. Deutsche Autonomiebestrebungen im litauischen Gesamtstaat. Würzburg 1962, S. 178. Vareikis führt falsche Angaben an; vgl. Vygantas Vareikis, Klaipėda XX amžiuje (Memel im 20. Jahrhundert). Klaipėda 1993, S. 34 u. 42. Im Jahr 1939 hatte Klaipėda 59105 Einwohner; vgl. Handbuch (wie Anm. 7), S. 229.

77 Plieg, Memelland (wie Anm. 76), S. 87.

78 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 585 u. 590; Plieg, Memelland (wie Anm. 76), S. 178.

79 Petronėlė Žostautaitė, Socialinis draudimas Klaipėdos krašte 1923–1939 (Die Sozialversicherung im Memelgebiet 1923–1939), in: Darbai (wie Anm. 61). Bd. 2, Vilnius 1984, S. 51; Žalys, Ringen (wie Anm. 31), S. 86.

die offizielle Statistik nicht zu belegen ist. ‚Statistisch' gesehen lebten 1925 37626 und im Januar 1939 43226 ‚Litauer' im Memelgebiet.[80] Es ist allerdings anzunehmen, dass die offizielle Statistik in die Irre führt, denn in ihr tauchen die vom Arbeitsamt nicht erfassten und keine Sozialhilfe beziehenden Arbeiter nicht auf. Nach P. Žostautaitė kamen allein 1925–1932 ungefähr 5000 Industrie- und Landwirtschaftsarbeiter aus der Žemaitija ins Memelgebiet. Die Zahl der in die Stadt Klaipėda zugezogenen Arbeiter lag im Jahr 1932 höher als 2000, sie machten ca. 35% aller Industriearbeiter aus.[81] In jedem Fall wuchsen die Zahl und der Einfluss der litauischen Arbeiter in Klaipėda. Während die Litauer bei den Wahlen zum Stadtrat („seimelis") 1924 nur zwei Sitze errangen, hatten sie 1930 bereits sechs, und 1936 gar zwölf Vertreter im Stadtparlament.[82] Die Angaben des statistischen Amts des Memelgebiets belegen, dass z.B. im Jahr 1937 unter den Neugeborenen (2991) der größere Teil als ‚Litauer' registriert wurde (1267); danach folgten ‚Deutsche' (1163), Juden (81), ohne Angabe einer Nationalität (470) und andere.[83]

Darum ist es nicht verwunderlich, dass diese „Lituanisierung" eine Gegenreaktion seitens der deutsch bestimmten politischen Kräfte des Gebiets hervorrief. Die Interessen Berlins und der Memelländer stimmten dabei überein. In den ersten ‚litauischen' Jahren besaß die Auseinandersetzung allerdings noch nicht die Härte wie in der Folgezeit. Das prolitauische Direktorium unter V. Gailius ordnete am 9. Oktober 1923 sogar in der „Bekanntmachung betr. Behebung der Arbeitslosigkeit in der Stadt Memel" an, alle unverheirateten nicht einheimischen Männer aus der Arbeit zu entlassen und an ihrer Stelle Einwohner von Klaipėda einzustellen.[84] Doch blieb diese Anordnung

---

80 Žalys, Ringen (wie Anm. 31), S. 86.

81 Žostautaitė, Ekonomika (wie Anm. 61), S. 174. Laut Berechnungen von Valsonokas kamen in den Jahren 1925–1931 ca. 8000 Menschen ins Gebiet, von denen ungefähr 6000 Litauer und 2000 Juden waren. Die meisten ließen sich in Klaipėda nieder. – Valsonokas, Problemos (wie Anm. 15), S. 273.

82 Vakarai vom 28. Mai 1936. Es ist interessant, dass Plieg darauf hinweist, dass im „Seimelis" (Stadtparlament) sogar 15 Litauer vertreten waren. – Plieg, Memelland (wie Anm. 76), S. 178.

83 Žostautaitė, Kraštas (wie Anm. 63), S. 60. Es darf nicht vergessen werden, dass die deutschen Positionen in Stadt und Gebiet durch die Option geschwächt wurden. In den Jahren 1925–1932 siedelten 9792 Optanten nach Deutschland über. – Žostautaitė, Ekonomika (wie Anm. 61), S. 174.

84 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 110 von 1923, S. 903. Der enge Rahmen erlaubt es nicht, die Position der „lietuvininkų" („Kleinlitauer") in Bezug auf die wichtigsten Probleme der Stadt und des Gebiets zu analysieren. Ohne Zweifel hätten die Litauer mit loyalen Persönlichkeiten der „lietuvininkai" ohne die beständige Kontrolle und Einmischung aus Kaunas eher einen Kompromiss mit der deutschen

weitgehend ohne Wirkung. Gemäß der Anordnung des Direktoriums vom August 1924 wurde die Arbeitslosenfürsorge den Selbstverwaltungsorganen übertragen. Die Beihilfen wurden von den Selbstverwaltungskassen nur in den Monaten November bis März bar ausgezahlt und nicht länger als 13 Wochen.[85] Ab Ende der 20er Jahre wurden die Bestimmungen zur Arbeitslosenunterstützung mit den neuen Erlassen zum Erwerb des Einwohnerstatus verbunden und erhielten dadurch eine klar ‚antižemaitische' Tendenz. Am 30. November 1929 traten „Richtlinien für die Gewährung von Arbeitslosenunterstützung" in Kraft, nach denen für verschiedene Arbeitslosenkategorien Beihilfen in Höhe von 18 bis 6 Lt pro Woche vorgesehen waren. Zwei Drittel des für die Beihilfen benötigten Geldes musste die Gebietsregierung bereitstellen, den Rest der Magistrat. § 1 der „Richtlinien" hielt fest, dass die Unterstützung in der Regel nur Bürgern des Memelgebietes und arbeitslosen Industriearbeitern zu gewähren war. Für die Stadt Memel galt eine einjährige Wohnzeit als Voraussetzung zum Bezug der Arbeitslosenunterstützung.[86] Hatte das im Dezember 1928 veröffentlichte Gesetz „Über den Erwerb und den Verlust der Eigenschaft als Bürger des Memelgebiets" keine besonderen Hindernisse für Staatsangehörige Litauens beim Erwerb der Gebietsangehörigkeit festgesetzt, so sahen ab 1930 alle späteren Anordnungen und Ausführungsbestimmungen restriktivere Bedingungen für die Einwanderer vor. Es wurden Klauseln zur Sesshaftigkeit (nicht weniger als ein Jahr im Gebiet), zum Alter (nicht jünger als 24 Jahre) und zum Einkommen (nicht weniger als 120 Lt pro Monat) eingeführt.[87] Dabei ist jedoch zu betonen, dass auch das prolitauische Direktorium unter J. Bruvelaitis (4. Dezember 1934 bis 27. November 1935) die Arbeiterflut aus Litauen als Hauptursache für die Zunahme der Arbeitslosigkeit ansah. Das Direktorium veröffentlichte umgehend eine „Verordnung zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit", die beschäftigungslosen Zuwanderern das Wohnrecht in Klaipėda untersagte (man folgte damit dem Beispiel der Stadt Kaunas, die eine analoge Verordnung verabschiedet hatte). Die Zentralregierung setzte jedoch

Mehrheit erreichen können. Verwiesen sei auf die aufschlussreichen Erinnerungen des Kleinlitauers Martynas Anysas; vgl. Anysas, Kova (wie Anm. 58).

85 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 94 von 1924, S. 841 f.

86 FF, Nr. 59397. Die Unterstützung war nach diesen Richtlinien bis zum Frühling 1930 vorgesehen.

87 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 114 von 1928, S. 773 ff.; Nr. 39 von 1930, S. 275; Nr. 110 von 1931, S. 892 f. Im Jahr 1938 wurden die Mindesteinnahmen für Anwärter auf einen Inlandspass auf 147 Lt pro Monat festgesetzt.

den Widerruf dieser Verordnung durch.[88] Der Gouverneur legte einige Male (1935, 1936, 1938) sein Veto gegen das vom Gebietsseimelis (Gebietsverordnetenversammlung) verabschiedete „Gesetz zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit" ein, demzufolge das Recht auf Arbeitsgenehmigungen nur diejenigen Arbeiter hatten, die mehr als zwei Jahre im Arbeitsamtsbezirk gewohnt hatten. Diese Bestimmungen wurden jedoch erst am 16. März 1939, unmittelbar vor dem Ende der litauischen Souveränität über das Memelgebiet, durch die polizeiliche Verordnung „Zur Sicherung und Erhaltung des Arbeitsfriedens im Memelgebiet" umgesetzt.[89]

Ab wann für Arbeitslose der Stadt Klaipėda Notstandsarbeiten organisiert wurden, ist unklar. Ende 1923 gab es sie schon, und im Januar 1924 arbeiteten bereits 100 Arbeitslose auf diese Weise.[90] Neben innerstädtischen Tätigkeiten war man auch bemüht, Arbeitsmaßnahmen außerhalb der Stadt zu finden. Nicht wenige Arbeitslose arbeiteten in verschiedenen Kreisen des Memelgebietes bei Meliorationsmaßnahmen. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre legten Hunderte von Arbeitslosen die Tennewiesen trocken. Auf Anordnung des Direktoriums fanden allerdings nur Arbeitslose aus Klaipėda dabei eine Beschäftigung. Im Sommer 1926 waren durch öffentliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen 473 Arbeitslose beschäftigt, an der Tennewiese allein 310 Arbeitslose aus Klaipėda.[91] Eine dauerhafte, sichere und wirksame Unterstützung konnte weder durch die Regierung des Gebietes noch durch die Stadt erreicht werden. Aufgrund der knappen Mittel wurden öffentliche Arbeiten immer wieder eingestellt. So mussten im Mai 1926 alle öffentlichen Arbeiten aufgegeben werden, und die Zahl der Arbeitslosen stieg auf 1100.[92] Andererseits mieden viele Arbeitslose Beschäftigungen außerhalb der Stadt. Als im Mai 1927 ungefähr 400 Arbeiter für Meliorationsarbeiten im Kreis Klaipėda gesucht wurden, zeigten die Stadtbewohner wenig Enthusiasmus: Es hieß, die Erde sei noch zu nass, der Verdienst nicht üppig. Im Juli waren nur 70 Arbeiter zu verzeichnen, die Fehlzahl lag weiterhin bei ca. 400. Auch Erntearbeiten bei den Landwirten waren wenig beliebt, wobei die Ablehnung mit der weiten Entfernung der Höfe von der Stadt begründet wurde.[93]

---

88 Anysas, Kova (wie Anm. 58), S. 222-233.
89 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 33 von 1939, S. 257 f.
90 Statistische Mitteilungen (wie Anm. 7), Nr. 3 von 1924, S. 58.
91 Ebenda, Nr. 16 von 1925, S. 314; Nr. 5 von 1926, S. 94.
92 Ebenda, Nr. 9 von 1926, S. 182.
93 Ebenda, Nr. 11 von 1927, S. 235; Nr. 16, S. 351. In den 30er Jahren begann der Magistrat, Arbeitslose zu Arbeiten im Kreis mit Bussen zu befördern.

Für die Sozialpolitik wurden trotz aller finanziellen Engpässe beträchtliche Geldsummen bereitgestellt. Die folgende Tabelle zeigt die Höhe der allein für die Arbeitslosenbeihilfen vorgesehenen Geldmittel:[94]

Jahr	Erhielten Beihilfen	Beträge in Litas
Dezember 1926	1402	—
Januar 1927	1500	—
Februar 1927	ca. 1600	—
März 1927	durchschn. 1450	—
Juni 1927	307	—
August 1927	255*	2 364*
September 1927	242*	2 231*
1929	344*	246 118***
1930	471**	193 945***
1931	220**	162 526***
1932	399**	325 335***
1933	371**	277 105****
1934	292**	229 261****
1935	582**	290 710****
03.-10.01.1936	—	298 101****
Mai 1937	durchschn. 535**	23 998****
Mai 1938	durchschn. 935**	62 708****

* letzte Monatswoche
** durchschnittlich pro Monat
*** Beihilfen in bar, Versicherungsbeiträge, Weihnachtsgeld u.a.
**** nur Beihilfen in bar und Versicherungsbeiträge

Mehr als drei Viertel der Geldmittel für Beihilfen wurde in den schwersten Monaten Dezember bis April (Berechnung nach dem Wintertarif) ausgezahlt. Für die Arbeitslosenfürsorge gab die Stadt von Dezember 1923 bis Mai 1924 120000 Lt aus, von Mai bis Januar 1925 bereits 642000 Lt (einen geringen Teil der Summe übernahm das Direktorium). Von Januar bis Oktober 1925 beliefen sich die Ausgaben auf 1630000 Lt, der Anteil der Stadt betrug dabei 1050000

94 Die Tabelle wurde erstellt nach: Statistische Mitteilungen (wie Anm. 7), Nr. 2, 4, 7, 15 und 19 von 1927; Nr. 12 von 1933; Nr. 3, 7, 10-13, 15 und 17 von 1936; Nr. 8 von 1938.

Lt.[95] In den im Jahr 1932 herausgegebenen Regeln zur Arbeitslosenunterstützung wurde angeordnet, dass das Arbeitsamt nur Arbeitslose zu registrieren habe, die in Klaipėda vor 1929 ihren Wohnsitz hatten, im Besitz eines Inlandspasses waren, die Sozialversicherungsbeiträge für mindestens 200 Wochen eingezahlt und wenigstens neun Monate in Industriebetrieben gearbeitet hatten.[96] Am Ende des Jahres 1937 wurde bei einer Sitzung des Stadtrates festgestellt, dass die im Haushaltsplan für die Arbeitslosenfürsorge vorgesehenen 300000 Lt bereits bis November aufgebraucht worden waren; darum wurde in Abstimmung mit dem Direktorium beschlossen, für Dezember zusätzlich 51667 Lt bereitzustellen.[97]

Die Politik der litauischen Regierung führte 1930 zur Gründung des „Klaipėdos krašto darbininkų ir amatininkų susivienijimas" („Vereinigung der Arbeiter und Handwerker des Memellandes"). Diese litauische Arbeitergewerkschaft kümmerte sich um Arbeitsplätze für litauische Arbeiter und deren Lebensbedingungen. Im Büro der Gewerkschaft wurden Arbeiter aus Litauen registriert, die über keine Inlandspässe verfügten. Der „Vereinigung" gelang es, die Zentralregierung zu überzeugen, dass in die staatlichen und vom litauischen Kapital finanzierten Behörden und Betrieben nur ihre Mitglieder aufgenommen werden sollten. In der Zeit von Oktober 1937 bis Oktober 1938 fanden auf diese Weise 372 Personen Arbeit.[98] Im Winter 1932/33 wurden 70900 Lt an Beihilfen ausgezahlt, allerdings waren die vom Arbeitsamt des Magistrats gezahlten Beihilfen höher. Im Winter 1938/1939 zahlte die „Vereinigung" in Klaipėda an einen verheirateten Arbeitslosen 12 Lt, das Arbeitsamt 17 Lt pro Woche.[99]

---

95 Fred-Hermann Deu, Das Schicksal des Memelgebietes. Seine wirtschaftliche und politische Entwicklung seit der Revolution. Berlin 1927, S. 56. Allerdings sind die letzten Angaben mit Vorsicht zu behandeln, denn die Zahl der vom Magistrat eingestellten Notstandsarbeiter (1400) wird durch keine andere Quelle bestätigt. Die vorhandenen Quellen belegen, dass z.B. im Jahr 1929 in der Stadt Memel Arbeitslosenunterstützungen in Höhe von 199958 Lt in bar gezahlt wurden, wovon 97902 Lt vom Direktorium zur Verfügung gestellt wurden. – FF, Nr. 59396.

96 Petronėlė Žostautaitė, Klaipėdos krašto darbininkų ir amatininkų susivienijimas 1930–1939 (2. Susivienijimo veikla ekonomikos srityje) (Die Vereinigung der Arbeiter und Handwerker des Memellandes 1930–1939 [2. Die wirtschaftliche Tätigkeit der Vereinigung]), in: Darbai (wie Anm. 61). Bd. 2, Vilnius 1983, S. 64.

97 Vakarai vom 22. Dezember 1937.

98 Žostautaitė, Susivienijimas (wie Anm. 96), S. 60.

99 Ebenda, S. 65. Die Arbeitslosen, die vom Magistrat der Stadt versorgt wurden, erhielten auch Weihnachtsgeld. Im Jahr 1933 betrug die Summe der ausgezahlten Gelder 47710 Lt, 1934 35790 Lt, 1935 43938 Lt. Statistische Mitteilungen (wie Anm. 7), Nr. 5 von 1936, S. 101.

Nach der Abtretung des Memelgebietes an das Deutsche Reich verschwand die Arbeitslosigkeit. Tausende litauische Arbeiter verließen das Memelgebiet, und viele Arbeiter der Stadt wurden in die Wehrmacht eingezogen. Es zeichnete sich quasi augenblicklich ein Arbeitskräftemangel ab. Am 27. März 1939 veröffentlichten das Direktorium und Kommissar Neumann einen Aufruf, der die Arbeiter litauischer Herkunft zum Verbleib an ihren Arbeitsplätzen aufrief.[100] Durch die Anordnung des Interimskommissars „Gegen Vertragsbruch und Abwerbung" war es Arbeitern verboten, ihren Arbeitsplatz vor dem Ablauf des Arbeitsvertrages zu verlassen, und den Arbeitgebern untersagt, Arbeiter aus anderen Behörden und Betrieben mit besseren Arbeitsbedingungen abzuwerben usw. Anfang April 1939 verbot der Präsident des Arbeitsamts der Provinz Ostpreußen ostpreußischen Betrieben, Arbeiter aus dem Gebiet Klaipėda und der Stadt Klaipėda ohne die Zustimmung des Arbeitsamtes der Stadt Klaipėda abzuwerben und einzustellen.[101]

Ein anderes Problem, das dem Magistrat und den Stadtbewohnern Kopfzerbrechen bereitete, war die Wohnungsnot. Ein Mangel an Wohnraum war bereits am Ende des Ersten Weltkrieges zu verzeichnen gewesen, doch verschärfte sich die Situation während der litauischen Regierungszeit. Die Einwohnerzahl wuchs schnell, und der Wohnungsbau machte keine Fortschritte. Der Wohnbedarf der beim Wohnungsnachweisamt registrierten Wohnungssuchenden (Begründungen: „um zu heiraten", „ohne eigene Wohnung", „versetzte Beamte") zeigt die Entwicklung: 25. Oktober 1926: 614, 31. Oktober 1927: 555, 31. Dezember 1928: 484, 31. Dezember 1929: 706, 1. April 1930: 725.[102] In den 30er Jahren, als die Arbeitskräfteflut aus Litauen immer intensiver wurde, verkomplizierte sich auch die Wohnungsfrage. Der Landtag verabschiedete am 23. Februar 1931 das „Gesetz über die Wohnungszählung in der Stadtgemeinde Memel und die Feststellung der Zahl der Wohnungssuchenden im Jahre 1930". Die damit verbundenen Erhebungen wurden am 8. Juni 1931 durchge-

[100] Memeler Dampfboot vom 28. März 1939, 1. Beilage.

[101] Memeler Dampfboot vom 30. März 1939 und vom 4. April 1939, 1. Beilage. – Die erwähnten Maßnahmen waren im Altreich bereits seit längerer Zeit in Kraft und stehen im Zusammenhang mit der forcierten Aufrüstung des Dritten Reiches und dem damit bedingten Arbeitskräftemangel.

[102] FF, Nr. 59365. Die tatsächliche Zahl der Menschen, die keine eigene Wohnung hatten, war zweifellos höher, weil die offizielle Statistik nur solche Personen erfasste, die beim Wohnungsnachweisamt registriert waren.

führt. Es wurden 2214 wohnungssuchende Personen registriert.[103] Die Erhebung ergab zudem, dass 45% der Einwohner der Stadt in überfüllten Wohnungen lebten (für ‚überfüllt' wurde eine Wohnung angesehen, wenn in einem Zimmer mehr als zwei Personen wohnten). Im November 1937 gingen beim Wohnungsnachweisamt ca. 3000 Anträge auf Zuteilung von Wohnungen ein.[104] Das Wohnungsbautempo hielt mit der Zahl der Nachfragen und dem Wachstum der Einwohnerzahl nicht Schritt. Im Vergleich zum Jahr 1910 war die Einwohnerzahl in Klaipėda 1925 um 14% gestiegen, doch hatte sich gleichzeitig die Zahl der Wohnungen verringert.[105] Die folgende Tabelle gibt die Entwicklung des Häuserbaus in Klaipėda wieder:[106]

Jahr	Gebaute neue Wohnhäuser	In ihnen eingerichtete Wohnungen
1923	29	74
1924	29	97
1925	16	35
1926	5	14
1927	15	54
1928	22	60
1929	13	27
1930	30	66
1931	33	125
1932	66	195
1933	—	290
1934	—	177
1935	85	235

[103] Statistische Mitteilungen (wie Anm. 7), Nr. 24 von 1931, S. 530. Diese Zahl spiegelt keine behördliche Erhebung wider, denn die Stadtbewohner trugen ihre Wünsche selbst ein. Andererseits erhielten nur Personen die Fragebögen, die beim Wohnungsnachweisamt registriert waren. Zusätzlich sei angemerkt, dass 1629 Personen zwar bereits über eine Wohnung verfügten, aber ihre Wohnbedingungen verbessern wollten. Die am meisten angeführte Begründung war die Überfüllung der derzeit nutzbaren Wohnfläche.

[104] Vakarai vom 29. November 1937.

[105] Statistische Mitteilungen (wie Anm. 7), Nr. 9 von 1927, S. 185. Im Jahr 1910 gab es in Klaipėda (einschl. der Vororte Schmelz, Bommelsvitte, Janischken und Rumpischken) insgesamt 2174 bewohnte Gebäude, im Jahr 1925 dagegen nur 1896 genutzte Wohnhäuser. Immerhin ist hierbei zu berücksichtigen, dass in der Zwischenzeit an Stelle von verschiedenen kleinen Wohnhäusern neue Mehrfamilienhäuser entstanden waren.

[106] Ebenda, Nr. 3 von 1934, S. 55 u. 58; Nr. 7 von 1936, S. 183; Nr. 9, S. 180 f. Daneben waren zwischen 1923 und 1932 in umgebauten Gebäuden noch 412 Wohnungen

Was bedingte die schwache Bautätigkeit in Klaipėda? Die Wirren des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre, besonders aber der durch die Holzkrise entstandene allgemeine Stillstand der städtischen Wirtschaft führten zum fast vollständigen Zusammenbruch der Bautätigkeit Mitte der 20er Jahre. In allen Wirtschaftsbereichen fehlte es spürbar an Kapital, wobei hinzu kam, dass im Stadtkern nur wenige Baugrundstücke verfügbar waren, das Bauen am Stadtrand aber durch die hohen Erschließungskosten wesentlich teurer war (Straßenbau, Verlegung der Wasserleitung und Kanalisationsarbeiten musste der Bauherr bezahlen). Außerdem wurden in Klaipėda in den 30er Jahren nur Ziegelsteinhäuser erbaut.[107] In der Stadt fehlte es vor allem an billigen Wohnungen (der Hauptteil der anwachsenden Stadtbevölkerung bestand aus armen Arbeitern, Handwerkern und Kleinhändlern), und der Magistrat hatte kein Geld für den Wohnungsbau. Außerdem war auch das Wohnungsproblem zur Geisel der Politik gegen den „žemaitischen" Zuzug geworden. Eine Verbesserung der Wohnbedingungen in der Stadt bedeutete nämlich auch, die Attraktivität für potenzielle Zuwanderer zu erhöhen. Diese Schlussfolgerung legt die bemerkenswert geringe Aufmerksamkeit des Magistrats für den Wohnungsbau nahe. Zwar war das Argument der fehlenden Mittel sicher nicht von der Hand zu weisen, doch ließ es die Stadt auch an jeglichen Vergünstigungen für Baumaßnahmen fehlen, von einem Wohnungsbauprogramm ganz zu schweigen. Für die sozialen Probleme machte man die litauische Regierung und die von ihr geförderte litauische Immigration verantwortlich und hoffte auf bzw. forderte finanzielle Unterstützung aus Kaunas (günstigere Kredite oder andere Formen der Hilfe).

Die litauische Opposition ihrerseits bezichtigte den Magistrat der unwirtschaftlichen Haushaltsführung und einer verfehlten Nutzung der vorhandenen Mittel. Ein Vorwurf lautete, die Verwaltungskosten des Magistrats seien zu hoch, denn die allgemeinen Ausgaben für den Verwaltungsapparat in Klaipėda betrügen durchschnittlich 58 Lt pro Einwohner, in Königsberg 34,4 Lt und in Kaunas gar nur 20,7 Lt

---

eingerichtet worden. Im Jahr 1936 gab es in Klaipėda ca. 2200 Wohnhäuser, davon gehörten 90% Deutschen, 5,5% Juden und 4,5% Litauern. – Žostautaitė, Kraštas (wie Anm. 63), S. 193 f.

107 Im Gegensatz zu der in Großlitauen weit verbreiteten Holzbauweise. – Im Jahr 1937 wurden beispielsweise in Klaipėda 90 Ziegelsteinhäuser gebaut, während in Kaunas, der damaligen Hauptstadt Litauens, 80 Ziegelsteinhäuser und 227 Holzhäuser errichtet wurden. Jonas Tatoris, Senoji Klaipėda. Urbanistinėraida ir architektūra iki 1939 (Das alte Memel. Urbane Entwicklung und Architektur bis 1939). Vilnius 1994, S. 154.

(zusammen mit den Ausgaben zur Verwaltung des Stadtvermögens und dem Schuldendienst beliefen sich die allgemeinen Verwaltungskosten auf 41% des Budgets). Es wurde vorgeschlagen, die hohen Ausgaben für Bildung, Gesundheitsfürsorge und Sozialversicherung (schon in der zweiten Hälfte der 20er Jahre und in der ersten Hälfte der 30er Jahre stellte Klaipėda dafür durchschnittlich 52,6% seines Budgets bereit, während Königsberg sogar in „schlechten Zeiten" nur 43% seines Haushalts dafür verwendete) zu reduzieren und wesentlich mehr Mittel dem Wohnungsbau zukommen zu lassen. Klaipėda stellte in der zweiten Hälfte der 20er Jahre und in der ersten Hälfte der 30er Jahre jährlich durchschnittlich nur 6,7% seiner Budgetmittel für den Wohnungsbau bereit, während Stettin in den Jahren 1927–1932 19,9% und Königsberg sogar 38,5% des Haushaltes für Baumaßnahmen ausgab.[108] Die eben erwähnten Zahlen legen in der Tat die Frage nahe, weswegen der Magistrat von Klaipėda gezwungen war, so viele Mittel in die Sozialversicherung zu investieren. Wodurch erhöhten sich die sozialen Spannungen in der Stadt? Noch unverständlicher wird dies, wenn man sich vor Augen hält, dass die „Stadtväter" sehr wohl verstanden, für ihre eigenen Interessen zu sorgen: Im Jahr 1927 nahm die Stadt einen 10 Mio.-Lt-Kredit für den Bau von Wohnungen auf, in die Beamte und Angestellte des Magistrats einzogen.[109] Verwunderlich ist auch, dass die während der Kriegsjahre eingeführte und jetzt schwer zu begründende Wohnungszwangswirtschaft mehr als 20 Jahre in Kraft blieb, weswegen sich die Hausbesitzer bei weitem nicht als vollberechtigte Herren in ihren Häusern fühlten. Diese Zwangswirtschaft stützte sich auf die „Verordnung über Maßnahmen gegen Wohnungsmangel" und die „Verordnung zum Schutze der Mieter" vom 23. September 1918, deren Hauptrichtlinien mit einigen Korrekturen die ganze Zeit gültig blieben. Hauseigentümer hatten die Behörden (zunächst das Mieteinigungsamt, später das Wohnungsnachweisamt) über zum Wohnen geeigneten Wohnraum zu informieren, die Möglichkeiten einer Kündigung waren stark eingeschränkt,

---

108 Klaipėdos miesto ūkis (Die Memeler Stadtwirtschaft), in: Vakarai vom 5. März 1936.

109 Es entsteht der Eindruck, dass in der Zeit zwischen den Kriegen die Funktionselite Klaipėdas sich daran gewöhnte, die permanent feindselige Situation zwischen Deutschen und Litauern auszunutzen. Man fühlte sich als „Verteidiger des Deutschtums" an vorderster Position und leitete daraus offensichtlich Ansprüche ab. In diesem Sinne würde eine vergleichende Studie sehr interessant sein, die allerdings eine akribische Arbeit bedeuten würde: Wie fühlten, verhielten sich die regierenden Schichten der Stadt und welche Privilegien nahmen sie für sich im Zwischenkriegs-Klaipėda oder in einer vergleichsweise ähnlich großen Reichsstadt

und es war verboten, eine höhere Miete als die von der Stadtverwaltung festgesetzte zu verlangen. Die Stadtverwaltung hatte in einigen besonderen Fällen sogar das Recht, sich über die Grundrechte der Unantastbarkeit der Wohnung und des Eigentums hinwegzusetzen und Enteignungen vorzunehmen. Die „Verordnung, betreffend Wohnungsbewirtschaftung in der Stadtgemeinde Memel" vom 29. Mai 1925 hielt fest, dass Vermieter ein Mietverhältnis nur unter folgenden Bedingungen kündigen konnten: 1) bei gänzlichem oder teilweisem Verzug von zwei aufeinander folgenden Raten der gesetzlichen oder vereinbarten Miete länger als einen Monat über den Fälligkeitstermin hinaus; 2) wenn der Mieter die Wohnung vorsätzlich beschädigte oder sie vertragswidrig nutzte und dies trotz Abmahnung fortsetzte; 3) wenn die Räumung der Wohnung im Hinblick auf bauliche Veränderungen, die von einem amtlichen Bausachverständigen für notwendig erachtet wurden, geboten war; 4) wenn der Vermieter dem Mieter eine ähnliche Wohnung zuwies und der über diese Wohnung Verfügungsberechtigte einverstanden war; 5) wenn die Fortsetzung des Mietverhältnisses dem Vermieter auf schwere, trotz Abmahnung fortgesetzte Verstöße gegen die Mieterpflichten nicht mehr zugemutet werden konnte. Der Vermieter hatte über jede möblierte und unmöblierte Wohnung innerhalb von drei Tagen nach der Kündigung das Wohnungsnachweisamt zu informieren. Über alle frei werdenden oder neu zur Vermietung gestellten Wohnungen, mit Ausnahme von möblierten Zimmern und Wohnungen, hatte das Wohnungsnachweisamt das Verfügungsrecht zur Vergabe an Wohnungssuchende (bei möblierten Zimmern und Wohnungen übte das Wohnungsnachweisamt nur eine Vermittlerrolle aus). Das Wohnungsnachweisamt war berechtigt, Wohnungen und Wohnräume durch Beschlagnahme einer Neunutzung zuzuführen, wenn es z.B. feststellte, dass Wohnungen oder Wohnräume nicht benutzt wurden. Falls ein Mietvertrag zwischen den Verfügungsberechtigten und dem zugewiesenen Mieter nicht zustande kam, so setzte das Amt nach Anhörung beider Teile einen Mietvertrag fest. Gegen diese Festsetzung stand beiden Teilen innerhalb zweier Wochen das Recht der Beschwerde bei der Beschwerdekommission zu. Jeder Abschluss eines Mietvertrages war

---

in Anspruch? Eine Erscheinung stellten schon die Zeitgenossen fest: „Die fortwährende Opposition zum litauischen Staat hat Verständnis für das Treueverhältnis Staat – Beamtenschaft (des Memelgebiets; J. Ž.) bei manchem überhaupt erschüttert." – Bericht des Ober-Landgerichts-Bezirks Königsberg-Präsidenten vom 5. Januar 1940, in: Christian Tilitzki, Alltag in Ostpreußen 1940–1945. Die geheimen Lageberichte der Königsberger Justiz. Leer 1991, S. 101.

von dem Vermieter dem Amt binnen einer Woche nach Abschluss des Vertrages anzuzeigen. Zur Durchführung dieser Verordnung hatte das Wohnungsnachweisamt das Recht, Besichtigungen vornehmen zu lassen und Feststellungen zu treffen. Neu geschaffene Wohnräume, die nach dem 5. Januar 1921 fertig gestellt worden waren, unterlagen weder der öffentlichen Bewirtschaftung noch den sonstigen Bestimmungen dieser Verordnung. Die Beschwerdekommission hatte zwangsbewirtschaftete Wohnungen freizugeben, wenn der Eigentümer durch Neu- oder Umbau neue Wohnungen schuf.[110] Die Frage nach einer Lockerung der Wohnungszwangswirtschaft wurde nicht nur einmal im Landtag und im Stadtparlament verhandelt. Bezeichnend ist, dass sich die Vertreter der litauischen Fraktionen bei den Debatten stark engagierten, denn viele von ihnen hatten selbst eigene Häuser in Klaipėda.[111] Die Mehrheit des Landtages lehnte im Juli 1938 bei der Lesung des neuen Gesetzes den Vorschlag der litauischen Fraktion ab, das private Eigentum nicht einzuschränken und die Wohnungszwangsbewirtschaftung überhaupt abzuschaffen. Das neue Gesetz „Abbau der Wohnungsbewirtschaftung und Mietzinsenregulierung in der Stadtgemeinde Memel" behielt im Prinzip die vorhandenen Einschränkungen bei. Jetzt unterlagen alle Wohnungen, die mindestens drei heizbare Wohnräume mit einer Gesamtwohnfläche von nicht weniger als 60 m² hatten, nicht mehr der Zwangswirtschaft. Es wurde darauf hingewiesen, dass aus der Bewirtschaftung freigegebene Wohnungen im Falle ihres Freiwerdens auch weiterhin nur als Wohnungen genutzt und an Wohnungsberechtigte vermietet werden dürften. Für die der Bewirtschaftung unterliegenden Wohnungen durfte der Mietzins die Friedensmiete (vom 1. August 1914) höchstens um 15% übersteigen. Dieses Gesetz trat mit dem 1. Oktober 1938 in Kraft.[112] Da der Magistrat aus finanziellen und politischen Gründen den Wohnungsbau nicht erweitern konnte und wollte, bemühte er sich in den 30er Jahren mit Hilfe des Landtages sowohl durch die Einführung der schon erwähnten Migrationsbeschränkungen als auch durch strengere Ansiedlungsbestimmungen in der Stadt den Strom der Übersiedler zu stoppen. Man begann, das Wohnen von mehr als einer Familie in einer Einzimmerwohnung zu erschweren und die Be-

---

110 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 51 von 1925, S. 450-457.

111 Vgl. Selbstverwaltung (wie Anm. 9), S. 92. An der Spitze der für die Abschaffung der Zwangswirtschaft kämpfenden Vereine der Hausbesitzer und der Vermieter standen die angesehenen memelländischen Litauer Jonas Vanagaitis und Otto Rašavičius (Raschawitz).

112 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 78 von 1938, S. 604 f.

nutzung zum Wohnen nicht geeigneter Räume aus gesundheitspolitischen Gründen zu verbieten. Die Polizei war verpflichtet, Menschen aus solchen ‚Wohnungen' mit Gewalt auszusiedeln. Am härtesten traf dieses Gesetz die Übersiedler aus Litauen, von denen ein großer Teil in Schuppen oder in als „Heringsfässer" bezeichneten Hütten wohnten, in denen es nicht einmal Kochmöglichkeiten gab. Durch eine strenge Anwendung der Bestimmungen gab es Fälle, in denen ein litauischer Arbeiter samt Familie mit Gewalt ausgesiedelt, auf Kosten des Magistrats außerhalb des Gebiets gebracht und in eine aus Mitteln der Stadt angemietete Wohnung einquartiert wurde.[113] Nachdem die Mitglieder der litauischen Fraktion protestiert hatten, beschloss das Stadtparlament im Sommer 1936, diese gewaltsame Aussiedlung zeitweilig einzustellen. In den am 10. November 1938 veröffentlichten „Ausführungsbestimmungen zum Gesetz betreffend Abbau der Wohnungsbewirtschaftung und Mietzinsregelung in der Stadtgemeinde Memel vom 6. August 1938" wurde angeordnet, dass als wohnungsberechtigt galt, wer mindestens zwei Jahre ununterbrochen in der Stadtgemeinde Memel wohnte oder als Wohnungssuchender beim Wohnungsnachweisamt eingetragen war.[114]

Schließlich ging man endlich dazu über, das Wohnungsbauproblem sowie die Fürsorge für Arbeitslose zu lösen: Die litauische Regierung sorgte für die Ankömmlinge aus Litauen, der Magistrat vertrat die Interessen der Einheimischen. Nach Konsultationen mit der Leitung der „Vereinigung" beschloss die Zentralregierung (durch die Landesbank) den Bau von billigen Genossenschaftswohnungen, der von der privaten Genossenschaft „Statyba" („Bau") durchgeführt wurde. Anfang 1939 wurden in Schmelz und Jacken 132 Wohnhäuser mit Wasserleitung und Kanalisation gebaut.[115] Im Frühling 1938 wurde die „Memeler Siedlungsgenossenschaft, e.G.m.b.H. in Memel" gegründet. Gegenstand des Unternehmens war Schaffung und Förderung des Eigenheimbaus für ihre Mitglieder. Ihre Tätigkeit wurde von der

---

113 Der Stadtmagistrat von Klaipėda beabsichtigte, Kretinga (Krottingen) zum ‚Verbannungsort' zu machen, in: Vakarai vom 1. März 1936.

114 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 78 von 1938, S. 604 f.

115 Die Aktiengesellschaft „Statyba" war im Jahr 1934 gegründet worden; der größte Teil der Aktien gehörte dem litauischen Ministerium der Finanzen. Leiter der Gesellschaft war der Rektor des Handelsinstituts zu Klaipėda und Ministerpräsident a.D. Ernestas Galvanauskas. Nachdem die Gesellschaft ungefähr 72 ha in Jacken und Schmelz gekauft hatte, war geplant, 450 Häuser zu bauen. Für die Arbeiter wurden kleinere, für die Angestellten größere Häuser errichtet. – Žostautaitė, Kraštas (wie Anm. 63), S. 194. Diese Aktivitäten riefen wiederum die Unzufriedenheit der einheimischen litauischen Arbeiter hervor, die klagten, sie selbst fristeten ein elendes Dasein, während ‚Fremdlinge' fertige Häuser bekämen.

Memeler Sparkasse finanziert. Im Sommer 1938 wurde das erste Haus erbaut. An den Festlichkeiten nahmen Vertreter des Magistrats und des Direktoriums teil.[116] Im Herbst desselben Jahres fasste der Magistrat den Beschluss, dass nur diejenigen Personen Grundstücke erwerben konnten, die mindestens 15 Jahre in Klaipėda gelebt hatten.

III. Klaipėda in den Jahren vom 23. März 1939 bis 1944

Die am 23. März 1939 erfolgte Rückgliederung des Memelgebietes an Deutschland veränderte wieder einmal die Entwicklung der Stadt radikal. Tausende Litauer und Juden verließen Klaipėda (Juden begannen schon im Herbst 1938 die Stadt zu verlassen). Lebten im März 1939 in der Stadt noch 51168 Einwohner, so waren es im Juni 1941 nur 41188.[117] Es ist schwer, die genaue Zahl der Juden, die die Stadt verließen, zu eruieren. Im Jahre 1895 lebten in Klaipėda 939 Juden, nach dem Ersten Weltkrieg wuchs ihre Zahl rasch an. Deutsche Autoren vertreten die Meinung, dass ab 1920 ca. 5000 bis 6000 Juden zuwanderten.[118] Auch der polnische Historiker S. Mikulicz geht davon aus, dass im Jahre 1938 in Klaipėda ungefähr 6000 Juden lebten. Seinen Angaben nach hoben Juden während des Exodus (im Januar 1939) von den örtlichen Banken Spareinlagen im Werte von ca. 2 Mio. Pfund Sterling ab. Diese Kapitalentnahme verursachte auf dem Devisenmarkt ein Durcheinander und diente als Vorwand für antisemitische Ausschreitungen.[119] Es ist offensichtlich, dass alle Juden vor den Nationalsozialisten aus dem Memelgebiet flohen; im Jahre 1940 ist Rebekka Kaplan als einzige Jüdin in Klaipėda nachweisbar.[120] Für das

---

116 Amtsblatt (wie Anm. 24), Nr. 51 von 1938, S. 427; Vakarai vom 19. Juli 1938.

117 Einwohnerbuch für Stadt und Landkreis Memel. Memel 1942, IV, S. 1. Ruth Kibelka weist darauf hin, dass im Oktober 1941 in Klaipėda 47000 Einwohner lebten; vgl. Ruth Kibelka, Die deutsche Bevölkerung zwischen Anpassung und Ausweisung nördlich und südlich der Memel (1945–1948). Diss., Berlin 1996, S. 32.

118 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 591. Im Jahr 1958 wurde beim Prozess in Ulm von 3000 bis 4000 Juden gesprochen, die bis 1939 im Memelgebiet lebten; vgl. Joachim Tauber, Garsden, 24. Juni 1941, in: Annaberger Annalen 5 (1997), S. 124.

119 Mikulicz, Klajpeda (wie Anm. 6), S. 230. Die Zahl dürfte zu hoch sein. Der Autor schildert die Ereignisse der Jahre 1938/39 auf Grund der Berichte des polnischen Konsuls in Klaipėda.

120 Tauber, Garsden (wie Anm. 118), S. 124. In der litauischen Historiographie herrscht die Meinung vor, aus dem Gebiet Klaipėda seien insgesamt 18000 Menschen ausgewandert. Auf Grund des Abkommens zwischen Deutschland und der Sowjetunion vom 10. Januar 1941 verließen das Gebiet nochmals ungefähr 6500 Litauer – davon 1793 aus Klaipėda; vgl. Žostautaitė, Kraštas (wie Anm. 63), S. 348;

Eigentum der Juden wurde sofort eine Treuhand-Verwaltung eingeführt (sie galt auch für das Eigentum von Juden mit litauischer Staatsangehörigkeit). Der Abzug von Litauern und Juden linderte die Wohnungsnot jedoch keineswegs, denn in die während des Krieges zur Festung erklärten Stadt strömten nun Wehrmachtsangehörige und aus dem Reich versetzte Beamte sowie NSDAP-Funktionäre.[121] Auf Befehl der Polizeiverwaltung der Stadt und des Festungskommandanten von Memel waren die Stadtbewohner verpflichtet, auch weiterhin über leer gewordene Wohnungen und andere Wohnräume zu berichten.[122] Die Lage des Wohnungswesens in der Stadt blieb schlecht. Der Memeler Oberbürgermeister Brindlinger schrieb am 12. Februar 1940: „Die Wohnungsverhältnisse in der Stadt sind als besonders ungünstig anzusprechen. Wohl in keiner Mittelstadt (...) liegen sie ungünstiger. Der größte Teil der Wohnungen – auch in den Außenbezirken – muß (...) als äußerst ungesund bezeichnet werden." Die Stadtteile Friedrichsmarkt und Bommelsvitte sollten wegen schlechter sanitärer Verhältnisse sogar vollständig abgerissen werden.[123]

Nach der Rückgliederung verlor die Stadt erheblich an Bedeutung (der Status als Hauptstadt des Memelgebietes wurde aufgehoben, und ab April 1939 gehörte das Gebiet verwaltungstechnisch zum Regierungsbezirk Gumbinnen).[124] Als der Gauleiter Ostpreußens, Erich Koch, Anfang April 1939 die Stadt besuchte, erklärte er dennoch, dass Memel zur zweitgrößten Stadt Ostpreußens werden solle. Eine noch vielversprechendere Perspektive zeigte Koch am 1. Mai 1939 in einer Ansprache auf, in der von einer Entwicklung der Stadtökonomie, für die 44 Mio. RM vorgesehen seien, ebenso die Rede war wie von einer nochmaligen Erweiterung des Hafens, über den dann jährlich 3 Mio. Güter umgeschlagen werden sollten.[125] Natürlich waren das demago-

---

Harry Stossun, Lietuvių iškeldinimas iš Klaipėdos ir Suvalkų kraštų (1941 m. sausis – kovas) (Die Umsiedlung der Litauer aus den Gebieten Memel und Suwalki [von Januar bis März 1941]), in: Klaipėdos miesto ir regiono archeologijos ir istorijos problemos (Probleme der Archäologie und der Geschichte der Stadt und der Region Klaipėda). Klaipėda 1994 (Acta Historia Universitatis Klaipedensis. II), S. 54; Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 592.

121 Im Magistrat Klaipėda waren zusätzlich 60 Personen aus dem Reich eingestellt. Mikulicz, Klajpeda (wie Anm. 6), S. 267.

122 Memeler Dampfboot vom 30. März 1939, 2. Beilage.

123 Tilitzki, Alltag (wie Anm. 109), S. 161.

124 Amtsblatt des Regierungsbezirkes Gumbinnen. Ausgabe Memel vom 1. April 1939, Nr. 2.

125 Memeler Dampfboot vom 5. April 1939; Mikulicz, Klajpeda (wie Anm. 6), S. 269 f.

gische Versprechungen, um die wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage gesunkene Stimmung der Bevölkerung zu heben. Es fehlte zunehmend an Lebensmitteln, aus den Geschäften verschwanden Stoffe guter Qualität, Kleidung und Schuhwerk, denn die Waren wurden massenweise von Reisenden aus Ostpreußen aufgekauft, sodass Koch Ende März 1939 sogar gezwungen war, die Grenze zwischen dem Memelgebiet und Ostpreußen vorübergehend zu schließen. Trotz aller Verbote und Anordnungen stiegen die Preise, und besonders Lebensmittel wurden teurer. Die wirtschaftliche Lage der Stadt und ihrer Bewohner verschlechterte sich zudem durch die unvermeidlichen Einschränkungen eines totalitären Regimes, das der Kriegsrüstung alles unterordnete.

Für Litauen war der Verlust Klaipėdas ein schwerer Schlag, jedoch musste auch die Hafenstadt hohe Verluste hinnehmen. Der Güterverkehr über See im Hafen betrug 1938 1533200 t (Einfuhr 1112300, Ausfuhr 420400), und 1940 906800 t (Einfuhr 704500, Ausfuhr 202300).[126] Schon im April 1939 verringerte sich der Export Litauens nach Deutschland, verglichen mit dem Monat März, um das 2,5fache. Der Umsatz des Hafens wäre in der Folgezeit noch weiter gesunken, denn um seine Abhängigkeit von Deutschland zu verringern, plante Litauen, bevorzugt die Häfen von Libau, Riga und sogar Gdingen für seinen Außenhandel zu nutzen.[127] Doch wurden diese Überlegungen von Deutschland durchkreuzt, dem nicht nur am Export Litauens in das Reich gelegen war, sondern das auch den litauischen Seehandel an den Memeler Hafen und Litauen als wirtschaftliches Hinterland an Memel binden wollte.[128] Am 20. Mai 1939 wurde schließlich ein Handelsvertrag zwischen Litauen und Deutschland unterschrieben, eine Regelung der Hafennutzung wurde schließlich im Juli erreicht. Litauen wurde eine freie Hafenzone zugewiesen, die von der dafür gegründeten „Litauischen Freihafengesellschaft GmbH" verwaltet wurde. Da die Gesellschaft von Litauern kontrolliert wurde, konnten Memeler Firmen innerhalb der Freihandelszone nicht tätig sein. Und so mussten die städtischen Unternehmer wieder einmal erkennen, dass die Interessen der Stadt und des Gebiets Berlin relativ gleichgültig waren.[129] Im Juni 1940 besetzte die Sowjetunion schließlich im Gefolge des Hitler-Stalin-Paktes Litauen. Die Bewohner Klaipėdas

---

126 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), II, S. 837.
127 Žostautaitė, Kraštas (wie Anm. 63), S. 357.
128 Ebenda.
129 Ebenda, S. 357 f.; Mikulicz, Klajpeda (wie Anm. 6), S. 273 f.

waren enttäuscht, dass die Reichsgrenze nicht bis zur Dubysa vorverlegt wurde. Der Oberstaatsanwalt in Memel berichtete Anfang Februar 1941: „Für den Memeler, der 93,1 Bahnkilometer von der nächsten deutschen Stadt (Tilsit), dafür aber nur 18 km von der nunmehr russischen Grenze entfernt liegt, bringt diese Regelung eine Enttäuschung... Mit einem Vorfeld von nur 13 km wird Memel kaum eine brauchbare Festung, mit einem Hinterland von nur 18 km kaum in der Lage sein können, die stolze Tradition Rigas zu übernehmen, wie man es hier erhofft hatte."[130] In den Kriegsjahren litten die Bewohner Klaipėdas an den gleichen Entbehrungen wie die Bewohner anderer deutscher Städte. Industrie und Handel verkümmerten zusehends. Bereits bei Kriegsbeginn stellte die Fabrik „Union" wegen Rohstoffmangels ihre Produktion ein und nahm sie nicht mehr auf.[131] In den Kriegsjahren wurden ca. 600 Arbeiter und Angestellte der Zellulose-Fabrik in die Wehrmacht einberufen. Da es an Arbeitskräften fehlte, entstand auf dem Gelände der Fabrik ein Lager mit ‚Fremdarbeitern', das 250 Menschen fasste. Im Juni 1943 lebten hier 180 Zwangsarbeiter.[132] Im Jahr 1940 erzeugte die Fabrik 51600 t, 1941 36000 t und 1943 20400 t Zellulose. In den Jahren 1940–1943 wurden die Kapazitäten der Spiritus-Abteilung erweitert (im Sommer 1943 gab es in der Werkhalle vier Destillierapparate), jedoch betrug die Produktion nur noch 13200 t (1940 waren es 21600 t) Spiritus.[133] Die gesamte Produktion der Zellulose-Fabrik wurde in den Kriegsjahren ausschließlich im Reich verbraucht.

Nach dem Ausbruch des Krieges war die Lindenauer Schiffswerft gezwungen, alle laufenden Bestellungen einzustellen und Verträge zu annullieren. Die Werft begann auf Anordnung der Kriegsmarine mit

---

130 Tilitzki, Alltag (wie Anm. 109), S. 133 f. Zu erwähnen ist, dass die Sowjetunion Anspruch auf die Freihandelszone Litauens in der Stadt erhob, Deutschland diese Forderung jedoch ablehnte. Am 28. August 1940 rückten deutsche Truppen demonstrativ in das Freihafengebiet ein, am 30. August 1940 übermittelte die Deutsche Botschaft in Moskau eine Protestnote Molotovs; vgl. ebenda, S. 121.

131 Im ungewöhnlich kalten und langen Winter 1940 froren der Hafen und die See zu, sodass der Seetransport vollständig ausgesetzt werden musste. Die Memeler Zellulosefabrik hatte allein einen monatlichen Bedarf an Kohle von 5000 t. Das sprunghafte Anziehen der Lebensmittelpreise bei gleichbleibendem Einkommen trug dazu bei, dass mehr Memeler ihren Kohlenvorrat nur in kleinen Raten und nicht wie früher im Sommer auf einmal beziehen konnten. Das führte dazu, dass viele Familien im kalten Winter ohne Kohlen waren und bitter froren. Einmal war der Kohlemangel derart kritisch, dass nur noch für eine Woche Kohlen für die Bäcker zum Backen vorhanden waren. Theater und Schulen mussten schließen. – Tilitzki, Alltag (wie Anm. 109), S. 107.

132 Žukas, Apybraiža (wie Anm. 5), S. 9.

133 Ebenda, S. 18, 41 u. 43.

dem Bau von Minentrawlern, weswegen sich die Zahl der Beschäftigten stark erhöhte (im Jahre 1939 arbeiteten auf der Werft 600 Arbeiter, 1944 900).[134] Von 1942 bis 1943 baute die Lindenauer Werft drei Minentrawler vom Typ M35 und vier vom Typ M40. Mit dem Herannahen der Front an Klaipėda wurden alle Anlagen der Werft und das Personal nach Pillau und Gdingen verlegt.[135]

Aus dem Litauischen übersetzt von Ronald Tesnau, Lampertheim

[134] 75 Jahre (wie Anm. 23), S. 50.
[135] Ebenda, S. 50-56.

Klaipėda zwischen der Sowjetunion und der Litauischen SSR, 1945–1990

von Vygantas Vareikis

Im 20. Jahrhundert haben historische Veränderungen stattgefunden, durch die sich die politische und wirtschaftliche Bedeutung der Städte im Baltikum radikal gewandelt hat. Die erste Transformationsetappe der Ostseeregion stand unter dem Einfluss des Ersten Weltkriegs, dem 1917 von Lenin herbeigeführten Umsturz in Russland und der politischen Schwächung des deutschen und des russischen Reichs. Die russische Megapolis St. Petersburg verlor ihre herausragende Rolle in der Ostseeregion: 1918 verlegten die zur Macht gelangten Bol'ševiki die Hauptstadt zurück in das im Zentrum des Staates gelegene Moskau. Der Einfluss der Deutschen, die bis zum Krieg die Wirtschaft der Städte am südöstlichen Rand der Ostsee direkt und indirekt kontrolliert hatten, ging zurück. Danzig und Klaipėda (Memel) wurden durch den Versailler Vertrag vom Deutschen Reich abgetrennt. Danzig erhielt den Status einer Freien Stadt und Klaipėda wurde zwischen 1923 und 1939 zu einem autonomen Teil der Litauischen Republik. Liepāja (Libau) verlor seine Rolle als großer Transithafen; für die wirtschaftlichen Bedürfnisse Lettlands reichten die Kapazitäten des Rigaer Hafens aus. Unterdessen entwickelte Klaipėda, das im Gegensatz dazu der einzige Hafen Litauens war, eine wirtschaftlich größere Bedeutung als zu deutschen Zeiten. In Livland und Estland waren die exklusiven politischen Rechte der Deutschen, der Ritterschaften, noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschränkt worden, und während der ersten Unabhängigkeitsperiode Lettlands und Estlands (1918–1940) veränderte sich die demografische und soziale Struktur von Riga und Tallinn (Reval) endgültig zugunsten der Letten und Esten.

Die zweite Transformationsetappe stand im Zeichen der Veränderungen, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg stattfanden. An der gesamten Ostseeküste von Leningrad bis Wismar herrschte die *pax Sovietica.* Die Deutschen verschwanden von der demografischen Landkarte der südöstlichen und östlichen Ostseestädte. Schon 1940, nach der Übereinkunft zwischen Stalin und Hitler von 1939, zogen deutsche Bewohner im Prozess der Umsiedlung aus den baltischen Staaten ins Reich um. Königsberg, die einstige Hauptstadt Ostpreußens, wurde zwischen 1945 und 1947 zu einer toten Stadt: Die

ortsansässige Bevölkerung wurde ermordet oder aus ihren Heimatgebieten vertrieben. Klaipėda und Danzig verloren ebenfalls ihre Bevölkerung. Die historische Epoche der deutschen Städte im Norden und Osten des Baltikums war zu Ende gegangen. Die von den Sowjets kontrollierte Ostseeküste wurde besonders intensiv russifiziert. 1953 charakterisierte der Nobelpreisträger Czesław Miłosz zwar emotional, aber durchaus zutreffend die Veränderungen in den baltischen Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg: „In den Städten hört man häufiger Russisch als Estnisch, Lettisch oder Litauisch. Unter den Führern der kommunistischen Parteien und hohen Staatsbeamten herrschen russische Familiennamen vor, und ein Teil der hiesigen Nachnamen wird zum Pseudonym für den Alltagsgebrauch. Moskau zufolge müssen die Einwohner der Sowjetunion vermischt werden: nur durch Einschmelzung der einzelnen Völker im ‚russischen Meer' kann das Ziel erreicht werden – eine einheitliche Kultur und eine einheitliche universelle Sprache. Das Gebiet, das einst die baltischen Staaten mit Deutschland verband, die ostpreußische Küste, wurde mit reinen Russen besiedelt, und Königsberg, die größte Stadt, wo Kant geboren wurde und sein ganzes Leben verbracht hat, wurde in Kaliningrad umbenannt und unterscheidet sich jetzt nicht mehr von Tula oder Samara. Der Schmelztiegel, in dem die baltischen Völker schmoren, muss fest verschlossen sein."[1]

Die baltischen Hafenstädte begannen die Bedürfnisse der Sowjetunion zu bedienen: Klaipėda wurde zum wichtigsten Fischereihafen der UdSSR an der Ostsee, und über Riga und Tallinn wurden verschiedene Güter eingeführt: kubanischer Zucker, Getreide, Steinkohle. Nach Ventspils (Windau) wurde eine Erdölleitung verlängert, die sibirisches Öl pumpte. In Liepāja und Kaliningrad wurden Basen der sowjetischen Ostseeflotte eingerichtet.

Die dritte Transformationsetappe begann nach Gorbačevs Perestrojka in der Sowjetunion, die schließlich zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens, Lettlands und Estlands führte. Die Einnahmen aus Transit- und Export-Import-Zöllen durch die Hafenstädte bilden einen beträchtlichen Teil des Budgets der baltischen Staaten. Besonders stark gewachsen ist die wirtschaftliche Bedeutung von Klaipėda und Ventspils für Litauen und Lettland. Zugleich entwickelte sich aus dem Bestreben, zur wichtigsten Handelsbrücke zwischen Ost (Russland) und West (Europäische Union) zu werden, ein Konkurrenzkampf. Auf die Rolle dieser Brücke erheben Klaipėda,

1 Czesław Miłosz, Zniewolony umysł (Verführtes Denken). Warszawa 1989, S. 275.

Liepāja, Riga, Tallinn und die polnischen Häfen Anspruch. Seit dem Zerfall der Sowjetunion, dem Beitritt Polens zur NATO 1999 und dem aktiven Bemühen der baltischen Staaten um Mitgliedschaft in Europäischer Union und NATO hat sich die strategische Bedeutung von Kaliningrad, der Ostseeflottenbasis Russlands, verändert. Die Diskussionen über die politische und wirtschaftliche Zukunft dieser Region, die zu einer Enklave innerhalb der Europäischen Union wird, hat neue Bedeutung erhalten.

Unter den litauischen Städten nimmt Klaipėda einen einzigartigen Platz ein.[2] Klaipėda ist die älteste auf dem Gebiet Litauens gelegene selbstverwaltete Stadt – im Jahre 1258 erhielt sie Lübecker Recht. Klaipėda ist der einzige Hafen des litauischen Staates, und Litauen unterscheidet sich dadurch von den anderen baltischen Staaten, die alle mehrere große oder mittelgroße Häfen haben. Die Geschichte hat dazu geführt, dass nur die litauische und die polnische Hauptstadt Städte sind, die nicht am Meer gegründet wurden. Im Unterschied zu den Nachbarstaaten Estland und Lettland gilt Litauen als ostmitteleuropäisches Land. Ostmitteleuropa wird in diesem Kontext nicht im Sinne der Definition von Mitteleuropa des deutschen Politikers und Theologen Friedrich Naumann verstanden, d.h. als Region, in der der deutsche politische und kulturelle Einfluss vorherrscht, sondern als Ländergruppe zwischen Ostsee und Balkan, die einerseits von Westeuropa und andererseits von Russland beeinflusst wird. Estland und Lettland gelten als nordeuropäische Staaten, Staaten mit einer einzigen beherrschenden Stadt. Riga und Tallinn sind politisch, wirtschaftlich und kulturell die Zentren dieser Staaten, an deren exklusiver Bedeutung niemals gerüttelt wurde. Dagegen ähnelt die Geschichte der Städte Litauens nicht Estlands und Lettlands, sondern Polens Stadtgeschichte. Litauen und Polen hatten lange Zeit schmale und unsichere Zugänge zur Ostsee, deshalb bildeten sich die Hauptstädte im Zentrum der Staaten heraus. Inwieweit waren Polen und Litauen bis zum Zweiten Weltkrieg Ostseeanrainerstaaten? Polen hatte nur 147 km Küstengebiet, und ohne die Halbinsel Hela nur 73 km. Die Meeresgrenze von Polen umfasste nur 2,5% der gesamten Staatsgrenze, und Litauen hatte nur 99 km Meeresgrenze. Litauens Hauptstadt Vilnius fügt sich in den Kontext der ostmitteleuropäischen multikulturellen, multiethnischen, katholischen Städte mit dominierender

2 Vgl. auch Vygantas Vareikis, The Baltic sea system in historical perspective. The case of Lithuania and Klaipeda, in: Baltic cities. Perspectives on urban and regional change in the Baltic sea area, hrsg. v. Martin Aberg u. Martin Peterson. Lund 1997, S. 97-112.

Barockarchitektur ein. Klaipėda indes ist durch das baltische Flachland und die Relikte der deutschen Periode nordeuropäisch. Die geografische Lage Klaipėdas und seine historische Erfahrung erinnern an Danzig, wo ebenfalls lange Zeit deutscher kultureller und politischer Einfluss und Geschichte vorherrschend gewesen waren. Die Stadtanlage und Fachwerkarchitektur verleihen der Stadt größere Ähnlichkeit mit nordeuropäischen als mit mitteleuropäischen Städten.

Wie bei Betrachtungen zu Sowjetlitauen stoßen Forscher bei Untersuchungen zum sowjetischen Klaipėda sowohl auf einen Quellenmangel (ein Teil der Archivdokumente, die die Moskauer Politik bezüglich der Litauischen SSR betreffen, befindet sich in russischen Archiven, in denen litauische Wissenschaftler in den vergangenen Jahren nur in sehr geringem Umfang gearbeitet haben) als auch auf eine fehlende historiografische Tradition. Sie sind gleichsam Pioniere bei der Erarbeitung neuer Konzeptionen und Interpretationen. Ein selbstständiges politisches Handeln Litauens nach 1945 war undenkbar, und die Direktiven für die wirtschaftliche Entwicklung wie auch die Richtungen der Religions- und Kulturpolitik wurden von Moskau aus diktiert. Ein Aufriss der litauisch-deutschen Beziehungen im 20. Jahrhundert datierte das Ende der Etappe der selbstständigen Entwicklung dieser Beziehungen auf das Jahr 1945, und bei den Daten zur sowjetlitauischen Geschichte zwischen dem Ende des Partisanenkriegs (1953/54) und der Gründung der litauischen Umgestaltungsbewegung (Sąjūdis) im Jahre 1988 klafft eine auffällige Lücke.[3] So war auch die Geschichte des sowjetischen Klaipėda von 1945 bis zur nationalen Wiedergeburt in Litauen und dem Zusammenbruch der Sowjetunion nicht die Geschichte einer selbstständigen Stadtentwicklung.

Das Schicksal der Stadt wurde auf der Teheraner Konferenz entschieden, als am 1. Mai 1943 Stalin jenen Vorschlag einbrachte, der zur Grundlage für die Aufteilung Ostpreußens wurde: „Die Russen haben keinen eisfreien Hafen in der Ostsee. Deshalb brauchen die Russen die eisfreien Häfen von Königsberg und Klaipėda sowie einen bestimmten Teil der Gebiete Ostpreußens. Umso mehr als dies historisch rein slawische Gebiete sind."[4]

---

3 Vgl. Joachim Tauber, Die deutsch-litauischen Beziehungen im 20. Jahrhundert. Lüneburg 1993, S. 20 f. u. 29 f.

4 Sovetskij Sojuz na meždunarodnych konferencijach trech sojuznych deržav SSSR, SshA i Velikobritanii (28 11 – 1 12 1943 g.) (Die Sowjetunion auf internationalen Konferenzen der drei verbündeten Mächte UdSSR, USA und Großbritannien [28.11.–1.12.1943]). Bd. 2, Moskva 1984, S. 150.

Im Sommer 1944 drangen sowjetische Truppen nach Litauen vor und begannen, die deutschen Einheiten vor sich hertreibend, sich der Küste zu nähern. Als die Front noch bei Šiauliai war, wurde die Bevölkerung am 30. Juli 1944 angewiesen, das Memelland und die Stadt zu verlassen und der Hoheit des Militärs zu übergeben. Dies war fast der einzige Fall, in dem Hitler damit einverstanden war, so früh die Bewohner einer ostpreußischen Stadt *en masse* ins Hinterland des Reichs zu evakuieren. Von den fast 40000 Einwohnern Klaipėdas blieben kaum 10% zurück, die die Infrastruktur der Stadt aufrecht erhielten. In der Stadt arbeiteten nach Informationen der sowjetischen Aufklärung auch etwa 1000 sowjetische Kriegsgefangene.[5] Anfang Oktober 1944 begannen sowjetische Truppen der 1. Baltischen Front einen massiven Angriff, dessen Ziel darin bestand, die deutsche Verteidigung westlich und südwestlich von Šiauliai zu durchbrechen und die Ostsee im Gebiet zwischen Palanga und Klaipėda zu erreichen. Die Front näherte sich schnell Klaipėda: Sie verlief am 1. Oktober 1944 noch auf der Linie Dobelesk – Žagarė – Kuršėnai – Šiauliai – Kelmė – Raseiniai, doch schon am 15. Oktober schlossen die Sowjets die Deutschen in Kurland ein und drückten das XXVIII. deutsche Armeekorps, das von General Alfred Gollnick geführt wurde, auf Klaipėda zurück.[6] Bis Ende Januar 1945 wurden in Transporten über das Meer 17670 Menschen ins deutsche Hinterland gebracht (von denen 10670 Flüchtlinge aus Klaipėda und dem Umland, die restlichen 7000 Verwundete waren).[7] Die Bombardierung durch die Sowjets am 8. Oktober zerstörte das Zentrum der Stadt: den Marktplatz, die Börse, das Rathaus, den Bahnhof und den Stadtteil Bommelsvitte. An den darauffolgenden Tagen fegte die russische Artillerie, die das Stadtzentrum beschoss, weitere ganze Stadtteile hinweg: Zerstört wurde das Gebiet zwischen der Liepų-Allee und dem Fluss Danė. Stark gelitten hatten die Johanniskirche, die Jakobskirche, die protestantische und die katholische Kirche. Als es nicht gelang, den erbitterten Widerstand der Deutschen zu brechen, wurden die russischen Angriffe beendet. Der dann beginnende Stellungskrieg dauerte bis Ende Januar an. Als im

---

5 Razvedyvatelnaja svodka ob ostanovke v Klaipedskom kraje na 1945 11 05 (Aufklärungsbericht über Mängel im Memelgebiet vom 5. November 1945). Lietuvos Ypatingasis Archyvas (Sonderarchiv Litauens) (LYA), F. K-1, Ap. 3, B. 1209, S. 6.

6 Major Dieckert u. General Großmann, Der Kampf um Ostpreußen. Der umfassende Dokumentarbericht über das Kriegsgeschehen in Ostpreußen. Stuttgart 1991, S. 48 f.

7 H.G. Steinberg, Die Bevölkerungsentwicklung in Deutschland im Zweiten Weltkrieg mit einem Überblick über die Entwicklung von 1945 bis 1990. Bonn 1991, S. 134.

Januar 1945 der Angriff der 3. Weißrussischen Front auf Ostpreußen begann, befahl Hitler am 22. Januar 1945 dem XXVIII. Armeekorps, den Klaipėdaer Brückenkopf zu räumen. In den Nächten vom 25. bis 28. Januar zog sich das Armeekorps von General Gollnick über die Kurische Nehrung Richtung Königsberg zurück. In bitterem Frost von -30 °C verließ am 28. Januar morgens um 4 Uhr der letzte deutsche Soldat die verminte, brennende Stadt.[8] Der erste russische Soldat erschien in der Stadt morgens um 8 Uhr. Das Informationsbüro der sowjetischen Truppen erklärte am gleichen Tag: „Truppen der 1. Baltischen Front haben die litauische Stadt Klaipėda (Memel), einen wichtigen Hafen und starken deutschen Verteidigungsstützpunkt an der Ostseeküste, eingenommen und damit die vollständige Befreiung Sowjetlitauens von den deutschen Räubern beendet."[9]

Die deutsche politische und kulturelle Tradition von Klaipėda wurde im Feuer der Brände und Explosionen zerstört. Das Jahr 1945 war eine Art Stunde Null, von der an eine neue historische Zeitrechnung Klaipėdas begann. Am 28. Januar 1945 wurde in der Litauischen SSR der Verwaltungsbezirk Klaipėda (1205 km^2) geschaffen, zu dem sechs Verwaltungskreise gehörten (Endriejavas, Dovilai, Gargždai, Kretingalė, Priekulė, Veiviržėnai) und dessen Bezirkszentrum Klaipėda wurde.[10] Die Grenzen des Bezirks Klaipėda entsprachen nicht denen des Memellands von 1919–1939, dessen Gebiet 2708 km^2 umfasst hatte. Zu diesem Bezirk gehörten Kleinstädte der historischen Žemaitija (Niederlitauen): Endriejavas, Veiviržėnai, Gargždai. Damit wurde der Status des neuen sowjetischen Litauen unterstrichen, das die historische Verbindung zum Vorkriegs- oder Smetona-Litauen unterbrochen hatte.

Etwa 28% der Stadt Klaipėda waren zerstört und weitere 36% stark beschädigt. Das Stadtzentrum beiderseits des Gebäudes der Börse, die Häuser in der Marktstraße und die Markthalle an der Burgruine von Klaipėda waren verschwunden. Im Labyrinth der Ruinen fiel die Orientierung schwer. Auf dem Rückzug hatten die Deutschen die Uferstraße, Fabriken und Hafeneinrichtungen gesprengt. Die hohen Gebäude der Stadt hatten Schaden erlitten: die neogotische Post, der Wasserturm und die Kirchtürme. Fast alle mit Ziegeln gedeckten

8 Dieckert, Großmann, Kampf (wie Anm. 6), S. 97.
9 Tiesa vom 30. Januar 1945.
10 Lietuvos TSR administratyvinis-teritorinis padalijimas pagal 1949 sausio mėnesio padėtį (Die administrativ-territoriale Einteilung der Litauischen SSR mit Stand vom Januar 1949). Vilnius 1949, S. 54-57.

Dächer waren durch die Druckwellen der Bomben zerstört. Es war schwer, ein Haus mit Dach zu finden. Im Strudel der Brände und Bomben war auch der Elefantenspeicher, Klaipėdas Vorkriegssymbol im Fachwerkstil, der in der Liepų-Allee gestanden hatte, untergegangen.

Die Situation in der Stadt Klaipėda war selbst für das blutige Ende des Zweiten Weltkriegs ein einmaliges Phänomen. Danzig verlor 93% seiner Einwohner, das Gebiet Ostbrandenburgs 94,9% und das gesamte Ostpreußen bis Ende 1946 92,3%.[11] Klaipėda aber ging seiner *gesamten* Vorkriegsbevölkerung verlustig. Die Mehrheit der Menschen siedelte noch Ende 1944 ins deutsche Hinterland über, und die letzten, einige hundert Zivilisten, flohen mit den deutschen Einheiten über die Kurische Nehrung. Einige von ihnen versteckten sich dort bis zum Ende der Schlacht. Viktoras Bergas, der 1945–1947 Vorsitzender des Klaipėdaer Exekutivkomitees war, schrieb in seinen Erinnerungen, dass nach der Einnahme der Stadt nur sechs Menschen gefunden wurden: „Es waren zwei 80- bis 90-jährige alte Litauerinnen, zwei weißrussische Kriegsgefangene, junge Männer, und zwei polnische Architektinnen, die hierher zur Zwangsarbeit gebracht worden waren."[12] In den ersten Tagen meldeten sich in der sowjetischen Militärkommandantur zudem 28 ortsansässige Zivilisten.[13] Die sowjetischen Sicherheitsorgane konstatierten Anfang Frühjahr 1945, dass durch das Fehlen von Einwohnern auch keine Agententätigkeit des NKVD möglich sei. Seit dem 5. Februar hatten die Sicherheitsorgane 35 Menschen, die sich in den Ruinen versteckt hatten, festgenommen, unter ihnen zwei ehemalige Mitglieder der litauischen Hilfspolizei und einen Gestapo-Agenten, zehn Personen wurden in das Filtrationslager Telšiai eingewiesen.[14] Einer der charakteristischsten Züge Klaipėdas in der Nachkriegszeit war daher zwangsläufig der gewaltige Zustrom neuer Einwohner in die Stadt.

Zum ersten Mal in der Geschichte umfasste das litauische Staatsgebiet sowohl Vilnius als auch Klaipėda. Diese Tatsache unterstrichen die kommunistischen Propagandisten ständig und hoben ihre Dank-

---

11 Steinberg, Bevölkerungsentwicklung (wie Anm. 7), S. 91.

12 Viktoras Bergas, Dengiau Klaipėdos stogus (Ich habe die Dächer Klaipėdas gedeckt), in: Švyturys (1975), Nr. 1, S. 9.

13 Tarybinė Klaipėda vom 28. Januar 1967.

14 Vypiska iz dokladnoj zapiski načalnika Klaipedskoj operativnoj grupy podpolkovnika g/p tov. Bolotina, 1945 02 22 (Auszug aus dem schriftlichen Bericht des Leiters der memelländischen Militärabteilung, Genosse Oberstleutnant Bolotin, 22. Februar 1945). LYA, F. K-1, Ap. 3, B. 1210, S. 20 f.

barkeit für die Sowjetmacht und die Rote Armee hervor. Der Vorsitzende der Akademie der Wissenschaften der Litauischen SSR, der Historiker Juozas Žiugžda, schrieb 1947, nur der heldenhafte Kampf der sowjetischen Armee habe „Litauen das einst von Smetona an Hitler verkaufte Memelland mit der gesamten Küste zurückgegeben".[15]

Der Zweite Weltkrieg veränderte die Bevölkerungszusammensetzung von Litauen radikal: Die Juden waren fast vollständig ermordet worden, ab 1944 hatten die Deutschen das Land verlassen, und in der Nachkriegszeit nahm ein Großteil der Einwohner polnischer Nationalität des Wilnaer Gebiets wieder die polnische Staatsbürgerschaft an. Hinter gefühllosen Prozenten und Zahlen, offiziellen Beschlüssen und Dokumenten verbergen sich Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten, und Tragödien. Klaipėda wurde für viele seiner Vorkriegsbewohner, die sich in Deutschland niedergelassen hatten, zur durch den Eisernen Vorhang abgetrennten „verlorenen Heimat" im direkten wie im übertragenen Sinne. Jedoch fanden sich keine aus Klaipėda stammenden Schriftsteller, die die verlorene Heimat so hätten verewigen können, wie Johannes Bobrowski über die Umgebung von Tilsit, Siegfried Lenz über Masuren und Günter Grass über Danzig und Kaschubien schrieben. Litauen wurde von einem multinationalen zu einem binationalen (litauisch-russischen) Staat. Besonders deutlich bildete sich diese Binationalität in Klaipėda heraus.

Die ersten zivilen Einwohner, deutsche Ingenieure und Bauleute aus dem Kriegsgefangenenlager Nr. 57, erhielten erhöhte Lebensmittelrationen, räumten die Straßen und Plätze von Klaipėda und brachten die Kanalisation und die Kommunikationssysteme in Ordnung. Mit den Händen deutscher Gefangener wurde das Fundament des sowjetischen Klaipėda gelegt. Auf diesem Fundament begannen 1950 Bauleute aus Leningrad nach dem Modell des Typenprojekts „Leningrad" die ersten Wohnhäuser zu bauen. Am 22. April 1948 wurde das Kriegsgefangenenlager auf Beschluss des Ministerrats der Litauischen SSR geschlossen.

Am 23. März 1945 fassten das Zentralkomitee der Litauischen Kommunistischen Partei und der Rat der Volkskommissare der Litauischen SSR einen Beschluss über die Besiedlung des Klaipėdaer Gebietes. Es wurde geplant, etwa 13000 Familien (ca. 39000 Einwohner) aus ande-

15 Juozas Žiugžda, Lietuvių ir rusų draugystė istorijos raidoje (Die litauisch-russische Freundschaft im Lauf der Geschichte). Vilnius 1947, S. 49.

ren Regionen Litauens umzusiedeln.[16] Später wurde diese Zahl auf 9600 reduziert, und tatsächlich wurden ins Klaipėdaer Gebiet schließlich nur 5300 Familien umgesiedelt. Ende 1945 lebten in Klaipėda lediglich etwa 6000 Menschen, 1947 waren es jedoch bereits inkl. Geburten 51000.[17] 1946 kamen in die Stadt 19000, 1947 19500 und 1948 13800 neue Einwohner.[18] Der Bevölkerungszuwachs von Klaipėda war zwischen 1945 und 1950 einer der höchsten in Litauen. Die Litauer, die nach Klaipėda kamen, waren meistens Landbewohner. Bis zum Zweiten Weltkrieg arbeiteten 91,47% Litauer von den 88,45% wirtschaftlich aktiven Bewohnern des Staates in der Landwirtschaft.[19] Die unfreiwillige Übersiedlung aus den Dörfern und die Kollektivierung waren unbequeme Schritte, deshalb lebten sich die neuen Stadtbewohner schwer in den entleerten litauischen Städten ein. Litauer, die nach Klaipėda kamen, blieben häufiger in der Hafenstadt als Ankömmlinge aus den russischen Regionen. Es entstand ein riesiges Problem, das über die gesamte Sowjetzeit anhielt: der Wohnungsmangel. Nach der „Verjagung der deutschen Okkupanten" (so wurde mit einem Orwellschen „newspeak"-Begriff die deutsche historische Tradition von Klaipėda beschrieben) wurde die Ansiedlung 1945/46 recht freizügig und sogar ohne Erlaubnis der Stadtverwaltung gestattet. Zur Ansiedlung wurden vorläufige Papiere ausgegeben. Wenn man aber arbeiten wollte, musste man Dokumente beibringen, die die Volkszugehörigkeit nachwiesen. Ab Mitte des Sommers 1945 begann das NKVD von Klaipėda mit strengen Passkontrollen die Suche nach „unklaren und politisch verdächtigen Personen". Ohne Pässe festgenommene Personen durchliefen eine „operative Filtration", als deren Ergebnis ein Großteil die Stadt innerhalb von 24 Stunden verlassen musste. Es begann die Anwerbung von Agenten und Informanten; nach Partisanen und ihren Helfern, ehemaligen litauischen Polizisten, Gestapo-Agenten, Mitgliedern der Litauischen Freiheitsarmee und ihren Verbindungsleuten wurde gefahndet. Im Sommer 1945 wurde eine Reihe von Personen, die sich in Klaipėda versteckt hielten, festge-

16 Konstantinas Siurblys, Lietuvos komunistų partijos veikla, ugdant socialistinę darbininkų klasę (Die Tätigkeit der Kommunistischen Partei Litauens zur Entwicklung einer sozialistischen Arbeiterklasse). Vilnius 1976, S. 32.

17 Klaipėdos apskrities archyvas (Gebietsarchiv Klaipėda) (KAA), F. 104: Klaipėdos miesto Vykdomojo komiteto nutarimai (Beschlüsse des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), Ap. 1, B. 16, S. 200.

18 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 6: Klaipėdos miesto Vykdomojo komiteto posėdžių protokolai (Sitzungsprotokolle des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), S. 105.

19 Gediminas Vaskela, Lietuvos kaimo gyventojai 1920–1940 (Socialinis-ekonominis aspektas) (Die ländliche Bevölkerung Litauens 1920–1940 [Sozio-ökonomischer Aspekt]). Vilnius 1992, S. 41.

nommen: Aleksas Rudokas, der der Mitgliedschaft im Vilniuser „Sonderkommando" (litauische Einheit unter Befehl des SD, die ca. 70 000 Menschen, vor allem Juden in Panėriai bei Vilnius ermordete; d.Red.) verdächtigt wurde, Petras Zaveckas, ein Teilnehmer des antisowjetischen Aufstands vom Juni 1941, und Personen, die nicht in der sowjetischen Armee dienen wollten, sich Pässe gekauft hatten und in Klaipėda untergetaucht waren.[20] Bis Ende 1947 wurden Einwohner des Klaipėdaer Gebiets, die Staatsangehörige des Deutschen Reichs gewesen waren, als Bürger zweiter Klasse betrachtet. Im Frühjahr 1945 konnte nicht ein einziger örtlicher Einwohner zur Arbeit in der Verwaltung zugelassen werden, und jede männliche Person deutscher Nationalität wurde in spezielle Filtrationslager des NKVD überstellt. Die Regierung der Litauischen SSR initiierte eine Korrektur des Staatsbürgerschaftsgesetzes der UdSSR, die die Staatsbürgerschaft der Litauer des Klaipėdaer Gebiets betraf. Am 16. Dezember 1947 nahm das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR einen Beschluss an, durch den alle Einwohner litauischer Nationalität, die bis zum 22. März 1939 litauische Staatsangehörige gewesen waren, sowie ihre Kinder vom 28. Januar 1945 an als Bürger der UdSSR galten. Endlich wurde der Status der verbliebenen Memelländer und der Einwohner litauischer Nationalität legalisiert. Im Jahre 1947 wurden in Klaipėda strengere Kontrollen für neue Bewohner eingeführt und neue Ansiedlungsbestimmungen ausgegeben. Das NKVD überprüfte weiter die übersiedelnden Menschen auf „antisowjetische Tätigkeiten", vor allem auf Aktivitäten in der antisowjetischen Partisanenbewegung, da sich „Waldbrüder" aus dem Untergrund zurückgezogen hatten und sich mit neuen Dokumenten in Klaipėda und dem Umland zu legalisieren versuchten. Vom 1. April bis zum 10. Oktober 1945 verhaftete der operative Sektor des Klaipėdaer NKVD-NKGB im Klaipėdaer Bezirk 737 Menschen, unter ihnen 60 Mitglieder des litauischen Untergrunds und 204 Mitglieder von Partisanengruppen.[21] In Klaipėda fanden sowohl ehemalige Partisanen und Personen, die aus ihren Heimatorten geflohen waren, als auch Menschen, die sich vor den stalinschen Deportationen verbargen, Unterschlupf.

---

20 LYA, F. K-1, Ap. 3, B. 1210, S. 93 f.: Dokladnaja zapiska ob agenturno-operativnoj rabote NKVD za 3 kvartal 1945 goda, 1945 10 05 (Schriftlicher Bericht über Aufklärungs- und operative Arbeit des NKVD für das 3. Quartal 1945, 5. Oktober 1945).

21 LYA, F. K-1, Ap. 18, B. 21, S. 55 f.: Zapiska upolnomočenomu NKVD-NKGB SSSR po Litve general leitenantu tov. Tkačenko 1945 10 06 (Bericht an den Bevollmächtigten des NKVD-NKGB der Sowjetunion für Litauen, Genosse Generalleutnant Tkačenko, 6. Oktober 1945).

Während der neuen Besiedlungsetappe zogen russische Beamte, Militärs und Arbeiter nach Klaipėda, Litauer aus der Dzūkija, der Suvalkija und der Žemaitija in die ländlichen Regionen. Schon im Juni 1945 wurden auf den leer stehenden Höfen Neubauern oder zurückgekehrte (bzw. aus der sowjetischen Besatzungszone zwangsweise zurückgeführte) Klaipėdaer angesiedelt. Die Beziehungen zwischen Neubauern und Alteingesessenen (Memelländern) waren gespannt: Einige Ankömmlinge sahen in den ortsansässigen Bewohnern Deutsche und „Faschisten". Die Kolonisten besetzten die Höfe der Klaipėdaer und nahmen ihnen nicht selten Kleidung, Korn, Fleisch und landwirtschaftliche Maschinen weg. Sie benahmen sich wie Nomaden und negierten das historische kulturelle Erbe des Gebietes, zerstörten und plünderten Kirchen, fällten auf den Höfen Jahrhunderte alte Bäume für Brennholz und weideten Vieh auf den Friedhöfen der Lutheraner.

Die deutschstämmigen Bewohner versuchten, nach Deutschland auszureisen, aber in der Stalinzeit kam dieser Prozess fast vollständig zum Erliegen: 1946 reisten in die britische und amerikanische Besatzungszone 188, 1947 65, 1948 48, 1949 45, 1950 sieben, 1951 ein, 1952 vier und 1953 vier deutschstämmige Bewohner des Klaipėdaer Gebietes aus.[22] Übersiedler in die sowjetische Besatzungszone gab es mehr: Allein 1951 verließen den Klaipėdaer Sammelpunkt 961 Personen in Richtung DDR.[23] Am 10. Februar 1945 nahm beim Rat der Volkskommissare der Litauischen SSR die Abteilung für Angelegenheiten der Re-Evakuation (ab 1947: Repatriierung) ihre Tätigkeit auf. In Klaipėda wurde ein Aufnahmepunkt eingerichtet. Hier wurden jene aufgenommen, die beim Übertritt über die Staatsgrenze die Filtrationspunkte des NKVD durchlaufen und besondere Dokumente hatten. Die größte Repatriierung ins Klaipėdaer Gebiet fand 1945/46 statt, als sich im Aufnahmepunkt etwa 4000 Rückkehrer registrieren ließen. 1947–1949 sank die Zahl der Rückkehrer deutlich. 1948 kamen nach Klaipėda 562 und 1949 652 Rückkehrer.[24] Im Jahre 1949 schrieb der Vorsitzende des Klaipėdaer Exekutivkomitees, J. Kardaševičius, an den Ersten Sekretär des ZK der Litauischen KP, Antanas Sniečkus, über die Probleme, mit denen die Rückkehrer konfrontiert waren:

---

22 Steinberg, Bevölkerungsentwicklung (wie Anm. 7), S. 262.

23 Arūnė Arbušauskaitė, Korennoe graždanskoje naselenije Klaipedskogo kraja v uslovijach Sovetskoj okupacii (Die alteingesessene Bevölkerung des Memellandes unter der Sowjetokkupation), in: Tiltai (1998), Nr. 2-3, S. 87-97.

24 Lietuvos valstybės archyvas (Zentrales Staatsarchiv Litauens) (LVA), F. R-754, Ap. 4, B. 1544, S. 13.

Anstelle von 300 Rubeln würden nur je 24-74 Rubel ausgezahlt, die sowjetischen Beamten sagten den Rückkehrern offen, dass sie hier nicht gebraucht würden, Wohnungen und Häuser, in die die Rückkehrer einziehen sollten, seien von Neuankömmlingen besetzt, die die Rückkehrer feindlich behandelten und „deutsche Schweine" nannten.[25] Obwohl aus propagandistischen Erwägungen, mit denen man die Rückkehr von Flüchtlingen aus den westlichen Besatzungszonen anregen wollte, einige Häuser an die ehemaligen Besitzer zurückgegeben wurden, blieb die Lage der Rückkehrer in Klaipėda schwerer als die der anderen Ankömmlinge.

Der große Bevölkerungszuwachs in Klaipėda war auf die günstige geografische Lage der Stadt und die Bedeutung des eisfreien Ostseehafens zurückzuführen. Eine der wichtigsten Aufgaben der Führung der Litauischen SSR bestand im Wiederaufbau der zerstörten industriellen Infrastruktur der Stadt. Bereits Ende 1945 waren zwölf Industriebetriebe wiederhergestellt, die für die Existenz der Stadt von großer Bedeutung waren, darunter die Mühle, das Elektrizitätswerk, die Brotbäckerei, die Möbelfabrik und die Brauerei. 1947 arbeiteten in der Stadt schon 66 Betriebe. Ende 1945 wurde der Elektrobetrieb „Sirijus" von Kaunas nach Klaipėda verlegt. 1945 stellte Klaipėda 1% der Wirtschaftsproduktion ganz Litauens.

Die Wirtschaft der Sowjetunion und der Unionsrepubliken wurde mit dem System der Fünfjahrpläne reguliert. Die Klaipėdaer Industrieproduktion sollte einen wichtigen Platz im Wiederherstellungsplan 1946–1950 der Volkswirtschaft der Litauischen SSR einnehmen. Sniečkus hob die herausragende Rolle Klaipėdas hervor: „Klaipėda ist unser wichtigster Industriestandort und der einzige Hafen in Litauen, und wir werden alles tun, dass er vervollkommnet wird."[26] Aber trotz aller Verpflichtungserklärungen wurden die Fünfjahrpläne für den Wiederaufbau von Klaipėda nicht erfüllt. 1950 erreichte die Klaipėdaer Industrie erst 85% der Industrieproduktion des Jahres 1937.

1945 nahm die Fischereiindustrie der Litauischen SSR ihre Tätigkeit auf. In jenem Jahr arbeiteten im Klaipėdaer Fischkombinat 220 Fischer, die nur im Kurischen Haff fischten, weil die Ostsee noch voller Seeminen aus dem Krieg war. 1945 wurde in Klaipėda der Hochseefischereihafen gegründet, dessen Rekonstruktion 1949 auf Beschluss des Ministerrats der UdSSR begann. 1946 wurden aus Pillau (Baltijsk) neun erbeutete deutsche Minentrawler nach Klaipėda

25 LVA, F. R-754, Ap. 13, B. 270, S. 35.
26 Raudonasis švyturys vom 17. April 1946.

gebracht, die nach ihrem Umbau 1947 den Fischfang in der Ostsee aufnahmen. Weitere etwa 40 erbeutete Fischfangschiffe wurden aus Schweden gebracht. 1947 war die Ostseeküste bereits das wichtigste Fischfanggebiet. Die Fischfangpläne wurden jedoch nicht erreicht, weil erfahrene Fischer fehlten und die Schiffe zu wenig mechanisiert waren; der Fischereihafen selbst konnte bis 1950 nur vier kleine Fischtrawler aufnehmen und entladen. 1950 wurden in der Ostsee 80% der gesamten Fischproduktion der Litauischen SSR gefangen, die in die Regionen der UdSSR geliefert wurden.

Unter der recht kleinen Besatzung der Klaipėdaer Fischfangflotte gab es fast keine Litauer. Das gesamte erste Nachkriegsjahrzehnt hindurch war die Nomenklatur von Partei und Sowjetstaat in Klaipėda nichtlitauisch. 1947 wurden der litauische Vorsitzende des Klaipėdaer Exekutivkomitees, Viktoras Bergas, der deutsch sprach, und der Sekretär des Exekutivkomitees, V. Buivydas, durch zwei Russen ersetzt. Nach Ansicht der Sicherheitsorgane war Bergas „kein Vertreter der sowjetischen Organe", sondern ein „kleinbürgerlicher Intellektueller"; er wurde verdächtigt, mit dem litauischen Untergrund zu sympathisieren und nicht vertrauenswürdige Personen eingestellt zu haben, die sich an antisowjetischen Handlungen beteiligt hätten.[27] In den Jahren 1947–1950 wurde der überwiegende Teil der Dokumentation der Klaipėdaer Stadtverwaltung in russischer Sprache geführt. Litauische Eintragungen, die sich noch 1945/46 fanden, verschwanden 1947 ganz. 1946 wurde der Litauer Žižys aus der Funktion des Abteilungsleiters für Bildung im Exekutivkomitee wegen „Aufbewahrung faschistischer Literatur" und wegen „Verlusts der politischen und Klassenwachsamkeit" entlassen, und seine Stelle nahm die Russin Bezlepkina ein.[28] Am 16. Oktober 1947 bat die Klaipėdaer Stadtverwaltung den Ministerrat der Litauischen SSR, den Beschluss zu bestätigen, das litauische Gymnasium nach dem litauischen Großfürsten Vytautas der Große zu benennen. Der entsprechende Brief hob den Kampf von Vytautas gegen die Deutschen hervor: „Klaipėda und das Gebiet haben ständig unter der Verfolgung und den Verwüstungen durch die Ordensritter und schließlich durch die deutschen Räuber gelitten. Der Name Vytautas des Großen, der die

---

27 LYA, F. K-1, Ap. 3, B. 967, S. 301ff.: Dokladnaja zapiska upolnomočenomu NKVD-NKGB SSSR po Litve general leitenantu tov. Tkačenko 1945 05 18 (Schriftlicher Bericht an den Bevollmächtigten des NKVD-NKGB der Sowjetunion für Litauen, Genosse Generalleutnant Tkačenko, 18. Mai 1945).

28 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 4, S. 32: Klaipėdos VK nutarimas (Beschluss des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), Nr. 116 vom 5. Juli 1946.

Deutschen bei Grunwald zerschlug, indem er ihnen den Todesstoß versetzte, wird auch die Schüler immer daran erinnern und ihnen ein Vorbild sein beim Schutz Sowjetlitauens vor den ewigen deutschen Feinden."[29] Diese Argumente reichten allerdings nicht aus: Das Gymnasium wurde schließlich nach Kristijonas Donelaitis, dem Dichter der „Vier Jahreszeiten", benannt. Die wichtigsten Abteilungen des Exekutivkomitees der Stadt (Bildung, Handel, Wohnungswesen, Fleisch-Milch) leiteten Russen und aus der Sowjetunion übergesiedelte Juden. Russen dominierten in den Fabriken und Ostsee-Organisationen, die Moskau direkt unterstellt waren. Da die Stadtverwaltung keine Mittel und Möglichkeiten hatte, die Einwohner mit Wohnungen zu versorgen, wurden den der sowjetischen Unionszentrale unterstehenden Organisationen zerstörte Häuser zugeteilt, damit deren Mitarbeiter nach dem Wiederaufbau dort einziehen konnten. Diese Moskau direkt unterstellten Einrichtungen handelten in den ersten Nachkriegsjahren in der Verwaltung eigenmächtig. Der Handelshafen, der ab 1946 180 Häuser nutzte, siedelte aus ihnen jene Bewohner aus, die mit dem Handelshafen nichts zu tun hatten.[30] Die zerstörten Häuser konnten nur wirtschaftlich starke Einrichtungen wiederaufbauen, in denen Einwohner nichtlitauischer Nationalität arbeiteten. 1950 wurden der Ostseewerft Grundstücke für den Wohnungsbau in der ehemaligen Liepoja-Straße (jetzt Herkus-Mantas-Straße im Stadtzentrum) zugeteilt. Die russischen Mitarbeiter von Einrichtungen unter Unionsverwaltung erhielten auf diese Weise schneller Wohnungen als die Litauer, und dies rief sozial-nationale Spannungen hervor, die bis zur Wende 1988–1990 in Litauen nicht verschwanden. Relativ problemlos erhielten auch Angehörige der Sowjetarmee Wohnraum, die an der Front gewesen waren und staatliche Auszeichnungen der UdSSR erhalten hatten.[31] In der Regel waren diese Militärangehörigen mehrheitlich nicht Litauer, sondern Russen, Ukrainer und Weißrussen.

Im Jahre 1947 wurden aus den Beständen der Stadt 60 Häuser an Familien von in Klaipėda stationierten Armeeangehörigen überge-

---

29 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 18, S. 71: 1osios gimnazijos direktoriaus raštas Klaipėdos miesto pirmininkui (Schreiben des Direktors des 1. Gymnasiums an den Vorsitzenden der Stadt Klaipėda), 16. Oktober 1947.

30 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 38, S. 20 f.: Klaipėdos miesto Vykdomojo komiteto nutarimas (Beschluss des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), 1946.

31 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 7, S. 24: Klaipėdos miesto vykdomojo komiteto sprendimų pirminė medžiaga (Primärmaterial der Beschlüsse des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), 1946.

ben.[32] 1945–1947 beherrschte das sowjetische Militär faktisch die Stadt. Eine Einheit der südbaltischen Kriegsflotte hielt bis 1946 eigenmächtig die Erdölbasis in Melnragė besetzt. Militärs besetzten Häuser und zerstörten sie, indem sie Kacheln herausrissen, Brennholz und die Inneneinrichtung stahlen.[33] Bergas verurteilte das unkontrollierbare Verhalten der Militärs öffentlich, was von Agenten des Sicherheitsdiensts registriert wurde.[34] Bis zum Herbst 1946 hielt die 23. Abteilung der sowjetischen Grenztruppen das Gebäude des ehemaligen Luisen-Gymnasiums besetzt. Die Matrosen der Flottenbasis von Giruliai bestahlen, schlugen und vergewaltigten Frauen in den Ruinen von Klaipėda, und betrunkene russische Militärs belästigten Frauen sogar am Tage.

Das Klaipėda der Nachkriegszeit ähnelte eher einem Dorf als einer Stadt, obwohl dort 1946 schon etwa 30 000 Menschen lebten. Wie auch in den zerstörten Städten Deutschlands wurde 1946/47 für die Klaipėdaer der Mangel an Lebensmitteln und Heizmaterial zum Hauptproblem. 1946 wurde den Einwohnern Land zur individuellen und kollektiven Bearbeitung übergeben.[35] Die Städter hielten in ihren Wohnungen nicht nur Hühner oder Kaninchen, sondern auch Schweine und Kühe. Morgens wurden die Kühe durch das Stadtzentrum, die Laukininkai- und die Liepoja-Straße, auf die Weiden getrieben und abends zurück. Den Besitzern von frei laufendem Vieh wurden Strafen von 100 Rubeln oder von einem Monat Zwangsarbeit auferlegt.[36] 1950 wurde den Stadtbewohnern verboten, auf dem Stadtgebiet Vieh zu treiben oder weiden zu lassen. Bis Ende 1947 gab es in der Sowjetunion ein Lebensmittelkartensystem. Berufstätigen wurden 600 g Brot pro Woche zugeteilt, jenen, die miternährt wurden, 250 g und Kindern 300 g. Anhand der Zahlen der durch verschiedene Einrichtungen ausgegebenen Lebensmittelkarten lässt sich die Einwohnerzahl Klaipėdas für September 1947 recht exakt feststellen: In der Stadt wurden 29 022 Lebensmittelkarten für die Haushalte ausgegeben.[37] Es existierte auch eine „Sonderliste", durch die die Funk-

---

32 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 9, S. 69: Klaipėdos miesto VK posedžių protokolai (Protokolle der Sitzungen des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), 1947.

33 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 7, S. 20.

34 LYA, F. K-1, Ap. 3, B. 967, S. 302.

35 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 4, S. 87: Klaipėdos miesto VK nutarimas (Beschluss des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), Nr. 61 vom 9. April 1946.

36 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 50, S. 54: Klaipėdos miesto VK nutarimas (Beschluss des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), Nr. 32 vom 17. November 1959.

37 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 16, S. 246: Klaipėdos miesto VK nutarimas (Beschluss des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), Nr. 638 vom 26. August 1947.

tionäre der sowjetischen Nomenklatur und der kommunistischen Partei zusätzliche Lebensmittelrationen erhielten. Ungeachtet der egalitären kommunistischen Rhetorik entstand bereits in den ersten Nachkriegsjahren durch das uneinheitliche Lebensmittelverteilungssystem soziale Ungleichheit. 1947/48 erreichte der Verkauf von alkoholischen Getränken in der Sowjetunion den Vorkriegsstand (im Zweiten Weltkrieg war die Herstellung von Schnaps eingeschränkt worden). Wegen illegaler Alkoholbrennerei und der niedrigen staatlichen Preise für Schnaps in den 40er und 50er Jahren verbreitete sich der Alkoholismus beträchtlich und wurde zu einem wirtschaftlichen und moralischen Problem für die Sowjetmacht.

Nach Kriegsende lockerte die sowjetische Planwirtschaft die Zügel und gestattete kleinen Privathandel und einige kleine Eigentumsformen. Auf diese Weise wurde versucht, den Mangel an Lebensmitteln und Massenbedarfsgütern zu lindern. Es entstanden private Kantinen und Imbissstuben. In Kiosken auf dem Markt von Klaipėda wurden Waren verkauft, Kleinhändler brachten z.B. Rasiermesser, Wetzstahl für Sensen und Seife aus Riga. Die Sowjetmacht hielt die Reglementierung fest in der Hand: Es war verboten, in staatlichen Läden Zigaretten (Papirossi) und Backwaren zu erwerben und sie in den kleinen Privatgeschäften weiterzuverkaufen, die Lebensmittelpreise waren festgelegt. Kleinhändler fuhren ungeachtet der Milizkontrollen nach Riga und brachten von dort Zucker, Garn, Nadeln, Gewürze, Strümpfe, Textilwaren und Anzüge mit, die sie später auf dem Markt umsetzten. Durch den ständigen Lebensmittel- und Warenmangel konnte sich die sowjetische Nomenklatur, die die Klaipėdaer Lebensmittel- und Warenlager, -basen und -geschäfte beherrschte und durch ein enges Verbindungssystem untereinander verflochten war, weit ausbreiten.

Die Bauern der umliegenden Dörfer brachten ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse nach Klaipėda. Aber als nach 1949 im Zuge der Kollektivierung 45% der privaten Landwirtschaften kollektiviert wurden, mussten sie Kolchosen beitreten, und der Markt leerte sich. Ab 1949 war in der Sowjetunion ein deutlicher Wandel in der Wirtschaftspolitik festzustellen, die nun die völlige Kontrolle über die Kleinwirtschaft anstrebte. Den Privatgeschäften, Kantinen und Kooperativen wurden hohe Steuern auferlegt, und sie waren gezwungen zu schließen.

1945–1950 war die Infrastruktur der Stadt Klaipėda spärlich. 1947 fuhren in der Stadt zwei, 1950 sieben Autobusse. Bis 1952 gab es nicht nur mit Vilnius keine direkte Eisenbahnverbindung, sondern auch

nicht mit Kretinga. Ende Frühjahr 1945 wurde beschlossen, an der Stelle des ehemaligen Hotels „Viktoria" wieder ein Hotel zu eröffnen. Zugleich zeigten sich politische Sensibilitäten, denn die Mitarbeiter des städtischen Exekutivkomitees warnten den Direktor, an den Wänden seien noch „Überreste der Okkupation", d.h. Inschriften in deutscher Sprache zu sehen.[38] In der Stadt gab es zwei Kinohäuser, „Švyturys" (dt. „Leuchtturm", das ehemalige „Capitol") und „Tėvynė" (dt. „Vaterland"), ein Dramentheater und ein fahrendes Kino. Der Kinobesuch war die wichtigste kulturelle Freizeitbeschäftigung der Klaipėdaer.

Nach Öffnung des Handelshafens begannen ausländische Schiffe anzulegen, und die Schiffsbesatzungen erhielten Kontakt mit der örtlichen Bevölkerung. Allein für vier Monate des Jahres 1952 registrierte der sowjetische Sicherheitsdienst 120 solcher Kontakte. Der Hafen von Klaipėda und die Kontrolle der Staatsgrenzen waren für westliche Geheimdienste im Kalten Krieg von Interesse, deshalb wurden in Klaipėda innerhalb der 2. Abteilung vier Unterabteilungen für Spionageabwehr gebildet (die 1. kämpfte gegen den Geheimdienst der USA, die 2. gegen den britischen, die 3. gegen die BRD und die 4. gegen die europäischen Geheimdienste, d.h. außer dem britischen und dem westdeutschen, vor allem gegen die ‚Zionisten', und befasste sich mit dem Grenzschutz).[39]

Das Klaipėda der Nachkriegszeit unterschied sich von anderen Städten in Litauen dadurch, dass es hier keine breitere kulturelle Schicht gab, keine intellektuelle Elite. Sie war durch den Partisanenkrieg, der sich in Litauen bis 1952 hinzog, durch die Massendeportationen in abgelegene Gebiete der UdSSR, die erst nach Stalins Tod 1953 aufhörten, und durch die Flucht in den Westen (vornehmlich nach Deutschland) Ende 1944 stark gelichtet. Der verbliebene Rest der litauischen Intellektuellen zog lieber nach Vilnius oder Kaunas, die ‚litauischer' waren und kulturell anziehendere Zentren darstellten, als in das von Arbeitern und Hafen geprägte, zerstörte Klaipėda. In Klaipėda gab es auch keine Voraussetzungen für die Herausbildung einer Intellektuellenschicht: Es fehlte an Büchern und Bibliotheken. Nach dem „Anschluss" durch Hitler 1939 waren die litauischen

---

38 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 2, S. 1: Klaipėdos miesto VK protokolų pirminė medžiaga (Primärmaterial der Protokolle des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), 1945.

39 LYA, F. K-1, Ap. 10, B. 158, S. 94: Spravka ob agenturno-operativnoj rabote 2 otdela upravlenija MVD po Klaipedskoj oblasti za period s 1952 (Auskunft über Aufklärungs- und operative Arbeit der 2. Abteilung der Innenbehörde für das Memelland für das Jahr 1952), 1. Januar – 15. Mai 1945.

Bücher nach Šiauliai und Kaunas gebracht worden. Wertvolle deutsche Ausgaben und das Klaipėdaer Magistratsarchiv waren Ende 1944 ins Innere des Deutschen Reichs verlagert worden. Nach dem Krieg wurden Bücher in deutscher Sprache als Heizmaterial verwendet. Zwei Jahrzehnte lang gab es in Klaipėda nur zwei Bibliotheken, in denen entsprechend den Anforderungen der sowjetischen Ideologie sog. Klubs, d.h. ‚rote Ecken' mit kommunistischen Attributen und Porträts sowjetischer Führer, eingeführt wurden. Klaipėdas Attraktivität litt viele Jahre unter der hohen Kriminalitätsrate und dem Image, dass in Klaipėda „sehr viele Russen leben", obwohl nach offiziellen Volkszählungsangaben in der Stadt 56% Litauer, 35% Russen, 3% Weißrussen, 1% Juden und 5% Angehörige anderer Nationalitäten wohnten und 1971 die Zahl der Litauer sogar 65,1% erreichte.

Die Gebiete, die vor dem Krieg die baltischen Länder mit Deutschland verbanden, und die Grenzstädte wurden intensiv besiedelt. Eine geschlossene sowjetische Kette grenzte die baltischen Völker vom Meer ab: Ostpreußen – Klaipėda – Liepāja – Ventspils – Riga – Tallinn wurden stark russifiziert. Wie Rein Taagepera und Romuald J. Misiunas bemerken, „erreichte die Zahl der Russen in den baltischen Ländern eine Million. Der nazistische Generalplan Ost hatte für diesen Zeitpunkt nur 250000 deutsche Übersiedler vorgesehen".[40] Jedoch war die Russifizierung im Unterschied zu der von den Nationalsozialisten geplanten Germanisierung nicht Selbstzweck des sowjetischen Systems. Größte Aufmerksamkeit wurden dem Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Wirtschaft, der Industrialisierung und der Schaffung eines Sowjetmenschen geschenkt, der aktiv am „Aufbau des Kommunismus" teilnehmen sollte. Dafür bedurfte es einer einheitlichen, unifizierten (russischen) Sprache und des „Menschenmaterials" zur Wiederherstellung des Hafens und zur Schaffung einer Handels- und Fischfangflotte sowie einer Schiffbauindustrie. Die Nomenklatur von Partei und Sowjetstaat war nicht litauisch geprägt. Im Schiffbauwerk „Baltija" (ehem. Lindenau), in den Fischereiorganisationen und auf den Schiffen waren unter den Arbeitern 30-40% Litauer, während sich in der *white-collar*-Kategorie (Ingenieure, technische Mitarbeiter, Angestellte) lediglich 1-10% Litauer befanden.[41]

---

40 Romuald J. Misiunas, Rein Taagepera, The Baltic States. Years of Dependence 1940–1990. Berkeley/Los Angeles 1993, S. 195.

41 LVA, F. R-239, Ap. 7, B. 503, S. 45, 82, 199 u. 249.

Nach dem Krieg tauchten in Klaipėda sowjetische Denkmäler auf, die die deutschen Denkmäler ersetzten. Das Borussia-Denkmal wurde am 9. Mai 1945 als „langjähriges Symbol der Herrschaft der deutschen Räuber in den östlichen Gebieten"[42] umgestürzt. Auf dem Bahnhofsvorplatz erhob sich zwischen vier jungen Tannenbäumchen eine Betonfigur Lenins, dessen erhobener Arm in Richtung Stadtzentrum wies. Später, als die Bäumchen zu Bäumen herangewachsen waren, schien Lenin gleichsam im Wald zu stehen, sodass 1976 ein neues Lenin-Denkmal nach Entwürfen des Bildhauers G. Jokūbonis und des Architekten V. Čekanauskas enthüllt wurde. Dieses Denkmal war ein Duplikat des Lenin-Denkmals, das 1973 in Moskau errichtet worden war. Auf dem Liepaja-Platz (ehem. Hindenburgplatz) wurde 1945 ein ‚Denkmal' für die Rote Armee errichtet (und 1973 rekonstruiert): Es handelte sich um ein Panzerabwehrgeschütz, unter dem Rotarmisten begraben waren, die in den Kämpfen um Klaipėda gefallen waren. 1991 wurden die sowjetischen Denkmäler in Klaipėda demontiert und der Leninplatz in Platz der Wiedergeburt umbenannt. Am Ende der Liepų-Allee, in der Sowjetzeit in Gorkiallee umbenannt, wurde auf dem Sockel des Denkmals für Wilhelm II. aus der Vorkriegszeit ein Denkmal für Maxim Gorki und Stalin errichtet. Vor dem Stadttheater, auf dem Sockel von Simon Dachs Ännchen von Tharau, stand bis 1956 eine Stalinbüste. In Smeltė, in einem kleinen Park nahe der Zellulosefabrik stand auf einem zwei Meter hohen Sockel eine gigantische Stalin-Statue. Eines Nachts im Jahre 1956, nach Chruščevs Rede gegen Stalin auf dem XX. Parteitag der KPdSU, stürzten Arbeiter, die für die Ausführung je 100 Rubel Prämiengeld erhielten, das Standbild Stalins um.

1947 wurden die Ruinen von Klaipėda geräumt und allmählich die strukturelle Anlage der Stadt wiederhergestellt. Es wurde begonnen, jene Straßennamen einzuführen, die nahezu unverändert bis zur nationalen Wiedergeburt in Litauen 1988–1990 benutzt wurden. Die Marktstraße wurde zur Vilniuser Straße, die Tilsiter zur Kaunaser, die Simon-Dach-Straße zur Stalingrader Straße, die Laukininkų-Straße zur Stalinstraße, die Scherberger Straße zur Straße des sowjetischen Schriftstellers Petras Cvirka, die Ernst-Wiechert-Straße zur Straße eines zweiten sowjetischen Dichters, Liudas Gira.[43]

---

42 Klaipėda tarybinė (Sowjetklaipėda), in: Lietuvos jūreivis Nr. 3 vom 17. Januar 1980.

43 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 13, S. 76 u. 129: Klaipėdos miesto VK nutarimas (Beschluss des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), Nr. 768 vom 7. Oktober 1947.

Dietmar Albrecht hat zu Recht darauf hingewiesen, dass im Panorama der Stadt die Türme fehlen.[44] Nach dem Krieg gab es in der Stadt fast keine Kirchen mehr, das für jede Stadt charakteristische Element des *sacerdotium*. Alle Kirchen hatten unter den Bombenangriffen und Beschießungen stark gelitten, aber alle hätten wiederaufgebaut werden können. Jedoch hassten die neuen Eroberer alles, was „deutsch" war: Mit Panzern wurden die Mauern der Reformationskirche umgestürzt und die Überreste anderer Kirchen demontiert. Die fast heil gebliebene Apostelkirche, in der nach dem Krieg die Katholiken ein Obdach gefunden hatten, wurde später zerstört. Die reiche Jakobskirche wurde ausgeraubt, die Inneneinrichtung, d.h. die Möbel, die Orgel, die Kirchenbücher, Juwelierarbeiten und Glocken verschwanden oder wurden zerstört. 1958 wurden dann die Mauern der Jakobskirche eingerissen. Selbst Versicherungen der Lutheraner, diese Kirche sei „jedem Litauer nicht nur als Architekturdenkmal teuer, sondern auch wichtig (...) als historisches Denkmal für den nicht nachlassenden Kampf der Litauer gegen die Entlithuanisierung", halfen nicht.[45] Die litauischen Katholiken verfügten in Klaipėda bis 1988 nur über eine winzige Kirche in der Bokštų-Straße. Der orthodoxen Gemeinde wurde 1947 die Kirche des städtischen Friedhofs übergeben, die 1938 erbaut worden war.

Haff und Meer waren für die Klaipėdaer unzugänglich. Obgleich die Architekten an einigen Stellen Zugänge zum Haff vorgesehen hatten, berücksichtigten die Direktoren der neuen sowjetischen Betriebe und die Leiter der Fischfangorganisationen die Wünsche der Stadtbewohner nicht. 1949 trennte eine zwei Meter hohe Mauer die Hafenzone von der Stadt, und selbst heute noch können die Bewohner im Stadtzentrum nicht zum Kurischen Haff gelangen. Bis 1950 gab es keine Verbindungen mit der Kurischen Nehrung und den Stränden von Smiltynė. Weder Fähren noch Schiffe verkehrten. Wegen der Vielzahl der Munitions- und Waffenlager und auch aus Furcht, Menschen könnten versuchen, über das Meer in den Westen zu fliehen, verboten die Grenztruppen die Anwesenheit von Zivilisten. Den Einwohnern von Klaipėda war nur erlaubt, in der Nähe von Melnragė, auf einem 300 m langen Streifen hinter dem Leuchtturm, zu baden. Einen eben-

---

44 Dietmar Albrecht, Wege nach Sarmatien. Zehn Tage Preußenland. Orte, Texte, Zeichen. Lüneburg 1995, S. 165.

45 Vytautas Gocentas, Jokūbo išvarymas ir meldimas pargrįžti (Die Vertreibung Jakobs und das Gebet für die Rückkehr), in: Keleivis. Klaipėdos krašto evangelikų laikraštis (1993), Nr. 1.

so langen Streifen gab es in Giruliai, einem Kurort, der für die Erholung der Kinder von russischen Armeeangehörigen und der kommunistischen Nomenklatur vorgesehen war.

Bis 1950 arbeiteten die Fischer von Klaipėda nur in der Ostsee und im Kurischen Haff. Im Sommer 1950 liefen zwei Klaipėdaer Fischkutter erstmals in den Nordatlantik aus, und ab 1957 begann der aktive Fischfang in der Nordsee und im Westatlantik. Die „Entdeckung des Atlantik" führte zu umfangreichen Heringsfängen, die mit Zügen in die Sowjetunion transportiert wurden. Betrug 1951 der Anteil von Dorsch 50% und von Hering 32% am gesamten Fischfang, so hatte sich bis 1960 das Verhältnis stark verändert: Dorsch machte nur noch einen Anteil von 18% aus, während auf Hering 64% des gesamten Fischfangs von Klaipėda entfielen.[46]

Als der „Heringsboom" begann, wurden Fischverarbeitungs- und Konservenbetriebe, neue Schiffsanlegestellen, eine Verpackungsmittelfabrik und Werkstätten für Fangnetze errichtet. In der Werft „Baltija" wurden Fischkutter und schwimmende Basen gebaut. Es gab immer mehr Neuankömmlinge aus der UdSSR, und am Fischereihafen („Rybportas") entstand ein nach Leningrader Modellen gestalteter neuer Stadtteil. Am Rand dieses Stadtteils wurden provisorische finnische Holzhäuser aus Brettern und Spanplatten gebaut, die endgültig Mitte der 80er Jahre abgerissen wurden. Während der von Chruščev eingeleiteten teilweisen Liberalisierung in der Tauwetterperiode (1956–1964) verbesserte sich die wirtschaftliche Lage der Stadt etwas. Es wurde mit Baumaßnahmen begonnen, jedoch lag das Lebensniveau der absoluten Mehrheit der Einwohner deutlich unter westlichen Standards. Tee ohne Zucker, Brot, Kartoffeln und Hering waren die Grundnahrungsmittel der Klaipėdaer. Der hohe Verbrauch von Hering und Kartoffeln zeigt, dass wenig Gemüse, Fleisch und Milchprodukte zur Verfügung standen.

Die liberalere Politik Chruščevs ermöglichte älteren Einwohnern die Emigration nach Westdeutschland. Am 8. Juni 1958 einigte sich die UdSSR mit der Bundesrepublik Deutschland darauf, Personen, die bis zum 21. Juni 1941 die deutsche Staatsbürgerschaft besessen hatten, nach Deutschland ausreisen zu lassen. 1958–1960 verließen über 6 000 Bewohner des Klaipėdaer Gebietes ihre Heimat und zogen in die BRD und die DDR um. Zugleich trafen zwischen 1956 und 1959 in

---

46 P. Gargasas, Ekonomika rybnoj promyšlennosti Litovskoj SSR (Struktur der Fischerei-Industrie der Litauischen SSR). Vilnius 1969, S. 30 f.

Klaipėda 36 sog. Reemigranten ein, überwiegend Menschen litauischer Herkunft aus Lateinamerika.[47]

Das „Tauwetter" in Klaipėda endete mit der Wegnahme der Maria-Friedenskönigin-Kirche, die 1956–1960 im Stil des Klaipėdaer Architekten F.A. Stüller aus dem 19. Jahrhundert errichtet worden war. Im Jahre 1961 wurde der siebzig Meter hohe Kirchturm mit Militärgerät abgerissen und 1963 wurde, nachdem die Innendekoration mit Putz verdeckt und die Altäre herausgenommen worden waren, an dieser Stelle eine Filiale der Philharmonie der Litauischen SSR eingerichtet. Die Initiatoren des Kirchenbaus, darunter die Pfarrer Talaišis und Rašimas, wurden auf der Grundlage vorgefertigter Anklagen wegen „wirtschaftlichen Missbrauchs beim Bau der Klaipėdaer Kirche" zu je drei bis fünf Jahren Haft verurteilt.[48] Bis zur Rückgabe der Kirche im Jahre 1988 sammelten litauische Katholiken Unterschriften und sandten Petitionen mit der Forderung, die Kirche von Klaipėda zurückzugeben, an das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Eine Petition von 1979 an den damaligen Generalsekretär der KPdSU, Leonid Brežnev, unterschrieben 150 000 Menschen (4% der erwachsenen Bevölkerung Litauens).[49]

In Klaipėda bildeten sich Unterschiede im Lebensniveau zwischen Litauern und Russen heraus, die umgekehrt proportional zu den Verhältnissen in Kaunas und Vilnius waren. In Kaunas, Vilnius und Šiauliai stellten Litauer die Schicht der mittleren Angestellten und der Intellektuellen und waren zahlreich innerhalb der örtlichen Nomenklatur von Partei und Sowjetstaat vertreten. Die russischsprachigen Einwohner arbeiteten in diesen Städten überwiegend in Betrieben, auf Baustellen und in kommunalen Einrichtungen. Obwohl das Gehalt eines qualifizierten Arbeiters in der Sowjetunion höher war als das eines Angestellten oder Lehrers, kompensierten litauische Familien die Differenz durch Lebensmittel vom Dorf, zu dem die aus der Sowjetunion zugereisten Russen keine Verbindungen hatten. In Klaipėda indessen lebten die russischsprachigen Einwohner besser als die Litauer. In der Handels- und Fischfangflotte sowie in der Nomenklatur der Ostseeorganisationen stellten sie etwa 70% aller Mitarbeiter. Die Arbeit in der Handels- und Fischfangflotte brachte

---

47 LYA, F. K-1, Ap. 14, B. 375, S. 2: Otčet o prodelanoj agenturno-operativnoj rabote 2-ogo otdelenija aparata UKGB pri LSSR v. g. Klaipėde za 1959 g. (Rechenschaftsbericht über vollendete Aufklärungs- und operative Arbeit der 2. Abteilung der Behörde UKGB der Litauischen SSR in der Stadt Klaipėda für das Jahr 1959).

48 Taikos Karalienės kančia ir džiaugsmas (Leid und Freude der Friedenskönigin), in: Vakarai (1991), Nr. 1.

49 Misiunas, Taagepera, Baltic States (wie Anm. 40), S. 255.

hohe Gehälter, Lohn in harter Währung, spezielle Schecks, mit denen man westliche Waren erwerben konnte, und die Möglichkeit, die Gehälter illegal durch Spekulationsgeschäfte aufzubessern, denen die Seeleute nachgingen. Ende der 60er Jahre wurde ihnen zudem gestattet, Gebrauchtwagen aus dem Westen einzuführen. In den 60er Jahren wurden Regenmäntel und Jacken aus Nylon, Plastikuhren, Kaugummi, Schuhe und Kleidung ‚aus dem Westen' eingeführt. Die Beatles, die westliche Rockkultur und der Jugendprotest gegen den einheitlichen sowjetischen Lebensrhythmus führten zu einem Jeans-Boom, die nach Litauen meist durch den Hafen von Klaipėda gelangten. Klaipėda war für westlichen Einfluss offener als andere litauische Städte und diktierte daher die Trends in der Jugendmode. Die Seeleute brachten nicht nur Levis, Lee und Wrangler, sondern auch japanische Uhren, HiFi-Geräte, Kleidung, Turnschuhe und andere Waren, die *nolens volens* zur ideologischen Belastung wurden, weil sie den sichtbaren Unterschied im Lebens- und Konsumniveau zwischen Sozialismus und Westen demonstrierten.

Die Mehrheit der Handelsschiffe von Klaipėda hatte russische Namen: Dichter, Schriftsteller, Armeeführer und Parteifunktionäre waren beliebte Namenspatronen. Es gab keinen einzigen litauischen Schiffsnamen, außer bei Motorschiffen für Forstartikel und Getreidetransporte sowie bei Fischtrawlern. Für litauische Jugendliche war der Zugang zur Klaipėdaer Schule für Meereswirtschaft schwer, umso mehr, wenn sie Kapitäne oder Steuermänner werden wollten. Sorgfältig wurden die Lebensläufe der Seeleute geprüft, und jene, die Verwandte im Ausland hatten (was in vielen litauischen Familien nach der Massenflucht von 1944 der Fall war), bekamen keine Genehmigung, aufs Meer zu fahren und ausländische Häfen zu besuchen. Litauer, die die Klaipėdaer Schule für Meereswirtschaft abgeschlossen hatten, wurden häufig in entfernte Regionen der UdSSR geschickt, während nach Klaipėda Absolventen der Schulen von Leningrad oder Murmansk kamen, die russischer Herkunft waren. Das Misstrauen gegenüber den Litauern hatte seine Gründe. Im Jahre 1961 steuerte der U-Boot-Kapitän Jonas Pleškys sein Schiff, das auf dem Weg von Klaipėda nach Tallinn war, mit der gesamten Besatzung nach Schweden. Ein sowjetisches Militärgericht verurteilte ihn in Abwesenheit zum Tod durch Erschießen, aber die CIA verbarg Pleškys in Guatemala und brachte ihn später in die USA.[50]

[50] Jonas Pleškys wurde zum Vorbild des sowjetischen Kommandanten in Tom Clancys Buch „Jagd auf Roter Oktober".

Am 23. November 1970 sprang der Seeman Simas Kudirka an der Küste der USA von dem in Klaipėda registrierten Schiff „Sovetskaja Litva" („Sowjetlitauen") auf das Deck eines US-amerikanischen Grenzschutzboots. Am 15. Mai 1971 sagte Kudirka in der Gerichtsverhandlung: „In der sowjetischen Presse habe ich von der großen litauischen Flotte gelesen, aber es war in Wirklichkeit keine litauische Flotte. Sie ist nur in dem Maße litauisch, in dem einzelne Seeleute Litauer sind. Litauer führen diese Flotte nur in Ausnahmefällen. Die Mehrheit der Kapitäne kann kein Litauisch. Jene, die die so genannte litauische Flotte führen, leben in Moskau und vertrauen uns Litauern nicht. Eine Genehmigung, mit dem Schiff ins Ausland zu fahren und an Land zu gehen, wird Litauern praktisch nicht erteilt."[51]

Ende 1968 protestierten die litauischen Jugendlichen Jonas Šilinskas, Stasys Balkaitis und Aleksas Pašilis gegen den Einmarsch sowjetischer Panzer in die Tschechoslowakei: Sie brachten heimlich nachts einige litauische Flaggen auf Klaipėdaer Häusern an, verteilten antisowjetische Flugblätter und begingen am 16. Februar 1970 den litauischen Unabhängigkeitstag (vom 16. Februar 1918), indem sie am Schornstein des Zellulosekombinats wiederum die litauische Fahne hissten. 1970 wurden die Dissidenten verhaftet und zu drei bis fünf Jahren Gefängnis verurteilt.[52]

Das wichtigste permanente Problem Klaipėdas während der gesamten sowjetischen Periode war, wie bereits erwähnt, die Wohnungsfrage. Es erregte Missmut bei den Litauern, dass die Mitarbeiter von Einrichtungen, die Moskau unterstellt waren, Reserveoffiziere und Neuankömmlinge aus dem hohen Norden und Sibirien schneller Wohnungen erhielten als die Klaipėdaer, die hier geboren und aufgewachsen waren. Obwohl die der sowjetischen Verwaltung unterstellten Organisationen, die Häuser bauten, 10% der Wohnungen an die Stadtverwaltung abgeben mussten, wurde diese Verfügung nicht immer eingehalten. Auch an Wohnheimen – einer Begleiterscheinung der industrialisierten, entpersönlichten sowjetischen Stadt – mangelte es. Die unverheirateten Seeleute lebten auf Schiffen. Die wenigen Proteststimmen, die es gab, erstickten in den Schreibtischen der Verwaltungen. So schrieb der Verfasser eines anonymen Briefs 1962 an den Vorsitzenden des Exekutivkomitees: „Wie schade, dass Sie nicht verstehen wollen, dass es in Klaipėda zu viele Russen gibt und wir in

51 Gliauda J. Simas. New York 1974, S. 117.

52 Jonas Šilinskas, Ką darėme prieš trisdešimt metų buvo prasminga (Was wir vor 30 Jahren getan haben, war bedeutungsvoll), in: Klaipėda vom 29. Mai 1999.

unserem eigenen Land keinen Platz mehr zum Leben haben. Klaipėda kann doch nicht ganz Russland aufnehmen. Hier in Klaipėda wird ein neues Haus gebaut, und in Moskau werden bereits Koffer verladen, Pässe verschickt und Menschen umgemeldet, und dann stellen sich auch schon die Einwohner selbst vor. Wenn man eine Kommission zusammenrufen würde, die durch die Stadt ginge und prüfen würde, wie großzügig hier die einen leben und die anderen überhaupt nicht wissen wohin, dann wäre dies vielleicht ein Schritt in Richtung Kommunismus..."[53]

Dem technisch entwickelten Klaipėda fehlte es an einem richtigen Stadtgefühl und an einer echten Urbanität, die die Schicht der Intellektuellen anziehen konnte. Bis in die 70er Jahre war Klaipėda eine wirtschaftlich-industrielle Provinz, eine Stadt von Arbeitern und Seeleuten, in der die industrielle Entwicklung ungeachtet des Mangels an Arbeitskräften vorangetrieben wurde: Eine große westliche Reparaturwerft wurde gebaut und die Handels- und Fischereiflotte erweitert. Das kulturell-geistige Leben war hingegen arm. Die einzige Hochschuleinrichtung bis zur Mitte der 70er Jahre war eine Filiale des Kaunaser Polytechnischen Instituts, das Meereswirtschaftsspezialisten ausbildete und die wirtschaftlichen Bedürfnisse Klaipėdas befriedigen sollte. Nachdem im Jahre 1956 das 1950 eingerichtete Klaipėdaer Lehrerbildungsinstitut geschlossen worden war, erlosch auch das literarische Leben der Stadt. Das Stadttheater zeigte Stücke, die auf den Geschmack eines sowjetischen Durchschnittspublikums zugeschnitten waren. Eine Ausnahme war lediglich Ende der 80er Jahre die Inszenierung der Trilogie von Justinas Marcinkevičius: „Mindaugas", „Mažvydas" und „Katedra" („Die Kathedrale") des Regisseurs Povilas Gaidys. Obgleich im 20. Jahrhundert ein Anachronismus, stärkten die im Geiste Schillers verfassten Dramen von Marcinkevičius doch die litauische nationale Identität.

Das Alltagsleben unterschied sich wenig von dem der Einwohner anderer litauischer Städte: die von oben verordnete Freude an der Arbeit, die feierlichen Demonstrationen mit Führerporträts und Transparenten, die obligatorischen alljährlichen Feiern anlässlich der „Befreiung Klaipėdas von den faschistischen Räubern". Allein das Meeresfest, das in gewisser Weise die Vorkriegstraditionen fortsetzte, war nur für Klaipėda charakteristisch. Die kommunistische Partei nutzte den sowjetisch-nationalistischen Stolz aus: In den Zeitungen

[53] KAA, F. 104, Ap. 1, B. 455: Anonymer Brief an den Vorsitzenden des Klaipėdaer Exekutivkomitees vom 8. April 1962.

erschienen Bilanzen und Vorträge über die Erfüllung der Produktionspläne, den Bau neuer Schiffe, die Fischfangstatistiken, in denen immer hervorgehoben wurde, dass sie höher lagen als 1938, über den schnell voranschreitenden Wohnungsbau, der das Wohnungsproblem lösen werde, und die Erhöhung des Lebensniveaus des sowjetischen Menschen.

Die Vergangenheit wurde in Klaipėda gründlich ausgemerzt: Es wurden nicht nur die alten Straßennamen verändert, sondern nachts verschwanden auch alte Steinmauern oder Details der Altstadt. Der Geist von Klaipėda und seine Geschichte wurden nicht so umfassend vernichtet wie in Königsberg, das seine Altstadt, den Dom, das Schloss, seine Einwohner und seinen Namen verlor. Aber dennoch gab es in Klaipėda auch keine historischen Wurzeln und keine tiefere intellektuelle Tradition wie in Vilnius oder einen nationalen Eigensinn wie in Kaunas.

Die Gesellschaft des sowjetischen Klaipėda lässt sich in drei soziale Gruppen unterteilen. Die erste bestand aus der Nomenklatur von Partei und Sowjetstaat, den Angehörigen der Verwaltung der Flotte, den Kapitänen, den Direktoren der großen Industriebetriebe und Handelsorganisationen, den Leitern der Handelsbasen. Die zweite und bedingt zu Wohlstand gelangte Gruppe bildeten die Seeleute der Handels- und Fischfangflotte, die Angestellten der sowjetisch verwalteten Einrichtungen und qualifizierte Arbeiter. Und die dritte setzte sich aus Lehrern, Angestellten und Arbeitern der örtlichen Einrichtungen zusammen. Diese Schicht lebte von Gehalt zu Gehalt, von der Schlange nach Schuhen zur Schlange nach Mandarinen und wartete jahraus jahrein auf eine billige Dienstwohnung oder eine Zuteilung für ein Auto. Die Konsumgesellschaft von Klaipėda bildete sich durch die Nähe zum Westen und die Möglichkeit der Seeleute, ausländische Häfen anzulaufen und westliche Waren und Währungen zu bekommen, stärker heraus als in den anderen litauischen Städten.

Von 1959 bis 1988 vollzog sich in Litauen ein rascher Urbanisierungs- und Migrationsprozess. Während die Zahl der Einwohner Litauens von 2,7 auf 3,7 Millionen stieg, sank sie in ländlichen Gegenden von 1,7 auf 1,2 Millionen. Im Jahre 1959 hatte Klaipėda knapp 90000 Einwohner, 1970 139900, 1979 176600 und 1989 204200.[54] Zwischen 1959 und 1965 wurden umfangreiche Rekon-

[54] Naselenije SSSR 1988: Statističeskij ežegodnik. Gosudarstvennyj komitet SSSR po statistike (Die Bevölkerung der Sowjetunion 1988: Statistisches Jahrbuch. Staatliches Komitee der Sowjetunion für Statistik). Moskva 1989, S. 3 u. 22.

struktionsarbeiten im Hafen von Klaipėda durchgeführt, Portalkräne aus der DDR aufgestellt und die Küstenbefestigung vertieft. 1969 wurde die litauische Hochseeflotte gegründet, an die der Handelshafen von Klaipėda, die Transportflotte, die Schiffsreparaturwerft und die Seehandelsagentur angeschlossen wurden. 1969 hatte die Handelsflotte 16 Schiffe, 1974 bereits 34. 1980 erreichte der Umschlag im Handelshafen 6,7 Mio. t, und der Hafen bediente 1328 Schiffe mit Trockenladung sowie 397 Tanker.[55] Im Dezember 1981 wurde eine Expertengruppe der UdSSR und der DDR gegründet mit dem Ziel, den Militärtransit in die DDR unter Umgehung des von der „Solidarność-Bewegung" erfassten Polen abzusichern. Nach einer Analyse der Kapazitäten der Schienen- und Seetransportwege, der Belastbarkeit der Häfen und Schienenwege, einem Vergleich der Häfen von Riga, Tallinn, Ventspils und Kaliningrad wählte man Klaipėda für den Bau einer internationalen Fähre aus. Die Fährverbindung Klaipėda – Mukran, die an der Kurischen Nehrung zehn Kilometer südlich des Handelshafen beginnt, wurde 1986 eröffnet und 1989 endgültig fertig gestellt. Dieses wichtige strategische Objekt der UdSSR erwies seinen Nutzen für Litauen nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit. Aber der Bau schadete der einmaligen Natur der Kurischen Nehrung sehr.

Die 70er Jahre kann man als das Jahrzehnt der kulturellen Modernisierung Klaipėdas bezeichnen. Die Stadtführung, den Verhaltensregeln der kommunistischen Nomenklatur zwar treu ergeben, war bezüglich ihrer Stadt eher patriotisch eingestellt als nur ein gehorsames Schräubchen im System. 1969 wurde Alfonsas Žalys Leiter des städtischen Exekutivkomitees. Die ortsansässigen litauischen Einwohner erhielten jetzt deutlich rascher Wohnungen. Ab 1970 wurde begonnen, den Wohnungsmangel in all seiner Komplexität einer Lösung nahezubringen, zumal 1961–1963 aufgrund der schlechten Arbeitsqualität einige in Klaipėda nach 1945 gebaute Häuser bereits wieder zu zerfallen begannen. Es wurde beschlossen, für junge Arbeiter und Spezialisten Wohnheime zu errichten.[56] Auf Initiative von Žalys und anderen Klaipėdaer Stadtführern wurde die Restauration von Fachwerk- und Steinhäusern des 18. und 19. Jahrhunderts, von Lagergebäuden und des neogotischen Postamts begonnen. 1983 wurde die

---

55 Kazimiras Meškauskas, Lietuvos ūkis 1940–1990 (Die Wirtschaft Litauens 1940–1990). Vilnius 1994, S. 243.

56 KAA, F. 104, Ap. 1, B. 1468, S. 132: Klaipėdos m. VK butų ūkio nuolatinės komisijos veiklos dokumentai (Dokumente der Tätigkeit der zeitweiligen Kommission für Wohnungswirtschaft des Exekutivkomitees der Stadt Klaipėda), 1978.

Arbeit zur Rekonstruktion des neoklassizistischen Dramentheaters aufgenommen, im gleichen Jahr das Hotel „Klaipėda" fertig gestellt, das 1969 begonnen worden war. Es fügte sich in das Bild der Stadtarchitektur ein, jedoch wurde während der Bauarbeiten das Originalgebäude der alten städtischen Feuerwehr abgerissen.

1970 wurde die Dampferanlegestelle, die 1944/45 zerstört worden war, in Ordnung gebracht und das Börsenviertel an der Danė neu gestaltet, indem neue Bäume gepflanzt, die Uferstraßen befestigt und Grünanlagen geschaffen wurden. Klaipėda wurde bald als sauberste Stadt in Litauen bezeichnet.

Das kulturell-geistige Leben der Stadt erhielt neue Impulse durch die Fakultät des Pädagogischen Instituts von Šiauliai (eingerichtet 1975), die Fakultät des Staatlichen Konservatoriums (ebenfalls 1975) und den Lehrstuhl für Bildagitation der Fakultät für industrielle Grafik des Vilniuser Kunstinstituts. Die zahlreicher werdenden Intellektuellen – Künstler, Musiker und Literaten, die aus anderen litauischen Städten in die Hafenstadt kamen – prägten Klaipėdas Urbanität. Für hierher umgezogene Lehrer wurden 1975–1977 (für sowjetische Verhältnisse) sehr schnell staatliche Wohnungen bereitgestellt: nach drei Monaten oder einem Jahr, oft sogar nach einigen Wochen, obwohl man in Klaipėda fünf Jahre gelebt haben musste, um abgeschlossenen eigenen Wohnraum zu bekommen. 1970–1975 erhielten sogar 14 026 Klaipėdaer Familien (46 630 Menschen) neue Wohnungen bzw. verbesserten ihre Wohnsituation, und über 6000 Menschen zogen in Wohnheime ein.[57] Das Wohnungsproblem der Stadt wurde zwar nicht gelöst (Ende der 70er Jahre warteten über 40000 Menschen auf eine Wohnungszuteilung), aber im Vergleich zu den vorangegangenen Jahrzehnten verbesserte sich die Lage der Einwohner in der „Žalys-Ära". Neue kulturelle Einrichtungen wie die 1971 eingerichtete Gemäldegalerie, das Meeresmuseum, das Aquarium und das Uhrenmuseum unterschieden Klaipėda von anderen Städten. Der Bau einiger kultureller Einrichtungen und die Restauration von Häusern der Altstadt wurden mit Bezeichnungen wie „Lagerräume" oder „Anbauten" maskiert, denn Moskau bewilligte für solche Bauarbeiten keine Zusatzfinanzierungen. Allerdings kamen auch Akte von sowjetischem Vandalismus in guter Absicht vor. 1977 wurde anstelle des alten Stadtfriedhofs der Mažvydas-Skulpturenpark geschaffen. Die alte Kapelle war schon 1947 gesprengt worden, und nach 1977 blieb nur das Denkmal für die Aufständischen von 1923 erhalten, das

[57] KAA, F. 104, Ap. 1, B. 1468, S. 168.

aus einem Grenzpfahl des Kaiserreichs hergestellt worden war, der bei Nimmersatt gestanden hatte. Das Denkmal rettete der Umstand, dass der litauische Aufstand von 1923 „gegen die Deutschen" gerichtet war.

Die Ideen der nationalen Wiedergeburt erreichten Klaipėda aus Vilnius. Am 3. Juni 1988 wurde auf Initiative litauischer Intellektueller die litauische Umgestaltungsbewegung Sąjūdis gegründet, die anfangs die von Gorbačev begonnenen Reformen zu unterstützen beabsichtigte, aber ab 1989 offen Kurs auf die Unabhängigkeit Litauens nahm. In Klaipėda wurde eine Gruppe von Sąjūdis-Anhängern im Juli 1988 gegründet, und während des Meeresfests im gleichen Sommer wurde zum ersten Mal öffentlich die litauische Fahne gehisst. Die vom Sąjūdis deklarierte Wiederherstellung der Unabhängigkeit stieß auf den Widerstand der aktiven pro-Moskau Organisation „Vienybė – Jedinstvo – Jedność" („Einheit"), der sich überwiegend nichtlitauisch sprechende Einwohner Litauens anschlossen. Im Jahre 1989 begann die sowjetische Presse, neue Argumente gegen die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Litauer vorzubringen (derer sich sowohl der Erste Sekretär der Litauischen Kommunistischen Partei, Algirdas Brazauskas, als auch Michail Gorbačev[58] bedienten). Wenn Litauen, so die ‚Beweisführung', seine Unabhängigkeit wiederherstellen wolle, habe es dies in den Grenzen vom 15. Juni 1940 zu tun, das Klaipėdaer Gebiet jedoch sei durch den Vertrag vom 22. März 1939 zwischen Deutschland und Litauen an Deutschland abgetreten worden. Durch das Potsdamer Abkommen seien das Königsberger und Klaipėdaer Gebiet dagegen der Sowjetunion zugefallen, und nur die Sowjetunion sei der Souverän des gesamten eroberten Gebiets, die mit keinem formaljuristischen Vertrag das Klaipėdaer Gebiet an die Republik Litauen abgetreten habe. Ähnliche Argumente wurden in der russischen Presse auch nach der *de facto* Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens wiederholt. Es wurde behauptet, die Russische Föderation habe die vollständige Rechtsnachfolge der UdSSR angetreten, sodass Russlands Anrechte auf das Klaipėdaer Gebiet nicht erloschen seien. Diese Position ist für Vertreter radikaler (kommunistischer und nationalistischer) Parteien Russlands charakteristisch, während nach der offiziellen Position des russischen Außenministeriums die Russische Föderation nicht die volle Rechtsnachfolge der UdSSR angetreten hat, sondern ein qualitativ neues Subjekt im internationalen Recht ist und von der UdSSR nur jene internationalen Rechte und Verpflichtungen übernommen hat, die auf russischem Gebiet gelten. Die Aktivierung

[58] Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9. März 1990.

der „Frage der Zugehörigkeit von Klaipėda" war auch während der Verhandlungen über die Demarkation der russisch-litauischen Staatsgrenzen zu spüren. Das Problem ist im Kontext des Transits in das Kaliningrader Gebiet und der Beziehungen zwischen Litauen und Russland als Versuch zu verstehen, in der Anfangsphase bessere Verhandlungspositionen einzunehmen, jedoch nicht mit der Absicht verbunden, den Staatsvertrag zwischen Litauen und Russland oder die Grenzen der Litauischen Republik zu revidieren.[59]

Die Beschlüsse des 1990 gewählten neuen Stadtrats von Klaipėda – der den Kurs der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens aktiv unterstützte –, die Denkmäler für Lenin und die sowjetischen Armee abzutragen, stieß auf feindselige Reaktionen sowjetischer Kriegsveteranen und des in Klaipėda stationierten Militärs. Bis zum Augustputsch 1991 in Moskau, nach dem die Herrschaft *de facto* an die Verwaltungsorgane der Litauischen Republik überging, wurden die Denkmäler für Lenin und die Sowjetarmee von Panzern der sowjetischen Armee bewacht.

Die Veränderungen symbolisierte die Rückgabe der Maria-Friedenskönigin-Kirche im Jahre 1988 an die Gläubigen und auch die auf Initiative des deutschen Staatsangehörigen Heinz Radziwill erneut aufgestellte Statue des Ännchen von Tharau auf dem Marktplatz. Während der Einweihung der Statue wehten nicht nur Fahnen der Litauischen Republik und Kleinlitauens, sondern auch die Fahne der Bundesrepublik Deutschland. Obwohl es Stimmen gab, die behaupteten, dass die Aufstellung des Ännchens ein Zeichen der „Regermanisierung des Gebiets" sei, wurde die Demonstration deutscher Identität von vielen Klaipėdaern begrüßt. Im gleichen Jahr stand auf der Einweihungsfeier des Denkmals der „Drei Kreuze" des Vilniuser Architekten Wiwulskis die litauische Symbolik im Mittelpunkt, obwohl Wiwulskis ein Bildhauer war, der polnisch sprach und sich einer litauisch-polnischen Doppelidentität zugehörig fühlte.

Dank der nationalen Wiedergeburt begannen in Klaipėda die Rekonstruktion zerstörter Kulturdenkmäler, der Wiederaufbau der Ordensburg, die Säuberung deutscher Militärfriedhöfe und die Suche nach einer Klaipėdaer Identität, die darauf abzielte, nicht nur die litauischen Wurzeln Klaipėdas wieder zu finden, sondern sich des schwierigen Komplexes der litauisch-deutschen Beziehungen in der Geschichte des Gebiets anzunehmen.

---

59 Memelskij kraj: „za" i „protiv" (Das Klaipėdaer Gebiet: „Für" und „gegen"), in: Kaliningradskaja pravda vom 25. Juni 1996; Dmitrij Kalužnyj, Proščiaj Kaliningrad (Leb wohl Kaliningrad), in: Literaturnaja gazeta vom 6.–16. Januar 2001.

Nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens erhielt Klaipėda seine besondere wirtschaftliche Rolle für Litauen zurück und muss sich wieder gegen seine traditionellen Konkurrenten im Baltikum behaupten. Die veränderte politische Lage, durch die die Märkte Westeuropas und der Europäischen Union zugänglich wurden, und die 1991 in Litauen begonnene Privatisierung des Staatseigentums hatten auch Auswirkungen auf die sozioökonomische Lage Klaipėdas. Die litauische Fischereiflotte und die Fischfanggesellschaft „Jūra" wurden im Laufe des Privatisierungsprozesses ausgeplündert und gingen bankrott, während die internationale Fähre nach einer kritischen Situation 1990 und der Reduzierung des Transportaufkommens auf dem Schienenweg umorganisiert wurde und nun Autotechnik und Reisende nach und von Deutschland bringt.

Die bereits im Mittelalter entstandenen traditionellen Handelsverbindungen zwischen Ost und West (Rohstoffe und handwerkliche Erzeugnisse) haben sich bis Ende des 20. Jahrhunderts wenig verändert. In der Vergangenheit lohnte sich nur, Holz, Wachs, Getreide und andere Erzeugnisse aus Ost- und Nordeuropa nach Westeuropa zu exportieren. Und so ist es auch in der Gegenwart nur gewinnbringend, durch die Häfen an der Ostsee russische Rohstoffe – Forstmaterial, Schwarz- und Buntmetalle, Ölerzeugnisse, Düngemittel, Zement – nach Westeuropa zu exportieren. Die Verbindung der Märkte ist jedenfalls sehr einträglich. Zwischen 1990 und 2000 stellte sich der Hafen von Klaipėda erfolgreich der Konkurrenz seiner Nachbarn an der Ostsee.

Klaipėda ist heute die drittgrößte Stadt Litauens, in der über 200 000 Einwohner leben. Es ist eine sich rasch entwickelnde Stadt, deren Dynamik sich nicht nur in ihrer Bedeutung für das Staatsbudget und in ihrer Attraktivität für ausländische Investoren zeigt, sondern auch in ihrem geistigen Zentrum, der am 5. Oktober 1990 gegründeten Universität. Die Hochschule stützt sich auf die Filialen der Hochschuleinrichtungen und das intellektuelle Potenzial, die in den 70er Jahren geschaffen wurden. Heute fällt es schwer sich vorzustellen, dass vor 100 Jahren Tilsit oder Insterburg und nicht Klaipėda die wichtigsten Städte dieses Teils von Ostpreußen gewesen sind. Tilsit (Sovetsk) und Insterburg (Černjachovsk), die jetzt 42 000 bzw. 43 000 Einwohner haben, haben ihre Bedeutung verloren, während Klaipėda, das im Laufe der Geschichte lang eine Provinz gewesen ist, es geschafft hat, die Kriegswunden zu überwinden und eine Stadt zu werden, ohne die heute die Zukunft des litauischen Staates unvorstellbar wäre.

Aus dem Litauischen übersetzt von Claudia Sinnig, Berlin

Zur Stadtentwicklung und zum sozialen und kulturellen Leben Klaipėdas 1945–1982[1]

von Aidas Rūtė

Einleitung

Klaipėda ist eine der wenigen Städte Litauens, die trotz ihrer 700-jährigen Geschichte eigentlich erst im 20. Jahrhundert litauisch geworden sind. Am Anfang des letzten Jahrhunderts prallten hier als Ergebnis des Nationalismus und der von ihm hervorgerufenen territorialen Ansprüche polnische, litauische und deutsche Interessen aufeinander, die kurze Zeit später zum Konflikt zwischen Litauen und Deutschland führten. Der 1918 entstandene litauische Staat strebte danach, das Memelland seinem Gebiet anzugliedern, indem er auf die baltische Vergangenheit des Landes hinwies und an den litauischen Bevölkerungsteil in dieser Region appellierte. Schließlich beschloss man im Januar 1923, einen bewaffneten Aufstand zu organisieren und das Memelgebiet an Litauen anzugliedern.

Die folgenden 16 Jahre standen im Zeichen der Autonomie des Memelgebietes innerhalb des litauischen Gesamtstaates und warfen neue Probleme auf. Bei der Integration des neuen Staatsgebietes stieß Litauen sowohl auf die Interessen der konkurrierenden Länder als auch auf die der einheimischen Bevölkerung. Da die Mehrheit der Memelländer mit dem Vorkriegsleben im deutschen Staat zufrieden und der kulturelle Unterschied zwischen den Klein- und Großlitauern ausgeprägt war, ließ sich das Memelgebiet nur mühsam in das wirtschaftliche und politische System Litauens integrieren. Bis zum Schluss vermochte die litauische Regierung ihre Ziele nicht zu realisieren. Mit dem deutschen Ultimatum im März 1939 wurde Klaipėda wieder deutsch. Man kann sicherlich ohne Übertreibung sagen, dass die 16 Jahre Autonomie die politische und kulturelle prodeutsche Einstellung der Memelländer im Kern nicht veränderten. Nach dem

---

1 Gekürzte Fassung des litauischen Originalbeitrags in: Klaipėdos ir Karaliaučiaus krastų XVI-XX a. istorijos problemos (Historische Probleme des Memel- und des Königsberger Gebiets vom 16. bis zum 20. Jahrhundert), Red. v. Alvydas Nikžentaitis, Stephen C. Rowell u. Vladas Žulkus. Klaipėda 2001 (Acta Historica Universitatis Klaipedensis. VIII), S. 50-68.

Zweiten Weltkrieg wurde Klaipėda wieder an Litauen angegliedert, aber diesmal als sowjetische Stadt.

Im folgenden Beitrag werden einige Aspekte des Nachkriegslebens in Klaipėda untersucht. Ich beschränke mich dabei auf die Periode von 1945 bis 1982: Das Jahr 1945 ist einer der wichtigsten Einschnitte, fast vergleichbar mit dem Datum der Stadtgründung oder mit der endgültigen Zuordnung zum Deutschen Orden im Jahr 1422. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs veränderte sich das politische, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Leben der Stadt im Vergleich zur Vorkriegszeit dramatisch. Die 700 Jahre währende deutsch-litauische Koexistenz wurde unter den Trümmern begraben, aus denen neue Keime des Lebens „hinter dem Eisernen Vorhang" wuchsen. Darüber hinaus gilt die Periode von 1945 bis 1982 als eine relativ stabile politische Phase der Sowjetunion. In diesen Jahrzehnten gab es nur dreimal einen Wechsel in der obersten Führung, ebenso viele wie allein in den Jahren 1982 bis 1985. Sicherlich prägte jeder der drei Führer auf die eine oder andere Weise das staatliche und private Leben, was in den wohl bekannten Umschreibungen für die jeweilige Herrschaft zum Ausdruck kommt: Stalins Personenkult, Chruščevs Liberalisierung, Brežnevs Stagnation.

Dieser Text strebt keine vollständige Darstellung der Geschichte und des Lebens von Klaipėda an. Ich begnüge mich mit einigen Aspekten des sowjetischen gesellschaftlichen Alltags und seinem Einfluss auf spezifische Züge der Stadtentwicklung: auf die nationale Zusammensetzung, religiöse Situation, Kultur und Bildung und auf die Probleme der Ideologisierung.

Die neue Situation Klaipėdas als Teil der Sowjetunion hat die Darstellung in wissenschaftlichen und populären Untersuchungen über die Stadt geprägt. Als wichtige Form der Legitimation der neuen, auf Gewalt beruhenden Macht diente eine verfälschende Interpretation der Geschichte. Deshalb ist die Objektivität historischer Quellen ein außerordentlich wichtiges Problem der Forschung. Am zugänglichsten sind in diesem Fall die Quellen in Archiven: Akten verschiedener Behörden, Gesetze und Verordnungen der Regierung der Litauischen SSR, die sich direkt auf Klaipėda beziehen, die Beschlüsse des Exekutivkomitees der Stadt und die örtliche Presse („Raudonasis Švyturys", „Tarybinė Klaipėda").

Die Veröffentlichungen über die ersten Jahrzehnte der sowjetischen Herrschaft in Klaipėda verdeutlichen das bereits erwähnte Streben nach Legitimation (die Sowjetunion als ‚Befreier' und nicht als ‚Aggressor'), während die Zwischenkriegszeit nicht erwähnt bzw. aus-

schließlich negativ dargestellt wurde.[2] Die Zahl der Veröffentlichungen wuchs mit jedem Jubiläum der Einverleibung der Stadt in die Sowjetunion.[3] Obwohl dadurch wenigstens eine kleine historische Perspektive geboten wurde, fehlte es weiterhin an Untersuchungen, die die ersten Jahrzehnte nach 1945 vergleichend und umfassend dargestellt hätten. Vielmehr fällt eine gewisse Spezialisierung auf, wobei man das Augenmerk auf eine Übersicht zu einzelnen, meistens wirtschaftlichen Bereichen des Stadtlebens richtete. Gesamtübersichten dagegen waren populärer Art und bleiben recht fragmentarisch.[4]

Kultur und Bildung im Zeichen einer fortschreitenden Ideologisierung

Das Aufeinandertreffen des Memel der Vorkriegszeit und des sowjetischen Klaipėda spiegelt sich in allen Bereichen des Stadtlebens wider, doch besitzt der Gegensatz im Bereich von Kultur und Bildung eine besondere Bedeutung. Die Stadt entwickelte sich auf den Trümmern deutscher Kultur und veränderte sie zu einem Substrat ‚mitgebrachter' Kulturerfahrung der neuen Bevölkerungsgruppen und sowjetischer Ideologie. Diese Entwicklung wurde für lange Zeit zum Charakteristikum nicht nur Klaipėdas oder Litauens, sondern des ganzen Sowjetsystems. Alles in allem erlaubt es die Situation der Stadt, sie von den anderen, homogener erscheinenden litauischen Städten als eine gesonderte soziokulturelle Einheit hervorzuheben. Klaipėda unterschied sich in folgenden Kriterien: 1) durch die totale Zerstörung, 2) durch eine neue, sehr komplizierte soziale Situation, 3) durch das Problem der kulturellen Bedürfnisse der Stadtbevölkerung und ihr Verhältnis zur Ideologie. Die kulturellen und intellektuellen Wünsche jedes Individuums formen sich unter bestimmten Bedingungen, die in der Praxis immer mit der sozialen Umgebung in Verbindung stehen. In der Kindheit ist der Einfluss der Familie am größten, später öffnet sich die Außenwelt und es wächst das Bedürfnis, sie kennen zu lernen. Einer der wichtigsten Faktoren dieses Prozesses ist die pädagogische Bildung.

---

2 R. Žiugžda, Tarybinė Klaipėda (Das sowjetische Klaipėda). Vilnius 1951.

3 Tarybinei Klaipėdai – 20 metų (20 Jahre für das sowjetische Klaipėda). Vilnius 1965.

4 Klaipėdos išvadavimas (Die Befreiung Klaipėdas). Vilnius 1975.

Die Bildungspolitik in der Sowjetunion sollte in der Theorie einen Menschen formen, der loyal zu den kommunistischen Idealen und der Partei stand. Natürlich korrigierte die Realität diesen Anspruch, doch sollte man die Wirkung dieser Politik nicht unterschätzen, auch wenn ihr Ausmaß schwer zu bestimmen ist. In die vom Krieg zerstörte Stadt strömten vom ersten Tag an Menschen, und ihre Zahl erreichte bald eine Rekordhöhe innerhalb der litauischen Sowjetrepublik. Bald musste man notgedrungen an den Wiederaufbau eines Bildungssystems gehen, das von ideologischen Rahmenbedingungen eingeengt wurde. 1945 und 1946 blieb noch die Struktur des alten Bildungssystems erhalten: Volksschule, Progymnasium, Gymnasium. Erst später entstand ein System von unteren und mittleren Schulen (Mittlere Schulen umfassten elf Klassen vom ersten Schuljahr bis zum Abitur; d.Übers.). Die Entwicklung der schulischen Infrastruktur belegt das dynamische Wachstum der Bildungseinrichtungen. Im Schuljahr 1946/1947 gab es zwei Gymnasien, zwei Progymnasien und zwölf Volksschulen.[5] Weil zum Schuljahrsbeginn im September 1946 1052 Schüler mehr vorhanden waren als vorgesehen, musste man zusätzlich fünf neue Schulen einrichten. Doch mit dem rasanten Wachstum der Bevölkerung konnten die Bildungseinrichtungen nicht Schritt halten. Die Schülerzahl stieg ständig. 1953 besuchten 10524 Schüler sieben Mittlere, acht siebenjährige und sieben vierjährige Schulen. 1958 gab es neun Mittlere, vier siebenjährige und sieben vierjährige Schulen,[6] 1972 dann 22 Mittlere und drei vierjährige,[7] und 1981 25000 Schüler, die sich auf 27 Mittlere Schulen verteilten.[8] Mit dem Wachstum der Schulen änderte sich auch die Schulstruktur. Mit der Zeit ging man unter Verzicht auf die vier- und siebenjährigen Schulen zu Mittleren Schulen über. Sowohl ansteigende Schülerzahlen als auch praktische Erwägungen bedingten diese Entwicklung. Zentralisierte Schulen waren ‚ökonomischer', denn sie verursachten weniger Ausgaben und benötigten weniger Spezialisten. Doch fehlte es weiterhin an Schulen, und die Klassenstärken betrugen 40 Schüler und mehr.

Besonders in den ersten Nachkriegsjahren waren die Bedingungen sehr schwierig. Den Schulen mangelte es an Heizmaterial und Glas, weswegen die Fenster mit Brettern vernagelt wurden. Zudem lehnte man die als ideologisch gefährlich eingestuften vorsowjetischen Lehrbücher ab, obwohl neue oder zumindest ‚überarbeitete' fehlten.

5 Klaipėdos apskrities archyvas (Archiv des Kreises Klaipėda) (KAA), F. 104-1-3-35.
6 KAA, F. 104-304-175.
7 KAA, F. 104-833-34.
8 KAA, F. 104-1957-29.

Nicht weniger kompliziert verlief der Unterricht. Die Parteifunktionäre monierten besonders in den ersten Jahren oft einen ideologisch nicht einwandfreien Unterricht oder die nach ihrer Ansicht mangelnden ideologischen Kenntnisse der Lehrer. Der Unterricht auf ‚hohem ideologischen Niveau' wurde zum wichtigsten Kriterium der Bildungspolitik. Die Grenze zur Absurdität wurde dabei manchmal überschritten: In der Stadtzeitung „Raudonasis Švyturys" von 1948 wurde berichtet, dass Sport- und Musiklehrer noch aus der ‚bürgerlichen' Zeit stammende Lehrbücher verwendeten. Es wurde gefordert, „den Unterricht im sowjetischen Geist und auf hohem politischen Niveau zu halten".[9] Solche Fakten von „Vernachlässigung" wurden häufig erwähnt. Natürlich kann man sich über die Wirkung des ideologisierten Unterrichts streiten, doch folgenlos blieb er sicher nicht, insbesondere für spätere Generationen, die in den 60er und 70er Jahren geboren wurden. Diese unter sowjetischen Bedingungen geborenen und aufgewachsenen Menschen kannten keine objektive Geschichte. Die Vergangenheit wurde ihnen oft bis zur Unkenntlichkeit verfälscht dargestellt. Die Jungen Pioniere („Spaliukai": eine Organisation für Kinder bis acht Jahre; d.Übers.), Pioniere und der Komsomol wurden zu einem integrativen Teil der Schulen und trugen auf ihre Weise zu einer zusätzlichen Form der ideologischen Abstumpfung bei. Die jahrzehntelange Propaganda beeinflusste ohne Zweifel die Weltanschauung der Menschen.

Auch das kulturelle Leben der städtischen Gesellschaft entwickelte sich komplex. Ich wage die Behauptung, dass es in den ersten Nachkriegsjahren gar nicht existierte. In der vom Krieg zerstörten Stadt verschwanden die Reste der deutschen Kultur fast vollständig. Zum wichtigsten Zeugnis dieser Kultur wurden das architektonische Gesamtbild der Altstadt und die wenigen Alteingesessenen. An die deutsche Epoche erinnerten sonst lediglich die übrig gebliebenen Geschäftsinschriften, Aufschriften an den Fassaden und alte Stadtfotos.

Litauer und Russen empfanden die deutsche Kultur recht unterschiedlich. Für die in die Stadt zugezogenen Litauer war und blieb das Memelland vor wie auch nach dem Krieg eine *terra incognita,* wie es K. Korsakas einmal formulierte.[10] Die Motive der litauischen Zuwanderung bestätigen dies: Meistens hofften die Menschen hier Arbeit zu finden oder den stalinistischen Repressionen zu entfliehen. Dass sie

---

9 Raudonasis Švyturys vom 17. Mai 1948.

10 Ieva Simonaitytė, Raštai (Werke). Bd. 3, Vilnius 1988, S. 633.

dieses Küstengebiet nicht als ihr Land betrachteten, belegt auch die Beteiligung mancher litauischen Zuwanderer an der Verwüstung des Landes, der Zerstörung der Kirchen und der Aneignung von zurückgelassenem Vermögen. Man braucht jedoch keine religiösen oder nationalen Motive hinter dem Vorgang zu vermuten, im Grunde handelte es sich um gewöhnlichen Vandalismus. Auf eine zunehmende Integration im Memelgebiet ab den 50er Jahren weist die Tatsache hin, dass verstorbene Angehörige nicht mehr in ihre früheren Heimatorte überführt, sondern im Memelgebiet bestattet wurden. Trotzdem trug das Bild der Deutschen im Bewusstsein der Litauer positivere Züge als bei den Russen. Eine Rolle spielten dabei die sowjetischen Deportationen 1940/41, weswegen vielen die deutsche Okkupation 1941–1944 zeitweilig als ‚Befreiung' erschienen war. Einfluss übte dabei auch das Stereotyp des vermeintlich korrekten deutschen Soldaten (im Gegensatz zum Rotarmisten) aus. Aus allen diesen Gründen scheint mir die Einstellung der in Klaipėda zugezogenen Litauer zur deutschen Vergangenheit des Landes ziemlich neutral gewesen zu sein. Hinzu kam, dass die Auffassung von der baltischen Vergangenheit dieser Region bzw. die Zugehörigkeit des Memellands zum litauischen Staat 1923–1939 ein ähnliches, vielleicht sogar verbindendes Gefühl zu den ortsansässigen Litauern förderte. Schließlich existierte zwischen den Klein- und Großlitauern eines der wichtigsten Verbindungsmerkmale: die gemeinsame Sprache.

Diejenigen Menschen aber, die in der Sowjetunion ihre Wurzeln hatten, fanden in Klaipėda eine völlig andere kulturelle Umgebung vor. Hinzu kam noch der durch die Konfrontation mit Deutschland hervorgerufene und von den Ideologen hartnäckig propagierte Hass gegen die Feinde. Er rief bei der russischsprachigen Bevölkerung eine einseitige Reaktion hervor, deren radikalste Form das brutale Vorgehen der Roten Armee im Königsberger Gebiet war. Das Memelland entging diesem Schicksal teilweise dank des schon früher gefassten Beschlusses, diese Region als einen Teil der Sowjetunion zu betrachten.

Unter den Nachkriegsbedingungen kann man eigentlich nur über den Grad der kulturellen Wechselwirkung zwischen der litauisch- und der russischsprachigen Stadtbevölkerung sprechen. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung war russischsprachig. Für Menschen, die sich nicht vorstellen konnten, wohin sie reisten, ihre Wurzeln in einer Entfernung von 1 000 und mehr Kilometern hatten, und oft unbewusst gewisse imperiale Ambitionen oder die Vision einer ‚Internationalisierung' der neuen sowjetischen Territorien mitbrachten, fiel es nicht

leicht, in Klaipėda heimisch zu werden. Ein nicht geringer Teil der russischsprachigen Bevölkerung begriff nichts von der vorhandenen Kultur, und ihre eigene Kultur zu pflegen fiel ihnen schwer. Zum wichtigsten Hindernis wurde die elementare Tatsache, dass sie nicht die Sprache der Bevölkerungsmehrheit lernten. Diese ‚Sprachlosigkeit' stand automatisch dem kulturellen Dialog und der wechselseitigen Akzeptanz der Kulturen im Weg. Ohne Sprachkenntnisse kann man schließlich kein Theater oder Konzert besuchen, keine Belletristik genießen oder auch nur Zeitung lesen. So fand von Anfang an ein Prozess der Isolierung statt. Was blieb einem Neuangekommenen übrig, der kein Litauisch lernte? Film, Fernsehen, die Presse der Union, russischsprachige Bücher. Zum eigentlichen Katalysator der Entwicklung wurde die sowjetische Politik, denn der Zuwanderer aus einem beliebigen Ort der Sowjetunion, der in ein Land mit einer ihm fremden Kultur kam, konnte sich ganz wohl fühlen. Er fand überall russische Presseerzeugnisse, russisches Fernsehen, auf Russisch synchronisierte Filme und Russisch als Umgangssprache mit den Behörden. Eine ‚nomadische' Form der Kultur wurde zu einer der wichtigsten Eigenschaften der russischsprachigen Stadtbevölkerung. Das spiegelte sich sowohl in der Vernichtung der litauischen und deutschen Kulturdenkmäler, der Kirchen und Friedhöfe wider als auch in der Errichtung neuer Denkmäler für völlig fremde kommunistische Führer und in Monumenten, die Gewalt verherrlichten. Alle nichtrussischsprachigen Völker überrollte praktisch eine sowjetische, streng ideologisierte Welle einer Pseudokultur, die weder für einen Dialog noch eine Diskussion offen stand, sondern sich dem Diktat eines fremden Willens unterwarf. Obwohl die völlige Russifizierung nicht das wichtigste Ziel des Systems war, wurde eine solche Entwicklung hingenommen und gewünscht. Eine wichtige Rolle spielte bei dieser Entwicklung in Klaipėda auch der soziale Status der Zugezogenen. In der Mehrheit waren es Parteifunktionäre, Offiziere oder Industriespezialisten und Facharbeiter. Zur Intelligenz gehörten nur wenige von ihnen.

Die Situation des litauischen Teils der Stadtbevölkerung war ein wenig besser. Darauf weist schon allein der Fakt der Lituanisierung der Stadt hin. Außerdem fanden die nach dem Krieg zugezogenen Litauer in Klaipėda und besonders in der Umgebung ein zwar mit spezifisch deutschen Merkmalen vermischtes, aber doch im Kern kleinlitauisches Milieu vor, das ihnen kulturell unvergleichlich näher stand als den Zugereisten aus dem sowjetischen Hinterland. Hinzu kam, dass die Litauer bald das Bild einer litauischen Stadt schufen. Dieser

Prozess war weder leicht noch einfach, wie aus der Entwicklung der kulturellen Infrastruktur der Stadt zu ersehen ist.

Zuerst wurde in Klaipėda das Kino wieder eröffnet. Das war verständlich, denn ein Lichtspielhaus verlangte keine großen finanziellen Investitionen, garantierte Popularität und brachte wirtschaftlichen Nutzen. Das bewiesen auch die Renovierungsarbeiten am Filmpalast „Baltija", die nachts vorgenommen wurden, um die Filmvorführungen nicht zu stören. Erst Mitte 1946 gab auch ein Theater in Klaipėda Vorstellungen. Eine Zeit lang waren Kino und Theater die einzigen Einrichtungen, die unter einer weniger strikten Beobachtung durch die Parteifunktionäre standen. Da es sich bei den beiden Einrichtungen um die wichtigsten oder einer der wichtigsten Formen des öffentlichen Kulturlebens in der Nachkriegsstadt handelte, möchte ich ihre Tätigkeit etwas ausführlicher schildern.

Zweifellos gehörte das Kino in der Zeit zwischen 1945 und 1982 zu den wichtigsten und populärsten Formen der Kultur und (nicht nur) der Freizeitgestaltung. Im Frühjahr 1945 wurde das „Kapitol" (ab 1953 „Švyturys") mit 400 Plätzen wieder eröffnet, Ende des Jahres folgte „Tėvynė" (ab 1958 „Baltija") mit 600 Plätzen. 1953 baute man im Fischerviertel noch einen Saal „Aurora" und 1962 das Breitwandkino „Daiva". Eine neue Welle von Kinobauten folgte in den 70er Jahren: 1971 „Vaidila" mit 835, 1977 „Žemaitija" mit 400 und 1978 „Jūratė ir Kastytis" mit 612 Plätzen.[11] Diese Dynamik hängt einerseits mit der Popularität des Kinos zusammen, andererseits auch mit dem fortgesetzten Wachstum der Bevölkerung. Der Film war von allen Künsten am populärsten. Das belegen auch die ständig wachsenden Besucherzahlen: 1951 – 0,6 Millionen, 1960 – 1,7 Millionen, 1970 – 3 Millionen und 1980 gar 3,4 Millionen. Nichtsdestoweniger sollten wir zwischen Popularität und künstlerischem Wert unterscheiden. Zu den Kassenschlagern und Ladenhütern der Nachkriegszeit meint der Filmkritiker S. Macaitis: „Ich erinnere mich gut an die unverhoffte Begegnung mit der Kunst des Neorealismus, an die damaligen Emotionen und ihre Entwicklung. Am Anfang stand Ärger. Der Geschmack von uns Kindern der Nachkriegszeit wurde teilweise von Filmen wie ‚Untergang von Berlin' und anderen sowjetischen Kriegsfilmen mit mutigen russischen Stoßtrupps und dummen Faschisten, oder von erbeuteten Dauerbrennern wie ‚Tarzan' und ‚Das indische Grabmal' geprägt. Wir wussten, was im Film ‚schön' und was ‚nicht

[11] Tarybų Lietuvos enciklopedija (Enzyklopädie Sowjetlitauens). Bd. 27, Vilnius 1986, S. 323.

schön' war. Neorealismus war ‚nicht schön': irgendwelche nichts sagende Typen, enge Schuhe, Höfe voll von Wäsche – alles das, was uns selbst, die nach Illusionen im Film dursteten, im Leben bis zum Überdruss stank."[12] Auf Klaipėda passen diese Worte wie auf keine andere Stadt: Trümmer, Nahrungsknappheit, finstere Realität, aus der die Menschen zu fliehen wünschten, im Alkoholismus versackten oder im Kino mit seinen fiktiven, aber schönen Bildern ein exotisches und friedliches Leben suchten. Andererseits ließen die begrenzten Bedürfnisse der Zuschauer nach gefühlsbetonten Szenen verbunden mit den ideologischen Vorgaben die Sowjetunion für lange Jahrzehnte zu einer Kinoprovinz werden.

Auch die Zusammensetzung des Publikums war sehr verschieden. Die Bevölkerungsmehrheit der rasch industrialisierten Stadt stellten Arbeiter und Angestellte der Dienstleistungssparte, während Intellektuelle kaum vertreten waren. Dies mag dazu beigetragen haben, dass Filme ernsteren Inhalts wenig populär waren.

In dieser Hinsicht war das Theater in einer besseren Situation. Aber auch seine ersten Jahre nach dem Krieg gestalteten sich mühsam. Zwischen 1935 und 1939 hatte in der Stadt eine aus Šiauliai nach Klaipėda versetzte Theatergruppe gastiert, die nach der deutschen Annexion wieder dorthin zurückkehrte. Wie andere Gebäude wurde auch das Theater am Kriegsende beschädigt, und die Renovierung zog sich länger als ein Jahr hin. Die erste Inszenierung nach dem Krieg war am 27. Juli 1946 das unter der Regie von K. Jurašiūnas aufgeführte Musikstück „Eglė žalčių karalienė" („Eglė, die Königin der Nattern").[13] Einige Jahre behielt das Theater ein ihm fremdes, seiner früheren Bestimmung entgegenstehendes Profil, denn seit 1946 hieß es nicht mehr Schauspieltheater, sondern Theater für Musik und Komödie. Es begann eine neue Periode in der Theatergeschichte. Nach Ansicht der Theaterkritikerin R. Rostovaitė fehlten den Stadtbewohnern Lachen und Musik: „Man musste irgendwie die aus der Trümmerlandschaft aufsteigende Leere besiegen, das Elend vergessen, und vielleicht hat dies die damalige Ausrichtung des Theaters entschieden."[14] Die Sowjetunion erlebte nach dem Krieg eine Wirtschaftskrise; deshalb wurden viele Theater geschlossen oder Theaterensembles verkleinert. Das führte auch in Klaipėda 1949 zur Auflösung der Verbindung von Musik und Komödie. Das Theater

---

12 S. Macaitis, 25 seansai (25 Aufführungen). Vilnius 1990, S. 19.
13 KAA, F. 104-1-5-262.
14 Klaipėda vom 27. Juli 1996.

nahm wieder sein früheres Aufgabengebiet wahr, weil damit die Unterhaltungskosten geringer wurden. 1950 wurde es zunächst in „Musikalisches Schauspieltheater" umbenannt, um schließlich nach einem Jahr wieder als „Schauspieltheater" bezeichnet zu werden. Zwischen 1951 und 1958 wirkte neben dem litauischen auch ein russisches Theaterensemble.

Das Repertoire des Theaters unterlag ähnlichen, wenn auch nicht ganz identischen Veränderungen wie die Filme im Kino. In den ersten Nachkriegsjahren wurden noch eine Zeitlang Opern und Operetten von C. Goldoni, G. Rossini u.a. aufgeführt. Aber später nahmen nichts sagende sowjetische Werke überhand, die in der Regel von Russen verfasst und auf Darstellung des sowjetischen Lebens im Rahmen des real existierenden Sozialismus ausgerichtet waren. Dadurch fanden ideologische Vorgaben auch Eingang ins Theater. Doch wurden neben den ideologischen Werken, die als Pflicht galten, auch litauische Stücke von K. Saja, J. Marcinkevičius, J. Grušas, B. Sruoga und V. Putinas aufgeführt. Sehr populär wurde in Klaipėda A. Kanovičius. In der zweiten Hälfte der 70er Jahre gab es einen Bruch im Repertoire des Theaters. Aufführungen von litauischen und westlichen Autoren verdrängten immer mehr die Werke sowjetischer Autoren und damit auch die ideologische Ausrichtung. Immer öfter konnte man Stücke moderner westlicher Autoren wie S. Beckett, T. Williams, O. Wilde, B. Brecht oder E. O'Neal spielen.

Die ganze Sowjetperiode hindurch blieben Theater und Film die wichtigsten und populärsten Sparten des Kulturlebens. Unterschiede gab es lediglich im künstlerischen Niveau. Das populärste und billigste Freizeitangebot, das Kino, blieb bei seinem beschränkten Programm und bot dem Zuschauer entweder unterhaltende oder ideologisch engagierte Filme an. Die Intimität des Theaters, seine größeren Möglichkeiten, das Repertoire zu variieren, aber auch der Verfall des Sowjetsystems am Ende der 70er Jahre schufen neue Bedingungen. Daneben nahm jedoch auch die Zahl der typischen sowjetischen Einrichtungen zu: Kulturhäuser, die so genannten Roten Räume in Fabriken und Schulen („Raudoni kampeliai" = Räume der kommunistischen Partei in allen Betrieben; d. Übers.) und Arbeiterklubs. 1951 gab es drei Kulturhäuser, 1960 bereits 16.[15] Auch die Roten Räume entwickelten sich dynamisch: 1948 – 19, 1951 – 28, 1960 – 60.[16]

---

[15] N. Kairiūkštytė, Klaipėdos pramonė ir darbininkai 1945–1960 metais (Industrie und Arbeiter in Klaipėda 1945–1960). Vilnius 1987, S. 102.

[16] Ebenda, S. 106.

Mit dem Wachstum der Bevölkerung nahm auch die Zahl der Bibliotheken zu: 1954 – 5, 1958 – 8, 1981 – 28. Zu einer wichtigen Einrichtung, die an die Geschichte Klaipėdas vor dem Krieg anknüpfte, wurde das bereits 1924 gegründete Museum für Landeskunde, das ethnographisches und archäologisches Material über die Vergangenheit des Gebiets aufbewahrte. Bis 1958 bestand das Personal des Museums allerdings nur aus dem Direktor und einem wissenschaftlichen Mitarbeiter. Die Arbeit des Museums entsprach oft nicht seiner eigentlichen Bestimmung, sondern diente der Darstellung der Erfolge der Sowjetmacht.

Das Aufeinandertreffen von russischen, litauischen und deutschen Kulturelementen äußerte sich auch in einem anderen Bereich: Die neue sowjetische Herrschaft fing sogleich an, die Straßen- und Fabriknamen zu ändern. Besonders schnell wurden deutsche und nichtlitauische Namen getilgt: Die Schokoladenwerke „Merkur" und „Neapel" wurden zusammengeschlossen in „Laima", die Kaffeeröstereien „Schwermer" und „Ost-Gold-Werke" vereinigt in „Ąžuolas", das Kino „Kapitol" wurde „Švyturys" usw. Viele Straßen wurden umbenannt. Es gab fortan die Straßen der Roten Armee, Nachimows, der Pariser Kommune, des Komsomol oder Lenins. Der zentrale Platz der Stadt erhielt den Namen „Pergalė" („Sieg"). Der Eifer der Stadtverwaltung bei der Tilgung der Spuren deutscher Vergangenheit führte manchmal zu absurden Paradoxa. Aus Mangel an Papier schrieb das Exekutivkomitee beispielsweise noch in den 50er Jahren seine Anweisungen auf Briefbögen, die nationalsozialistische Symbole oder Reklame für deutschen Kaffee zierten.

Nur sehr langsam kam der Aufbau anderer Einrichtungen voran, die das kulturelle Stadtbild formten. 1962 wurde eine Filiale der Philharmonie der Litauischen SSR in der Stadt eingerichtet. Besonders in den 70er Jahren gab es wesentliche Veränderungen: 1971 entstanden die Bildergalerie und der Kinopalast „Vaidila"; 1975 richtete man in der ehemaligen Festung an der Süderspitze der Kurischen Nehrung ein Meeresmuseum ein, das noch am ehesten der Besonderheit der Stadt gerecht wurde. 1977 begann man, den Stadtfriedhof in einen Skulpturenpark umzugestalten. Im selben Jahrzehnt wurden auch einige öffentliche Bauten errichtet, die aus architektonischer Sicht ins Auge fielen. Die 70er Jahre waren zweifellos die Periode einer deutlichen kulturellen Modernisierung. Die Stadt erhielt dabei auch einige Elemente, die an die Vergangenheit erinnerten: den schon erwähnten Skulpturenpark, die Denkmäler für Donelaitis und Herkus Monte. Zwei mittlere Schulen wurden nach L. Rhesa und K. Donelaitis

benannt. Sporadisch erschienen in der Presse Beiträge über Kleinlitauen und seine herausragenden Persönlichkeiten wie G. Sauerwein oder F. Kuršaitis. Allerdings wurde ihr Kampf für das Litauertum auf lächerliche und absurde Weise mit dem Kampf gegen den westlichen Revanchismus in Verbindung gebracht. Noch in den 60er Jahren hatte man begonnen, über die Möglichkeit einer Rekonstruktion der Memeler Burg zu reden. In den 70er Jahren fanden dann erste Ausgrabungen statt, aber dieses Vorhaben wurde immer wieder hinausgezögert. V. Šliogeris meinte dazu: „(...) was die Burg betrifft, so sind die Interessen der Industrie wichtiger als die kulturellen der Stadt".[17] In der Presse erschienen zwar Berichte über die Vorkriegszeit in Klaipėda, aber sie waren fast immer leicht tendenziös und unterschlugen die interessante politische und kulturelle Geschichte dieser Zeit.

In der Periode von 1945 bis 1982 fällt besonders das fast völlige Fehlen von Hochschulen in Klaipėda auf. 1959 wurde eine Filiale der Technischen Hochschule Kaunas errichtet, 1975 die Fakultät für Vorschulerziehung der Pädagogischen Hochschule Šiauliai und zwei Fakultäten des Konservatoriums der Litauischen SSR, 1978 ein Seminar für Grafik des Kunstinstituts Vilnius. Diese Fakultäten waren die einzigen universitären Einrichtungen, die von ca. 2000 Studenten besucht wurden. In dieser Zeit gab es außerdem in der Stadt acht technisch ausgerichtete Schulen und sechs Fachschulen mit ca. 10000 Schülern.[18] Klaipėda wurde zu einer Stadt, die auf Technik und Handel ausgerichtet war, ohne eine deutlichere geisteswissenschaftliche Ausprägung vorweisen zu können.

In den 70er Jahren erreichten immer häufiger Einflüsse westlicher Kultur und Lebensart Klaipėda. Als Antwort darauf mehrte sich in der Presse eine offene und bewusst entfachte Polemik, denn die Beliebtheit von Jeans und von Pop- und Rockmusik rief bei den Funktionären negative Reaktionen hervor. Große Teile der Gesellschaft, besonders die Jugend, achteten jedoch wenig auf die ideologischen Zurechtweisungen.

Die strenge Reglementierung des öffentlichen Lebens in der UdSSR deformierte die Kultur. Die Intellektuellen wurden nicht nur durch den real existierenden Sozialismus, sondern auch durch die von der Partei ausgegebenen Vorgaben eingeengt. Das kulturelle Leben

---

17 V. Šliogeris, Kada matysime Klaipėdos pilį (Wann sehen wir die Memeler Burg), in: Tarybinė Klaipėda vom 11. August 1981.

18 Lietuviškoji tarybinė enciklopedija (Sowjetlitauische Enzyklopädie). Bd. 5, Vilnius 1979, S. 546.

Klaipėdas in der Sowjetzeit blieb folglich monoton, es existierten im Prinzip nur zwei Formen von Kultur: zum einen mehr individuell und kulturell ausgerichtete Veranstaltungen wie Theater, Kino, Musikkonzerte und zum anderen die standardisierten Massenveranstaltungen. Die populärsten Feste der Sowjetunion, die mit viel Pomp begangen wurden, waren: die Oktoberrevolution von 1917, Lenins Geburtstag, der 1. Mai und der 9. Mai (Sieg gegen Deutschland). Sie wurden von verschiedenen Ausstellungen, Konzerten und anderen Veranstaltungen begleitet. Natürlich nahm auch die „Befreiung" der Stadt am 27. Januar 1945 einen würdigen Platz in diesem Pantheon ein.

Klaipėda stand auch weiterhin abseits des kulturellen Lebens in Litauen, das sich in Vilnius und Kaunas konzentrierte. Die drittgrößte Stadt der Republik blieb in erster Linie ein Industriestandort, was auch darin zum Ausdruck kam, dass ein Großteil der Bildungseinrichtungen der Ausbildung von Spezialisten für Industrie und Schifffahrt diente. Die von klein auf mit Losungen von Sowjettreue aufgewachsene Jugend hatte fast gar keine objektiven Geschichtskenntnisse und nahm die Umgebung so auf, wie sie war. Es gab nur wenige Fälle von Widerstand, vielleicht weil sich nur wenige Möglichkeiten anboten. Deshalb riefen die wenigen umso mehr Aufmerksamkeit hervor. Einige fanden selbst weltweit ein beträchtliches Echo wie der des Matrosen Simas Kudirka, der vergeblich versucht hatte, von seinem Schiff in die USA zu entkommen.[19]

Die demografische Situation der Stadt

Klaipėda erlebte im 20. Jahrhundert zwei große Kolonisationsschübe, die es von einer kleinen deutschen Provinzstadt zu einem der wichtigsten Wirtschaftszentren Litauens machten. Diese Schübe waren jedoch in Qualität und Quantität ziemlich unterschiedlich. Die schon erwähnte jahrhundertelange deutsch-litauische Koexistenz in der Region wurde im 20. Jahrhundert unterbrochen. Der Wechsel des politischen Status des Memellandes beeinflusste die Zusammensetzung der Bevölkerung.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs floh mit den deutschen Truppen auch die große Mehrheit der Bevölkerung. Städte und Dörfer waren menschenleer. In der ganzen Region verblieb im Winter 1945 höchs-

[19] Diesen Vorfall schildert der 1978 in den USA gedrehte Film „The defection of Simas Kudirka".

tens ein Fünftel der Vorkriegsbevölkerung, ca. 30000 Personen. Klaipėda selbst verlor praktisch seine ganze Bevölkerung. Das Zentralkomitee der litauischen Republik fasste bereits am 5. Februar 1945 einen Sonderbeschluss zur Wiederherstellung der Wirtschaft in der Stadt, und die neue Stadtverwaltung sah sich augenblicklich mit dem Bevölkerungsproblem konfrontiert. Der Wiederaufbau der Stadt und die späteren Ausbaupläne riefen eine neue, unvergleichlich größere Kolonisation hervor, die in ihrem Umfang die Politik der Lituanisierung in der Zwischenkriegszeit weit hinter sich ließ. Die Besiedlung der Stadt nach dem Krieg verlief in verschiedenen Bahnen. Aus dem Westen kehrte ein Teil der geflohenen Bevölkerung zurück, und aus dem Osten kamen Menschen, die eigentlich in dieser Region fremd waren: Leute aus Litauen und anderen sowjetischen Republiken. Bereits 1945 richtete die Sowjetunion eine Repatriierungsbehörde ein. Im Januar 1945 nahm die Abteilung für Rückkehr (ab 1947 in Repatriierung umbenannt) beim Rat der Volkskommissare der litauischen Republik ihre Arbeit auf.[20] Ihre Aufgabe bestand in der Einrichtung von Repatriierungsämtern in der ganzen Republik und der Koordinierung der Aktivitäten. N. Kairiūkštytė berichtet, dass die Errichtung dieser Ämter im Memelland nicht einfach war, denn neben den vom Krieg verursachten Schäden bereitete die negative Einstellung der Verantwortlichen in den Exekutivkomitees und in der Partei gegenüber den Repatrianten, die man mit der deutschen Vergangenheit in Verbindung brachte, große Probleme. In den Jahren zwischen 1945 und 1950 kehrten ca. 8000 Einheimische ins Memelland zurück.[21] Wie viele der Rückkehrer sich in Klaipėda niederließen, ist eine offene Frage, denn das Fehlen einer genauen Statistik und die Migration der Rückkehrer innerhalb Litauens erschweren exakte Angaben. Die von der Ideologie aufgeheizte antideutsche Einstellung bereitete sogar den Kleinlitauern Schwierigkeiten. Erhebungen über die Zahl der Deutschen gibt es nicht. Nach Angaben über die Bevölkerung auf dem Land lebten 1945/46 in den Kreisen Klaipėda, Šilutė und Pagėgiai 901 Personen deutscher Abstammung.[22] Die Zahl in Klaipėda dürfte daher höchstens bei einigen hundert gelegen haben. Das Leben in den Dörfern und Städtchen war ruhiger als im Kreis-

20 N. Kairiūkštytė, Klaipėdos krašto gyventojų repatriacija ir jos ypatumai 1945–1950 (Die Repatriierung der Memelländer 1945–1950 und ihre Besonderheiten), in: Lietuvininkai ir Mažoji Lietuva amžių būvuje (Kleinlitauer und Klein-Litauen im Laufe der Jahrhunderte). Klaipėda 1990, S. 35.

21 Ebenda, S. 39.

22 Ebenda, S. 38.

zentrum, in dem nach dem Krieg nicht nur der Hass auf Deutsche gedieh, sondern auch Überfälle auf Zivilisten an der Tagesordnung waren. Die Repatriierung hatte für die Stadt eine wichtige Bedeutung: Zwar machten die Rückkehrer statistisch gesehen nur noch einen kleinen Teil der neuen Stadtbevölkerung aus, aber diese kleine Gruppe bildete die einzige direkte ethnische Verbindung der neuen Stadt mit der der Vorkriegszeit.

Die Zuwanderung von Menschen aus Litauen und anderen sowjetischen Republiken, die organisiert oder einzeln kamen, schuf die Vorbedingungen für das rasche Wachstum der Stadt. Bereits Ende 1945 lebten hier 13 500 Personen.[23] Und auch später war der Bevölkerungszuwachs einer der höchsten in der Republik: 1959 – 90000, 1963 – 110000, 1970 – 140000, 1978 – 175000, 1980 – 181000.[24] Seit den 50er Jahren war das allgemeine Wachstum vor allem auf eine Zunahme der Litauer zurückzuführen, während in den ersten Nachkriegsjahren noch Russen die Mehrheit stellten. Aus der Sowjetunion kamen Beamte, Offiziere, Facharbeiter und Arbeiter; die Litauer zogen in den ersten Jahren das Land der Stadt vor. Für die Führung der Sowjetunion war es wichtig, sich die Linientreue der Regierungs-, Verwaltungs- und Armeestellen zu sichern, und diese Loyalität schienen am ehesten Zuwanderer aus anderen Republiken zu bieten. Doch schon in den 50er Jahren gab es mehr Litauer als Russen in der Stadt. Dieses Jahrzehnt brachte den Durchbruch bei der Lituanisierung. 1959 machten die Litauer 55,2%, die Russen 35,7% aus. 1970 gab es 61% Litauer und 31% Russen.[25] Diese Entwicklung belegt nicht nur eine wachsende Zuwanderung von Litauern, sondern auch eine Abwanderung von Menschen aus anderen Republiken. Dieser Trend blieb, wenn auch abgeschwächt, in den folgenden Jahrzehnten erhalten.

Die Gründe für den Zuzug der neuen Bewohner waren während der gesamten Periode ähnlich. Durch den raschen Ausbau der Industrie, von Dienstleistungen und Verwaltung wurden neue Arbeiter, Funktionäre und Spezialisten für den Gesundheits-, Bildungs- und Sicherheitsbereich benötigt. In den ersten Jahren gab es aber auch andere Motive: Manche Litauer entschieden sich für Klaipėda in der Hoffnung, auf diese Weise den stalinistischen Verfolgungen zu entgehen. Außerdem war in dieser Region der Partisanenwiderstand nur sehr

---

23 V. Vareikis, Klaipėda XX amžiuje (Memel im 20. Jahrhundert). Klaipėda 1993.
24 Enciklopedija (wie Anm. 18), Bd. 5, S. 548.
25 Ebenda.

schwach ausgeprägt, was bessere Voraussetzungen für ein sicheres Leben bot.

Für die verbliebenen Deutschen schuf die neue Macht ungünstige Lebens- und Daseinsbedingungen. Sie wurden bei der Arbeitssuche benachteiligt, durften keine deutschen Gottesdienste halten, und manchmal wurde in ihren Ausweisen gegen ihren Willen eine andere Nationalität eingetragen.[26] Dank der liberaleren Politik von Chruščev wurde 1958 allen Personen, die 1941 die deutsche Staatsangehörigkeit besessen hatten, die Ausreise in die Bundesrepublik erlaubt. Dieses Recht nahm die Mehrheit der im Memelland lebenden Deutschen in Anspruch. Zwischen 1958 und 1960 verließen mehr als 8000 ehemalige Staatsangehörige des Deutschen Reiches Litauen. Bei der Volkszählung von 1979 trugen sich 118 Stadtbewohner als Deutsche ein.[27] Juden, die vor 1939 einen gewissen Anteil an der Stadtbevölkerung ausgemacht hatten, gab es 1959 0,9%, 1970 0,6%.[28] Fast alle waren erst nach dem Krieg aus Litauen, Russland und anderen Republiken zugewandert. Von den übrigen nationalen Minderheiten seien Ukrainer und Weißrussen erwähnt, die 3-4% ausmachten, jedoch von ihren Mitbewohnern meistens für Russen gehalten wurden.

Die Religionsgemeinschaften und ihr Verhältnis zum Regime

Die Situation der Religion und ihren Platz in der sowjetischen Ideologie umschreibt recht treffend die Aussage, dass die Kommunistische Partei gegenüber Glaubensäußerungen nicht gleichgültig bleiben könne, selbst wenn der Staat Religion als private Angelegenheit betrachte. Die sowjetischen Funktionäre, die die Glaubensausübung behinderten, schufen ihrerseits selbst einen ausgeprägten religiösen Kult, sodass das System zuletzt über einen eigenen Gott (Lenin) und eine eigene Bibel (die sowjetische Verfassung) verfügte. Die Kirchen blieben immer unerwünschte Organisationen, da sie ein Hindernis für die Sowjetisierung der Kultur und Gesellschaft waren und im Gegensatz zum Atheismus die Existenz Gottes und ein Leben nach dem Tod bejahten.

Klaipėda war vor dem Krieg eine protestantische Stadt gewesen. Mit der Flucht verschwand auch der Protestantismus. Zudem hatte der

---

26 V. Plečkaitis, Klaipėdos kraštas vakar ir šiandien (Das Memelland gestern und heute), in: Kultūros barai (1991), Nr. 2, S. 21.

27 Ebenda.

28 Enciklopedija (wie Anm. 18), Bd. 5, S. 548.

Krieg große Schäden hinterlassen. Es wurden praktisch alle großen Stadtkirchen zerstört oder so beschädigt, dass sie nach dem Krieg abgerissen wurden. Ihre eigentliche Aufgabe konnte nach 1945 lediglich die Reformierte Kirche am Markplatz wahrnehmen, die von Protestanten und Katholiken gemeinsam benutzt wurde. Sowohl die neu hinzugezogenen Litauer als auch die Menschen aus anderen Teilen der Sowjetunion wollten Gotteshäuser. Ihre Hoffnungen stießen jedoch auf eine engstirnige sowjetische Politik.

Am stärksten nahm die Zahl der Katholiken zu, die bald die größte Gemeinde bildeten. Offiziell wurde die katholische Stadtgemeinde zwar erst am 22. September 1948 beim Staat registriert,[29] aber wegen der großen Zahl litauischer Katholiken wurde das Fehlen von Gottesdiensten schon 1945 zu einem aktuellen Problem. Eine Zeit lang kamen Pfarrer aus Kretinga und hielten sonntags Gottesdienste im Restaurantsaal von „Jūrininkų smuklė". Im August 1945 wurde ein eigener Pfarrer für die Stadt eingesetzt. Ein wenig später wurde den Gläubigen der ehemals Apostolische Gemeindesaal zur Verfügung gestellt. Die Stadtgemeinde wurde dem Bistum Telšiai zugeteilt. Da die Gemeinde schnell wuchs, reichte der Gebetssaal bald nicht mehr aus. Die Gemeinde begann mit der Planung eines neuen und größeren Gotteshauses. Die Genehmigung dafür wurde im Mai 1956 erteilt.[30] Im Sommer 1957 wurden vorbereitende Maßnahmen durchgeführt, und wenig später begannen die Bauarbeiten, die sich bis 1961 hinzogen, als die Stadtverwaltung, die kurz zuvor noch die Baugenehmigung erteilt hatte, die schon fast fertige Maria-Friedenskönigin-Kirche konfiszierte. Gegen einige Bauorganisatoren und Verantwortliche wurden Prozesse angestrengt. Das Gebäude wurde der Philharmonie übergeben. Die Gläubigen mussten sich somit auch in den nächsten zwei Jahrzehnten mit dem alten Gemeindesaal begnügen. Die schlechte Funktionalität des Raumes und die Notwendigkeit zu seiner Renovierung führten 1981 und 1982 zu einer neuen Konfrontation zwischen den Katholiken und der Stadtverwaltung. Die Gemeinde war mit einer bloßen Renovierung des Saales nicht einverstanden und verlangte den Neubau von 1961 zurück. Das Exekutivkomitee schlug zwei Möglichkeiten vor: den Gemeindesaal mit staatlichen Mitteln, teilweise als Kompensation für die konfiszierte Kirche, umzubauen, oder eine zweite katholische Gemeinde zu registrieren

---

29 Lietuvos Centrinis Valstybės Archyvas (Staatliches Zentralarchiv Litauens) (LCVA), F. R-181-2-124-136.

30 LCVA, F. R-181-2-124-134.

und ihr ein geeignetes Gebäude zu überlassen, wobei in diesem Fall der bestehende Gemeindesaal ohne Umbau von einer der Gemeinden benutzt werden sollte.[31] Doch auch dieses Mal wurde kein Kompromiss gefunden. Die 1961 konfiszierte Kirche wurde der Gemeinde erst in der zweiten Hälfte der 80er Jahre zurückgegeben.

Durch die aus vielen Regionen zugezogene Bevölkerung war die Katholische Gemeinde zwar die größte, aber nicht die einzige religiöse Gemeinschaft. Die Russen gehörten meist der orthodoxen und der Altgläubigen-Kirche an. Die Orthodoxen benutzten die frühere Friedhofskapelle am heutigen Skulpturenpark, in der sich die Gläubigen aus der Sowjetunion in hoher Zahl versammelten. Als eine der Kuriositäten des Systems kann man die Beteiligung von Offizieren und Soldaten an den Gottesdiensten betrachten, die teilweise sogar in Uniform erschienen. Die Gemeinde der Altgläubigen wurde als erste Gemeinde in der Stadt im Oktober 1947 registriert, obwohl sie nicht so viele Mitglieder wie die Orthodoxen hatte.[32]

Neben diesen größeren Religionsgemeinschaften existierten noch einige kleinere konfessionelle Gruppen. An die protestantische Vergangenheit erinnerte die lutherische Gemeinde, die erst im Februar 1955 registriert werden konnte.[33] Die Zentren der Protestanten nach dem Krieg in Litauen lagen in Tauragė, Batakiai und Vilnius. Die Gemeinde in Klaipėda belegte aufgrund ihrer Größe erst den sechsten Platz. 1973 hatte sie lediglich 151 Mitglieder.[34]

Zu erwähnen wären noch zwei andere Gemeinden, die der Baptisten und der Mormonen, die wohl die größten Probleme bei der Registrierung hatten. Bereits 1956 beantragten die Baptisten, ihre Gemeinde zu registrieren. Im Januar 1957 erhielten sie aus Vilnius den Bescheid, es sei nicht zweckmäßig, eine neue religiöse Gemeinde in Klaipėda zuzulassen.[35] Erst 1977 wurde ein positiver Bescheid erteilt. 1980 bestand die Gemeinde aus 15 Litauern und sechs Russischsprachigen. Am traurigsten endete die Bitte der Mormonen aus dem Jahre 1958, ihre Gemeinde anzuerkennen. Man bekam einfach keine Antwort. Damals gehörten der Gemeinschaft zehn Litauer und ein Russe aus Klaipėda sowie neun Litauer aus Šventoji an.[36] Über das weitere Schicksal dieser Gemeinde gibt es keine Erkenntnisse. Das

31 LCVA, F. R-181-3-109-9.
32 LCVA, F. R-181-2-177-179.
33 LCVA, F. R-181-2-172-118.
34 LCVA, F. R-181-1-195-44.
35 LCVA, F. R-181-2-96-5.
36 LCVA, F. R-181-2-96-10.

Verhältnis der Sowjetmacht zu den Konfessionen in Klaipėda war folglich ziemlich kompliziert und endete meistens zu Ungunsten der Religionsgemeinschaften. Besonders schwer hatten es kleinere Gruppen, die nur aus einigen Mitgliedern bestanden.

Veränderungen im Stadtbild 1945–1982

Der Zweite Weltkrieg, der rasche Wiederaufbau und das Wachstum der Stadt veränderten in kurzer Zeit das Gesamtbild Klaipėdas. In der Endphase des Krieges tobten im Memelland Kämpfe zwischen der Roten Armee und der Wehrmacht. Im Oktober 1944 besetzte die Rote Armee den Großteil des Gebiets und schloss die Stadt ein. Sie wurde in erster Linie durch Artilleriebeschuss und Luftbombardements zerstört. Auch die sich zurückziehenden Deutschen trugen dazu bei: Viele Fabrikanlagen wurden demontiert und nach Deutschland verfrachtet, ein großer Teil der Stadt vermint. Beim Einmarsch der sowjetischen Armee in die Stadt, die nicht mehr verteidigt wurde, waren 65% der Gebäude zerstört oder stark beschädigt,[37] 60% der Fabrikanlagen waren ebenfalls vernichtet. Völlig zerstört wurden das Elektrizitätswerk und die Furnierfabrik, stark in Mitleidenschaft gezogen die Textil- und Zellulosefabriken sowie die Schiffswerft „Lindenau".[38] Großen materiellen Schaden erlitt auch der Hafen. Eine Zeitlang wurden keine neuen Fabriken gebaut, sondern alte wiederhergestellt oder umgebaut. Nicht besser stand es um die Wohngebiete. Viele ältere Bauten waren zerstört oder einsturzgefährdet.

Der Zweite Weltkrieg kennzeichnet auch einen kulturellen Bruch in der Architektur. Bis zu Mitte der 40er Jahre war Klaipėda in architektonischer Hinsicht nicht einheitlich. Auswärtige und einheimische Bautraditionen vereinten sich zu einem charakteristischen deutsch-litauischen Stadtbild. Aber da die Mehrheit der Bevölkerung Deutsche waren oder sich an Deutschland orientierte, entwickelte sich die Stadt jahrhundertelang als eine Stadt mit deutscher Kultur.

Andererseits setzte Anfang des 20. Jahrhunderts der rasche industrielle Ausbau der Stadt ein, der zu einem größeren Bedarf an Arbeitskräften und billigeren Unterkünften für die weniger begüterten Schichten führte. Nachdem 1923 Klaipėda an Litauen angegliedert worden war, verstärkte sich der Charakter einer Industriestadt weiter:

---

37 B. Kviklys, Klaipėda, in: Baltija (1991), S. 133.
38 Kairiūkštytė, Pramonė (wie Anm. 15), S. 187.

Der Winterhafen wurde erweitert, neue Speicher, Kräne und Kühlhäuser errichtet, Fabriken zur Herstellung von Zellulose und Dünger erbaut, neue Betriebe gegründet. Die litauische Regierung investierte viel Geld und Energie in die wirtschaftliche Modernisierung der Stadt, sodass Klaipėda bezüglich der Einwohnerzahl und seiner Industriekapazität nach Kaunas zur zweitwichtigsten Stadt Litauens wurde. Diese Entwicklung prägte auch das architektonische Bild der Stadt. Das industrielle Wachstum begünstigte weniger stilistisch augenfällige als eher funktionale Bauten.

Mit der Veränderung der politischen Situation nahm auch der Städtebau in Klaipėda neue Züge an. Das industrielle Potenzial wurde in der zweiten Hälfte der 40er und 50er Jahre am intensivsten auf- und neu gebaut, und neue Wohngebiete errichtet. Dank großer Kapitalinvestitionen konnte die Stadt rasch das industrielle Profil der Vorkriegszeit wiedergewinnen und weiter ausbauen. Zwischen 1946 und 1960 wurde die Bedeutung einzelner Industriezweige für die Wirtschaft in der Stadt immer deutlicher. Es entstand eine Struktur, die Klaipėda von anderen Städten in der Republik unterschied. Bereits 1960 machte die Lebensmittelverarbeitung 70% der gesamten Industrieproduktion der Stadt aus.[39] Am stärksten entwickelte sich erwartungsgemäß die Fischindustrie. Sowohl die Fangflotte als auch ihre materielle und technische Basis wurden erweitert, sodass die Stadt noch einen weiteren charakteristischen Schwerpunkt erhielt.

Dennoch lag in den ersten Jahrzehnten das Gesamtwachstum der Stadt hinter der wirtschaftlichen Bilanz der Republik. Die schlechtere Situation entstand durch die nicht konsequente Städtebaupolitik, weil man das Wachstumstempo falsch einschätzte, das bereits in den 50er Jahren die prognostizierte Entwicklung überholte.[40] In den 60er und 70er Jahren stabilisierte sich die Situation in der Industrie etwas, aber das Problem des Wohnungsbaus konnte man bis 1982 nicht lösen.

Der Bau von Industrieanlagen und besonders von Wohngebieten gab der Stadt ein neues Gepräge. Man ging zum serienmäßigen Wohnungsbau über, der schnell größere Wohnkomplexe entstehen ließ. Die neuen Wohnviertel unterschieden sich aufgrund ihrer Eintönigkeit und Gleichheit von ihrer Umgebung, in der die meisten älteren Häuser noch durch einen individuellen Stil geprägt waren. So gewannen importierte Elemente rasch die Überhand. Nachdem 1962

---

39 A. Miškinis, Lietuvos urbanistika: istorija, dabartis, ateitis (Die Stadtentwicklung in Litauen: Geschichte, Gegenwart, Zukunft). Vilnius 1991, S. 67.

40 Ebenda, S. 81.

ein neuer Generalplan für die Stadt erstellt worden war, begann man mit dem massenhaften Bau von Wohnhäusern. In den neuen Wohngebieten entstanden typische drei-, fünf- und in den 70er Jahren neunstöckige Komplexe, die neue Wohnflächen boten und zum wichtigsten Merkmal architektonischer Einheitlichkeit wurden.

Trotz aller Kritik an der Stadtentwicklung in der Nachkriegszeit sind einige weitere Faktoren zu benennen. Das neue Stadtbild wurde von der Planung dreistöckiger Häuser geprägt, die für die Städte der Russischen Sowjetrepublik entworfen und mechanisch übernommen wurde, ohne auf die Eigenheiten der noch verbliebenen Stadtteile zu achten.[41] Der 1955 beschlossene Plan zum Wiederaufbau des Zentrums und zur Rekonstruktion öffentlicher Gebäude und solcher mit gemischter Nutzung unter Verwendung von Typenentwürfen konnte die Stadtarchitektur wenig bereichern. Noch einheitlicher und monotoner wurden die neuen Viertel mit ihren Hochhäusern, die die städtebauliche Vielfalt immer mehr außer Acht ließen. Dabei stießen der einerseits positive und im sozialen Sinne notwendige Ausbau der Industrie und die negative ästhetische Wirkung der Neubauten aufeinander. Die Diskrepanz wurde zwischen den 40er und den 60er Jahren immer deutlicher.[42] A. Miškinis wies darauf hin, dass unmittelbar nach dem Krieg keine realistischen Ausgangszahlen für die Erstellung von Generalplänen für die litauischen Städte zur Verfügung standen. Außerdem wurden weder die historischen und städtebaulichen Besonderheiten noch die ökologischen und hydrologischen Gegebenheiten genügend berücksichtigt.[43] Daneben drängte die komplizierte wirtschaftliche Nachkriegssituation der UdSSR zu schnellen Entscheidungen. Das sozialistische Wirtschaftsmodell von Nationalisierung und Kollektivierung wurde zu einer der wesentlichen Behinderungen für eine vernünftige Umgestaltung. Außerdem hielt die UdSSR an wirtschaftlicher und industrieller Gigantomanie fest. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass Größe und Produktionskraft einer neuen Fabrikanlage oder eines anderen Bauwerkes das äußere Erscheinungsbild oder die ökologischen Folgen an die zweite Stelle treten ließen. Dieselbe Feststellung lässt sich auch bei der Bereitstellung von Wohnraum treffen, denn dieser stand unter dem Diktum von Quantität und Schnelligkeit. Den einzigen Ausweg bot die typi-

41 Ebenda, S. 93.

42 Ausführlich zur architektonischen Entwicklung vgl. die Abhandlung von Jonas Genys und Edmundas Andrijauskas in vorliegendem Heft, S. 187-210.

43 Miškinis, Urbanistika (wie Anm. 39), S. 84.

sche industrielle Bauweise, wobei vermutlich auch rein wirtschaftliche Gründe eine Rolle spielten. Man sparte viel Geld beim Bauen einheitlicher und gleichförmiger Gebäude, da die technischen Herstellungsabläufe nicht verändert werden mussten.

Einer der wenigen Vorzüge der neuen Wohnviertel in Klaipėda im Vergleich zu anderen litauischen Städten war die etwas vielfältigere Gestaltung der Hausfassaden. Man verwendete mehrheitlich rote Ziegel und andere farbige Gestaltungsmittel. Das Verhältnis der Altstadt zur neuen Stadt veränderte sich in den 70er Jahren zu Ungunsten der Ersteren. Aus welcher Richtung man sich Klaipėda auch nähert, immer fallen als erstes die Industriegebiete oder die nach dem Krieg gebauten Wohnviertel ins Auge.

Mit Ausnahme der Altstadt wurde Klaipėda daher nach dem Krieg zu einer gesichtslosen, toten Stadt. Viele Bauten, die das heutige Stadtbild prägen, wurden erst in den 60er und 70er Jahren erstellt: das Meeresmuseum 1975 in der ehemaligen Festung an der Nehrungspitze oder das Viertel im Zentrum der Stadt um das Hotel „Vėtrungė", das durch Form und Fassadenreichtum unter den öffentlichen Gebäuden auffällt. Demgegenüber füllten das 1981 gebaute Kulturhaus der Fischer oder das 1982 errichtete Bürgerhaus lediglich die vorhandene Fläche, ohne sie besonders zu gestalten.

Klaipėda kam in der genannten Periode zu keiner eigenständigen, individuellen Prägung, die die Stadt von anderen unterschied oder mit ihrem Namen in Verbindung zu bringen war. In Klaipėda gab es kein eigenständiges Wahrzeichen wie etwa den Gediminasturm in Vilnius oder die Freiheitsallee in Kaunas. Am ehesten konnte eine solche Funktion noch der Theaterplatz erfüllen, damals allerdings noch ohne die Statue des Ännchen von Tharau, die ihn bis zum Krieg geschmückt hatte.

Ergebnisse

1) In der Entwicklung von Kultur und Bildung zeigte sich eine generelle Sowjetisierung, die das ganze öffentliche Leben durchdrang. Andererseits wurde Klaipėda zu einer kulturellen Randzone Litauens, da sich ein nennenswertes intellektuelles und kulturelles Leben auf Vilnius und Kaunas konzentrierte. Die wichtigsten und populärsten Kunstgattungen in Klaipėda waren Theater und Kino. Museen und Galerien entstanden nur sehr zögerlich. Hinsichtlich der Modernisierung waren die 70er Jahre von entscheidender Be-

deutung, denn während dieser Zeit entstand der größte Teil der heutigen kulturellen Infrastruktur. Aber auch diese Neuorientierung gab nur einen begrenzten Anstoß für die Entwicklung kultureller und intellektueller Vielfalt. So entwickelte sich Klaipėda in den Jahren zwischen 1945 und 1982 im Wesentlichen zu einem Industrie- und Gewerbestandort mit nur wenigen geisteswissenschaftlichen Einrichtungen.

2) Bei Kriegsende verließen praktisch alle Einwohner die Stadt. Die Deutschen, die bisher die Mehrheit gebildet hatten, flohen nach Westen. Sie wurden durch Menschen aus Litauen und anderen sowjetischen Republiken ersetzt, die hier auf Arbeit und ein ruhigeres, friedlicheres Leben hofften. Die Zusammensetzung der Bevölkerung wurde vielfältiger. In den ersten Jahren kamen viele russischsprachige Menschen, die eine Zeit lang die Mehrheit stellten. Mit den 50er Jahren begann die Lituanisierung der Stadt. Ende der 70er Jahre wandelte sich die Stadt dann endgültig in eine litauische.
3) Das Verhältnis zwischen den Religionen und den sowjetischen Institutionen gestaltete sich in der ganzen Periode schwierig. Die Ausübung des Glaubens blieb unvereinbar mit der atheistischen Weltanschauung der Partei. Bessere Existenzbedingungen hatten größere Religionsgemeinschaften wie die katholische Kirche, kleine Gemeinschaften wurden von der Sowjetmacht dagegen einfach ignoriert oder übergangen. Zum auffälligsten Konflikt zwischen dem Sowjetsystem und den Religionen wurde die Enteignung der 1961 erbauten katholischen Kirche, die 25 Jahre in den Händen der Sowjets blieb.
4) Durch die Kriegshandlungen büßte die Stadt mehr als die Hälfte ihrer Bausubstanz ein. Nach 1945 veränderte sich das Stadtbild rasch, wobei das schnelle Wachstum von Stadt und Bevölkerung über den Ausbau von Wirtschaft, Infrastruktur, Dienstleistungen und Wohnraum entschied. Viele sowjetische Gebäude, die nach vorgegebenen Plänen gebaut wurden, ohne die örtlichen Gegebenheiten zu berücksichtigten, begünstigten eine Monotonie, die zum charakteristischen Merkmal der neuen Wohnviertel wurde.

Aus dem Litauischen übersetzt von
Arthur und Irmela Hermann, Bammental

Der Weg nach Westen: Die soziale und wirtschaftliche Transformation der Stadt Klaipėda nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit

von Vygantas Vareikis

Klaipėda ist das Zentrum West-Litauens, in dem der größte Teil des Industriepotenzials dieser Region konzentriert ist. Jedoch kann man nicht behaupten, dass das vergangene Dezennium für alle Wirtschaftsbereiche gleichermaßen erfolgreich war. Die Schließung von Industriebetrieben oder ihr Bankrott, die Gründung neuer Betriebe, ausländische Investitionen, der Wechselkurs des Litas zum Dollar sowie die Situation auf dem litauischen Binnenmarkt bewirkten einerseits den quantitativen Rückgang einiger Produktionszweige, andererseits aber auch eine Steigerung. Im komplizierten Zeitabschnitt der wirtschaftlichen Transformation nach 1990 waren die Fischfangflotte Litauens und die Gesellschaft „Jūra" („Meer") die einzigen großen Unternehmen in Klaipėda, die Bankrott anmelden mussten, während nach dem Verlust der Märkte in Russland und den GUS-Staaten der Zusammenbruch vieler großer Betriebe in anderen Städten Litauens ernste soziale und wirtschaftliche Probleme hervorrief.

Heute können wir feststellen, dass Klaipėda eine führende Position unter den Städten erlangte und in einigen ökonomischen Kennziffern die nach Einwohnerzahl zweitgrößte Stadt Kaunas übertroffen hat. Wichtige Faktoren dafür waren nicht nur die Bedeutung des Hafens und das während der Sowjet-Zeit erwirtschaftete ökonomische Potenzial, sondern auch die schnelle Einbindung der Stadt in internationale Verflechtungen. Wie konnte es Klaipėda – in den sowjetischen Jahren eine quasi geschlossene Stadt – gelingen, seinen Platz in dem neu entstehenden politischen und wirtschaftlichen Raum zu finden?

Klaipėda wurde in die internationalen ‚Gewässer' während der Konsolidierungsphase Litauens hineingezogen; zu diesem Zeitpunkt hatte die Stadt nur erste Schritte in der Selbstverwaltung getan, und das Schicksal des Landes hing nicht allein vom politischen Willen des litauischen Volkes ab, sondern auch von der günstigen geopolitischen Situation. Es ist wichtig, dass der eben gegründete Staat, den bis zum Putsch des Jahres 1991 in Moskau kein Staat der Welt außer Island de jure anerkannt hatte und der politisch und wirtschaftlich den Austritt

aus der Sowjetunion anstrebte, wenigstens die moralische Unterstützung von Bürgern der Litauen gewogenen Länder erhielt.

In der Sowjetzeit unterhielt Klaipėda Partnerschaftsbeziehungen unter sozialistischen Vorzeichen zu Städten „hinter dem eisernen Vorhang" – Liepāja in Lettland und Debrecen in Ungarn. Diese Partnerschaften trugen einen deklarativen Charakter und fußten auf den Prinzipien des so genannten sozialistischen Wettbewerbs. Zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges 1985 verpflichtete sich z.B. im Kontext des sozialistischen Wettbewerbs Liepāja, den Ausschuss in den Betrieben um 1,3% zu verringern, 6 t löslichen Kaffees zu erzeugen und 100 t Zement zu sparen. In den Jahren 1989/90 konnte man jedoch erste andere Partnerschaftsprinzipien kennen lernen. Anfang 1990 wurden Kontakte zu den Städten Karlskrona, Lübeck und Kuji (Japan) geknüpft, deren Einwohner sich in der Zeit des von Moskau auf Litauen ausgeübten Drucks mit den litauischen Zielen solidarisiert hatten. 1990/91 unterstützten die Einwohner von Karlskrona Litauen politisch, indem sie jeden Freitag auf dem zentralen Platz ihrer Stadt, der später den Namen Klaipėda-Platz erhielt, demonstrierten. Der Bürgermeister von Kuji wandte sich trotz der Ratschläge japanischer Diplomaten, sich nicht in die Beziehungen zwischen Japan und der UdSSR einzumischen, mit einem Brief direkt an den damaligen Präsidenten Michail Gorbačev und bat ihn im Januar 1991, die sowjetische Aggression einzustellen. Auf dem Weltkongress der kommunalen Selbstverwaltungen im Jahre 1995 in Den Haag wurde die Freundschaft zwischen Klaipėda und Kuji als eine der in der Welt eindrucksvollsten Partnerschaften anerkannt.

Das Jahr 1990 bildete den Auftakt intensiver Kontakte zu den Partnerstädten. Klaipėda begann mit fast allen Hafenstädten der Ostsee-Region eng zusammenzuarbeiten: Kotka, Gdynia, Kioge, Lübeck, Insel Rügen, Gdańsk, Liepāja, Kaliningrad und anderen. 1992 wurde Klaipėda Mitglied des Ostsee-Städtebundes (Union of Baltic Cities), dessen Hauptziele die Verwirklichung demokratischer Grundsätze, die Sicherheit der Region, ökologischer Schutz und die Sicherung größerer unternehmerischer Möglichkeiten unter den Partnern sind. Diese beginnende Zusammenarbeit entsprach sowohl den Interessen der Stadt als auch denen der Einwohner: gemeinsame Wirtschaftszweige, die für weitere Absatzmärkte und ihre Transitmöglichkeiten interessant sind, und das Gefühl der wissenschaftlichen und kulturellen Zusammengehörigkeit. Die bilateralen Partnerschaftsbeziehungen Klaipėdas zu anderen Städten führten in den Jahren 1992–1995 zur Umsetzung gemeinsamer Programme und

Projekte. Dank der internationalen Projekte, die aus den Fonds der Europäischen Union finanziert wurden, eröffneten sich für Klaipėda neue Möglichkeiten gemeinsamer Arbeit mit den Partnerstädten; man konnte ihre Erfahrungen übernehmen und neu verwirklichen, was in den westlichen Ländern Europas schon zur Lebensnorm geworden war. Der Drang nach effektiver Veränderung war so groß, dass Klaipėda bei der Anzahl der für die Europäische Union vorbereiteten Projekte nicht nur Kaunas, sondern auch die Hauptstadt Vilnius übertraf.

Klaipėda ist die einzige Stadt Litauens, die drei Jahre hintereinander (1999–2001) eine Finanzierung aus dem Fond „Town-Twinning" der Europäischen Union zur weiteren Städtepartnerschaftspflege erhalten hat. Im letzten Jahrzehnt bildete sich bei den Bewohnern ein neues Verständnis zur Stadt und ihrer Rolle in der internationalen Politik heraus. Seit 1990 von der Abhängigkeit der Moskauer Behörden befreit, ist Klaipėda bestrebt, nicht zum Verwaltungsobjekt der Hauptstadt zu werden, obwohl Vilnius die größten staatlichen Direktinvestitionen erhält und eine besondere Unterstützung durch staatliche Institutionen genießt. Die regionale kulturelle Eigenheit und die traditionellen historischen Verbindungen zu den Städten des Hansebundes (obwohl Klaipėda als Stadt des Deutschen Ordens historisch gesehen nie eine Hansestadt war) bewogen die Politiker in Klaipėda, sich an der Tätigkeit internationaler Organisationen zu beteiligen. Im Jahre 2001 trat Klaipėda der EUROCITIES-Städteorganisation bei, in der nur Städte mit mehr als 250 000 Einwohnern Aufnahme finden. Für Klaipėda wurde aufgrund der internationalen Aktivitäten der Stadt eine Ausnahme gemacht. In den internationalen Organisationen finden auch die Stimme der ‚Kleinen' Gehör, sodass Klaipėda an vielen Entscheidungen mitwirken konnte. Auf lokaler litauischer Ebene dagegen muss sich Klaipėda beim Verteilen von staatlichen Mitteln und Investitionen, wie auch andere Städte in Litauen, mit der Rolle einer Stieftochter zufrieden geben. Die historischen Bedingungen bieten Klaipėda die Voraussetzungen, zum Transithafen zu werden, der schon immer als „Ernährer" der Stadt galt. Der Hafen stellte früher das Hauptzentrum der Sowjetunion für den Hochsee-Fischfang und die Fischverarbeitung an der Ostsee dar. Nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit wurde er zum wichtigen Transitknotenpunkt zwischen dem Osten (Russland) und dem Westen (Länder der Europäischen Union). Durch den Transit gewannen die Hafenstrukturen eine große Bedeutung für die Wirtschaft Litauens, und zwar sowohl für den städtischen Haushalt als auch indirekt durch die Schaffung von

Arbeitsplätzen für die Einwohner Klaipėdas. Der Hafen wurde zum Schrittmacher für die infrastrukturelle Entwicklung der Stadt und ihrer kulturellen oder sportlichen Veranstaltungen. Das beliebte Meeresfest, mit dem die Stadtgründung gefeiert wird, ist ohne die finanzielle Hilfe der Hafenbehörden inzwischen undenkbar.

Beeinflusst wird die Tätigkeit des Hafens durch seine günstige geografische Lage. Er ist einer der eisfreien Häfen im östlichen Teil der Ostsee und zählt zu den wichtigsten Häfen im osteuropäischen Wirkungsareal der Europäischen Union. Er verbindet die Land- und Seewege nach Westen und Osten und bildet als Zweig 9b des 9. internationalen Transportkorridors einen Knotenpunkt des internationalen Verkehrs. Die Fahrtrouten des Hafens verbinden diesen Verkehrsknoten mit den Ostsee-Anrainerstaaten, den Staaten Westeuropas, Amerikas und Südostasiens. Ein unter postsowjetischen Standards ausreichend entwickeltes Eisenbahn- und Autobahnnetz verbindet Klaipėda über die Autobahn A1 (Klaipėda – Kaunas – Vilnius) mit Weißrussland und der Ukraine. Im Vergleich zu anderen Ostseehäfen ist die Entfernung zum Hafen Klaipėdas beim Transport von Gütern aus Weißrussland, aus der Ukraine und aus den Südregionen Russlands nach und aus Europa die kürzeste. Ungefähr 75% des Hafen-Umsatzes bestehen aus Transitgütern, und ihr Umfang hängt nicht nur von wirtschaftlichen Gegebenheiten, sondern auch von den politischen Beziehungen zwischen Russland und Litauen ab. Zugeständnisse bei den Eisenbahntarifen, von denen auch der Umfang des Hafenumschlages abhängt, wurden z.B. im Zusammenhang mit der Verschlechterung der bilateralen Beziehungen zurückgenommen, als die Frage nach einer Wiedergutmachung für Verluste auftauchte, die während der sowjetischen Okkupation entstanden waren. Nachdem Litauen seinen eigenen Weg eingeschlagen hatte, schrumpfte wegen der politisch motivierten Diskriminierung seitens der UdSSR ab 1989 der Güterstrom deutlich zusammen. Nach der Vereinigung Deutschlands verringerte sich der früher stabile Frachtumfang an Exportmetall nach Deutschland von 250 000 t auf 80 000-100 000 t jährlich.[1]

In den letzten Jahren wurde der Kaliningrader Hafen mehr als Partner denn als Konkurrent angesehen. Im Jahr 2001 wurde ein Vertrag zwischen Russland und Litauen zum Modell „2K" (Klaipėda – Kaliningrad) unterzeichnet, der eine komplexe Transportlösung für

[1] K. Demereckas, Klaipėdos jūrų krovinių kompanijos istorija (Geschichte der Seefrachtgesellschaften Klaipėdas). Klaipėda 2001, S. 163.

den russischen Gütertransit über das Territorium Litauens vorsieht. Nach der Gründung einer internationalen Transportgesellschaft, die sich mit der Güterspedition zu den Häfen Kaliningrad und Klaipėda beschäftigt, stellte Russland sehr günstige Eisenbahntarife für die Beförderung von Transitgütern in Aussicht. Nach Meinung einiger Experten ist Klaipėda ein Vorposten der Europäischen Union im Osten und zugleich ein Gebiet, in dem Russland die in den Baltischen Staaten stattfindenden Reformen und Transformationsprozesse beobachten und durch die Übernahme dieser Erfahrungen seine Probleme besser lösen kann.[2]

Die Umladekapazität des Hafens beträgt pro Jahr 20-25 Mio. t, doch wurde diese Zahl bislang nie erreicht. In den letzten Jahren blieb der Umsatz des Seehafens deutlich hinter dem von Ventspils, Tallinn und St. Petersburg zurück. Im Jahr 2001 wurden in Klaipėda 17,2 Mio. t umgeladen, in Ventspils 37,9 Mio. t, in St. Petersburg 36,0 Mio. t, in Tallinn 32,3 Mio. t. Wenn man die Angaben über den Zuwachs des Güterumsatzes aus dem Jahr 1993 mit denen des Jahres 2001 vergleicht, belegt Klaipėda den letzten Platz unter den ehemaligen UdSSR-Häfen an der Ostsee.[3] Gründe liegen im Steuersystem, der nicht abgestimmten Arbeit zwischen Hafenverwaltung und Eisenbahn sowie häufigen Änderungen der Eisenbahntarife. „Baltic Fund Investment", der größte Aktionär der Verwaltungsgesellschaft der freien ökonomischen Zone von Klaipėda, betont die ungenügende Arbeit der Hafenleitung und Managementprobleme.[4] Während die privaten Hafengesellschaften ständig ihre Gewinne erhöhen und nach neuen Kunden suchen, sind die Misserfolge des staatlichen Seehafens darauf zurückzuführen, dass der Posten des Direktors mehr politischer Natur als managementorientiert ist; darum bemühen sich die wechselnden Regierungen Litauens, diesen Posten mit einem Vertreter ihrer Partei oder dem einer ihr nahestehenden Partei zu besetzen. Ähnlich war die Situation vor dem Zweiten Weltkrieg, als sich die Direktion des Hochseehafens in Klaipėda nicht nur um die ökonomischen Belange des Hafens kümmerte, sondern auch als Kampfinstrument zwischen Deutschen und Litauern fungierte.

---

2 V. Marinecas, Baltijos jūra – integracijos ir transformacijos regionas (Die Ostsee – eine Region der Integration und Transformation), in: Jūra (2001), Nr. 6, S. 15.

3 Lietuvos rytas vom 6. Mai 2002.

4 V. Vyšniauskas, „Interbrew" vadovas piešia šviesią Klaipėdos LEZ ateitį (Der Chef von „Interbrew" zeichnet eine helle Zukunft der Freihandelszone Klaipėdas), in: Lietuvos rytas vom 4. Mai 2002.

Obwohl auf Beschluss der Regierung der Republik Litauen vom 14. Mai 1991 eine Hochseehafendirektion gegründet wurde,[5] verblieb die Kontrolle der Hafentätigkeit zunächst bei den Ministerien der UdSSR und dem sowjetischen Grenzschutz. Nach dem misslungenen Putsch in Moskau im August 1991 gingen alle ehemaligen Betriebe der UdSSR, die sowjetischen Ministerien unterstellt waren, in die Jurisdiktion der Republik Litauen über. In den ersten Monaten stand die neue Hafenverwaltung nicht nur vor dem Problem des Aufbaus neuer Strukturen, sondern auch vor der Tatsache, dass 64% des leitenden Personals Nichtlitauer waren (unter 276 Fachkräften fanden sich lediglich 74 Litauer), von denen über die Hälfte die litauische Sprache nur sehr schlecht oder überhaupt nicht beherrschte.[6] Ein Teil dieser Menschen ging nach Russland (zumal die Wohnungspreise in Kaliningrad niedriger als in Klaipėda waren), woraus wiederum Personalprobleme entstanden, denn Fachleute für die Hafenleitung waren in Litauen nicht ausgebildet worden.

Im Jahr 1992 erhielt der Hafen den Status „Staatlicher Hochseehafen Litauens", und es wurde die Hochseehafen-Direktion zu Klaipėda (KVJU) durch das Verkehrsministerium Litauens gegründet. Diese Direktion verwaltet die Hafen-Infrastruktur, plant die strategische Hafenentwicklung, wogegen für Frachtgut-, Schiffsreparatur- und Transportfragen die auf dem Territorium des Hafens tätigen Betriebe zuständig sind. Das Hafenterritorium und die Infrastruktur sind zwar Eigentum des Hafens, aber die meisten Betriebe (zurzeit mehr als 100) sind private Gesellschaften.

Im Jahr 1994 befürwortete die Regierung Litauens die Erweiterungskonzeption des staatlichen Hochseehafens und bestätigte den Generalplan. Nach dem politischen Ende des Konflikts um die Privatisierung wurde den Hafenmitarbeitern erlaubt, 20% des Kapitals der Hafenbetriebe zu privatisieren, dessen größter Teil in die Hände der Verwaltung fiel. Im Jahr 1999 beschloss der Vermögensfonds des litauischen Staates, 90% der Aktien, die der Hochseefrachtgesellschaft Klaipėda – Stevedooring Company (KLASCO) – gehörten, auf dem Wege direkter Verhandlungen zu privatisieren. Die Aktiengesellschaft KLASCO erwarb für 200 Mio. Lt das Konsortium der „Achem-Gruppe" unter der Leitung des Großindustriellen und ehemaligen Interims-Ministerpräsidenten Bronislavas Lubinas.

Die internationale Fährverbindung Mukran – Klaipėda war ursprünglich aus strategischen Gründen eingerichtet worden. In 18

5 Valstybės žinios (1991), Nr. 16, S. 440.
6 Demereckas, Istorija (wie Anm. 1), S. 164.

Stunden konnten von Klaipėda aus zum in Ostdeutschland gebauten Hafen Mukran mit zwei Fähren gleichzeitig 206 schwere Panzer oder anderes militärisches Gerät auf Eisenbahnplattformwagen transportiert werden. Nach 1990 wurde der Fährbetrieb, der der Litauischen Hochsee-Reederei untersteht, auf den Transport von Lkw und Passagieren umgestellt. Im Jahr 1993 wurde eine neue Fährlinie Klaipėda – Kiel – Klaipėda eröffnet, die nicht nur unter Lkw-Fahrern, sondern auch unter Touristen aus Deutschland beliebt wurde, die die Region um Klaipėda und Litauen besuchen wollten. Im Jahr 2001 wurde die Hochsee-Reederei privatisiert und durch die dänische Gesellschaft „DFDS Tor Line" übernommen.

Am 9. September 1991 wurde der Fisch verarbeitende Betrieb „Jūra" als Ableger der litauischen staatlichen Fischfangflotte registriert, der aber am 7. November 1996, nach der skandalösesten Pleite in der Privatisierungsgeschichte Litauens, aufgelöst wurde. Da Litauen keinen direkten Zugang zu Weltmeeren hat, ist es wirtschaftlich wenig rentabel, dort gefangene Fische nach Klaipėda zur Verarbeitung zu bringen; darum ist die Neugründung einer Fisch verarbeitenden Industrie sinnlos. Im Fischereihafen ließ sich daher nur eine der größten Frachtgesellschaften namens „Klaipėdos Smeltė" nieder, die Güterumladearbeiten, Lagerungsaufgaben, Schiffsbedienungsarbeiten und Seeschleppdienste übernimmt.

In der Sowjetzeit besaß das West-Fischfang-Einzugsgebiet über 1 000 Schiffe. Zur Zulieferung für den Betrieb „Jūra", der der litauischen Fischfangflotte gehörte, wurde eine Transportflotte aufgebaut, die zentral vom Ministerium für Fischverarbeitung der UdSSR gesteuert wurde. Nach dem Moskauer Putsch von 1991 wurde diese Flotte in eine selbstständige Aktiengesellschaft namens „Transportflotte in Klaipėda" umgewandelt, die 20 veraltete Schiffe mit einem Tiefgang von nicht mehr als 7 m erbte. Die Tiefe des Fischereihafens betrug damals kaum 6,8 m. Von 1991 bis 2002 wurde der Schiffsbestand zweimal erneuert, und heute kann man von einem erfolgreichen Unternehmen sprechen. Ende 1992 begann die erste private Schiffsfrachtgesellschaft „Bega", die von den ehemaligen sowjetischen Betrieben aufgegebenen Kais und freien Bereiche zu nutzen. In den zehn Jahren seit der Unabhängigkeit ist „Bega" zu einer der drei größten Gesellschaften im Hafen Klaipėdas aufgestiegen. Von 1992 bis 1999 erhöhte sich das Volumen der exportierten und importierten Güter (Düngemittel, Zement, Apatite, Holz, Torf u.a.) um das Zehnfache: im Jahr 1999 wurden 2,15 Mio. t Frachtgut umgeladen.

1994 wurde ein Hafen-Rekonstruktions-Programm verabschiedet, das vorsah, bis 2000 zwei Erdöl-Kaie, zwei neue Anlegestellen zum Entladen flüssiger Düngemittel von Tankern bei der Seefrachtgesellschaft „Bega", ein neues Ro-Ro-Terminal sowie ein modernes Container-Terminal und weitere Terminals für Zement, Holz und Metall zu schaffen. Die Hafeneinfahrt und das Fahrwasser wurden bis auf 14 m vertieft, jedoch reicht das nicht aus. Den Hafen können zwar jetzt Schiffe befahren, deren Tiefgang 10,5 m beträgt, aber in die benachbarten Häfen an der Ostküste der Ostsee (Ventspils, Tallinn) können Schiffe mit einem Tiefgang von bis zu 16 m einlaufen. Die Hafendirektion wurde wegen der unzweckmäßigen Nutzung der Mittel kritisiert (vor allem wegen des Container-Terminals, das seine Kapazitäten nicht ausschöpft, und wegen der Bau- und Kaivertiefungsarbeiten), und der Bau eines Terminals für Kreuzfahrtschiffe wurde bislang nicht zu Ende geführt. Die Zahl der nach Klaipėda kommenden Kreuzfahrtschiffe und die Touristenzahl sind im Vergleich zu den Häfen von Tallinn und Riga sehr niedrig. Im Jahr 2000 liefen Klaipėda 15 Kreuzfahrtschiffe an, während in Riga 41 und in Tallin sogar 100 anlegten.[7]

Die Umladekapazitäten der im Jahr 1959 zuletzt ‚modernisierten' Lager in Melnragė für Erdölexport hatten schon in den letzten Jahren des Bestehens der UdSSR statt der projektierten 4,5 Mio. t die Grenze von jährlich 11 Mio. t erreicht. Auf Initiative des litauischen „Sąjūdis" und der Grünen wurde 1989 das Territorium blockiert, weil man eine Bedrohung für die einzigartige Natur bei Klaipėda befürchtete. Im Jahr 1994 wurde die litauisch-amerikanische Aktiengesellschaft „Klaipėdos nafta" gegründet, die mit dem Bau eines neuen Terminals betraut wurde. Die Investitionen für den Neuaufbau der Ölbranche kamen aus Schweden, Großbritannien und Irland und betrugen im Jahr 2000 17 Mio. US-$.

Die Hafenerweiterung wurde in den allgemeinen Entwicklungsplan der Stadt Klaipėda nicht einbezogen, und der Hafen und die Stadtverwaltung hatten miteinander keinen engeren Kontakt. Dagegen liegen die Hafenverwaltungen in Städten wie Rotterdam, Ventspils, Amsterdam und dem mit Klaipėda vergleichbaren Riga in den Händen der örtlichen Selbstverwaltungen. Das liegt wohl an der geopolitischen Spezifik Litauens, denn Klaipėda ist der einzige Hafen Litauens, und

7 G. Pilaitis, Valdininkų užsispyrimas gena užsienio kruizų laivus iš uosto (Der Starrsinn der Beamten treibt die ausländischen Kreuzfahrtschiffe aus dem Hafen), in: Lietuvos rytas vom 22. Mai 2002.

darum ist der Staat bestrebt, selbst die Tätigkeit des Hafens zu bestimmen.

Bis Anfang des Jahres 2000 konnte die Direktion des staatlichen Seehafens von den erwirtschafteten Mitteln nichts in die Infrastruktur investieren. Es bestand eine Kluft zwischen der Stadt und dem Hafen, dagegen unterstützte die Hafenverwaltung von Ventspils die Entwicklung der Stadt in jeder Hinsicht.

Erst am 29. Februar 2000 trat eine Ergänzung des staatlichen Seehafen-Gesetzes in Kraft, in der vorgesehen ist, Mittel der Direktion nicht nur für den Hafenbetrieb und die Hafenerweiterung, sondern auch für Rekonstruktion und Ausbau von Zufahrtswegen einzusetzen, indem sie der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellt werden. So wurden endlich die rechtlichen Voraussetzungen für Investitionen der Direktion in das Straßennetz der Stadt, das ja auch dem Hafen dient, geschaffen.

Vergleicht man die wirtschaftliche und gewerbliche Entwicklung, ist Klaipėda eine der dynamischsten Städte Litauens und des östlichen Teils der Ostseeküste. Obwohl in der Stadt nur 5,47% aller Einwohner Litauens wohnen (am 1. Januar 2001 waren es 194 400),[8] erreicht die Stadt ca. 10% der Industrieproduktion Litauens und fast 80% der Produktion des Kreises Klaipėda; der wirtschaftliche Beitrag der Stadt am Landeshaushalt beträgt ca. 12%. Die wichtigsten Produktionszweige sind die Lebensmittel- und Getränkeproduktion (25,8%), die Tabakindustrie (21,7%), elektrische Anlagen (18,6%), Transportanlagenbau (14,7%), Holz- und Holzverarbeitungsindustrie (7,6%) sowie Möbelherstellung (2,7%). Nach Angaben aus dem Jahr 2002 befinden sich in Klaipėda 20 der 100 größten Betriebe Litauens, darunter „Philip Morris" (Tabak), „Švyturys" (Bierbrauerei), „Klaipėdas Erdöl" (Erdölterminal), „Transportflotte von Klaipėda" (Reederei), „Klaipėdas Möbel" (Möbelherstellung), „Seefracht-Gesellschaft zu Klaipėda" (KLASCO) und die Schiffswerft „Baltija", in die die „Odense Steel Shipyard Ltd." (Dänemark) bis 2000 18 Mio. US-$ investierte.

Bei der Größe der direkten Auslandsinvestitionen (TUI) pro Einwohner (1200 US-$) bleibt Klaipėda nur noch hinter der Hauptstadt Vilnius zurück; darum halten Analytiker, die die regionale Entwicklung untersuchen, Vilnius und den Kreis Klaipėda für die wich-

8 Klaipėda in figures, hrsg. v. der Stadtverwaltung Klaipėda. Klaipėda 2002, S. 4.

tigsten Wachstumszentren Litauens, in denen die Investitionshöhe pro Kopf schneller wächst als im litauischen Durchschnitt.[9]

Andererseits muss Klaipėda ähnliche Probleme lösen wie andere Regionen und Städte, die von der sozialistischen zur freien Marktwirtschaft übergehen. In erster Linie geht es um die Arbeitsplätze. Die Zahl der in der Industrie Beschäftigten verringerte sich ab 1993 um 40%. Der rückläufige Trend der Beschäftigtenzahl in der Industrie bleibt auch weiterhin bestehen. Wie auch anderswo in Litauen führte dies dazu, dass eine rasche Verlagerung menschlicher und finanzieller Ressourcen von der Warenproduktion in die Dienstleistungsbereiche stattfand. Außerdem haben einige große (wie „Jūra", das Wohnungsbaukombinat, die Konservenfabrik der Stadt Klaipėda) und eine Reihe kleinerer Industriebetriebe ihre Tätigkeit eingestellt oder einen Teil ihrer Arbeiter entlassen. Nach der Privatisierung verloren viele im Hafen beschäftigte Menschen ihren Arbeitsplatz. Im Fall einer misslungenen Privatisierung („Jūra") wurden die Arbeiter nach dem Konkursverfahren entlassen, bei einer gelungenen Privatisierung (KLASCO) verloren die Menschen infolge der Rationalisierung der Güter-Umladung und der Einführung neuer, weniger Personal benötigenden Technologien ihren Arbeitsplatz.

Darum ist es wichtig, beim Lösen der entstandenen sozialen Probleme Investoren heranzuziehen, die Arbeitsplätze schaffen. Eine große Rolle im Prozess der Arbeitskräfte- und Arbeitsmarktintegration fällt der 1991 in Klaipėda gegründeten Universität und anderen berufsbildenden Institutionen zu.

Kennzeichnend für die Industrie von Klaipėda ist die hohe Produktivität. Gemessen am Umfang der verkauften Produktion pro Industriearbeiter übertrifft Klaipėda seit 1996 andere große Städte Litauens um das Doppelte. Laut Schätzungen von Wirtschaftsexperten werden sogar 90% des Mehrwerts in der Produktion und bei der Distribution erzielt (Transport, Logistik u.ä.). Es besteht Grund zur Hoffnung, dass Industrie und Transportwesen in der allgemeinen Wirtschaftsstruktur der Stadt ihre Positionen auch in der Zukunft halten werden. Voraussetzungen dafür sind sowohl die günstige geografische Lage Klaipėdas als auch das Angebot an qualifizierten Arbeitskräften in diesen Bereichen. Klaipėda behält seine traditionellen Industriezweige: Schiffsbau und -reparatur, Produktion von Lebensmitteln und Getränken, Möbelherstellung.

---

9 Gediminas Mačys, Nacionalinė regioninė politika, in: Lietuvos rytas vom 13. Mai 2002.

In Klaipėda konzentrieren sich ca. 12% aller direkten Auslandsinvestitionen in Litauen. Gemessen am Umfang dieser Investitionen pro Einwohner übertrifft Klaipėda den Landesdurchschnitt um das Doppelte und bleibt nur hinter der Landeshauptstadt Vilnius zurück. Im Jahr 2001 betrugen die Auslandsinvestitionen pro Einwohner 4,746 Lt, in Kaunas 2,094 Lt, in Vilnius 8,638 Lt.

Die meisten ausländischen Gelder flossen in den letzten Jahren in die Produktion von Lebensmitteln, Getränken und die Tabakverarbeitung. „Philip Morris Litauen" investierte in eine neue Fabrik bis 2001 72,5 Mio. US-$, „Carlsberg" kaufte für 47,1 Mio. US-$ die Bierbrauerei „Švyturys", die im Jahre 1784 laut historischer Tradition aus der deutschen Aktienbrauerei „Reinecke" hervorgegangen sein soll. Investitionen erhielt auch der Schiffsbau (Maersk, Western Invest AS), die Passagier- und Frachtreederei (DFDS Tor Line), Umschlagsfirmen (KLASCO, Bega, Smeltė) und der Anlagenbau (Siemens, Yazak). Gesellschaften investierten in die „Baltijos automobilių technika" (Baltische Automobiltechnik), in die Holzverarbeitung (Ikea), in den Wohnungsbau (Radisson SAS) und in den Groß- und Einzelhandel („Vilniaus prekyba" und „IKI").[10]

Nach Angaben des Statistischen Amtes Litauens entwickelten sich die direkten Auslandsinvestitionen (in Mio. Lt; 1 Lt = 3,45 Euro) in den Jahren 1996–2000 prozentual wie folgt:

	1996	1997	1998	1999	2000	2000 (in %)
Litauen	1406	2801	4162,5	6501,2	7252,1	100
Klaipėda	203,8	421,6	552,4	690,7	961,0	11,6
Vilnius	534,9	1160,0	2154,7	3857,1	4992,3	60
Kaunas	259,5	419,3	558,4	647,1	864,0	10,4
Šiauliai	41,2	55,6	61,0	100,5	103,3	1,2
Panevėžys	57,2	139,5	160,0	272,5	280,0	3,4

Um die vorhandenen finanziellen Ressourcen effektiver zu nutzen und die Entwicklungsprogramme Klaipėdas erfolgreich zu verwirklichen, nahm die Stadtverwaltung im Jahr 1999 als eine der ersten in Litauen eine langfristige Stadtentwicklungs-Strategie in Angriff. Im Jahr 2001 wurde der strategische Stadtentwicklungplan (The Strategic Development Plan of Klaipėda City) für die Jahre 2001–2010 angenommen, in dem fünf zentrale Prioritäten hervorgehoben werden:

10 Klaipėda in figures (wie Anm. 8), S. 11.

- Schaffung von Arbeitsplätzen unter Einbeziehung von Investitionen und von Gewerbeförderungsmitteln;
- Erweiterung der Infrastruktur zur Verbesserung von Bedingungen für das Handwerk und der Arbeits- und Lebensbedingungen;
- Festigung der Stadt-Hafen-Integration;
- Erweiterung der Wohnkapazitäten und Verbesserung ihrer Qualität;
- Entwicklung von Bildung, Kultur und Wissenschaft.

Klaipėda ist eine der wirtschaftlich leistungsfähigsten Städte Litauens, jedoch bemängeln die städtischen Politiker, dass die einzige Hafenstadt des Landes aus dem Landeshaushalt deutlich weniger Mittel erhält, als an direkten Gebühren und Steuern von Einwohnern und Betrieben eingenommen wird. Hieraus entstehen manchmal scharfe Diskussionen mit der Zentralregierung über die Verteilung der Haushaltsmittel. In Litauen ist eine Tendenz zur Zentralisierung und zu einer ungleichmäßigen Entwicklung der Regionen deutlich feststellbar. Dass die Hauptstadt Vilnius bedeutend mehr Aufmerksamkeit seitens des Staates genießt und höhere Investitionen als andere Städte erhält, ist für Litauen insgesamt nicht vorteilhaft. Laut dem staatlichen Investitionsprogramm 2002–2004 entfallen auf die Stadtverwaltung Vilnius 52% der von der Regierung bereitgestellten Investitionen, auf die Stadt Klaipėda dagegen lediglich 2,2%. Die kommunale Selbstverwaltung von Vilnius erhält gar 51% der angeforderten Mittel, Klaipėda nur 12%.

Litauen zeichnete sich in diesem Jahrhundert unter den Ostsee-Nachbarn dadurch aus, dass es, anders als Estland und Lettland, drei potenziell anziehende und starke Städte hat: die Hauptstadt Vilnius, die die staatliche Tradition des Großfürstentums Litauen symbolisiert; die provisorische Hauptstadt der Zwischenkriegszeit Kaunas, die als Symbol die litauische Nation und die fortbestehende Staatlichkeit Litauens aus der Zeit zwischen den Kriegen verkörpert; und schließlich Klaipėda als Hafenstadt mit deutscher historischer Vergangenheit und Tradition.

Wenn jedoch Kapital, Investitionen und Staatsmacht auch weiterhin künstlich in Vilnius konzentriert werden, kann diese Einmaligkeit verschwinden. Kaunas wird geplagt vom Abwandern der Intelligenz (‚Gehirnschwund') und des Kapitals – nicht nur ins Ausland, sondern auch und eben nach Vilnius. In Kaunas gedeiht das „graue Geschäft": Steuern werden permanent unterschlagen, und es grassiert die Korruption auf verschiedenen Ebenen. Diese Probleme gibt es auch in

Vilnius, nur hat Vilnius als Gegengewicht seine kulturellen und intellektuellen Traditionen.

Es ist selbstverständlich, dass Vilnius schon aufgrund seiner Geschichte, der Barock- und Renaissance-Architektur, der Naturschönheit und als Hauptstadt Litauens gewisse Prioritäten zustehen. Hier sind staatliche Behörden, Auslandsfirmen und Büros, Botschaften und Vertretungen konzentriert. Hier finden internationale Seminare, Treffen und Konferenzen statt. Um diese Strukturen zu bedienen, wachsen Hotels, Handelszentren, Restaurants, Cafés, entstehen Taxi-Firmen. All das schafft Verdienstmöglichkeiten für Dienstleistungsunternehmen. In Vilnius ist daher folgerichtig auch die Arbeitskräftenachfrage größer als anderswo. Das Durchschnittsgehalt eines Managers ist in Vilnius doppelt so hoch wie in Klaipėda. Ein Pressevertreter verdient in Vilnius fast genau so viel wie der Bürgermeister von Klaipėda.

Die Verwaltung der Bier-Aktiengesellschaft „Švyturys", der Stolz der Stadt, wurde nach Vilnius verlegt, in Klaipėda blieb nur das technische Personal. Es ist deswegen nicht verwunderlich, dass in Klaipėda keine breitere Mittelklasse vorhanden ist, die den Konsum ankurbeln könnte. Es gibt zwar auch in Klaipėda reiche Konsumenten aus den Reihen der See- und Hafenorganisationen, des Erdölumschlaglagers, des Einzelhandels, die prachtvolle Häuser und Wohnungen besitzen, jedoch sind sie nicht so zahlreich wie in Vilnius. In der sozialen Pyramide klafft dort, wo die gehobene Mittelschicht zu erwarten wäre, eine Lücke; die untere Mittelschicht, die in Mehrfamilienhäusern wohnt und Gebrauchtwagen besitzt, muss zwar nicht über Geldmangel klagen, gibt aber auch nicht viel aus. Da es an Konsumenten von Luxusartikeln fehlt, kommt auch der Markt nicht in Schwung. Private Bauvorhaben wie in Vilnius gibt es nicht, und damit auch und weniger Steuereinnahmen in der Kasse der Stadtverwaltung.

Von den Investitionen ist in Klaipėda wenig zu spüren, denn sie fließen in die Produktion und in die Hafeninfrastruktur. Nichtsdestotrotz schaut die Stadt, 2002 ihr 750-jähriges Jubiläum begehend, optimistisch in die Zukunft, in der man wohl mehr auf eigene Kräfte setzen wird als auf die Zuwendungen der Zentralregierung.

Aus dem Litauischen übersetzt von Ronald Tesnau, Lampertheim

Zur Stadtentwicklung und Architektur Klaipėdas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert*

von Jonas Genys und Edmundas Andrijauskas

Klaipėda (Memel) wurde 1252 aufgrund eines Übereinkommens des Hochmeisters des Livländischen Ritterordens mit dem Bischof von Kurland gegründet. In den 750 Jahren seiner Existenz erlebte Klaipėda, wie jede andere alte Stadt, viele Kriege, Feuersbrünste, Epidemien, wirtschaftlichen Niedergang und Aufschwung. Jede dieser geschichtlichen Epochen hat ihre Spuren in der Architektur der Stadt hinterlassen.

Das Ziel dieser Arbeit ist, die architektonische Entwicklung der Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert darzustellen. Dabei besitzt der Große Brand von 1854, der den größten Teil der Stadt vernichtete, eine zentrale Bedeutung, denn der Wiederaufbau vollzog sich unter neuen architektonischen Gesichtspunkten. Das seit dem Mittelalter entstandene Grundstücks-, Straßen- und Stadtviertelsystem vermochten jedoch auch die Baumeister des 19. Jahrhunderts nicht zu ändern. So verschmolzen im Stadtbild während der zu untersuchenden Periode Elemente des Mittelalters und der Moderne.

Die heutige Struktur der Altstadt stammt vom Ende des 15. und dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Zuvor handelte es sich bei Klaipėda um ein kleines, ein geringes Gebiet umfassendes, an einer Burg gelegenes Städtchen. Der Umbau der Burg im 16. Jahrhundert brachte eine entscheidende Veränderung auch für die Stadt, denn der alte Siedlungsplatz musste aufgegeben werden; an seine Stelle trat das Territorium der heutigen Altstadt. Die aus dem 16. Jahrhundert stammenden grundlegenden Stadtelemente blieben bis in spätere Zeiten erhalten. Zunächst bildete sich die Altstadt mit einem gleichmäßigen rechtwinkligen Straßennetz heraus, dem bald die Vororte Friedrich(s)stadt, Vitė (Bommelsvitte), Krūmamiestis (Krammeist) folgten, und auch in Smeltė (Schmelz) ließen sich bereits Menschen nieder.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung war das 17. Jahrhundert, denn die Stadt wurde mit einem System von Wehrmauern und -tür-

* Eine litauische Fassung des Artikels ist erschienen in: Klaipėda. Istorija populiariai Klaipėda. Eine populärwissenschaftliche Geschichte). Klaipėda 2002, S. 121-152.

men umgeben. Diese umfangreichen Verteidigungsanlagen zwangen die Bürger, die alte Johanniskirche abzureißen und einen Teil der Gärten aufzugeben, obwohl die städtischen Grundstrukturen (Straßennetz und -viertel) erhalten blieben.

Der Große Brand von 1854 und seine Folgen

Dieser Brand, der im Vorort Vitė ausbrach und auf die Altstadt übergriff, war der größte in der Geschichte der Stadt. Das Ausmaß des angerichteten Schadens kann man aus geschichtlichen Quellen ersehen. Während das Feuer in Vitė die Gebäude auf 74 Grundstücken vernichtete, brannten in der Altstadt auf 231 Grundstücken Bauwerke ab. Insgesamt verloren die Bürger 254 Wohnhäuser, 83 Lagerhäuser, 133 Ställe und 49 Scheunen, und 516 Familien wurden obdachlos.[1] Die Schäden lassen sich auch in einem Stadtplan nachvollziehen, der sich heute in der Bibliothek der Litauischen Akademie der Wissenschaften befindet.[2] Der etwa um 1855/56 entstandene Plan zeigt, dass vom Feuer beinahe die gesamte Altstadt zwischen der Danė (Dange) und der Didžiosios-Vandens-Straße (Gr. Wasserstraße) sowie die Grundstücke entlang der Tiltų-Straße (im 19. Jahrhundert Friedrich-Wilhelm-Straße) bis hin zum Kulių-Tor (Steintor) in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Katastrophe verschonte lediglich den südwestlichen Teil der Altstadt (im Bereich der Aukštosios-Straße [Hohe Straße] und dem Turgaus-Platz [Marktplatz]). Die Folgen des Feuers im Vorort Vitė sowie im Hafenbereich sind aus dem Plan ebenfalls ersichtlich. Man erkennt, dass die überwiegende Mehrheit der Grundstücke westlich des Ferdinandplatzes sowie die Hafenspeicher und Windmühlen beschädigt worden waren. Die anderen Stadtteile von Klaipėda wie z.B. die Neustadt hatten keine größeren Schäden zu verzeichnen.

Zu den während des Brandes vernichteten Gebäuden gehörten auch die wichtigsten und architektonisch wertvollsten Kirchen der Altstadt. Unter ihnen war die Anfang des 18. Jahrhunderts eröffnete deutsche evangelisch-lutherische Johanniskirche, die am Ostende des Marktplatzes gestanden hatte. Eingeäschert wurden auch die Kirche der Reformierten sowie die Jakobskirche in der Tiltų-Straße. Der Verlust

1 Johannes Sembritzki, Memel im neunzehnten Jahrhundert. Memel 1902, S. 16 ff.

2 Lietuvos Mokslų Akademijos biblioteka, Rankraščių skyrius (Handschriftenabteilung der Bibliothek der Litauischen Akademie der Wissenschaften) (LMAB RS), F. 170-755.

der Kirchen war nicht nur für die Gläubigen schmerzlich, sondern mit ihnen verlor die Altstadt auch ihre sie prägenden architektonischen Wahrzeichen.

Verständlicherweise galt um 1854/55 die größte Sorge des Magistrats dem Wiederaufbau der Stadt. Doch war man nicht nur gezwungen, den Neuaufbau zu planen und voranzutreiben, sondern es waren auch Vorsorgemaßnahmen zu treffen, um die Wiederholung einer solchen Katastrophe zu verhindern.

Neue Bauschutzmaßnahmen waren folglich in dem 1855 aufgestellten Wiederaufbauplan enthalten und dienten im Weiteren als Richtlinien bei den Arbeiten. Dieser Bebauungsplan erlaubte es nicht mehr, in den Wohngebieten gewerblich genutzte Gebäude und Lagerhäuser zu bauen. Solche Zweckbauten sollten an das Danėufer verlegt werden.[3] Diese Vorschrift führte dazu, dass am Ufer der Danė Lagerhäuser der verschiedensten Art entstanden. Beim Bau selbst mussten strenge feuerpolizeiliche Vorschriften eingehalten werden. Alle neu errichteten Gebäude mussten aus Mauerwerk bestehen. Wohn- und Lagerräume durften sich nicht im selben Gebäude befinden. Auf jedem Grundstück sollte eine 5,4 m² große unbebaute Fläche mit einem Brunnen verbleiben. Die Wiederaufbauvorschriften reglementierten also nicht nur die Planung der Grundstücke, sondern legten auch die Art der zu verwendenden Baustoffe für die Neubauten fest.

Die Altstadt und der Vorort Vitė hatten mehr als 500 der bisher unterschiedlich genutzten Gebäude verloren (den größten Anteil daran machten Wohngebäude, Speicher und Kirchen aus), die im 17. und 18. Jahrhundert errichtet worden waren. Anstelle der vom Feuer vernichteten Bauten mit Stilelementen des Barock und des Klassizismus entstanden neue, im Stil des Historismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gestaltete Gebäude. Diese Architektur veränderte das Stadtbild wesentlich.

Ungeachtet des durch das Feuer angerichteten Schadens vollzog sich der Wiederaufbau der Stadt verhältnismäßig rasch. Die Schnelligkeit war nicht nur dem Zusammenwirken von Stadt, Staat und privaten Geldgeber zu verdanken, sondern wurde auch durch das massive Anwachsen des Handels über den Klaipėdaer Hafen wesentlich beeinflusst. Die von Gerhard Willoweit publizierten Zahlen der ankommenden und auslaufenden Schiffe zeigen, dass zwischen 1853 und

---

3 Johannes Sembritzki, Der Große Memeler Brand 1854 und seine Folgen, in: Sonntagsbeilage des Memeler Dampfboots vom 5. Januar 1896.

1855 jährlich bis zu 1809 Schiffe im Hafen ankerten.[4] Der Aufschwung des Handels füllte nicht nur die Stadtkasse, sondern steigerte auch die Nachfrage nach Lagerhallen, Nachtquartieren und Gaststätten, die neu errichtet werden mussten.

Und schließlich nahm auch die nationale und konfessionelle Zusammensetzung der Stadtbevölkerung Einfluss auf die Architektur (insbesondere auf die der kommunalen Gebäude und der Kirchen). Betrug die Bevölkerung Klaipėdas im Jahre 1852 noch 11422 Personen, hatte sich diese Zahl bis 1900 fast verdoppelt und nunmehr 20166 erreicht.[5] 1941 war die Bevölkerung schließlich auf 41 188 Personen angewachsen.[6] Unter nationalen Gesichtspunkten bildeten die Deutschen den überwiegenden Anteil der Stadtbevölkerung, unter konfessionellen die Protestanten. Indessen stieg der Anteil der Litauer von 5,3% im Jahre 1890 bis auf über 10% gemäß der Volkszählung vom 20. Januar 1925.[7] Neben Deutschen und Litauern gab es 1925 12% Juden sowie Einwohner anderer Nationalitäten. Leider sagen die Quellen nichts Genaues über deren Herkunft aus. Sicher ist, dass schon seit dem 18. Jahrhundert in Klaipėda große englische und schottische Handelsniederlassungen existierten.[8] Neben Engländern, Deutschen, Litauern und Juden wird im 19. Jahrhundert auch von Russen und Polen berichtet,[9] jedoch war ihre Zahl offensichtlich gering. In den 20er Jahren betrug ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung nur 0,29% bzw. 0,03%.[10]

Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der konfessionellen Zugehörigkeit. Nach dem Ergebnis der Volkszählung vom Dezember 1905 waren von den 30 052 Einwohnern 27213 evangelisch (90,5%), 4,7% katholisch, 1,76% Christen anderer Konfessionen und 2,85% Israeliten.[11] Nach dem Anschluss des Klaipėdaer Gebiets an Litauen änderte sich sowohl die nationale als auch die konfessionelle Zusammensetzung der

---

4 Gerhard Willoweit, Die Wirtschaftsgeschichte des Memelgebiets. Marburg a.d.L. 1969, Bd. I, S. 823, Tabelle 57.

5 H.A. Kurschat, Das Buch vom Memelland. 2. Aufl., Oldenburg 1990, S. 291.

6 Einwohnerbuch für Stadt- und Landkreis Memel 1942, S. 1.

7 V. Vileišis, Tautiniai santykiai Mažojoje Lietuvoje (Die nationalen Beziehungen in Klein-Litauen). Kaunas 1935, S. 150 f.; R. Valsonokas, Klaipėdos problema (Das Klaipėda-Problem). Klaipėda 1932, S. 268.

8 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 4), S. 375.

9 P. Rozenwal, Ruso, keliavusio per Prųsiją 1814 m. pastabos apie šį kraštą ir jo gyventojus (Anmerkungen eines Russen, der 1814 Preußen bereiste, über Land und Leute), in: Pergalė (1990), Nr. 12, S. 148 ff.

10 Lietuvos statistikos metraštis 1924–1926 (Statistisches Jahrbuch Litauens 1924–1926). Kaunas 1927, S. 23.

11 Vileišis, Tautiniai (wie Anm. 7), S. 212 f.

Bevölkerung. 1926 war der Anteil der Protestanten auf 83,1% gefallen, während der der Katholiken auf 6,95% gestiegen war (Reformierte 2,59%, Orthodoxe 0,12%, andere Christen 1,26% und Menschen jüdischen Glaubens 5,09%).[12] Somit erhöhte sich nach 1923 der prozentuale Anteil von Katholiken (Litauer) und Juden an der Einwohnerschaft.

Städtebauliche Entscheidungen

Ungeachtet der 1855 angekündigten großen Vorhaben der Stadtplaner erfuhr die Stadt dadurch keine größeren städtebaulichen Veränderungen. Das urbane System der Stadt blieb im Großen und Ganzen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts erhalten. Doch der Ausbau der äußeren Kommunikationssysteme (Bau des Winterhafens und das Aufkommen der Eisenbahn) machten es notwendig, das Straßen- und Infrastrukturnetz umzubauen und zu erweitern.

So erhielten die die Struktur der Neustadt bestimmenden H.-Manto-Straße (früher Liepojos-Straße [Libauer Straße]) und Palangos-Straße (Polangenstraße) eine Ergänzung durch die K.-Donelaičio-Straße (früher Parko-Straße [Parkstraße]) und die Uosto-Straße (früher Malkų-Straße [Holzstraße]). Letztere entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einer die Häfen verbindenden Hauptverkehrsader. Dagegen wurde die Donelaičio-Straße, nachdem der Plan, in ihrem südlichen Teil eine Brücke über die Danė zu bauen, nicht verwirklicht worden war, nach und nach zu einer prestigeträchtigen Straße für moderne Kommunalbauten und Villen.

Der Ausbau beschränkte sich zunächst auf die Füllung der Baulücken in bestehenden Straßen, und zwar hauptsächlich in nördlicher Richtung unter Zugrundelegung der traditionellen Bebauungs- und Grundstücksschemata. Die Modernisierung der bestehenden Gebäude oder ein Neubau an Stelle von geringwertiger Bausubstanz hatte Vorrang vor der Erschließung neuer Wohngebiete. Nach Süden und Osten dehnte sich die Stadt nicht aus, damit gab es genügend Raum für die Industrieanlagen am Ufer der Danė und des Kurischen Haffs.

Der von den im 17./18. Jahrhundert erstellten Befestigungsanlagen umrahmte Stadtkern behielt auch weiterhin sein seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts herausgebildetes, rechteckig angelegtes Straßennetz und die Struktur kleiner rechteckiger Häuserkomplexe. Ebenso blie-

12 Metraštis (wie Anm. 10), S. 23.

ben die vom 16. bis zum 18. Jahrhundert entstandenen breiten und großzügigen Straßen- und Blockstrukturen des Vororts Friedrichstadt erhalten.

Wirkliche Veränderungen brachte die Neuplanung des Vororts Vitė, der durch das Feuer fast vollständig vernichtet worden war. Der Unterschied wird bei einem Vergleich von Stadtplänen überdeutlich.[13] Ein Stadtplan von 1840 zeigt die für den Westteil des Vororts charakteristischen ungleichmäßigen Formen, Quartiere unterschiedlicher Größe, gewundene und verwinkelte, zum Kurischen Haff hinführende Gassen. Es ist offensichtlich, dass es sich hierbei um einen im 16./17. Jahrhundert entstandenen, natürlich gewachsenen und durch die Landschaft und die typischen Arbeitsbedürfnisse der hier lebenden Fischer geprägten Ort handelt. In den nach dem Großen Brand erstellten Plänen sind die Straßen begradigt, zum Teil ganz verschwunden, einige kleinere Komplexe zu größeren Vierteln vereint, ihre Fronten begradigt, die Bauten streng entlang der Straßen errichtet. Dennoch blieben in Vitė die Merkmale des alten Lageplanes weiter erkennbar. Man machte von der Möglichkeit, geometrisch gleichmäßige rechteckige Viertel zu errichten, wie das vor dem Großen Brand im Ostteil von Vitė geschehen war, keinen Gebrauch.

Der verhältnismäßig geringe Zuwachs der Stadtbevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (zur Zeit des Großen Brandes hatte die Stadt ca. 17000 Einwohner, im Jahre 1900 waren es 20166)[14] bestätigt unsere Annahme, die demografische Situation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts habe keine wesentlichen Impulse gegeben, das Territorium der Stadt zu erweitern. Wirklich neue Planungen und Ausbauarbeiten fanden allein in der Neustadt (heute H.-Manto-Straße) statt.

Den Planungen nach sollten die neuen Straßen parallel zum Kurischen Haff (von Süden in nördlicher Richtung) verlaufen und die dabei vorgesehenen Querstraßen rechtwinklige, rechteckige Häuserblocks ergeben. Abgesehen von dem schon seit dem 16. Jahrhundert entstandenen südlichen Teil (heute der Bereich der Liepų- und Danė-Straße [Alexander- und Dangestraße]) lässt sich in der Neustadt die konzeptionelle Planung, die eine Entwicklung der Stadt in nördlicher Richtung vorsah, klar belegen. Diese Stadtentwicklungsphase ist gekennzeichnet durch die Entstehung der Kasernen der ehemaligen

13 Mažosios Lietuvos istorijos muziejaus rinkinys (Sammlung des Museums der Geschichte Klein-Litauens) (MLIMR), Inv.-Nr. 3719, 22257.

14 Willoweit, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 4), S. 747.

Wilhelmstadt (das Terrain zwischen der heutigen S.-Daukanto-Straße und dem Lietuvininkų-Platz – früher Kant-Platz, Liepoja-Platz), die Įgula-Straße und die Herausbildung der anderen Baustrukturen des nördlichen Stadtteils. Die in der Wilhelmstadt neu gezogenen Straßen wurden an die schon bestehenden Straßen der Neustadt angepasst, wobei die ausgewiesenen Grundstücke erheblich mehr Umfang besaßen. Besonders große Grundstücke wurden natürlich für öffentliche Bauten vorgesehen, zum Beispiel für das Lehrerseminar oder das Königin-Auguste-Viktoria-Mädchenlyzeum. Eine städtebaulich interessante Stelle in dem entstehenden Stadtteil ist der Anfang des 20. Jahrhunderts noch unbebaut belassene Raum, aus dem später der Kant-Platz bzw. Liepoja-Platz (heute Lietuvininkų-Platz mit einer Mažvydas-Skulptur) hervorging.

Im Allgemeinen waren die städtebaulichen Veränderungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch eher unwesentlich. Die Stadt überschritt nicht nur die sie umgebenden Verteidigungsmauern (Festungsbollwerke) im Südosten, sondern erweiterte sich, obgleich nur in geringem Maße, auch nach Norden hin. Nur der äußere Ausbau und die Verbesserung der Infrastruktur (Eisenbahn, Winterhafen) setzten sichtbare neue Zeichen im Stadtbild.

Eine weit größere Notwendigkeit, neue kommunale und private Gebäude zu errichten und damit die Stadtgrenzen auszudehnen, ergab sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als die Bevölkerung sich im Vergleich zum Anfang des Jahrhunderts verdoppelte. Dieser Anstieg der Einwohnerzahl ergab sich nicht zuletzt aus der Eingemeindung der Vororte (allein in Smeltė lebten 6000 Menschen).[15] Ungeachtet der administrativen Veränderungen wuchs die Stadt in späteren Jahren auch in ihrem historischen Teil. Stand bis zum Ersten Weltkrieg im Grunde nur die Entwicklung der bereits vorhandenen städtebaulichen Strukturen im Vordergrund, so begann in den 20er und 30er Jahren die Suche nach neuen Erweiterungsmöglichkeiten: Die Stadtentwicklung ging nicht nur von einer intensiven in eine expansive Phase über, sondern die Richtung der Expansion wurde zudem durch professionelle Architekten bestimmt.

In dieser Hinsicht bemerkenswert ist ein Projekt für ein Viertel des Vororts Smeltė von V. Landsbergis-Žemkalnis. Obwohl es alle Elemente der traditionellen rechteckigen Bebauungsweise enthielt, waren in dem Viertel auch alle für ein Gemeinwesen notwendigen Einrichtungen vorgesehen. Geplant war der Bau von Theater, (katholi-

[15] J. Tatoris, Senoji Klaipėda (Das alte Klaipėda). Vilnius 1994, S. 55.

scher) Kirche und Markthalle. In dieses Viertel zogen vor allem Litauer, denen vorteilhafte Bedingungen für den Kauf von Wohnungen und Häusern eingeräumt wurden. Jedoch konnte die Planung nicht vollständig verwirklicht werden. Das Entstehen dieses Stadtteils symbolisiert auch die veränderte Ausdehnungsrichtung der Stadt: Nicht mehr vom historischen Kern aus nach Norden, sondern nach Süden in bislang unerschlossene Gebiete begann die Stadt zu wachsen.

Doch war man bestrebt, die Ausdehnung auch nach Osten und Norden zu forcieren. Die Pläne hatten zum Ziel, die Dominanz einer linearen Stadtstruktur zu verhindern. Das Ufer der Danė war als Gegengewicht zum Ufer der Kurischen Nehrung gedacht. Dort sollten Industriebetriebe und kommunale Einrichtungen entstehen, die keine direkte Beziehung zum Meer hatten. Gleichzeitig entstanden neue Stadtviertel im Bereich des Trinyčių-Weihers.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass eine radiale Stadtstruktur erreicht werden sollte, als deren Zentrum die Altstadt mit einem Ring von ihr ausgehender konzentrischer Ringstraßen vorgesehen war.

Merkmale der Stadtarchitektur

Die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vorherrschenden Fachwerk- und Steinbauten, die Merkmale des Barock (z.B. die Johanniskirche) und des Klassizismus (z.B. das Schauspielhaus, die alte Börse) trugen, wurden immer deutlicher von Gebäuden mit Merkmalen der Neugotik, der Neorenaissance, des Neoklassizismus, des Jugendstils und anderer Stilelemente des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts abgelöst, die an die Stelle der alten, 1854 durch das Feuer zerstörten Gebäude traten oder in den neu erschlossenen Baugebieten errichtet worden waren.

Das 19. Jahrhundert war in Europa gekennzeichnet durch die Industrialisierung und das damit einhergehende stürmische Wachstum der Städte, was zu einem Aufeinanderprallen von traditionellen architektonischen Stilelementen und dem neuen Industriezeitalter führte. Die Entstehung von Nationalstaaten, sozialen Revolutionen usw. ließen auch die Architektur und den Städtebau nicht unberührt. Die Bemühungen, einen „neuen Stil" zu finden, orientierten sich zunächst an der herkömmliche Architektur und damit am Stil der Vergangenheit. Doch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann man, den „reinen angemessenen Stil" durch architektonische Experimente,

Mischung der Stile und Neuinterpretationen zu entwickeln. Dieser Sinneswandel in Europa fiel mit dem Großen Brand in Klaipėda und der daraus resultierenden Aufgabe zusammen, viele beschädigte Häuser zu renovieren oder umzubauen. Charakteristisch für das Klaipėda der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Tätigkeit Friedrich A. Stüllers, einem Schüler Schinkels, beim Wiederaufbau der Stadtkirchen.[16] Eine imposante Mischung aus italienischer Romanik und Gotik löste den Stil der abgebrannten Kirchen ab. Da 1853 in der Stadt etwa 360 Katholiken lebten, wurde auch die katholische Kirche zwischen 1863 und 1865 nach Plänen des einheimischen Architekten Meyer wieder aufgebaut. Zur gleichen Zeit wurde in Vitė eine neugotische anglikanische Kirche vollendet.[17]

Einen gewissen Einfluss auf das Stadtleben (insbesondere nach dem 1923 erfolgten Anschluss des Memellandes an den litauischen Staat) übte auch die jüdische Gemeinde aus. Schon Anfang des 19. Jahrhunderts hatte in Friedrichstadt eine vom Marktplatz ausgehende Gasse den Namen Sinagogų-Straße (Synagogenstraße) getragen. Früher dürfte hier wirklich eine Synagoge gestanden haben. Im Stadtplan von 1935 erscheint eine Synagoge allerdings schon an einer anderen Stelle, nämlich in der damaligen Kirpėjų-Straße (Bachstraße, heute Daržų-Straße [Gartenstraße]).[18] Neben der Synagoge existierte auf dem jüdischen Stadtfriedhof auch eine Kapelle.

In der Architektur Klaipėdas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts heben sich die neugotischen Gebäude hervor. Doch diese ‚Neogotik' erschöpfte sich oft in der Verwendung von einigen Stilelementen dieser Richtung und des Klassizismus sowie der verwendeten Baustoffe (in Klaipėda hergestellte Ziegelsteine und Dachziegel). Schinkel hatte in Preußen eine solche Mischung aus Stilelementen und Baustoffen für Staats- und Industriebauten schon 1836 mit der Erstellung der Bauakademie in Berlin geschaffen.

Zu den bedeutendsten Bauten dieser Stilrichtung in Klaipėda sind zu zählen: die Zellulosefabrik (gebaut 1899), die Gasfabrik (1861 vom Architekten J. Hartmann), das Bahnhofsgebäude (1857), die Speicher an der Danė (1860–1871), die Post (1893), das Lehrerseminar (1908) und der Kasernenkomplex im nördlichen Teil der Stadt. Der neugotische Stil wurde also weitgehend für den Bau öffentlicher Gebäude

16 Ebenda, S. 190-203.
17 Ebenda, S. 198.
18 MLIMR, Inv.-Nr. 6216: Klaipėdos miesto planas (Lageplan der Stadt Memel), hrsg. v. M. Gelžinis.

sowie für Industrieanlagen verwendet. Diese häuften sich in demjenigen Stadtteil, der nördlich der Danė und der Häfen an den Ufern der Kurischen Nehrung lag. Eine Ausnahme bildeten lediglich die Speicherbauten am linken Ufer der Danė.

Neben Gotteshäusern und Kommunalbauten im neugotischen Stil wurden in der Stadt auch Gebäude mit Elementen des Neoklassizismus, der Neorenaissance, der Romantik und nicht zuletzt des Jugendstils erstellt. So entstanden das Theater, die Banken, das Rathaus und die Residenz. Verständlicherweise fanden sich diese Bauten im Zentrum der Stadt oder in neu entstandenen prestigeträchtigen Stadtteilen.

Einer gesonderten Betrachtung sind die in Klaipėda erstellten Gebäude des Jugendstils wert. Der Jugendstil stellte den ersten Versuch dar, sich von der über Jahrhunderte dauernden Wiederholung, Nachahmung, Mischung und Neuinterpretation klassischer Stile zu lösen. Mit ihm entstanden neue Silhouetten, Kompositionen und Ornamentformen der Häuser. Die Fassaden wirkten dynamischer und schmucker in den Verzierungen, waren oft mit Türmchen versehen, während die Innenaufteilung wohnfreundlich und rational konzipiert war. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sind als Vertreter des Jugendstils zu nennen: das Handelszentrum der Firma F. Lass & Co. in der Turgaus-Straße, die Verwaltungsgebäude der Zellulosefabrik (1903), das Haus des dänischen Vizekonsuls in der Liepų-Straße und Villen in der H.-Manto-Straße. Die einzige Industrieanlage dieses Stils in Klaipėda war das städtische Schlachthaus.[19] Jugendstilhäuser mit großzügigen Grundstücken und Obstgärten standen eher auf der rechten Seite der Danė und gehörten Kaufleuten oder Staatsbediensteten, also vor allem in der heutigen Liepų-, H.-Manto- und K.-Donelaičio-Straße. Die kleinen und nach dem Brand von 1854 neu bebauten Stadtgrundstücke eigneten sich dagegen für diese Architektur weniger, weswegen hier der Einfluss des Jugendstils gering blieb.

Dem Jugendstil darf noch ein Verdienst für die Stadtarchitektur zugerechnet werden, denn die Tradition der Anlage von Ziergärten geht auf ihn zurück. Die Stadt wurde merklich ‚gemütlicher', lebendiger und bunter.

Ein weiteres Typikum dieser Phase der Stadtgeschichte stellen die Fachwerkbauten dar. Diese Bauweise wurde in Klaipėda, wie auch in Deutschland, seit dem Mittelalter verwendet; im 16. und 17. Jahrhun-

---

[19] J. Tatoris, Klaipėdos jugendo stiliaus architektūra (Die Jugendstilarchitektur in Klaipėda), in: Dailėtyra (1987), S. 158.

dert wurden in Klaipėda nicht nur Speicher, sondern auch Wohnhäuser, Handwerksbetriebe[20] und sogar Kirchen mit Fachwerk gebaut.[21]

Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommenden Steinbauten verdrängten die Fachwerkkonstruktionen aus dem Wohnhausbau, doch wurden sie beim Bau von Lagerhäusern weiter verwendet, und einzelne Elemente blieben auch in Jugendstilgebäuden erhalten. Ein Teil der Lagerhäuser in Fachwerkbauweise entstand im Bereich des Hafens und in der Altstadt, einige diese Speicher sind in der Aukštoji- und der Daržų-Straße erhalten geblieben.

Nach dem Ersten Weltkrieg verstärkte sich in der Architektur und der Städteplanung die Suche nach neuen Ausdrucksformen. Als Reaktion auf die Kriegsfolgen fand der deutsche Expressionismus von H. Poelzing und B. Taut einen vielfältigen Widerhall in einzelnen baulichen Stilelementen, doch gab es nicht ein einziges Bauwerk, das dem Expressionismus vollständig Ausdruck verlieh. G. Rietvelds „neue Plastik" oder der Modernismus eines Gropius und Meyer waren Entwürfe, aus denen letztlich die moderne Architektur hervorging, und so übten sie verständlicherweise großen Einfluss auf die Architekten und Baumeister Klaipėdas aus. Deutsche Architekten befanden sich unter der Avantgarde derjenigen, die neue Baustile suchten. Dieses Trachten nach Neuem dokumentierte sich auch darin, dass 1928 in Klaipėda immerhin acht Architekturbüros tätig waren.[22]

1923 kamen der Architekt Herbert Reißmann, Absolvent der Technischen Hochschule Dresden, V. Ryzler, Ingenieur und Direktor des Stettiner Museums, und die Ingenieure V. Behrendt und V. Gropius nach Klaipėda. Sie veröffentlichten Beiträge in der örtlichen Presse und hielten Vorträge über moderne Architektur.[23] Das Aussehen eines Gebäudes, so die Meinung dieser Fachleute, sei durch seine Funktion bestimmt, eine moderne Wohnung habe zuallererst eine bequeme und wirtschaftliche Wohnung zu sein, in der eine Harmonie zwischen den verschiedenen Baustoffen herrschen solle.

Der herausragendste und produktivste unter den Architekten Klaipėdas war während der Zwischenkriegszeit Reißmann. Er baute (oft zusammen mit dem Architekten A. Nixdorf) nicht nur in Klaipėda, sondern auch in Šilutė (Heydekrug) und anderen Städten des

20 J. Genys, V. Žulkus, Fachverkinių XVI a. pastatų liekanos Klaipėdoje, Kurpių gatvėje (Die Überreste der Fachwerkbauten des 16. Jahrhunderts in Klaipėda, Kurpių-Straße), in: Architektūros paminklai VII (1982), S. 51-58.

21 MLIMR, Inv.-Nr. 7724.

22 Tatoris, Klaipėda (wie Anm. 15), S. 37.

23 Ebenda, S. 34-38.

Klaipėdaer Gebiets. Sein Ansehen belegt nicht zuletzt die Tatsache, dass Thomas Mann ihn für den Bau seines Sommerhauses in Nida (Nidden) engagierte. Die Vielfalt der von ihm geplanten und erstellten Bauwerke ist enorm. Er entwarf Pläne für Industriebauten, Schulen, Ausstellungspavillons und andere Zweckbauten. Die Liste der Reißmann-Gebäude in Klaipėda ist lang: das Vytautas-der-Große-Gymnasium (1934), die Druckerei der Aktiengesellschaft „Rytas" (1936), Verwaltungsgebäude (1936), das Elektrizitätswerk (1929), Verwaltungsgebäude, Werkstätten und Lagerhallen (1938), das Verwaltungsgebäude der Seifenfabrik (1930) und viele andere. In all diesen Bauten war die Grundidee Reißmanns von Einfachheit und Funktionalität klar erkennbar.

In der Stadt hatten auch andere Architekten ihre Büros: Giesing, Werner, Kleemann, Jozuvaitis, A. Maksvitaitis. Auch diese Architekturbüros orientierten sich an der Entwicklung der Bauideen in Deutschland. Sehr deutlich ist der Einfluss der „Großen Ausstellungen" der Weißenhofsiedlung in Stuttgart (1927) und der Berlin-Britz-Siedlung in Berlin (1931) auf das Wirken der genannten Architekten zu erkennen. Dieser Einfluss wurde vor allem nach dem Beginn der Stadterweiterung bestimmend, als man die neuen städtebaulichen Tendenzen bei der Planung von Wohnvierteln umsetzen konnte. In dieser Hinsicht einzigartig ist das schon erwähnte Viertel zwischen der Kant-Straße und dem Pievų-Pfad (Wiesenstraße). Alle Gebäude entstanden in den Jahren 1933–1936. Der Notwendigkeit, für viele Menschen Wohnraum zu schaffen, wurde durch die Errichtung von Mehrfamilienblockbauten Rechnung getragen, die so gruppiert wurden, dass sie einen gemeinsamen Hof-Garten umschlossen.

Nach dem Anschluss des Klaipėdaer Gebiets 1923 an Litauen wurden auch litauische Architekten tätig: R. Streikūnas, V. Landsbergis-Žemkalnis, M. Songaila, K. Reisonas, O. Karalius. Auch sie waren Vertreter einer modernen Architekturrichtung. Doch im Vergleich zu den deutschen Architekten brachten sie in die Klaipėdaer Architektur vor allem eine Ausrichtung auf lokale Funktionalität ein. In ihren Bauten finden sich ebenfalls Elemente der Romantik und (im Unterschied zu den deutschen Architekten) eine Hinwendung zu einer ethnografischen Stilistik. Die wichtigsten Bauten waren: das Rot-Kreuz-Krankenhaus (R. Streikūnas, V. Landsbergis-Žemkalnis, 1933, 1938), die Speicherbauten der Bank von Litauen im Hafen (M. Songaila, J. Šimoliūnas, 1936), die Sporthalle des Pädagogischen Instituts (V. Landsbergis-Žemkalnis, 1938).

Doch sollte nicht der Eindruck entstehen, dass in Klaipėda in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts nur der Stil des „internationalen Modernismus" vorherrschend gewesen sei. Ein Teil der Bauwerke, insbesondere Wohnhäuser, kommunale Gebäude minderer Bedeutung und Geschäftshäuser, wurde in herkömmlicher Weise entworfen, die sich nach Verschärfung der internationalen politischen Lage zu einem „Vaterlandsstil" wandelte, der wiederum seinen Ursprung in der deutschen Romantik hatte. Solche Gebäude entstanden in der heutigen H.-Manto-Straße und am Lietuvininkų- (ehemals Kant-)Platz. Allerdings gab es in Klaipėda keine ideologisch bedingten pseudo-klassizistischen Bauten, wie sie im nationalsozialistischen Deutschland weit verbreitet waren.

In diese Zeit fiel auch der forcierte Ausbau des Hafens, vor allem im Bereich des Winterhafens. Hier und auch entlang der Danė entstanden zudem Lagerhäuser und Industriebauten. Auch strategisch wichtige Stadtobjekte wurden geplant: die Vertiefung der Fahrrinne im Bereich des Hafens oder eine Brücke über die Kurische Nehrung nach Smiltynė (Sandkrug). Das Vorhaben, am linken Ufer der Danė mit dem Bau von Hochhäusern zu beginnen, wurde nur teilweise verwirklicht. Für das Gebäude des Schifffahrtunternehmens Meyerhöfer hatten die Architekten Josuweit und Maksvitaitis einen Entwurf mit vier tragenden Säulen im Zentrum und dem Schwerpunkt im Keller des Gebäudes geliefert. Die Aufteilung des umbauten Raumes und die Silhouette des Gebäudes entsprachen den Anforderungen der 1916 in den USA beschlossenen Regeln des Zoning Ordinance für den Bau von Hochhäusern in engen Straßen.

Zusammenfassend lassen sich bei der architektonischen Entwicklung der Stadt einige Aspekte für den besprochenen Zeitraum unterscheiden. Der Brand im 19. Jahrhundert hielt die Entwicklung der Innenstadt nicht auf, da der Wiederauf- und Neubau relativ schnell vonstatten ging. Die neuen Gebäude unterschieden sich in ihren Ausmaßen und ihrem Stil von den früheren und veränderten radikal das alte Stadtbild. Die gemäßigt barocken, stilvollen klassizistischen ein- oder zweistöckigen Gebäude konnten weder bei den verwendeten Baumaterialien noch aufgrund architektonischer Feinheiten oder stilistischer Besonderheiten mit den Bauwerken des neuen Zeitalters in Konkurrenz treten. Unzweifelhaft ist, dass in der zweiten Hälfte des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts die Stadt auch nach oben „wuchs", und zwar nicht nur wegen höherer Kirchtürme, sondern auch wegen der Höhe der Bauwerke im Allgemeinen. Immer mehr Gebäude verkörperten den einen oder anderen neuen Stil; das

machte die Stadt bunter. Andererseits zerstörte das intensive Wachstum die Eigenart einer preußischen Provinzstadt des 18. Jahrhunderts mit ihren Holzbauten und Fachwerkhäusern. Die einheimische architektonische Kompetenz hielt sich offensichtlich noch in Grenzen, denn eine Vielzahl von Bauwerken wurde von Berliner und Königsberger Architekten geplant oder sogar von Architekten staatlicher Institutionen, die nicht viel Verständnis für Besonderheiten Klaipėdas an den Tag legten. Doch lässt die Architektur im Allgemeinen wenig Raum für lokale Eigenarten.

Der Zweite Weltkrieg

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde 1939 die zivile Bautätigkeit eingestellt. Die Zerstörung Klaipėdas begann im Sommer des gleichen Jahres mit dem Abriss der Synagoge und endete mit der letzten Bombadierung der Stadt am 28. Januar 1945.

Ein Augenzeuge schilderte seine Eindrücke folgendermaßen: „Der Turm der Reformiertenkirche lag quer über der Lietuvininkų-Straße (heute Tiltų-Straße) (...) Auf der anderen Straßenseite stand früher die Jakobskirche (Landarbeiterkirche). In ihrer Mitte klaffte im Boden ein Loch, die Wände voller Risse hatten sich nach außen geneigt. Vom Dach war nichts übrig (...). Ähnlich sah die Johanniskirche am Ende der Turgaus-Straße aus. Auch die aus roten Ziegelsteinen in gotischen Formen erbaute katholische Kirche an der Kreuzung der S.-Daukanto-Straße (S.-Dach-Straße) und der Plačiosios-Straße hatte in der Mitte des Hauptschiffes einen großen Krater, die Spitze des Turms war in das Kircheninnere herabgestürzt, die Außenwände waren heil. (...) Die Gebäude beiderseits der Mažvydas-Allee (ehem. Alte Sorgestraße) und das Zentrum der Stadt beiderseits der Biržos-Straße (Börsenstraße, heute H.-Manto-Straße) waren zerstört. Zerstörte Häuser auch in der Turgaus-Straße: Nr. 1, 2, 3, 4, 10, 11, 12."[24] Fotoaufnahmen, die der mit der Sowjetarmee in die Stadt gekommene Fotokorrespondent Ch. Levinas machte, bestätigen den Eindruck:[25] Auf diesen Bildern versinkt die Stadt in Trümmer, Feuer und Rauch. Historische Quellen belegen, dass die Stadt zum Zeitpunkt des Einmarsches der Roten Armee menschenleer war. Von den mehr als 40000 vor dem Krieg in

[24] P. Lapė, Klaipėdos miesto pokario architektūra ir jos problemos (Die Nachkriegsarchitektur der Stadt Klaipėda und ihre Probleme), in: Klaipėdos raidos bruožai (Grundzüge der Entwicklung Klaipėdas). Klaipėda 1992, S. 93.

[25] MLIMR, Inv.-Nr. 17970-18000, 2113-2118.

Klaipėda lebenden Einwohnern waren sechs bzw. 28 in der Stadt verblieben.[26]

Es ist anzunehmen, dass etwa 60% der gewerblich genutzten Gebäude und der Wohnhäuser vollständig zerstört oder schwer beschädigt worden waren. Manche Historiker, die sich auf Archivquellen stützen, machen konkretere Angaben: „Vor dem Krieg gab es in Klaipėda 3 200 Häuser mit 810 000 m² Wohnfläche. 1 200 Häuser mit 300 000 m² Wohnfläche waren durch Bomben oder Feuer ganz zerstört. Sie machten 37% des gesamten Wohnraumes aus. (...) Mehr als 50% der Bauten für Wohn- und kulturelle Zwecke (...) sowie 60% der Industriebetriebe waren zerstört."[27] Diese Zahlen sprechen für sich: Die Stadtarchitektur hatte durch den Krieg riesige Verluste erlitten.

Zu den ersten Nachkriegsarbeiten gehörten die Säuberung der Stadt von den Trümmern und der Beginn des Wiederaufbaus. Diesem Ziel galt der Beschluss des Büros des Zentralkomitees der Litauischen Kommunistischen Partei vom 1. August 1945 über „Sofortmaßnahmen zum Wiederaufbau der Klaipėdaer Wirtschaft".[28] Man warb Arbeitskräfte aus der gesamten Sowjetunion an. Den Ankömmlingen aus den Sowjetrepubliken wurden verschiedene Vergünstigungen und Ausgleichszahlungen gewährt, weswegen ihre Zahl rapide anstieg. Die im Archiv des Museums für die Geschichte Klein-Litauens aufbewahrten Arbeitsverträge zeigen, welche Vorteile die aus Russland kommenden Menschen erhielten: Bereitstellung von Wohnraum, Gewährung von drei Mahlzeiten pro Tag, Versorgung mit Kleidung, Bettzeug auf Abzahlung, einmalige finanzielle Zuwendungen und Erstattung der Reisekosten für die ganze Familie.[29] Anzumerken ist dabei, dass die Arbeitsverträge mit litauischen Arbeitskräften Vorteile solchen Umfanges nicht vorsahen. Bei ihnen finden sich nur Angaben über Erstattungen der Anfahrtskosten und kleine einmalige Geldzahlungen. Die in den Arbeitsverträgen genannten Personen wurden in Betrieben eingestellt, die selbst den Wiederaufbau bewerkstelligen mussten. Darüber hinaus waren zu den Aufräumarbeiten in der Stadt alle Arbeitnehmer verpflichtet. Diese Arbeiten wurden nach einem festen Plan durchgeführt, dessen Einhaltung streng kontrolliert

---

26 V. Vareikis, Klaipėda XX amžiuje (Klaipėda im 20. Jahrhundert). Klaipėda 1993, S. 93. Vgl. auch den Beitrag von V. Vareikis im vorliegenden Heft, S. 117-147.

27 N. Kairiukštytė, Klaipėdos ūkio atkūrimas pirmaisias pokario metais, 1945–1946 (Der wirtschaftliche Wiederaufbau Klaipėdas in den ersten Nachkriegsjahren, 1945–1946), in: Tarybinės Klaipėdos istorijos klausimai (Fragen zur Geschichte Sowjet-Klaipėdas). Vilnius 1977, S. 23.

28 Ebenda, S. 24.

29 MLIMR, Inv.-Nr. 4157, S. 230.

wurde. Jeder Beteiligte besaß ein „Abrechnungsbuch über Teilnahme an den Arbeiten zum Wiederaufbau der Stadt", in dem die geleisteten Arbeitsstunden vermerkt wurden.[30] In den ersten Nachkriegsjahren dürften die Stadtbewohner rund 1,5 Millionen Stunden beim Wiederaufbau verbracht haben.[31] Es wurden auch deutsche Kriegsgefangene eingesetzt. Ein Dokument enthält den Hinweis, für die Wiederaufbauarbeiten in Klaipėda seien 5000 Kriegsgefangene bereitgestellt worden.[32]

Die demografischen und nationalen Veränderungen der Jahre 1945 und 1946 spielen auch für die Bewertung der architektonischen Entwicklung der Stadt eine wichtige Rolle. Die meisten Bewohner kamen, wie bereits erwähnt, aus der Sowjetunion, und ein großer Teil von ihnen waren demobilisierte Rotarmisten. Aus diesem Grunde sahen sie in dem, was von der Stadt übrig geblieben war, ein Überbleibsel des „faschistischen Memel" und übertrugen unbewusst einen Teil ihrer Kriegserfahrungen auf die Bauwerke der Stadt.

Eine Rolle spielte auch die Losung: „Klaipėda aufbauen – schöner als es jemals war". Darin kann man allerdings auch den Wunsch erkennen, die Stadt *anders* aufzubauen, als sie gewesen war. Daher können an sich positive Maßnahmen wie die Beseitigung der Schutt- und Trümmerhalden leider nur bedingt als Wiederaufbauarbeiten angesehen werden, denn im Grunde wurde damit nur die weitere Zerstörung des alten Klaipėda betrieben: Obwohl nur beschädigt, wurden Häuser oftmals ganz abgerissen, und aus den alten Ziegelsteinen wurden in den neu entstehenden Stadtgebieten neue Häuser gebaut.

Die Veränderung der Bevölkerungsstruktur wird oft als einer der Hauptgründe für den Wandel der Stadtarchitektur genannt. Es ist offensichtlich, dass der Zustrom von Menschen aus anderen Kulturen, die oft überhaupt keine Erfahrung mit urbanen Zentren hatten, in eine ihnen fremde Umgebung nicht ohne Folgen bleiben konnte. Ohne eine Gemeinschaft zu bilden, verließen die neuen Einwohner sich völlig auf die ideologisch begründeten architektonischen und städteplanerischen Vorgaben, die ihnen als unabänderliche Richtlinien präsentiert wurden. Andererseits gab es in einer totalitären Gesellschaft auch keine Möglichkeit für die Gemeinde, die Stadtentwicklung zu beeinflussen. Und selbst wenn solche Möglichkeiten bestanden hätten, bleibt es fraglich, ob die neuen Einwohner, aufgewachsen im Geiste des stalinistischen Sozialismus und eines aggressiven Atheismus, ver-

30 MLIMR, Inv.-Nr. 4157, Tr.-206, Nr. 5728.
31 V. Butkus, Klaipėda. Vilnius 1972, S. 9.
32 MLIMR, Inv.-Nr. 4295, T. 230.

hindert hätten, dass kirchliche Denkmäler vernichtet, alte Gebäude wegen einer rein deklamatorischen ‚Straßenverbreiterung' abgerissen oder auch weniger beschädigte Häuser „gesäubert" wurden.

Allerdings wäre es ungerecht, die negativen Veränderungen und die architektonischen Maßnahmen in der Stadt allein mit der veränderten Bevölkerungsstruktur, ihrer ideologischen Einstellung, den Eigenarten eines totalitären Staates und der Lebensweise von Menschen fremder Kulturen erklären zu wollen. Wichtig war auch der vollständige Bruch in den Eigentumsverhältnissen, der der Änderung des politischen Systems folgte: die Verstaatlichung von Grund und Boden sowie allen unbeweglichen Vermögens. Die Gebäude der Stadt und die Infrastruktur wurden damit praktisch jeglichen rechtlichen Schutzes (wie z.B. Grundbucheinträgen) beraubt. Viele Jahrhunderte lang, als es noch keine ein kulturelles Erbe schützende Gesetzgebung und Institutionen gab, war das Privateigentum eine Garantie dafür, dass die Architektur einer Stadt oder selbst die gesamte Stadtstruktur nicht allein deswegen zerstört wurde, weil die Staatsmacht es so wollte. 1945 zerstörte der Sozialismus diesen Schutzmechanismus in Klaipėda. Vor diesem Hintergrund konnten sich zunächst ideologisch unterlegte architektonischen Vorstellungen aus dem Osten und später ambitionierte westliche Theorien einer modernen Stadtplanung relativ ungehindert entfalten.

Die ersten Nachkriegsprojekte

Die Architektur in Klaipėda in den ersten Nachkriegsjahren wurde von zwei grundverschiedenen Architektenschulen und Traditionen bestimmt. Zum einen waren es Planer aus Kaunas, die versuchten, eher an die Architekturtraditionen der Vorkriegszeit anzuknüpfen, zum anderen Architekten der Leningrader staatlichen Planungsfirma Lenprojekt. Letztere nahmen deutlich mehr Einfluss auf die Stadt, während die litauischen Architekten gerade erst zu lernen begannen, den staatlichen Architekturstil, d.h. die etwa um 1930 in der UdSSR geschaffene Abart der Neorenaissance, zu übernehmen. Dennoch spiegelte die Planung auch allgemeine urbane Tendenzen wider, die zu der Zeit weltweit maßgeblich waren. Solche beziehungslosen Ideen zur Schaffung eines modernen und bequemen Umfeldes in Europas Innenstädten wurden nicht nur in vom Krieg zerstörten Städten wie Berlin und Rotterdam, sondern auch im gepflegten und von Bomben verschonten Stockholm umgesetzt. Die Missachtung der historisch

gewachsenen Umgebung und die Ablehnung oder „Sanierung" von Altstadtstrukturen waren eine natürliche Sichtweise der damaligen ‚modernen' westeuropäischen Architekten. Diese architektonischen Vorhaben konnten sich in den demokratischen Staaten zwar nicht völlig durchsetzen, aber in Osteuropa waren die Bedingungen nicht zuletzt wegen des fehlenden Privateigentums viel günstiger.

Mit dem Erstellen der ersten Aufbau- und Generalpläne wurde in Klaipėda gleich nach dem Krieg begonnen. Eines der Projekte sah vor, den zentralen Teil der Stadt an der Biržos-Straße (heute H.-Manto-Straße) und der Danė neu zu gestalten. Im Juni 1946 legte der Architekt A. Cibas seine Vorstellungen dazu in der Presse dar.[33] Dieses Projekt stellt aus heutiger Sicht nicht nur einen konkreten Vorschlag für die Lösung eines Problems dar, sondern ist auch ein methodologisches Beispiel für architektonische Planungsvorhaben dieser Zeit.

Geplant war zunächst, die Gebäude am Anfang der Biržos-Straße abzureißen und auf dem Areal von der Danė bis zur Liepų-Straße einen 7800 m² großen Stadtplatz zu schaffen, an dessen Seiten ein ‚Sowjetpalast' und ein Siegesdenkmal entstehen sollten, was zeigt, wie stark die Konzeption von politischen Vorstellungen inspiriert worden war. Die Gebäude an beiden Ufern der Danė sollten ebenfalls abgerissen (mit Ausnahme des siebenstöckigen Hauses des Direktoriums in der Žvejų-Straße [Fischerstraße]) und durch Grünzonen ersetzt werden. Die Markthalle und die Relikte der alten Verteidigungsgräben sollten einem Park weichen. Auf dem Burghügel war ein Platz für ein Denkmal vorgesehen, das dem Wiederaufbau von Klaipėda gewidmet sein sollte. Eine Begrünung war auch für den Theaterplatz geplant, ebenso der Bau einer neuen und weit breiteren Karlsbrücke.

Ein Großteil dieser Pläne wurde verwirklicht. Ein Sowjetpalast wurde zwar nicht gebaut, aber ein zentraler Platz entstand, den die heutigen Klaipėdaer noch als Leninplatz in Erinnerung haben (heute Atgimimo-Platz). Die Bezeichnung wurde schon 1946 vom obersten Stadtarchitekten gebraucht.[34] Aus städtebaulicher Sicht war die Gestaltung des Platzes relativ einfach, aber es handelte sich um eine der interessantesten Stellen der Stadt mit der im Bogen verlaufenden Biržos-Straße und ihrer dichten Bebauung. Der Platz selbst war ein Fremdkörper. Ihm fielen zwei ehemals dicht bebaute Viertel zwischen

---

33 A. Cibas, Klaipėdos miesto centro rekonstrukcija (Der Wiederaufbau des Zentrums von Klaipėda), in: Tiesa Nr. 143 vom 21. Juni 1946.

34 Klaipėdos apygardos archyvas (Archiv des Bezirks Klaipėda) (KAA), F. 538, Mappe 1, B. 1, S. 1.

der Palangos- und der Biržos-Straße und ein von diesen Straßen gebildeter Platz zum Opfer.

Rechts der Danė entstanden (zum Teil an der Stelle des Börsengebäudes) mit Bäumen bepflanzte Grüngürtel und Ziergärten. Aber auf dem linken Ufer der Danė wurden die radikalen Vorschläge hinsichtlich der alten Architektur nicht bis zum Ende verwirklicht. Erhalten blieb nicht nur das siebenstöckige Gebäude in der Žvejų-Straße, sondern auch der Großteil der bis zum Kurischen Haff am Ufer der Danė stehenden Speicher.

Ebenfalls 1946 wurde mit der Erstellung des bis 1952 abzuschließenden Generalplans (Architekten M. Klein, A. Afočenka, A. Cibas) begonnen. In ihm wurden die Ideen des Projekts von A. Cibas weiterverfolgt. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass der Vorstand für Architekturangelegenheiten in einem Bericht von 1946 darauf hinwies, er habe keinerlei Anweisung erteilt, welche Bauwerke in die Liste der Architekturdenkmäler aufzunehmen seien.[35] Offensichtlich erachteten die sowjetischen Stadtplaner die alte Architektur nicht als schützenswert.

1957 und 1962 wurde der Generalplan von Architekten aus Kaunas (S. Revzinas, P. Janulis u.a.) überarbeitet und weiterentwickelt. In ihm wurde im Grunde die Idee einer linearen Stadtentwicklung entworfen: Klaipėda sollte sich linear entlang der Hauptachse H.-Manto-Straße – Pilies-Straße und dem Taikos-Prospekt entwickeln. Die Bildung einer Durchgangsstraße, die die Altstadt zerschnitt, machte es erforderlich, die H.-Manto-Straße und die Tiltų-Straße zu verbreitern. Mit der Beseitigung der Reste der alten Bebauung wurde die erste (H.-Manto-)Straße verbreitert, indem man die westliche Bebauungslinie um sieben Meter verschob. Zu einem noch größeren Hindernis für die neuen Stadtplaner wurde die Tiltų-Straße. Ihre Verbreiterung hätte es erforderlich gemacht, die Bauwerke auf beiden Straßenseiten abzureißen. Mit diesen Arbeiten wurde auch begonnen. Die voraussichtliche Breite der geplanten Straße lässt sich heute nur erahnen, wenn man das Mehrfamilienhaus und das ehemalige Restaurant „Neptūnas" betrachtet, die an Stelle der abgerissenen Reformiertenkirche und der Jakobskirche gebaut wurden und erheblich von der ursprünglichen Bebauungslinie abweichen. Nachdem sich die Einstellung zur alten Bausubstanz geändert hatte, wurde diese die ganze Altstadt zerstörende Planungsidee nicht mehr weiter verfolgt. Ebenfalls nicht in die Tat umgesetzt wurde eine weitere den Bestand

[35] KAA, F. 538, Mappe 1, B. 1, S. 2.

der Altstadt gefährdende Maßnahme. Es war nämlich vorgesehen, die Turgaus-Straße in östlicher Richtung zu erweitern. Zu diesem Zwecke hätte man einen Teil der aus dem 17./18. Jahrhundert stammenden Verteidigungsanlagen an der Danė abtragen und die Schutzgräben auffüllen müssen.

Wie bereits erwähnt, hatte man sich in diesen Generalplänen vorgenommen, die Stadt (zuallererst ihre Wohngebiete) nach Süden hin auszudehnen. Heute ist es nicht einfach, rational zu begründen, warum für die intensive Stadtentwicklung diese langweilige, vor den Westwinden ungeschützte ebene Richtung gewählt wurde. Zu vermuten ist, dass die Hafenindustrie, die sich am Kurischen Haff entwickelte, Einfluss auf die Entscheidung nahm. So konnte man die Mittel für den Aufbau einer Infrastruktur und eines Transportwesens sparen, da die Hafenarbeiter ihren Arbeitsplatz in der Nähe ihrer Wohnhäuser hatten. In einer totalitären Gesellschaft waren solche Argumente durchaus ernst zu nehmen. Damit wurde die schon in den 20er und 30er Jahren begonnene Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur allein bestimmenden.

Die Veränderungen in der Architektur und den Stilelementen waren tiefgehend. Als man 1957 endlich vom stalinistischen Baustil Abstand nahm, dominierten die Bauwerke dieser Stilrichtung in der Neustadt schon beide Seiten der H.-Manto-Straße und veränderten das Aussehen des Stadtteils grundlegend. Leere Räume waren entstanden, die charakteristische Silhouette und die Vielfalt der Gebäudetypen verschwunden. Ein Großteil der Stadt zwischen der Vytauto-, S.-Šimkaus- und Žaliosios-Straße (Grüne Straße) mit der neu entstandenen M.-Mažvydo-Allee im Zentrum spiegelt heute die städtebaulichen Maßnahmen jener Zeit wider, die die frühere Stadtstruktur abgelöst hatten.

Pläne zur Altstadtsanierung

Bevor wir uns den letzten sowjetischen Jahrzehnten zuwenden, sei auf einige herausragende Typika dieser Periode hingewiesen, die nicht nur für Klaipėda, sondern ganz Litauen Gültigkeit besitzen: Politisch gesehen geht es dabei um den Zusammenbruch des extremen Totalitarismus, den Beginn eines ‚Tauwetters' und die Liberalisierung der Lebensverhältnisse; baugeschichtlich betrachtet wurde der stalinistische Renaissancestil durch die Rückkehr des westlichen Modernismus in der Architektur abgelöst, und es bildete sich eine einheimische

Architektenschicht heraus, die mit der Zeit immer mehr Projekte in der Stadt übernahm; und aus demografisch-sozialer Sicht kann erstmals von einer neuen, in Klaipėda geborenen oder aufgewachsenen Generation und der Herausbildung einer Stadtgemeinschaft gesprochen werden, sodass die Menschen ein lokalpatriotisches Gefühl für die Stadt entwickelten.

Als Hauptfolge dieser Entwicklungszüge wandelte sich die Einstellung zur Stadt, die nun auch als historisches Objekt gesehen wurde. Die neue Klaipėdaer Gesellschaft begriff schrittweise, dass das Erbe der Stadt die Basis für ihre Weiterentwicklung und Ausgangspunkt für eine bessere Lebensqualität ihrer Bewohner darstellte, und damit auch das Ziel verbunden war, im europäischen architektonischen und geschichtlichen Bezugsrahmen zu verbleiben.

Dieser Prozess zog sich lange hin, und die um 1960 einsetzende Bewusstseinsänderung ist eigentlich bis heute noch nicht abgeschlossen. Als sichtbarster Ausdruck dieser veränderten Sichtweise ist zweifellos die Altstadtsanierung zu benennen. Das erste Projekt „Zum Wiederaufbau der Klaipėdaer Altstadt" wurde 1962 in der „Speziellen Wissenschaftlichen Werkstatt" in Kaunas erstellt (von den Architekten S. Čarškutė, V. Jurkštas u.a.).[36] Der Hauptvorzug dieser Arbeit ist unserer Ansicht nach der, dass zum ersten Mal in der Nachkriegsgeschichte den katastrophalen Vorhaben der Generalpläne von 1952 bis 1962 eine abweichende Konzeption entgegengestellt wurde, die eine Alternative zu den destruktiven Ansätzen aufzeigte. In diesem Projekt wurde von der Vorstellung Abstand genommen, die Tiltų-Straße zu verbreitern, indem man ihre Bebauung abriss, und die Turgaus-Straße nach Osten hin zu verlängern, indem man zwischen der Danė und der Bangų-Straße die übriggebliebenen Verteidigungsanlagen einebnete. Unter anderem wurden „Architekturdenkmäler von lokaler Bedeutung" aufgeführt, und auch das vorhandene Straßennetz im Großen und Ganzen als erhaltenswert betrachtet. Es war vorgesehen, die Innenbereiche der Stadtviertel von Gewerbegebäuden zu „säubern", um damit für die Altstadt untypische Freiräume zu gewinnen, ein ‚westeuropäischer' Ansatz. Ein Teil der Bebauung der Viertel zwischen der Didžiosios-Vandens- und der Tomo-Straße (Thomasstraße) sowie beiderseits der beiden neu geplanten Sukilėlių- und Pilies-Straße sollte ganz abgerissen werden, um daraus „grüne Gürtel" zu schaffen oder eine Bebauung mit Mehrfamilienhäusern

[36] Paminklų restauravimo instituto archyvas (Archiv des Instituts für Denkmalpflege), F. 4, Nr. 225a.

vorzunehmen. Ein Wiederaufbau der vertikalen baulichen Akzente der Altstadt war nicht vorgesehen. Um zwei Hauptstraßen der Altstadt zu retten, waren die Architekten gezwungen, eine Alternative für eine Durchgangsstraße zu entwickeln, und fanden die Lösung in der neuen Pilies-Straße mit einer ganz neuen Bebauung. Eine solche Traversale verlangte die Idee der linearen Stadtentwicklung. Die bald darauf fertiggestellte Straße mit ihren fünfstöckigen Wohnhäusern zerstörte nicht nur die urbane Struktur dieses Teils der Altstadt, sondern trennte auch den Burgplatz von der Stadt und vernichtete einen Teil des Burggrabens. Ungeachtet aller Mängel ist das Projekt unter den Gegebenheiten der damaligen Zeit als positiv zu beurteilen, zumal nicht alle geplanten Vorhaben verwirklicht wurden und 112 eigentlich zum Abriss vorgesehene Wohnhäuser in der Altstadt erhalten blieben.

Neue Akzente setzte ein in der Klaipėdaer Abteilung des Instituts für Denkmalspflege erstellter Sanierungsplan der Architekten S. Prikockis, N. Zubovienė und V. Zubovas.[37] Dieser auf einer wesentlich gründlicheren und rationaleren Analyse fußende Plan sah nicht nur vor, die Altstadt juristisch vor der Vernichtung zu schützen, sondern zielte auch darauf ab, die verlorenen architektonischen Elemente der vergangenen Jahrzehnte wiederherzustellen. Insbesondere war es wichtig, dass bei der Festlegung der Prioritäten die Bedeutung des Straßennetzes, der allgemeinen Stadtstruktur, der Verteidigungsanlagen und des Burgplatzes als besonders wichtig angesehen wurden. Das ist der große Vorzug des Projekts. Die Verringerung des Stellenwertes der einzelnen Häuser und die Nichtbeachtung der Struktur der Grundstücksinnenhöfe gehören dagegen aus heutiger Sicht zu seinen Schwächen. Ebenfalls positiv zu bewerten ist der Ansatz, nur Neubauten vorzunehmen, die in ihren Ausmaßen und Proportionen der vorhandenen Bebauung entsprachen und das alte Stadtbild wiederherstellten. An Stelle der zerstörten Kirchen wollte man Bauwerke ähnlichen Aussehens erstellen, und die „grünen Zonen" sollten aus dem Zentrum der Altstadt an ihren Rand in den Bereich der Stadtverteidigungsanlagen verlegt werden. Die Verbannung von Gewerbebetrieben und die Einschränkung des Transportverkehrs komplettierten die Planung.

Abschließend ist festzuhalten, dass die zwei Jahrzehnte zwischen 1970 und 1990 für den Erhalt und die Sanierung der Klaipėdaer Altstadt erfolgreich waren. Es wurde eine ganze Reihe von Gebäuden

---

[37] Klaipėdos savivaldos paminklotvarkos archyvas (Denkmalschutzarchiv der Klaipėdaer Selbstverwaltung), Akten-Nr. F5-S.

restauriert, und die Neubauten passten sich der Altstadt an. Schritt für Schritt wurde die urbane Struktur wiederhergestellt. In diesem Zeitraum wurden die Altstadtprojekte nur von ortsansässigen Architekten erstellt.

Eine Schwierigkeit für die Erhaltung des Alten ergab sich allerdings außerhalb der Altstadt in den ehemaligen Vororten. Für die Neustadt wurde schon 1981 ein detaillierter Plan entworfen (Arch. V. Mazurkevičius). Darin waren große Abbruchmaßnahmen in der Gegend der Jūros-, Ligoninės- (See-, Hospitalstraße), K.-Donelaičio- und Daukanto-Straße vorgesehen. Geplant war eine radikale Neubebauung der Pievų-Straße, des ehemaligen Fürsorgekomplexes in der Kareivinių- (Kasernenstraße) und der H.-Manto-Straße und des Königlichen Vitė-Viertels. Leider wurde ein Teil der Vorschläge auch verwirklicht. 1996 wurde der rechts der Danė gelegene historische Stadtteil unter Denkmalschutz gestellt und damit der Schutz der historischen Bausubstanz gesichert.

Schlussfolgerungen

1. Das heutige Klaipėda ist eine Stadt mit einem Burgvorplatz und einer seit dem 16. Jahrhundert sich entwickelnden urbanen Struktur, deren vorherrschende Architektur aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dem 20. Jahrhundert stammt.
2. Vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte die Stadt kontinuierlich urbane Strukturen (Altstadt, Vororte). Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Ausdehnung der Stadt nach Norden erkennbar. Das extensive Wachstum erreichte seinen Höhepunkt in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, als die Stadt sich nicht nur in südlicher, sondern auch in östlicher Richtung vom historischen Kern weg ausdehnte, wodurch auch eine planmäßige lineare Stadtstruktur entlang des Kurischen Haffs verhindert wurde.
3. Während des raschen Wachstums in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wurde das traditionelle Stadtentwicklungsmodell aufgegeben. Man entschied sich für eine lineare Stadtstruktur: Zuletzt erstreckte sich die Stadt über 20 km weit in Nord-Süd-Richtung.
4. Die historische Architektur Klaipėdas wird repräsentiert durch Bauwerke aus der zweiten Hälfte des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts. Nur wenige Bauwerke, die den Großen Stadtbrand

und den Zweiten Weltkrieg überstanden, vertreten heute das bauliche Erbe Klaipėdas aus dem 18. Jahrhundert.

5. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts überwogen zunächst der Bau von Wohnhäusern nach sowjetischen Typenplänen und die Missachtung des historischen Erbes. Erst seit den 70er Jahren begann sich die Einstellung zu der alten Stadtarchitektur zu wandeln. Sanierungspläne für die Altstadt wurden erstellt, die die Voraussetzungen für die Erhaltung des vorhandenen historischen Erbes und der Identität der Stadt schufen. Ortsansässige Architekten entwarfen Bauten unter Berücksichtigung des historischen Kontextes und der Einzigartigkeit der Stadt.

Aus dem Litauischen übersetzt von Vincas Bartusevičius, Wittlich

Gastronomie, Tourismus und Feste in Klaipėda im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

von Zita Genienė

Die alten Restaurants, Cafés und Gaststätten verschwanden nach dem Zweiten Weltkrieg oder veränderten sich derart, dass sie nicht mehr wiederzuerkennen sind. Über sie kann man nur aufgrund alter Beschreibungen berichten. Die meisten entstanden aus Kneipen (Krügen). Bis zum 14. Jahrhundert gab es in der Stadt wohl keine größeren Krüge. Am Anfang betrieben die Stadtbewohner, die Gäste aufnahmen und Übernachtungen anboten, ein Handwerk, einen Handel oder etwas Ähnliches. Die Einnahmen, die die Reisenden einbrachten, waren jedoch nur ein Zubrot. Das lässt sich an Hand der Privilegien von 1475 feststellen, wonach jeder Stadtbewohner das Recht hatte, Bier zu brauen und zu verkaufen. So war am Ende des 15. Jahrhunderts die wichtigste Beschäftigung der Bewohner der Fischfang, der Handel und die Krugführung.[1] Allmählich wurde für einzelne Stadtbewohner die Führung eines Kruges zur Hauptbeschäftigung; nach der Gründung der Handelszünfte wurde der Beruf eines Gastwirtes und Bierbrauers zum privilegierten Beruf, angeglichen dem Händlerstand. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde das Bier in den Krügen gebraut und verkauft, hier gab es auch Geschäfte für Waren des täglichen Bedarfs, Reisende konnten hier absteigen, wozu eigens Höfe (Fahrenshöfe) eingerichtet worden waren. Den Bau von Krügen beschleunigte das Edikt Friedrich Wilhelms aus dem Jahr 1724, in dem allen Reisenden, darunter auch den Bettlern, aus Brandschutzgründen befohlen wurde, nur in Gasthöfen zu übernachten.[2] Später wurden auch andere Verordnungen erlassen, durch die die Gastwirte verpflichtet wurden, für Reisende zu sorgen.

Solange Klaipėda eine Festung war, wurden Reisende mit Argwohn betrachtet; darum gab es in der Altstadt nicht allzu viele Gasthöfe, die Reisende beherbergten. Aus dem 18. Jahrhundert sind nur zwei privilegierte Krüge bekannt, die selbst Bier brauen durften. Die Eigentümer waren von der Pflicht befreit, Soldaten aufzunehmen. Hinter

1 E. Zurkalowski, Neue Beiträge zur Geschichte der Stadt Memel, in: Altpreußische Monatsschrift XLVI (1909), H. 1, S. 40.

2 J. Tatoris, Senoji Klaipėda (Das alte Memel). Vilnius 1994, S. 243.

den Toren der Stadt waren Gasthöfe bedeutend zahlreicher. Eine solche Wirtschaft, das so genannte „Hotel de Russie" in der Liepoja-Straße (Libauer Straße), erhielt ihr Privileg im Jahr 1645. Kleine Wirtschaften, eigentlich Absteigen, gab es dagegen viele. Im Jahr 1721 wohnten in der Altstadt 72, in Friedrichstadt fünf Bierbrauer, die ihre Ware auch selbst verkauften.[3] Bis zum 18. Jahrhundert waren die Krüge in Klaipėda offensichtlich keine gute Adresse. Den ‚Service' und den Zustand der Gebäude schildert folgende Episode: Im Jahr 1712 plante Peter I. auf der Rückkehr von einer Reise in Klaipėda Station zu machen. Da er aufgehalten wurde, traf seine Frau Katharina alleine ein und ließ sich in einer Vorstadt-Wirtschaft nieder. Die ganze Nacht hing in allen Räumen Tabakrauch, es war laut, und der Ehrengast konnte nicht einschlafen. Auf Katharinas Beschwerde hin antwortete der Gastwirt in grober Weise. Nachdem sich die Zarin beim Kommandanten am nächsten Tag beschwert hatte, kam der Kneipier hinter Gitter. Erst nach der Ankunft des Zaren wurde der Gastwirt wieder freigelassen, da er Peter I. persönlich bekannt war.[4]

Als Klaipėda sich in der Mitte und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem großen Holzhandelshafen entwickelte, ließen sich in der Stadt Kaufleute aus Preußen, dem ehemaligen Großfürstentum Litauen, Schweden, Pommern, Dänemark, England und Schottland nieder. Zu dieser Zeit entstanden die ersten französischen, englischen, dänischen und schwedischen Konsulate, einige große Holzhandelsfirmen öffneten ihre Niederlassungen, und die Holz verarbeitenden Betriebe wurden gebaut. Die neuen Kaufleute errichteten prachtvolle Wohnhäuser in der Liepų Alėja (Lindenallee) mit kleinen dekorativen Gärten und Wasseranlagen. Die Wohnhäuser wurden mit neuem Mobiliar ausgestattet und andere Luxusartikel (meist aus England) beschafft. Nach diesen Vorbildern wurden Hotels und Gaststätten neuen Typs mit Sommergärten, Kegelbahnen und Billardräumen eingerichtet. Am Ende des 18. Jahrhunderts existierte in der Daržų-Straße (Gemüsegartenstr.) eine zweistöckige Wirtschaft mit Keller, in dem sich eine Bäckerei befand. Neben dieser Wirtschaft wurde ein Garten angelegt und eine Kegelbahn eröffnet.[5]

Die im 18. Jahrhundert für ganz Europa charakteristische Neigung nach Vergnügen und ausgelassenem Leben machte auch vor Klaipėda

---

3 J. Sembritzki, Geschichte der Königlich Preussischen See- und Handelsstadt Memel. Memel 1926, S. 151 f.

4 E. Seraphim, Peter der Grosse und der Gastwirt zu Memel, in: Grenzgarten (1930), Nr. 4.

5 Sembritzki, Geschichte (wie Anm. 3), S. 352.

nicht Halt, obwohl sich die Stadt mit den Großstädten Europas, in denen das gesellschaftliche Leben brodelte, nicht messen konnte.

Besonders viele Wirtschaften wurden Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts eröffnet. Im Jahr 1798 waren 67 Wirtschaften registriert.[6] Jedoch verfügten die meisten von ihnen nur über beengte Räumlichkeiten und zeichneten sich nicht gerade durch eine große Auswahl an Gerichten und freundliche Bedienung aus. Als sich 1807 die Königsfamilie und ihr Hof in Klaipėda aufhielten, mangelte es den Gästen an Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung: Nur in vier Krügen konnte man Kaffee trinken und Billard spielen.[7]

Im Jahr 1825 waren die Inhaber von 152 Wirtshäusern und Krügen steuerpflichtig. Im Jahr 1828 gab es zehn Gasthöfe und 20 Krüge mit Höfen für Reisekutschen. Auch in den Vororten boomte die Gastronomie: in Vite waren 40 Krüge im Betrieb, in Sandwer zwei, in Schmelz sieben, in Bernsteinbruch fünf, in Spitzhut vier, in Smiltynė (Sandkrug) einer. In den Stadtkrügen spielten sechs Musikanten.[8] So verfügte Klaipėda um diese Zeit über 185 Krüge, Schankwirtschaften, Einkehren und Gasthöfe. Viele von ihnen trugen klangvolle Namen: die „Goldene Sonne" in der Biržos-Straße, das „Goldenes Schiff" und der „Weiße Schwan" in der Žvejų-Straße, der „Bunte Bock" in der Kepėjų-Straße, der „Goldene Stern" in der Šaltkalvių-Straße, auf dem Friedrich-Marktplatz residierten der „Goldene Löwe", „Zum Hirsch" und „Zum schwarzen Adler". „Zur goldenen Traube" lag in der Aukštoji-Straße, das „Leviathan" in der Didžiojo-Vandens-Straße (Großwasserstr.), die „Goldene Windmühle" in der Puodžių-Straße (Töpferstr.) und „Zur goldenen Kugel" in der Palangos-Straße.[9] Die Poststrecke Berlin-Petersburg, die über die Kurische Nehrung und Klaipėda führte, förderte den Bau von Wirtschaften und Gasthöfen weiter. Jeder Reisende hielt sich in Klaipėda mindestens einen halben Tag auf, oft übernachtete er sogar. Als ab 1833 der Postweg verlegt wurde und über Tilsit führte, mussten viele Gasthöfe und Krüge schließen.

Die Gasthöfe waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht groß. Im Gasthof „Hotel de Russie", einem der ältesten Gasthöfe, gab es nur zwölf Zimmer.[10] Etwas größer war der Gebäude-Komplex des

6 Ebenda, S. 266.
7 K.-H. Ruffmann, Memel im Jahre 1907, in: Memelland-Kalender 1959–1960. Oldenburg 1959.
8 L. Krug, Die Preussische Monarchie topographisch, statistisch und wirtschaftlich dargestellt. Erste Abt.: Provinz Ostpreussen. Berlin 1833, S. 194.
9 Memeler Dampfboot Nr. 27 vom 5. Juli 1896.
10 Memelsches Wochenblatt (1839), Nr. 19.

Gasthofes „Weißes Ross". Die Gäste konnten in zwei Gebäuden absteigen. In dem zweistöckigen Gebäude gab es für sie 13 Zimmer, dazu zwei Räume für Lebensmittel und vier Zimmer auf der Mansarde. Im zweiten Gebäude gab es sieben Zimmer, Küche, Billardräume, einen Raum zum Kegeln und einen für Tischspiele. Im Hof befanden sich Pferdestall und Wagenremise.[11]

Aus dieser Epoche sind einige wenige Beispiele erhalten geblieben. Eines der ältesten Gebäude aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts steht immer noch am Beginn der Liepų-Straße (Lindenstraße), heute Liepų-Str. 5. Damals befand sich dieses Haus an einer verkehrsreichen Stelle, und zwar neben dem Vorstadtmarktplatz, dem so genannten „Gänsemarkt". Das Grundstück des Kruges war groß, es zog sich quer durch das Viertel, beginnend an der Liepų-Straße und endend an der heutigen Vytautas-Straße. An der Liepų-Straße stand der zweistöckige Krug. Den größten Teil des Erdgeschosses nahmen die Restauranträume ein, im kleineren Teil befand sich die Wohnung des Krugwirts; im zweiten Stock lagen die Zimmer für Gäste. Im Hof fanden sich eine Bierbrauerei und andere Wirtschaftsgebäude sowie ein weiteres einstöckiges Wohnhaus für das Personal und die Kutscher.[12]

Ein anderer alter Krug mit Übernachtungsmöglichkeit, genannt „Deutsches Haus", erbaut in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, steht immer noch am Marktplatz. Der zweistöckige Krug wurde aus Ziegelsteinen errichtet und besaß ein in alle vier Himmelsrichtungen geneigtes Dach. Er war eines der größten und schönsten Gebäude auf dem ehemaligen Friedrich-Marktplatz. Hinter dem Hauptgebäude befanden sich auch hier eine Bierbrauerei, ein Pferdestall, eine Wagenremise und Lagerräume.

In den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts gab es neue Entwicklungsmöglichkeiten für Wirtschaften und kleine Gasthöfe. Als während des Krimkrieges alle russischen Häfen unter Blockade standen, dienten die Häfen Ostpreußens, unter ihnen auch Klaipėda, als wichtigste Verbindungswege für den russischen Handel mit Westeuropa und Nordamerika. Diese Situation hob nicht nur den Lebensstandard der Einwohner, sondern ist einer der Gründe, weswegen die Stadt nach dem schweren Feuer von 1854 rasch wieder aufgebaut werden konnte.

---

11 Memelsches Wochenblatt (1837), Nr. 23.
12 Tatoris, Klaipėda (wie Anm. 2), S. 244.

1856 entrichteten 126 Inhaber von Gasthöfen und Schenken Gewerbesteuern.[13] In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelten sich einige Krüge zu Gasthöfen, während andere der Konkurrenz nicht mehr gewachsen waren und entweder schließen mussten oder in Restaurants, Cafés, Weinstuben und Absteigen umgewandelt wurden. 1858 gab es in der Stadt 15 Gasthöfe, 19 Schenken, acht Konditoreien, und erstmals war von sechs Restaurants die Rede. Im Adressbuch von 1866 waren 21 Gastwirte, zehn Restaurantbesitzer, 13 Schankwirte und sieben Konditoreien eingetragen.[14] Die meisten Konditoreien wurden später zu Cafés. Nach dem Brand von 1854 entstanden in der Altstadt einige modernere Gasthöfe mit zusätzlichen Restaurants. In der Žvejų-Straße wurde der Gasthof „Weißer Schwan" wieder aufgebaut. Nach der Schließung des alten Gasthofes „Hotel de Russie" in der Liepų-Straße wurde der „Weiße Schwan" zum „Hotel de Russie" und nach dem Ersten Weltkrieg in „Baltischer Hof" umbenannt. In der Marktstraße wurde der „Britische Hof" gebaut, in der Kepėjų-Straße (Bäckerstr.) ließ sich der „Sächsische König" nieder. Nach der Restaurierung wurde an der Stelle des Kruges und Gasthofes „Weißes Ross" in der Palanga-Straße der Gasthof „Victoria" eröffnet. Bei den Gasthöfen wurden größere Säle eingerichtet, in denen Konzerte, verschiedene Abendveranstaltungen und Ausstellungen stattfanden. Als Küchenchefs wurden erfahrene Köche aus verschiedenen deutschen Städten angeworben.[15]

In der Mitte und der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden am Anfang der Liepoja-Straße nebeneinander vier Krüge, die später zu bekannten Restaurants wurden. Schon im Jahr 1866 wird ein Restaurant mit Sommergarten, das „Sanssouci" (Libauer Str. 41), erwähnt. Bis 1944 war das einstöckige Gebäude mit Wohnräumen auf der Mansarde eines der berühmtesten Restaurants der Stadt. Das Erdgeschoss dominierte der große Restaurantsaal, daneben gab es einen Raum fürs Kegeln, ein Klubzimmer, das oft an verschiedene Gesellschaften vermietet wurde, und nebenan befand sich noch ein kleiner Gastraum. An der Hofseite befand sich eine beheizbare Veranda und auf dem Hof stand ein Musikpavillon, in dem im Sommer ein Blasorchester spielte.[16] Nebenan, in der Libauer Straße 42, fand sich das Restaurant

13 Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeinde-Angelegenheiten der Stadt Memel für das Jahr 1856. Memel 1857, S. 20.

14 Adressbuch der See- und Handels-Stadt Memel. Memel 1858, S. 88 ff.; Adressbuch der See- und Handelsstadt Memel für das Jahr 1866. Memel 1866, S. 89 f.

15 Memeler Dampfboot Nr. 94 vom 16. August 1858; Nr. 25 vom 5. Juli 1896.

16 Adressbuch (wie Anm. 14), 1866, S. 89; Memeler Dampfboot Nr. 14 vom 20. Juli 1965.

„Bürgerhalle", das in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter dem Namen „Metropol" und „Astoria" geführt wurde. In der Libauer Straße 40 standen ein kleiner Gasthof mit Restaurant, „Zur Hütte" genannt. Am Ende des 19. Jahrhunderts entstand in der Libauer Straße 43, an der Stelle eines ehemaligen Kruges, eine Bierbrauerei und eine Spiritusbrennerei. In der Nebenstraße, jetzt Šaulių-Straße (Schützenstr.), ließ sich eine Schützenkorporation mit eigenem Schießstand nieder. Später wurde ein eigenes Schützenhaus mit Gastronomie errichtet. 1878 restauriert, entstand hier der größte Saal der Stadt, der ca. 1000 Menschen fasste, und das Restaurant konnte 170-180 Personen bedienen. Es gab eine Weinstube und zwei Büfetts. Im Sommergarten luden ein Musikpavillon und eine Kegelbahn zum Verbleib. In diesem Komplex fanden im 19. und am Anfang des 20. Jahrhundert Stadtfeste, Konzerte, Landwirtschafts-, Handels- und Handwerksausstellungen statt. Zeitweise stand die kulturelle Tätigkeit des „Schützenhauses" gar in Konkurrenz zum Stadttheater.[17]

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden in Klaipėda die ersten Weinstuben. Zuvor galt Wein unter dem größten Teil der Stadtbewohner nicht als beliebtestes Getränk, man trank lieber Bier und verschiedene Spirituosen. Hauptkonsument von Wein waren wohlhabendere Bürger, wie es jetzt viele in der Stadt gab. So eröffneten Weinhändler bei ihren Handelsfirmen Weinstuben, die auch bald bei den größeren Gasthöfen Einzug hielten. Die bekanntesten von ihnen, die bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts geöffnet waren, hatten ihren Standort in der Kepėjų-Straße, ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts nach dem Inhaber C. Fischer „Fischers Weinstuben" genannt, daneben gab es „Ephraims Weinstube" in der Biržos-Straße und eine Weinstube in der Žvejų-Straße, die ab dem Ende des 19. Jahrhunderts nach ihrem Besitzer „Weissons Weinstube" hieß.[18]

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Cafés außerhalb der Stadt im neu entstehenden Kurortbereich an der See erbaut. Zur Gründungszeit der Stadt war die Umgebung reich an Naturschönheiten, es wuchsen Nadel- und Eichenwälder. Viele Bäume wurden gefällt, um die von Kriegen und Feuerbränden betroffene Stadt wieder aufzubauen. Schon im 16. Jahrhundert finden sich Klagen, dass in der näheren Umgebung weder Eichen noch Tannen zu finden seien. Im 18. Jahrhundert wurde versucht, das Melnrage (Melneraggen)-Wäld-

17 Tatoris, Klaipėda (wie Anm. 2), S. 233; Memeler Dampfboot Nr. 15 von 1965.

18 F.I. Morgen, Beiträge zu einer medizinischen Topographie des Kreises und der Stadt Memel. Memel 1843, S. 64; Adressbuch (wie Anm. 14), 1898, S. 128 u. 131.

chen wieder aufzuforsten, jedoch wurden die Bäume im Verlaufe des Siebenjährigen Krieges gefällt.

Durch die Abholzung geriet die Stadt am Ende des 18. Jahrhunderts in die Fänge des Sandes. Am Anfang des nächsten Jahrhunderts gab es nur bei der Olandų kepurė („Holländischen Mütze") kleine Waldreste. Im 18. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war ein Gasthof (bis zum 17. Jahrhundert ein Krug) im Gut Mažasis Tauralaukis (Klein-Tauerlauken) mit einer in der Nähe liegenden Parkanlage an Sonntagen die beliebteste Anlaufstelle für die Städter. Billardtische, eine Kegelbahn und Karussells luden zur Erholung ein.[19]

Zwischen Klaipėda und dem Krug Tauerlauken ließ sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch ein Gastronomiebetrieb nieder. Dort traf 1802 der preußische König Friedrich Wilhelm den russischen Zaren Alexander I., der nach Klaipėda gekommen war. Im Jahr 1857 erwarb der Gärtnerverein diesen Krug, baute einen neuen Pavillon mit Restaurant und nannte ihn „Königswäldchen". In unmittelbarer Nähe wurden eine Parkanlage angelegt, Spielplätze eingerichtet und eine Freilichtbühne gebaut. Im Jahr 1867 wurde aus den vom Kaufmann J.I. Wiener geerbten Mitteln ein Fußweg zwischen Klaipėda und dem „Königswäldchen" angelegt, mit Bäumen bepflanzt und im Jahr 1877 bis Tauerlauken verlängert. Das „Königswäldchen" jedoch wurde bald zum Ort für Sommerkonzerte, Familien- und Vereinsfeste.[20]

Zur Erholung und für Vergnügungen begannen die Städter den Strand erst im 19. Jahrhundert zu nutzen. Im Jahr 1809 wurde der Stadt das Territorium bis zum Leuchtturm mit der Auflage übergeben, es zu begrünen. Im Jahr 1811 begann man, Weiden und Sandroggen zu pflanzen sowie aus Schilfrohr Sperrzäune zu errichten. Im Jahr 1817 erhielt die Händlervereinigung hinter Giruliai (Försterei) den Berg, der Olandų kepurė genannt wurde. Als wichtiger Orientierungspunkt für die Schifffahrt wurde er mit Bäumen bepflanzt. Auf die Stadt selbst entfiel 1822 ein verwahrlostes Wäldchen bei Melnrage. Jedoch war die Stadt nicht imstande, größere Arbeiten einzuleiten; darum wurde dieses Territorium (vom Hafen bis zur „Holländischen Mütze") 1834 an die reichere Händler-Korporation übergeben. Seitdem verliefen Dünenaufsicht und Aufforstung konsequent und planmäßig. Je mehr der Wald außerhalb der Stadt wieder an Boden gewann, desto mehr begann man ihn als Erholungsort zu nutzen. Schon in den 30er Jahren

19 J. Sembritzki, Memel im neunzehnten Jahrhundert. Memel 1902, S. 191; A. Zweck, Littauen. Stuttgart 1898, S. 105.

20 Sembritzki, Memel (wie Anm. 19), S. 80 f.

des 19. Jahrhunderts wurde am Leuchtturm ein Gasthof eröffnet: das „Etablissement am Leuchtturm". Der Leuchtturm wurde zur Touristenattraktion und zum Zielort der sonntäglichen Spaziergänge der Stadtbewohner, zumal der Strand bald von der Stadt aus auf ausgebauten Fußwegen zu erreichen war. In dem in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgeforsteten Wald wurde an der Zufahrt zur Stadt das Restaurant „Riechertsruhe" eröffnet, so benannt zu Ehren des Försters J. Riechert, unter dessen Leitung die Düne bepflanzt und der Wald aufgeforstet worden war. An den Fußwegen zum Leuchtturm entstanden bald einige Sommercafés: das „Waldschlösschen", und das „Sprech-An" (eröffnet 1873). Damit der vom Regen überraschte Sommergast einen Unterschlupf fand, wurden im Wald Lauben errichtet. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde in der Nähe des Leuchtturms ein Restaurant im Schweizer Stil, die „Strandvilla" gebaut. Das Gebäude war aus Holz, zweistöckig mit Balkon, reichlich mit durchsichtigen Verzierungen versehen.[21]

Im Schoße des Waldes entstanden nach und nach Erholungsorte. Die Kaufleute von Klaipėda pachteten 1863 vom Staat einen 7 km von der Stadt entfernten Ort und gründeten den Kurort Giruliai. Bald entstanden prachtvolle Holzvillen, die den reichen Kaufleuten aus Klaipėda gehörten. Sie pflanzten in dem umliegenden Wald seltene, von weither gebrachte Bäume und legten einen Spazierweg nach Melnrage an. Nachdem 1892 eine Eisenbahn gebaut worden war, nahm die Zahl der städtischen Besucher stark zu. Im Jahr 1892 wurde das erste zweistöckige Hotel (Kurhaus Franz) aus Holz errichtet, reich mit Schnitzereien und künstlerisch gesägten Ornamenten geschmückt. Im Jahr 1894 baute ein Bürger aus Klaipėda, Kommerzienrat H. Pietsch, aus eigenen Mitteln am Strand einen schönen hölzernen Pavillon im Schweizer Stil: die Strandhalle. Durch den Wald führten Fußwege, und Erholungsplätze mit Gartenlauben waren eingerichtet worden. 1907 wurde der versandete Teich des Encian-Baches vom Schlick befreit, und bald wurden um den Teich herum Gehwege angelegt und Sitzbänke aufgestellt. Ein Kommerzienrat aus Klaipėda namens Gerlach stellte für diese Arbeiten 1600 Mark zur Verfügung. In den Jahren 1900–1910 wurde vom Leuchtturm bis Giruliai eine Landstraße gebaut. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es in Giruliai ein Kurhaus, drei Restaurants, in denen Konzerte stattfanden, daneben Tanzflächen, Heilanstalten und Kurhäuser.[22]

---

21 Sembritzki, Geschichte (wie Anm. 3), S. 272 f.

22 Ebenda, S. 302 f.; Neuer illustrierter Führer durch Memel und Umgegend. Memel 1898, S. 48-52.

Um die Jahrhundertwende begann die Entwicklung des Kurortes Smiltynė (Sandkrug). Schon seit Beginn des 17. Jahrhunderts stand hier ein Krug, was den deutschen Ortsnamen erklärt. Viele bekannte Persönlichkeiten, Regierungsvertreter und Künstler übernachteten hier. Im 17. und 18. Jahrhundert stand der Krug ungefähr an der Stelle des jetzigen Kurhauses. Es handelte sich um ein einstöckiges Holzgebäude mit Zimmern unter der Dachschräge. Nachdem der alte Krug abgebrannt war, wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an einer anderen, auf einer Düne gelegenen Stelle ein neues Gebäude errichtet, dessen Aussehen dem alten Krug entsprach. Obwohl die Inneneinrichtung bewusst volkstümlich gehalten war, wurde eine Gedenktafel für Königin Louise angebracht. Dieser Krug wurde von den Bewohnern Klaipėdas zunächst nicht besonders gerne besucht, doch nach der Verbesserung des Fährbetriebs und den ersten Villenbauten in Smiltynė avancierte der Ort Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem der beliebtesten Erholungsorte. Der Magistrat sparte nicht an Mitteln für den Ausbau der Ortschaft: Es wurden Gehwege zum Strand gelegt, Pavillons und Sommerhäuser gebaut, an höheren Stellen Altane und Bänke zur Erholung aufgestellt. Im Jahr 1914 wurde das Restaurant „Strandhalle" am Strand gebaut. Das große einstöckige Gebäude sollte volkstümliche Architektur mit Elementen des Jugendstils verbinden. In den außerstädtischen Erholungsgebieten wurden jedoch meist ein- und zweistöckige Holzbauten errichtet. Für sie wurden schöne Stellen ausgesucht, damit die Besucher sich an der Aussicht über den Hafen, das Haff und die Umgebung erfreuen konnten. Im Jahr 1900 baute die Händlervereinigung der Stadt Klaipėda an der Stelle des alten Kruges ein zweistöckiges Hotel („Kurhaus") aus Ziegelstein mit Pavillons und Sommercafés. Im Gebäude gab es 50 Räume, von denen 30-40 als Hotelzimmer genutzt wurden. Das Hotel wurde zunächst nur in der Sommersaison betrieben. In den 20er und 30er Jahren entwickelte sich das Kurhaus zu einem Zentrum für Spiele, Musikveranstaltungen und aktive Erholung. Das Kurhaus war gleichzeitig auch ein Stützpunkt für Sportler: Im Winter konnte man Skier mieten, im Sommer Tischtennis spielen. In den 30er Jahren gewann der Wassersport an Attraktivität: ein Jachtklub und eine Schwimmschule entstanden. Im Sommer veranstalteten Jugendorganisationen Erholungslager für städtische Kinder.[23]

[23] Sembritzki, Memel (wie Anm. 19), S. 322-333; Tatoris, Klaipėda (wie Anm. 2), S. 247 ff.

Am Ende des 19. Jahrhunderts geriet die Stadt in wirtschaftliche Schwierigkeiten, da der Holzhandel rückläufig war und die Eisenbahn dem Seehandel der Hafenstadt Konkurrenz machte. Die Rezession machte auch vor der Gastronomie nicht Halt. Gab es vor der Jahrhundertwende noch zehn Hotels, 42 Restaurants und drei Konditoreien, so finden sich 1907 noch 47 Restaurants, Cafés und Gasthöfe verzeichnet. Besonders viele, nämlich 17, gab es in der unmittelbaren Nähe des Winterhafens, in der ehemaligen Malkų-Straße (Holzstraße).[24] Meistens waren es kleine Schenken, die von Hafenarbeitern und Seeleuten frequentiert wurden. Im Jahr 1909 existierten in der Stadt 61 Einrichtungen dieser Art, davon 15 Schanklokale, zwei Konditoreien; die außerstädtischen Cafés und Restaurants gehörten nicht dazu. Die Gaststätten waren nicht groß: Sie bestanden aus ein bis zwei Räumen, und in den meisten von ihnen standen jetzt Musikautomaten, nur in einigen Restaurants wurde „live" gespielt.[25] Nach dem Ersten Weltkrieg verringerte sich die Zahl der Gastronomiebetriebe weiter. Nach Angaben aus dem Jahr 1922 gab es in der Stadt neun Hotels, sieben kleine Gastwirtschaften mit einigen Zimmern, 48 Restaurants, drei Café-Konditoreien.[26]

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es aber einen neuen Typ von Restaurationsbetrieb. Im Jahr 1919 wurde der Verein „Kurhaus-Kasino-Memel" angemeldet, der später in eine Wirtschaftsgesellschaft umgewandelt wurde. Das Kasino wurde im Sommer im Kurhaus von Smiltynė untergebracht, im Winter aber im Café-Restaurant „Monopol" in der Liepoja-Straße 42 (ab 1927 unter dem Namen „Astoria", später „Metropol"). 50% der Einnahmen gingen übrigens an die Stadt. 1922 wurde die „Casino-Hotel-Aktiengesellschaft" gegründet, die Aktien im Wert von 10 000 000 Mark für den Bau eines neuen Kasino-Hotels ausgab. Jedoch scheiterte das ehrgeizige Projekt, da 1929 die litauische Regierung jegliche Art von Glücksspiel verbot.[27]

In den 20er Jahren begann man im „Sanssouci", „Monopol" und in den „Mokka-Stuben" Kabarett-Programme anzubieten. Es traten die berühmtesten Variété-Künstler, Sänger, Tänzer und Kabarettisten aus verschiedenen Ländern auf. In der Regel wurde das Programm jeden Monat erneuert. Im Sommer verpflichteten die Kurhaus-Restaurants

---

24 Adressbuch (wie Anm. 14), 1898, S. 110-114.

25 Lietuvos Centralinis Valstybinis Archivas (Zentrales Staatsarchiv Litauens) (LCVA), F. 645, Ap. 5, B. 10, L. 175-180.

26 LCVA, F. 645, Ap. 5, B. 10, L. 255, B. 26, S. 54 f.

27 Memeler Dampfboot Nr. 37 vom 12. Februar 1922; Nr. 105 vom 5. Mai 1929; Klaipėdos krašto valdžios žinios (1929), Nr. 25.

eigene Orchester. Ebenfalls seit den 20er Jahren wurde in den Restaurants „Neptun" und „Victoria" Jazzmusik gespielt. In anderen Cafés und Restaurants erklang abends dagegen meist ‚einheimische' Musik, zu Festtagen verpflichtete man Künstler aus anderen Städten. Die Restaurant-Eigentümer suchten nach immer neuen Unterhaltungsformen und Attraktionen. Spezielle Unterhaltungsabende wurden kreiert, während großer Feste wurden nicht nur mehrere festliche Menüs angeboten, sondern auch originelle Musikprogramme. Auch wurden Fachleute eingeladen, die Vorträge über aktuelle Fragen hielten; und schließlich gab es Werbeveranstaltungen, bei denen die Erzeugnisse verschiedener Firmen vorgestellt und Modeartikel vorgeführt wurden.

Bierlokale tauchten nun auf. Auf dem Friedrich-Markt öffnete 1922 in den Räumen eines ehemaligen Kruges/Gasthofes das Bierlokal „Zum Kulmbacher", in dem man Biersorten aus verschiedenen deutschen Brauereien kosten konnte: aus München Löwenbräu, Spaten, Paulaner, aus Nürnberg Tucher-Siechen, Kulmbacher und andere Biersorten. Die Memeler Aktien-Brauerei „Korn und Likörfabriken" erwarb „Fischers Weinstuben". Die Auswahl an Getränken war umfangreich: einige Dunkelbier-Sorten, Obst- und Schaumweine, Kräuterliköre, Fruchtsaftgetränke. Weitere Bierlokale befanden sich in der ehemaligen Friedrich-Wilhelm-Staße, z.B. das „Gambrinus", der „Neptun" in der Malkų-Straße, „Zum Rebstock" in der ehemaligen Liepoja-Straße. Bald wurde der Umsatz mit speziellen Feierlichkeiten, z.B. dem „Großen Bockbierfest" weiter angekurbelt. In den Bierlokalen konnte man alte beliebte einheimische Spezialitäten kosten: zarten Rinderfleck, Erbsen mit Speck, Bockwurst mit Sauerkraut, Schweinefuß mit Sauerkraut. In Klaipėda gab es auch Cafés besonderen Charakters. Die Guttemplerloge (bestehend seit 1910) eröffnete 1933 in der Žalioji-Straße ein alkoholfreies Café, in der Žvejų-Straße gab es das „Tel Aviv"-Café, in dem jüdische Gerichte angeboten wurden.[28]

Das Interieur besaß eine immer größere Bedeutung für die Attraktivität, und bald beauftragten die Besitzer professionelle Architekten und Künstler mit der Gestaltung der Innenräume. Im Jahr 1923 wurde nach einem Projekt von A. Nixdorff und H. Reissmann das „Central Café" in der ehemaligen Libauer Straße 21 restauriert. Das Innere des Cafés wurde mit Vitragen und Decoupagen geschmückt. Im selben

[28] Memeler Dampfboot Nr. 80 vom 4. April 1922; Nr. 153 vom 1. Juli 1928; Nr. 17 vom 20. Januar 1934, Nr. 259 von 1936.

Jahr wurde das Weinlokal von Weisson einer grundlegenden Erneuerung unterzogen. Für die Innendekoration gewann der Inhaber einen Absolventen der Schule für angewandte Kunst von Königsberg namens Beckmann. Mit humoristischen Bildern dekorierte er die Vorhalle, verzierte mit Ornamenten die Decke und die Büfetträume. Einige Restaurants setzten die Tradition der alten Krüge (mit Gärten) fort. An der Kreuzung der Šimkus- und Vytautas-Straße wurde im Jahr 1923 nach Plänen des Architekten H. Reissmann ein neues Restaurant mit einem großen Garten im Auftrag von P. Sommer erbaut, dessen Familie 1888 an dieser Stelle eine Konditorei eröffnet hatte. Der Saal wurde im klassizistischen Stil eingerichtet: bogenartige Fenster, die Decke war von Kolonnaden gestützt, im Saal standen runde kleine Tische und Stühle mit modernem Design. Eine besondere Note erhielt das Interieur durch Decoupagen an den Zimmerdecken, durch Leuchten, dekorative Vasen. Den Garten umgab ein à jour-artiger Zaun, auf dem sich wilde Weinreben rankten. Auf einem Podium am Rande standen im Sommer kleine Tische mit Leuchten; auf einem kleinen Platz in der Mitte sprudelte ein Springbrunnen, der abends elektrisch beleuchtet war. Im Sommergarten gab es ca. 150 Sitzplätze. Im Jahr 1924 wurde nach Plänen, die ebenfalls von H. Reissmann stammten, das Café „Mokka-Stuben" eingerichtet.[29] Auch die Hotels „Victoria" und „Baltischer Hof" wurden in den 20er Jahren modernisiert und mit Wäschereien, Zapfsäulen und Bäckereien ausgestattet. Diese Hotels waren die größten in der Stadt: Im „Victoria" gab es 60 Zimmer und im „Baltischen Hof" 40. Die anderen Hotels („Preußischer Hof", „Sächsischer König", „Zur Ostbahn") verfügten über weniger Kapazitäten: Sie hatten je acht bis zehn Zimmer.[30] Die Gastronomie erfreute sich in der Stadt offenbar durchaus eines regen Zuspruchs: Im Adressbuch vom Jahr 1935 standen fünf Hotels, drei Pensionen, 49 Restaurants, zehn Cafes und Konditoreien.[31]

Stadtfeste und Traditionen

Bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es in der Stadt keine einzige weltliche kulturelle Vereinigung, um das kulturelle Leben

29 Tatoris, Klaipėda (wie Anm. 2), S. 249 f.; Memeler Dampfboot Nr. 115 vom 16. Mai 1933.

30 Meyers Reiseführer für Ostpreussen, Danzig und das Memelgebiet. Leipzig 1934, S. 162.

31 Adressbuch Memel 1929. Memel o.J., Th. III, S. 8, 13 u. 25 f.; Klaipėdos adresų

kümmerten sich einzelne Personen. Manchmal tauchten Wanderschauspieltruppen auf, jedoch gab es in Klaipėda kein einziges Gebäude für Treffen, Vergnügungen oder Kulturveranstaltungen mit einem großen Teilnehmerkreis. Der einzig denkbare Ort war der Krug. Auf Initiative von reichen Kaufleuten entstanden dann die ersten gesellschaftlichen, kulturellen Vereinigungen. Johann und Ludwig Simpson und andere Kaufleuten gründeten die erste Freimaurerloge. Brüderlichkeit, gegenseitige Hilfe, Gleichheit, Vertrauen, Wahrheit, Liebe und besonders Toleranz stellten die Hauptanliegen der Freimaurer dar. In ihrer Tätigkeit bemühten sie sich aber auch, einer festen Disziplin zu folgen, Verschwiegenheit zu wahren und sich an ein strenges Zeremoniell zu halten. Obwohl die Loge eine geschlossene Organisation war, grenzten sich die Freimaurer der Stadt Klaipėda nicht von der Gesellschaft ab. Sie spendeten Geld für wohltätige Zwecke, nahmen am kulturellen Leben der Stadt teil und veranstalteten im Sommer Konzerte im Sommergarten der Loge.[32]

Auf Initiative gebildeter Kaufleute nahm im Jahr 1785 das Theater seine Tätigkeit auf. Lange Zeit wurde es von Mitteln der Stadtbewohner finanziert, erst 1893 erwarb die Stadt das Theatergebäude. Im Jahr 1786 wurde ein Musikverein gegründet, in dem sich Musikliebhaber und einige professionelle Musiker zusammenschlossen. Am Anfang spielte man in Kirchen und auf Bällen; an Silvester zogen die Musiker von Haus zu Haus. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts begann der Verein Konzerte und Abonnement-Musikabende zu gestalten. Sitte und Etikette dieser Zeit verlangten, dass jeder gebildete Mensch mindestens ein Musikinstrument spielte. Darum fanden sowohl einheimische als auch auswärtige Musiker Beachtung. Die Konzerte fanden gewöhnlich in den Sälen größerer Hotels, Restaurants oder in den Sommergärten statt.[33] Die Kaufleute, vor allem die englischen, gaben im gesamten gesellschaftlichen Leben den Ton an, ihre Manieren wurden nach und nach von anderen Bevölkerungsschichten übernommen.

Vereinsgründungen kennzeichnen das 19. Jahrhundert. 1826 schlossen sich 79 Kaufleute zu einer gesellschaftlichen Vereinigung, dem Klub „Concordia" zusammen. Seine Satzung verkündete die gegenseitige Solidarität der Mitglieder, geistige Güte, das Ideal der Weiterbildung (Verbreitung von Literatur, Presse und musikalische Er-

knyga. Adressbuch Memel 1935. Klaipėda o.J., Th. III, S. 12 u. 40 f.; Einwohnerbuch für die Stadt und Landkreis Memel. Memel 1942, Th. VI, S. 6, 10, 12 u. 18.

32 Memeler Dampfboot (1976), Nr. 5.

33 Sembritzki, Memel (wie Anm. 19), S. 155 f.

ziehung). Die Mitglieder der Vereinigung versammelten sich drei- bis viermal wöchentlich, aßen zusammen Abendbrot, verbrachten ihre Freizeit zusammen, feierten mit ihren Familien Neujahr und den Martinstag. Der Martinstag stellte das traditionelle Fest der Vereinigung dar: Die ältesten Mitglieder wurden geehrt und mit Auszeichnungen bedacht, zu Abend wurde Gänsefleisch gegessen. Besonders feierlich wurden persönliche Jubiläen (Geburts- und Hochzeitstage) begangen. Die Mitglieder der „Concordia" trugen viel zur Entwicklung des kulturellen Lebens der Stadt bei; sie veranstalteten Musikabende und unterstützten die örtlichen Musik- sowie Gastspielgruppen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden auf Initiative und mit Unterstützung der „Concordia" eine Orchestergesellschaft und eine Handelsschule gegründet, geplant war auch die Gründung eines Stadtmuseums. Auch wenn die Bedeutung der Kaufleute zu Beginn des 20. Jahrhunderts zurückging, bestand die Vereinigung weiter und hielt die alten Traditionen aufrecht.[34]

1839 wurde der Verein der Schiffskapitäne und Lotsen „Ressource Neptun" gegründet. Seine Mitglieder versammelten sich regelmäßig nicht nur, um gemeinsam die Zeit zu verbringen, sondern auch, um über Berufsprobleme zu sprechen. Einen beträchtlichen Teil ihrer Mittel verteilten sie an Witwen verstorbener Mitglieder. 1862 gehörten dem Klub 96 Mitglieder an, aus der Witwenkasse wurden 31 Witwen versorgt. Obwohl die Mitgliederzahl deutlich kleiner geworden war (im Jahr 1930 30 Mitglieder), existierte der Verein auch im 20. Jahrhundert weiter. Für seine Versammlungen und Festlichkeiten nutzte der Klub Räume im „Baltischen Hof".[35]

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich das gesellschaftliche Leben in bisher unbekanntem Ausmaß: Es wurden Literaten-, Bibel-, Missionars-, Lehrer-, Gutsbesitzer-, junge Kaufleute-, Landwirtschafts-, Gärtner-, Frauen-, Kunstliebhaber-, Männergymnastik-, Musik- und Gesangvereine gegründet. Neben den in den jeweiligen Satzungen festgelegten Aufgaben veranstalteten die Vereine Kalenderfestabende, Familienabende, Picknicks, begingen Gründungsjubiläen usw. Zur Durchführung der vielfältigen Aktivitäten mietete man Räume in Restaurants und Cafés. Besonders feierlich wurden natürlich Vereinsjubiläen begangen. Die Säle waren mit Blumengirlanden und Vereinsfahnen geschmückt, Festreden wurden

34 Br. Le Coutre, Verein Concordia Memel 1826–1926. Memel 1926, S. 30 u. 46.
35 Sembritzki, Memel (wie Anm. 19), S. 149; Memeler Dampfboot Nr. 40 vom 16. Februar 1928.

gehalten und Mitglieder geehrt. Vertreter anderer Organisationen und der Stadtverwaltung wurden eingeladen.[36]

Eine besondere Attraktion stellten die Gesangfeste dar; das erste fand 1869 statt, an dem Chöre aus anderen Städten Ostpreußens teilnahmen. Im Jahr 1891 fand das zweite große Gesangfest statt, am 10. und 12. Juli 1905 das vierte Gesangfest Ostpreußens, man nannte es das „Fest der litauischen Musik". Es kamen Chöre aus Tilsit, Isrutis (Insterburg), Gumbinnen, Ragaine (Ragnit), Stalupenai (Stallupönen), verschiedene Gesangsvereinigungen des Gebiets Klaipėda und städtische Chöre. Die wichtigsten Konzerte fanden auf dem Marktplatz statt, auf dem eine provisorische Freilichtbühne errichtet worden war. Es wurde ein umfangreiches und anspruchsvolles Repertoire gegeben. Im Programm standen Auszüge aus beliebten Opern, Werke von Dvořak. Am 11. Juli wurde auf dem Marktplatz die Pastoral-Sinfonie von L. van Beethoven gespielt, am 12. Juli gelangte im Abschlusskonzert unter Mitwirkung von Orchester und Solosängern das Oratorium „Judas Maccabäus" von G. Händel zur Aufführung. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Tradition der Gesangfeste fortgesetzt. Im Jahr 1922 wurde der Memelländische Sängerbund gegründet, dem zuerst fünf Chöre angehörten, in den 30er Jahren waren es schon 23 Chöre. Der Sängerbund veranstaltete im Jahr 1925 in Klaipėda ein erstes Gesangfest, das zweite fand 1927 in Šilute (Heidekrug) statt, das dritte 1930 wieder in Klaipėda. Litauische Chöre veranstalteten Gesangfeste mit einem litauischen Repertoire, die 1927, 1930 und 1938 stattfanden. 1938 beteiligten sich 105 Chöre aus ganz Litauen, und allein 18 litauische Chöre kamen aus dem Gebiet Klaipėda.[37]

Auch die Sportbewegung machte vor der Stadt nicht Halt. Der 1861 gegründete Männergymnastikverein, einer der mitgliederstärksten in Ostpreußen, veranstaltete 1869 erstmals ein Sportfest. In den folgenden Jahrzehnten wurde der Sport immer mehr zu einer bevorzugten Freizeitgestaltung. Segel-, Ruder- und Radsportvereine entstanden, überraschenderweise wurde den Wintersportarten viel Aufmerksamkeit geschenkt (Rodeln, Skilauf), und man begann, Eishockey zu spielen. Sportfeste und Wettkämpfe zählten zu den jährlichen gesellschaftlichen Höhepunkten. Die Sportfeste waren von Auftritten von Musikgruppen begleitet, Volksspiele und Lotterien wurden organisiert. Zum

36 Memeler Dampfboot Nr. 40 vom 16. Februar 1928; Nr. 148 vom 22. Juni 1928.

37 L. Sochachewer, Aus guten alten Memeler Tagen. Memelland-Kalender 1952, Oldenburg 1951; Memeler Dampfboot Nr. 152 vom 2. Juli 1925; Nr. 151 vom 1. Juli 1930; Nr. 46 vom 24. Februar 1932; Nr. 275 vom 15. November 1934; Mažosios Lietuvos enciklopedija (Enzyklopädie Kleinlitauens). Vilnius 2000, S. 263 f.

Ausklang des Festes ging es dann in die Restaurants. Als besonders erfinderisch galten die Radsportler vom „Verein Rad-Sport-Memel" und vom „Radfahrer-Club 1885". Neben den Wettkämpfen selbst zogen Fackelzüge durch die Stadt, und in Smiltynė fanden häufig Konzerte und andere Aktivitäten statt. Im Jahr 1924 wurde in Klaipėda der regionale Sportbund gegründet, der größere Sportfeste veranstaltete, an denen alle Sportvereine der Stadt teilnahmen. Vom 12. bis zum 19. Juli 1925 fand die erste Memeler Sportwoche statt. Während dieses Festes fanden eine Segelregatta, ein Tennisturnier, Schwimmwettkämpfe und Pferderennen statt, es beteiligten sich Automobil- und Rennradfahrerklubs. Anwesend waren Gäste aus Königsberg, Tilsit und Kaunas. Den Höhepunkt der Sportwoche bildete die Einweihung des neuen Sportstadions. Der Schlussakt fand in „Fischers Weinrestaurant" statt, wo während des Banketts die Siegestrophäen überreicht wurden.[38]

Großes Interesse unter den Stadtbewohnern fand das alljährlich im Sommer von der Schützengilde veranstaltete dreitägige Schützenfest. Die Schützengilde, gegründet 1697, war die älteste öffentliche Vereinigung der Stadtbewohner. Das Schützenfest klang mit einem Festessen zu Ehren des neuen Schützenkönigs aus. Nach Pfingsten fanden in der Stadt Jahrmärkte statt, die eine Woche dauerten. Jahrmärkte gab es in Klaipėda schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, und ihre Anziehungskraft war ungebrochen. Neben den Schaustellern kamen Zirkustruppen, fanden Feuerwehrwettbewerbe, Konzerte und andere Aktivitäten zur Unterhaltung statt.[39]

Massenveranstaltungen begannen mit dem 20. Jahrhundert. Zum Gedenken an die historischen Ereignisse von 1807/08 wurde 1907 auf dem Platz vor dem Magistrat und der Börse das Borussiadenkmal enthüllt, finanziert durch öffentliche Spenden. Am 23. September 1907 fanden die Einweihungsfestlichkeiten statt. Zur festlichen Zeremonie kam auch Kaiser Wilhelm II. Selbstverständlich nahmen Abordnungen aller Vereine mit Fahnen, Emblemen und Uniformen teil. Der Wassersportverein präsentierte sich seinem Metier entsprechend auf der Dange und huldigte von dort dem Kaiser. Auf dem Platz am Denkmal warteten derweil die offiziellen Vertreter der Stadt, Mitglieder der Kriegs- und Männergymnastikvereine und Frauen in

38 Memeler Dampfboot Nr. 153 vom 3. Juli 1925; Nr. 143 vom 24. Juni 1928; Nr. 154 vom 5. Juli 1929; Nr. 187 vom 10. August 1929; Nr. 193 vom 15. August 1933; Nr. 54 vom 4. März 1936.

39 Memeler Dampfboot Nr. 117 vom 29. Mai 1921; Nr. 165 vom 15. Juli 1928; Nr. 139 vom 17. Juli 1930; Nr. 146 vom 30. Juli 1932; Nr. 92 vom 8. April 1934.

litauischen Volkstrachten. Nach den Festreden des Generals von Moltke und des Oberbürgermeisters Altenberg boten die vereinigten Männerchöre ein musikalisches Programm dar. Das Fest dauerte in allen Teilen der Stadt den ganzen Tag. Im Schützenhaus gab ein 170 Mann starker Chor ein vielbeachtetes Konzert. Im Kurhaus-Komplex in Smiltynė wurden ein Konzert und ein Fischerfest gegeben, die mit einem Feuerwerk endeten. In verschiedenen Cafés und Restaurants fanden Festveranstaltungen statt.[40]

Das zweite Großfest fand im Sommer 1910 im Kurhaus-Komplex von Smiltynė statt. Es dauerte zwei Tage, die Einnahmen für den Eintritt waren für das Simon-Dach-Denkmal bestimmt. Am Fest nahmen alle Chöre und Orchester der Stadt teil, auch gab es einen Jahrmarkt. Wie inzwischen schon fast gewohnt, bildete ein Feuerwerk den gelungenen Höhepunkt und Abschluss der Veranstaltung. Insgesamt besuchten 18 000 Menschen das Fest,[41] und mit den Erlösen wurde 1912 auf dem Theaterplatz das berühmte Denkmal des Ännchens von Tharau aufgestellt. Auch dieser Anlass wurde in Smiltynė mit Auftritten von Musikgruppen und Volksspielen entsprechend gewürdigt.

Der Trend zu Massenveranstaltungen setzte sich in den folgenden Jahrzehnten ungebrochen fort. Im Jahr 1922 gründeten Litauer der Stadt den Kulturverein „Aukuras" („Opferstein"), der sich um das kulturelle Leben der Litauer kümmerte, litauische Bibliotheken gründete sowie Ausstellungen und Theateraufführungen organisierte. Im Zeichen des deutsch-litauischen Antagonismus entstand als „Antwort" der deutsche „Kulturbund", der alle bisherigen gesellschaftlichen Vereinigungen und Kulturvereine der Memeldeutschen unter einer Dachorganisation zusammenfasste. Die deutschen Vereine veranstalteten Sommerfeste mit festlichen Straßenzügen durch die Stadt. An Sonntagen wurden in Smiltynė Kinderfeste mit Clowns, Wettbewerben, Tänzen, Spielen und Feuerwerk veranstaltet. Im Jahr 1931 wurden während des Volksfestes in Smiltynė Spenden für einen Fonds zum Bau eines Denkmals für im Ersten Weltkrieg gefallene Soldaten gesammelt. Es fanden Sportwettkämpfe und musikalische Auftritte statt, und sogar das erste Segelflugzeug Klaipėdas wurde ‚eingeweiht'. 1936 wurden während eines solchen Festes 15000 Lit zur weiteren Instandsetzung des Friedhofs gesammelt.[42]

---

40 Memeler Dampfboot (1955), Nr. 5.
41 Lietuviška Ceitunga (1910), Nr. 62.
42 Memeler Dampfboot Nr. 152 vom 2. Juli 1925; Nr. 203 vom 1. September 1931; Nr.

Spätere Volksfeste waren schon stark politisch orientiert. Am 29. August 1937 fand ein Sommerfest zur Unterstützung von Armen statt. Die Devise lautete: „Spenden ist Pflicht". Das Organisationskomitee leitete der Vorsitzende des Direktoriums, Mitglieder waren u.a. der Oberbürgermeister der Stadt und Vertreter kirchlicher und gesellschaftlicher Organisationen. Im Kurischen Haff fanden Wettbewerbe der Wassersportvereine, im Park des Kurhauses Konzerte des Bandonionklubs und der Stadtchöre statt. Vielfältige Attraktionen harrten der Besucherschar, am Lagerfeuer wurde ein Ochse gebraten, und am Ende stand das traditionelle Feuerwerk. Die rund 15000 Besucher spendeten 12000 Lit für den Hilfsfonds.[43]

Nach 1923 erhöhte sich die Zahl der Litauer in der Stadt. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatten sie nur einen unbedeutenden Teil der Stadtbevölkerung ausgemacht, aber in den 30er Jahren betrug ihr Anteil ca. 38% (über 14000). Die meisten kamen aus Großlitauen. Auch die Zahl der jüdischen Bevölkerung stieg an. Litauer und Juden gründeten gemeinsam neue Kultur-, Sport- und Wohltätigkeitsvereine, die das Stadtleben bereicherten. Besonders aktiv war der Verein für jüdische Geschichte und Literatur (gegründet bereits 1896). Während der Jubiläumsfeier zum 30-jährigen Bestehen wurde betont, dass in dieser Zeit vom Verein 180 Vorträge zu verschiedenen Fragen der Geschichte und der Literatur veranstaltet worden waren. Die jüdischen Vereine umrahmten ihre Feste („Lag-Beometer-Tag", „Baumfest in Palästina", „Purima-Maskenball"), die meistens im Saal des Hotels „Victoria" stattfanden, mit musikalischen Darbietungen und Tanz. Jüdische Vereine organisierten auch Sportwochen, und der jüdische Tanzabend im Herbst hieß „Blau-Weiß-Ball".[44] Das intensive gesellschaftliche und kulturelle Leben der Juden dauerte bis etwa 1937, als die immer deutlicher werdende Nazifizierung des Memelgebietes nicht mehr zu übersehen war.

Nach dem Anschluss des Gebiets an Litauen wurden litauische Staatsfeste, vor allem Jahrestage des Anschlusses, damals Jahrestage der Befreiung des Gebiets Klaipėda genannt, gefeiert. Am 15. Januar begann der Gedenktag gewöhnlich mit einem Trauermarsch und einem Kirchengesang am Denkmal für die Gefallenen, dann wurden

201 vom 27. August 1933; Nr. 232 vom 3. Oktober 1933; Nr. 201 vom 11. August 1936.

43 Memeler Dampfboot Nr. 199 vom 26. August 1937.

44 Memeler Dampfboot Nr. 20 vom 24. Januar 1926; Nr. 101 vom 1. Mai 1926; Nr. 193 vom 29. August 1930; Nr. 50 vom 28. Februar 1932; Baltischer Beobachter Nr. 274 vom 15. November 1935; Nr. 276 vom 25. November 1936.

Reden gehalten und Kränze niedergelegt. Danach fand im Hotel „Victoria" ein Festessen statt. Am Abend wurde im Schützenhaus der Gefallenen gedacht. Dabei wurde in der Regel ein patriotisches Bühnenstück aufgeführt, und es sangen litauische Chöre. In den 30er Jahren wurde der Befreiungstag Klaipėdas in ganz Litauen gefeiert. Für den 16. Februar, den Jahrestag der Unabhängigkeit Litauens, wurde ein Komitee gebildet, dem Vertreter aus den staatlichen und autonomen Behörden angehörten. Besonders feierlich wurde das zehnjährige Jubiläum des litauischen Staates begangen. Am Morgen des 16. Februar 1928 fanden Gottesdienste in allen Kirchen und in der Synagoge statt, danach ein Empfang beim Gouverneur, am Nachmittag eine Theateraufführung im Stadttheater und ein Konzert des Sinfonieorchesters. In diesem Jahr fand am 14. und 15. Mai erstmals eine Solidaritätsfeier statt, an der die Öffentlichkeit Klaipėdas und die litauische Armee solidarisch teilnahmen und die später zur Tradition wurde. Die Feier begann mit einem Gottesdienst am Denkmal für die Aufständischen des Januar 1923. Am Abend marschierten Soldaten und ein Orchester durch die Straßen, und am Nachmittag des nächsten Tages fand eine Parade auf dem Theaterplatz statt. Im Schützenhaus wurde das Drama von S. Čiurlioniene „Aušros sūnus" („Der Sohn der Morgenröte") aufgeführt, im Kurhauspark spielte das Orchester des litauischen Konservatoriums, und dort klang die Feier auch mit einem Ball aus.[45]

Am 11. und am 12. August 1934 wurde auf Initiative litauischer Organisationen das erste Meeresfest veranstaltet. Es war eigentlich mehr für Großlitauer bestimmt, um sie mit Klaipėda bekannt und auf die Probleme des Gebiets und der Stadt aufmerksam zu machen. Darum war der erste Tag des Meeresfestes dem Besuch der Küste gewidmet, am Abend versammelten sich die Teilnehmer am Denkmal für die 1923 Gefallenen, legten Kränze nieder und zogen mit Fackeln dann vom Friedhof durch das Zentrum der Stadt zum neuen Hafenbecken. Von 21 bis 24 Uhr fand im Hafen bei Smiltynė ein Wasserkarneval statt (Fahren auf festlich beleuchteten Schiffen, Gesang, Musik, Feuerwerk und andere Spiele auf dem Wasser). Im Schützenhaus gab es ein Konzert der litauischen Schützen und einen Tanzabend. Der Sonntagmorgen begann mit einem Gottesdienst. Um 10 Uhr erschien der litauische Staatspräsident Smetona und verkündete den offiziellen Beginn der Feier, an der nördlichen Mole fand eine

[45] Memeler Dampfboot Nr. 24 vom 28. Januar 1928; Nr. 114 vom 15. Mai 1928; Trimitas (1927), Nr. 7; Karys (1937), Nr. 7; Vakarai, Nr. 115 vom 5. Mai 1936.

Parade statt, an der sich ein Armeeregiment und die Organisationen mit ihren Vereinsfahnen beteiligten; am Nachmittag fanden in Smiltynė Wasserwettkämpfe, eine Fischer-Regatta und ein litauisches Chorkonzert statt.[46] Obwohl vorgesehen war, das Meeresfest zum traditionellen Fest werden zu lassen, gelang es später nicht mehr, es zu beleben. Die letzten Beispiele zeigen, wie stark inzwischen die Festivitäten von nationalen Kriterien beeinflusst wurden. Doch gab es immer auch Ausnahmen: Vom 10. bis zum 17. Juli 1927 fand beispielsweise eine Ausstellung der Landwirtschaft, des Gewerbes und der Industrie Großlitauens statt. Selbstverständlich ging die Ausstellung mit vielen Kultur- und Sportveranstaltungen einher, an denen litauische, deutsche sowie jüdische Vereine und Organisationen teilnahmen.[47]

Kalenderfeiern

Die erste Feier nach Weihnachten und Silvester, die den Beginn der Fastenzeit kennzeichnete, ist der Fasching oder Karneval. Er wurde zwar mehr in den katholischen Gegenden gefeiert, doch auf Initiative der aus verschiedenen Ländern stammenden Kaufleute begann man in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts den Brauch zu übernehmen. Karneval fand gewöhnlich in den Restaurantsälen statt. Bei den Handelsfirmen konnte man dementsprechende Kostüme kaufen oder mieten.[48] Im 20. Jahrhundert wurden alljährliche Winterfeste als Kostümabende ins Leben gerufen, die von verschiedenen Vereinen organisiert wurden. Sie begannen am Dreikönigstag und dauerten bis Fasching. Besonders eindrucksvoll waren die „Concordia"-Feiern. Im Februar 1908 stand im Restaurantsaal des Hotels „Victoria" das Winterfest unter dem Motto „Reise nach Italien". Am Eingang wurde der Baseler Bahnhof dargestellt, in dem die eingetroffenen Fahrgäste mit Gesang von „schweizerischen Zollbeamten" empfangen wurden. Nach der „Fahrt mit dem Zug" erreichte man „Genua", wo bereits „italienische Polizisten" warteten. In der Mitte des Saals war eine Brücke mit Kolonnaden errichtet, von der aus die eigenartigen, für Litauer exotischen Bilder Italiens präsentiert wurden. Auf der Bühne

46 I jūros diena (1934), S. 1-4.
47 Didžiosios Lietuvos žemės ūkio, pramonės ir industrijos parodos Klaipėdoje katalogas. 1927 liepos 10-17 d. (Katalog der Landwirtschafts-, Handwerks- und Industrie-Ausstellung Großlitauens in Memel 10.–17. Juli 1927). Memel 1927.
48 Morgen, Beiträge (wie Anm. 18), S. 62.

spielten Musikanten italienische Melodien, man tanzte italienische Tänze. In anderen Sälen waren die „Kasinos" von Monaco und Monte Carlo eingerichtet, und ein kleines italienisches Restaurant auf der Veranda vervollständigte das italienische Ambiente.[49] Themenabende von anderen Vereinen wie „Nacht in Japan", „Das goldene Mainz" oder „Das alte Heidelberg" belegen die große Resonanz, die derartige Kostümabende in der Bevölkerung entfalteten. Das Schützenhaus lud zu kostümierten Tanzabenden mit der Bezeichnung wie „Anno Dazumal" oder „Tanz ins Blaue" ein. Zur Faschingszeit veranstalteten die Restaurants Festivitäten wie „Bunter Fastnachtsabend" oder „Kappenfest". In den Konditoreien wurde das traditionelle „Fastnachtsgebäck" mit Mohn, Marzipan und Obstfüllung angeboten. Die litauischen Vereine veranstalteten traditionelle litauische Eintopfabende; Musik, Gesang und Tanz brachten in das Fest Abwechslung hinein. In den 30er Jahren ließ die Attraktivität der Karnevalsfeiern offenbar nach, und sie wurden von anderen Feiern und Festen verdrängt. Nur in einigen Restaurants gab es noch den „Bunten Abend" oder den „Bunten Tanzabend".[50]

Die Sommerfeste begannen mit Ostern, denn in der vorösterlichen Woche waren jegliche öffentlichen Vergnügungen, Tanzabende und Bälle untersagt. Für Theateraufführungen, Musikabende und Ausstellungen musste man von der städtischen Polizeibehörde eine Genehmigung erhalten. Am Ostermontag besuchten die Stadtbewohner traditionell den Ostseestrand. Die Strandcafés erfreuten die Besucher mit einem Festmenü. Zu Christi Himmelfahrt und Pfingsten fanden auf der Konzertbühne des Königswäldchens Konzerte der Liedertafel und des Arbeitergesangsvereins statt. An diesen Feiertagen fuhren die Stadtbewohner auch gerne nach auswärts, weswegen viele Vereine Ausflüge nach Juodkrantė und in andere Ortschaften organisierten.[51]

In allen östlichen Ländern Europas ist das Johannisfest von allen Sommerfesten das eindrucksvollste. Darüber, wie die Stadtbewohner bis zum 18. Jahrhundert Johannis feierten, sind keine Schilderungen erhalten geblieben. Das Schrifttum des 19. Jahrhunderts belegt, dass es nach den Bräuchen der Stadt Danzig, „à la Danzig", gefeiert wurde.

---

49 Coutre, Verein (wie Anm. 34), S. 54 ff.

50 Memeler Dampfboot Nr. 20 vom 24. Januar 1927; Nr. 39 vom 15. Februar 1928; Nr. 23 vom 28. Januar 1929; Nr. 13 vom 17. Januar 1934; Nr. 33 vom 8. Februar 1934.

51 Memeler Dampfboot Nr. 109 vom 11. Mai 1929; Nr. 117 vom 21. Mai 1929; Nr. 94 vom 23. April 1930; (1934), Nr. 115; Nr. 153 vom 3. Juli 1935; Klaipėdos krašto valdžios žinios (1934), Nr. 31.

Die größten Festivitäten fanden im Garten des Schützenhauses und denjenigen Cafés und Restaurants statt, die Sommergärten hatten. Abends spielte im beleuchteten Garten das Orchester, es wurden verschiedene Spiele durchgeführt (Ringen im Stehen, Klettern auf einen Mast, „Hahnenkampf"); der Abend ging mit einer Laternen-Prozession im Garten, begleitet von Fanfarenklängen und einem Feuerwerk, zu Ende. Im 19. Jahrhundert wurde ein ähnliches Fest auch am 23. September, dem Tag der Tag-und-Nacht-Gleiche, veranstaltet. Im 20. Jahrhundert wurde die Johannis-Tradition fortgesetzt. An diesem Tag wollte kein Stadtbewohner zu Hause bleiben: Zu Fuß, mit der Kutsche, mit dem Auto oder per Schiff eilte man in die Gaststätten außerhalb der Stadt und genoss die Konzerte und die brennenden Johannisfeuer. In Smiltynė ging das Fest gewöhnlich mit einem Feuerwerk zu Ende. Im Kurischen Haff wurden Teerfässer angezündet, die Schiffe und Boote mit Lampions beleuchtet.[52]

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden die Stadtbewohner auch durch den von der Kirchengemeinde des hl. Johannes veranstalteten Margaritentag im Juli angezogen. An diesem Tag verkauften weißgekleidete Mädchen Blumen, der Erlös wurde für Wohltätigkeitszwecke verwendet. Im Oktober wurde das Erntedankfest gefeiert. Anfangs fand es nur in den Kirchen statt, ab 1923 auch im Schützenhaus. Den musikalischen Teil bestritten Kirchenchöre, und der Abend ging mit einem geselligen Beisammensein zu Ende. Den Tag des hl. Martin feierte der Verein „Concordia" traditionell in Form eines Picknicks, die Schützengilde versammelte sich zum Fest des „Gänseschießens" und des „Gänsekönigs". Die Restaurants luden zu Gänsespezialitäten ein, in den Konditoreien wurden „Martinskörnchen" gebacken. Im November wurde der Verstorbenen gedacht. An Allerseelen gingen die Stadtbewohner zum Friedhof, am Abend fand in der Kirche des hl. Johannes ein Kirchenmusikkonzert statt. Am Sonntag wurde der Gefallenen des Ersten Weltkriegs gedacht. Bis 1931 fanden die Gedenkveranstaltungen in den Kirchen statt, nach der Errichtung eines Denkmals auf dem Soldatenfriedhof versammelte man sich dort. Alle Vereine und Musikgruppen der Stadt, Vertreter des Direktoriums und des Magistrats nahmen teil.[53]

---

52 Memeler Dampfboot Nr. 71 vom 23. Juni 1858; Nr. 147 vom 26. Juni 1926; Nr. 147 vom 25. Juni 1936.

53 Memeler Dampfboot Nr. 265 vom 11. November 1925; Nr. 138 vom 16. Juni 1926; Nr. 153 vom 24. Juli 1929; Nr. 271 vom 11. November 1934; Nr. 269 vom 16. November 1937.

Die größten Winterfeste waren Weihnachten und Silvester. Die Vorbereitungen für Weihnachten begannen schon am ersten Adventstag mit dem Flechten des Adventskranzes. Der zweite Sonntag wurde „Silbersonntag" genannt: Alle Geschäfte waren geöffnet und die Schaufenster geschmückt. Der dritte Sonntag war der „goldene Sonntag", an dem die letzten Geschenke besorgt wurden. Der Vorweihnachtsmarkt war mit Enten, Gänsen, Truthähnen und großen Fischmengen überfüllt. In der letzten Woche wurden die Häuser geputzt, Weihnachtsbäume gekauft. Während der Adventstage sammelten mittwochs und freitags Frauen- und Religionsvereine auf den Straßen Spenden für die Unterstützung der Armen. Das Versorgungsamt der Stadt veranstaltete am letzten Adventssonntag mit einem Teil der gesammelten Mittel ein Weihnachtsfest für Kinder ärmerer Mitbürger. Am letzten Abend vor Weihnachten buk jede Familie Marzipangebäck, ohne die der weihnachtliche Tisch undenkbar war. Um 17 Uhr am Heiligen Abend schlossen alle Behörden und Geschäfte; alle öffentlichen Vergnügungsveranstaltungen, Bühnenaufführungen und Konzerte waren untersagt, wenn sie „keinen ernsten künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert besaßen". Am Abend leerte sich die Stadt; die Bewohner versammelten sich zum Gottesdienst. Nach dem Gottesdienst trafen sich die Familien am festlich gedeckten Tisch. Den ersten Weihnachtstag verbrachte man im Kreis der Familie, erst gegen Abend kam es zu Besuchen von Verwandten. Am zweiten Weihnachtstag dagegen traf man viele Stadtbewohner in Giruliai.

Silvester wurde mit Freunden und Bekannten zu Hause oder in Cafés und Restaurants gefeiert. Der Jahreswechsel war seit jeher laut und mit Lärm verbunden. Schon gegen 23 Uhr füllten sich die Straßen der Stadt mit Menschen. Die Kirchenglocken verkündeten das Neue Jahr, ihnen schlossen sich Schiffs- und Feuerwehrsirenen an, und die Menschen gratulierten einander. Die Feiern dauerten bis in den frühen Morgen.[54]

Aus dem Litauischen übersetzt von Ronald Tesnau, Lampertheim

[54] Memeler Dampfboot Nr. 302 vom 25. Dezember 1925; Nr. 1 vom 1. Januar 1928; Nr. 1 vom 1. Januar 1929; Nr. 283 vom 14. Dezember 1929; Nr. 1 vom 3. Januar 1934; Nr. 292 vom 14. Dezember 1937; Klaipėdos krašto valdžios žinios (1930), Nr. 135; (1934), Nr. 135.

„Es gab Blumen und viele Vorhänge". Memels deutsches Theater 1920–1939 – Ein Überblick

von Manfred Klein

1. Das fast vergessene Provinztheater

Es zählte wirklich nie zu den Bühnen im deutschen Sprachraum, die man seinerzeit als die „führenden" und noch früher als die „ersten" bezeichnete: das Theater in Memel (lit. Klaipėda). Dennoch geriet es für gut eineinhalb Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts in die Turbulenzen der politischen Auseinandersetzungen und kulturellen Grabenkämpfe während der Zeit des autonomen Memelgebietes unter der Souveränität der Republik Litauen. Den Vorwürfen und Zumutungen ansatzweise nachzugehen, denen das kleine und sonst eher unbedeutende Institut dabei ausgesetzt war, ist Absicht des folgenden Beitrages.

Sucht man in die Geschichte der szenischen Künste im alten Memel des 18. und 19. Jahrhunderts vorzudringen, stößt man rasch auf Grenzen, wie sie geringe öffentliche Wahrnehmung und provinzielle Randlage zu setzen pflegen. Das Theater in Memel wird in den einschlägigen Nachschlagewerken und Theatergeschichten kaum erwähnt. Das Fachlexikon weiß gerade mal und knapp zu vermelden, dass es in Memel 1700 wegen einer Schulkomödie zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Magistrat und Kirche gekommen sei.[1] In seiner Monografie über das Theater im norddeutschen Raum berührt der führende Fachkundige des 19. Jahrhunderts, Heinrich Laube (1806–1884), Memel und seine Bühne auch im Kapitel über „Die kleinen Hoftheater und die deutschen Stadttheater" nicht.[2]

Wendet man sich hoffnungsfroh an eine Geschichte des Theaters in Ostpreußen, so findet man dort ganz am Rande hin und wieder auch mal Memel als Spielort reisender Theatergesellschaften genannt. Vor allem, weil die Stadt am Wege von Königsberg nach Mitau lag, wo der kurländische Hof unter Herzog Peter in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen Ruf als Heimstatt der Musen genoss, machte

---

1 W. Kosch, Deutsches Theater-Lexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch. Klagenfurt/Wien 1951 ff., hier Bd. II, S. 1433.

2 H. Laube, Das norddeutsche Theater. Leipzig 1864.

dort so mancher Prinzipal kurz Station. So tat es die Gesellschaft von Franz Schuch d.J., die im Winter in Königsberg, im Sommer in Mitau und im Herbst in Danzig zu spielen pflegte. Sie graste zwischendurch ganz Ostpreußen ab, gastierte in Goldap, Gumbinnen und Tilsit, fand sich, 1777 und 1780 bezeugt, eben auch in Memel ein, einmal sogar in Anwesenheit eines russischen Großfürsten.[3] Ein Nachfolger Schuchs, Steinberg, hatte später die Ehre, den 1807 nach Memel geflüchteten Preußischen Hof während seines kurzen Aufenthaltes dortselbst mit einer kleinen Schauspieltruppe zu unterhalten.[4]

Der bekannteste Historiograf der Stadt weiß in seinem grundlegenden Werk dem Theaterleben auch nur eine knappe Seite zu widmen, auf der immerhin schon privat finanzierte Theaterbauten des frühen 19. Jahrhunderts Erwähnung finden.[5] So bleibt man letzten Endes auf die verdienstvollen Passagen Heinrich Kurschats zu den Memeler Theaterereignissen im Rahmen seiner Heimatkunde des Memellandes verwiesen,[6] die, leider ohne Nachweise und mitunter ungenau, doch viele Einzelheiten insbesondere zum 19. und die ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts mitzuteilen weiß. Die Jahre der Autonomie und bis 1944 werden allerdings merklich zurückhaltend behandelt, vor allem die politische Dimension kultureller Tätigkeit während dieser Zeit bleibt weitgehend ausgespart. Verleiht in diesem Falle die, lokalpatriotisch bedingt, subjektive Sicht Memel als Theaterstadt gewiss einen objektiv kaum zu rechtfertigenden Rang, so lassen die strukturellen Möglichkeiten und die künstlerischen Ansprüche des Personals ebenso sicher einen Vergleich mit der Mehrzahl städtischer Theater ähnlicher Größenordnung im Reichsgebiet jener Jahre zu.

Memel hatte bis zum Ersten Weltkrieg trotz seiner Randlage keineswegs die nördlichste deutschsprachige Bühne des Ostseeraumes beherbergt. Deutsche Theater in Dorpat und vor allem in Riga standen, so zeigt es jedenfalls die Theatergeschichte, in ungleich besserem Ruf bei Künstlern und reisenden Theaterfreunden. Bedeutende deutsche Theatergesellschaften trieb es sogar bis St. Petersburg. Dennoch muss

---

3 E.A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen, vornämlich (!) der Bühnen in Königsberg und Danzig. Königsberg 1854, S. 409 f.

4 Ebenda, S. 666.

5 J. Sembritzki, Geschichte der königlich preußischen See- und Handelsstadt Memel. 2. Aufl., Memel 1926, S. 296.

6 H. Kurschat, Das Buch vom Memelland. Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes. Oldenburg 1968, S. 501 ff. Vgl. dazu jedoch auch M. Rademacher, Aus Memels Theatergeschichte, in: Memeler Dampfboot, Jubiläumsnummer vom 3. Juli 1924. Die Darstellung reicht von etwa 1800 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges.

Memel ein kulturelles Zentrum für das ganze Memelland gewesen sein, wofür schon das theatralische Engagement des wohlhabenderen Stadtbürgertums im 19. Jahrhundert spricht, als Theaterbau und -erhalt noch völlig privater Initiative überlassen war.

Wirklich erkannt wurde diese Rolle schlagartig mit der Abtrennung des Memelgebietes vom Deutschen Reich auf der Basis des Versailler Vertrages 1919. So sah es auch Kurschat in der historischen Retrospektive, wenn er dem Theater „einen Zuwachs an kultureller Bedeutung, insbesondere seit der Besetzung des Memellandes durch die Litauer"[7] zumaß. An diesem Punkt lohnt jedoch genaueres Hinsehen, um den Prozess der Politisierung rund um das Theater der Stadt Memel mit den dahinter stehenden Absichten zu erfassen. Auch von litauischer Seite wurde bereits in den 20er Jahren eine politische Funktionalisierung des deutschsprachigen Theaters in Memel vermutet und aus späterer historischer Perspektive so bestätigt.[8]

Es ist jedoch ein Irrtum anzunehmen, die Entdeckung des vorher so wenig beachteten Theaters als kulturpolitisches Instrument sei eine Folge oder Begleiterscheinung der Angliederung des Memellandes an die Republik Litauen gewesen. Die Quellen verraten anderes.

2. Ein Theater für das „Deutschtum"?

Das Juliheft 1921 der in Danzig erscheinenden Zeitschrift „Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben" war zur Gänze Memel und dem Memelgebiet gewidmet. Es reflektierte die bereits erfolgte Abtrennung vom Reich und die daran sich knüpfenden Befürchtungen und Hoffnungen für die Zukunft; der Zugriff Litauens auf das Memelland wird als eine unter mehreren unerwünschten Möglichkeiten mitbedacht.

Bereits im einleitenden Artikel jenes Heftes, verfasst vom damaligen „Hauptschriftleiter" des „Memeler Dampfboots", finden sich alle jene Topoi, die wenige Jahre später die permanenten Konflikte zwischen der Republik Litauen und dem Autonomiegebiet auf kulturpoliti-

7 Kurschat, Memelland (wie Anm. 6), S. 514.

8 Vgl. dazu P. Žostautaitė, Klaipėdos krašto ekonomika ir kultūra 1923–1939 m. (7. Klaipėdos Valstybės teatras) (Wirtschaft und Kultur des Memelgebiets 1923–1939 [7. Das Staatstheater in Memel]), in: Lietuvos TSR Mokslu akademijos darbai. A serija 2 (55) (1976), S. 121-133. Hier werden auch die entsprechenden Berichte des litauischen Gouverneurs im Memelland, A. Merkys, von 1928 an das Außenministerium in Kaunas dokumentiert; vgl. S. 121.

schem Terrain prägten. Ein Kampf um „kulturelle Güter" wird hier vorausgesehen, schon weil das „Deutschtum Memels" kein „großes deutsches Vaterland als kräftigen unerschöpflichen Wurzelboden" mehr hinter sich habe.[9] Wenn auch der Verfasser Deutsche und Litauer gleichberechtigt im „Deutsch-litauischen Heimatbund" zusammenwirken sieht, kommt er doch zur kategorischen Feststellung: „Das Memelland ist *deutsches Kulturgebiet.* Der deutschen Sprache sind fast alle seine Bewohner in Wort und Schrift mächtig."[10] Antizipiert werden, aus der Situation der Isolierung heraus, nicht nur Ängste, sondern auch schon der nationalkulturelle „Kampf" – drei Jahre vor der tatsächlichen Angliederung an Litauen mittels der Memelkonvention.

Der entscheidende ideologische Topos, der auf deutschnationaler Seite immer wieder das Denken und Verhalten prägte, wird in einem anderen Beitrag des Heftes unverblümt ausgesprochen:

> Im Memelgebiet steht die Volksbildung auf höchster Stufe, saubere Städte und Dörfer, rührige Fabriken und industrielle Betriebe, prächtige Chausseen und Eisenbahnverbindungen bekunden deutsche Ordnung, deutschen Fleiß, deutschen Wohlstand. In Litauen drüben besteht ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung aus Analphabeten, die Häuser sind verfallen, die Straßen vielfach kaum passierbar, elende Städtchen und Marktorte vervollständigen das Bild der Armut und Unkultur.[11]

Ein Unterschied zwischen „Kultur" und „Unkultur" – was immer das heißen mag – sollte demnach das Verhältnis zwischen den Memelländern und ihrer ethnisch-geografischen Umgebung, von der sie sich politisch bedroht fühlten, bestimmen. Kein Wunder mithin, dass in daraus sich entwickelnde strategische Konzepte das Theater, als das vielleicht exponierteste Kultursymbol überhaupt, eingebunden werden sollte. Die Stadt Memel hatte dazu schon 1919 Voraussetzungen geschaffen, indem sie das bis zum Ende des Krieges privatwirtschaftlich geführte Theater in Eigenregie übernommen und, nach Renovierung, mit dem 1. Oktober 1920 als „Städtisches Schauspielhaus"

---

9 C.A. Seyfried, Memel, in: Ostdeutsche Monatshefte 2 (1921), H. 4, S. 151-154, hier S. 151 f. Der Autor war seit 1909 beim „Dampfboot", ab 1913 dessen Hauptschriftleiter, wurde 1923 aus politischen Gründen aus dieser Position entfernt.

10 Ebenda, S. 152.

11 L. Sochaczewer, Memel und das Memelgebiet. Das Schicksal eines deutschen Landes, in: Ostdeutsche Monatshefte 2 (1921), H. 4, S. 161-164, hier S. 163.

eröffnet hatte.[12] Selbstverständlich war das auch Ausdruck eines kulturpolitischen Willens, der anlässlich der Eröffnung mit F. Hebbels „Gyges und sein Ring" formuliert wurde: Das Theater diene jetzt „als Pflegestätte deutscher Kunst in der nunmehrigen Hauptstadt des von Preußen losgerissenen Memeler Landes".[13]

Ausführlicher und eindeutiger lassen sich die öffentlichen Erwartungen wiederum in einem „Memeler Theaterbrief" im eben erwähnten „Ostdeutschen Monatsheft" nachlesen. Von „der deutschen Theaterkultur", die dem „Deutschtum" zu dienen habe, ist da im Zusammenhang mit der Eröffnung des Schauspielhauses die Rede. Eine missionarische Auffassung für Situation und Raum ist nicht zu verkennen:

> Memel und das Memeler Land ist heute als äußerster Ostpfeiler deutscher Kultur zu erhöhter Bedeutung gelangt. Während es früher nurmehr als kleine Provinzstadt galt wie andere mehr, ist es jetzt Landeshauptstadt und als solche, wenn auch zur Zeit vom Deutschen Reiche und Mutterland abgetrennt, eine der stärksten Stützen des Deutschtums im Osten.[14]

Der früher kaum erwähnenswerten und auch jetzt nur mit bescheidenen Mitteln versehenen Provinzbühne wurde damit einiges an Repräsentanz und kulturpolitischer Ausstrahlung zugemutet. Freilich waren das Ansprüche, die außerhalb des Theaters erhoben und so formuliert wurden. Das andere Blatt, auf dem die Einlösung solcher Forderungen in der Realität zu stehen pflegt, soll im Moment noch unberücksichtigt bleiben. Wesentlich ist zunächst, dass alles das bereits gedacht und verlangt wurde, als Litauens Anspruch auf das Memelland allenfalls als Bedrohung verstanden werden konnte, aber andere politische Optionen durchaus noch offen zu stehen schienen. Das Gefühl, sich in kultureller Grenz- und Frontlage zu befinden, dürfte im Memelgebiet zu dieser Zeit bereits grundsätzlich ausgeprägt

---

12 Neuer Theater-Almanach (später: Deutsches Bühnen-Jahrbuch), hrsg. v.d. Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Berlin 1890 ff., hier 1922, S. 541.

13 Ebenda, S. 86. Die Übernahme der Rechtsträgerschaft und die Bereitstellung öffentlicher Mittel durch die Stadt ist allerdings zu dieser Zeit kein singulärer Vorgang im deutschsprachigen Raum. Im ersten Jahrzehnt nach dem Ersten Weltkrieg wurden viele Pachtverhältnisse mit privaten Unternehmern durch kommunale Trägerschaft der Bühnen ersetzt. Vgl. F. Michael, Geschichte des deutschen Theaters. Stuttgart 1969, S. 133 f.

14 G. Kampf, Memeler Theaterbrief, in: Ostdeutsche Monatshefte 2 (1921), H. 4, S. 184 ff., hier S. 184 f.

gewesen sein und sich mit dem Trennungsschock eingestellt haben. Auf diese Stimmung und die entsprechende Instrumentalisierung des Theaters stießen die litauische Administration und ihre Anhänger im Memelgebiet bei der Besetzung und nach Inkrafttreten der Memelkonvention und des Statuts vom 8. Mai 1924.

Die Notwendigkeit, sich auf dem Felde repräsentativer Kultur im Memelgebiet zu Wort zu melden, sah man umgekehrt auf litauischer Seite ebenfalls schon unmittelbar nach der Besetzung. Die Kulturschaffenden selbst griffen den Anlass auf und veranstalteten am 30. Januar 1923, also zwei Wochen nach dem Umsturz im Memelgebiet, in Kaunas (im „Tilmanso Teatras") ein Konzert der Opernangehörigen des Staatstheaters zugunsten der „Memeler" (lit. „Klaipėdiečiai", womit die Gesamtheit der litauisch sprechenden Memelländer gemeint war). Die Veranstaltung unter der Leitung des Dirigenten und Komponisten J. Tallat-Kelpša (1889–1949) erbrachte einen Erlös von 720,55 Lit nebst einem Silberrubel und einem Silberfranken.[15] Der Betrag wurde samt einem Glückwunschschreiben an die „Broliai Klaipėdiečiai", die Brüder im Memelland, geschickt. Die Grußadresse, im Namen des Opernensembles unterzeichnet u.a. von Tallat-Kelpša und dem damals weltbekannten Tenor Kipras Petrauskas (1885–1968), feierte mit zeitüblich nationalbewegtem Pathos die neu erstandenen Helden, „die es mit der Waffe in der Hand unternommen haben, die Ketten der sechs Jahrhunderte währenden Unfreiheit zu zerschlagen". Schließlich versprach die Botschaft: „(...) und wenn es uns die Umstände erst erlauben, werden wir euch auch unsere Herzen bringen"[16] – ein Versprechen, das bald durch Gastspiele der Staatsoper und des Schauspiels in Memel eingelöst wurde.

Die Situation war jedoch für die litauische Seite insofern misslich, als es im Memelgebiet zunächst einmal nur dieses eine Theater in der Stadt Memel gab, das, weil im kommunalen Besitz und in städtischer Rechtsträgerschaft betrieben, dem direkten Zugriff vonseiten des Direktoriums und des Gouverneurs entzogen war. Die Stadt Memel und ihr durchgehend deutsch orientierter Magistrat haben zu keiner Zeit der Existenz des Memelgebietes Interesse erkennen lassen, sich mit dem „Städtischen Schauspielhaus" in irgendeiner Weise der litauischsprachigen Bevölkerung der Stadt und des Gebietes zuzuwenden. Umgekehrt haben sich bisher keine Hinweise darauf gefunden, dass

15 Lietuvos centrinis valstybinis archyvas (Litauisches Zentrales Staatsarchiv) (LCVA), F. 923, Verz. 1, A. 329, Bl. 69-72.

16 Ebenda.

die Regierung in Kaunas versucht hätte, durch staatlichen Zuschuss Einfluss auf die Bühne zu gewinnen und womöglich eine litauische Sektion zu erreichen. Offensichtlich standen die deutsche Sprache im Hause und die Orientierung am deutschen Repertoire für beide Seiten nie in Zweifel, es war und blieb ein „deutsches" Theater, was allerdings erst nach der Machtergreifung der Nazis im Reich, beginnend mit der Spielzeit 1934/35, programmatischen Ausdruck in der offiziellen Bezeichnung „Deutsches Theater" fand. Da freilich war die Bühne aus der Verantwortung der Stadt in die Trägerschaft des „Deutschen Theatervereins E.V. Memel" übergegangen.[17]

Auch in Litauen blieb die Geschichte des deutschsprachigen Theaters in Memel bisher ungeschrieben. Lediglich als Anlass und Vorspiel zur Gründung des Litauischen Staatstheaters in Klaipėda, 1935, wurden ihm hier und da einige Erörterungen gewidmet.[18] Sie erschöpfen sich im Wesentlichen in drei mehr oder weniger deutlich formulierten Vorwürfen gegen das Städtische Theater, betreffend die Zeit ab 1923, hauptsächlich jedoch die 30er Jahre: Erstens sei sein künstlerisches Niveau miserabel gewesen, es habe auf jeden Fall weit unter dem der litauischen Theater gelegen. Zweitens habe die Bühne als Instrument deutscher revanchistischer und später nationalsozialistischer Ideologie und Propaganda gedient. Drittens schließlich sei das Theater eine Einrichtung der deutschen Spionage im Memelgebiet gewesen. Die ersten beiden kritischen Vorhaltungen bedürfen gewiss genauerer Beleuchtung, da sie, wenigstens auf den ersten Blick und in der gegebenen Situation, ziemlich naheliegend erscheinen.

3. Theater unter Spionageverdacht

Beginnen wir mit der dritten Beschuldigung, die doch einigermaßen abenteuerlich anmutet, zumal das Deutsche Reich durch sein Generalkonsulat in Memel ohnehin alle Möglichkeiten hatte, an relevante Informationen zu kommen. Sie findet sich zum Beispiel in einer Untersuchung über die Entwicklung des Theaters in Litauen aus den 70er Jahren. Dort heißt es über das Memeler Theater im fraglichen Zeitraum:

---

17 Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1935, S. 438.

18 Žostautaitė, Ekonomika ir kultūra (wie Anm. 8), S. 121f., und dies., Klaipėdos kraštas 1923–1939 (Das Memelgebiet 1923–1939). Vilnius 1992, S. 220f.

> Hier spielten eine jedes Jahr aus Deutschland hergeschickte Truppe sowie gastierende Ensembles. Die deutsche Regierung, auf die sich der Magistrat orientierte, erhielt das Theater vollständig, zahlte den Angestellten ihre Gehälter. Das deutsche Theater in Klaipėda war eine Spionage- und Propagandaeinrichtung Deutschlands. Die führenden Leute des Magistrats kamen für gewöhnlich in SS- oder SA-Uniformen ins Theater und hielten provokatorische Reden.[19]

Die in diesen Sätzen gebündelten Aussagen blieben ohne Quellenangabe oder sonstige Belege als Tatsachenbehauptungen stehen. Recherche führt jedoch bald zu der Originalquelle, auf die sich sämtliche litauischen Ausführungen zum Memeler Theater zwischen 1923 und 1939 bisher beziehen: Es ist dies ein vierbändiges Manuskript eines Zeit- und Augenzeugen, des Dramatikers und Theatermannes J.A. Šaltenis (1911–1959), datiert auf das Jahr 1949.[20] Obwohl vielfach benutzt und zitiert, ist das Manuskript bislang – wohl mit gutem Grund – nicht veröffentlicht worden. Zeitbedingt enthält es einige Stalin- und Sozialismusapologien und steht dem Theater der Republik Litauen zwischen den beiden Weltkriegen klassenbezogen kritisch gegenüber („Buržuazinis teatras", also: Theater der Bourgeoisie). Für die 30er Jahre zeigen die Ausführungen Šaltenis' teilweise autobiografischen Charakter, weil der Autor bereits in jungen Jahren als Dramaturg und Theatersekretär in das litauische Theaterleben eingebunden war. So interessant und wertvoll seine Aufzeichnungen im Einzelnen sind, so bleiben doch gerade wichtige Behauptungen oft völlig unbelegt. Es sei jedoch festgehalten, dass seine Bemerkungen zum deutschen Theater in Memel sich erkennbar auf die Jahre ab 1933 beziehen. In diesem Zusammenhang fallen die immer wieder aufgegriffenen Äußerungen zur Rolle des „Deutschen Theaters":

> Das Deutsche Theater war ein Bollwerk der Germanisierung und des faschistisch-nazistischen Ideengutes in Klaipėda. (...) Es ist wesentlich, daß die faschistische Regierung Litauens ein solches Nest nationalsozialistischen Deutschtums in Klaipėda erlaubte und alljährlich neue deutsche Spione und Agitatoren zur Arbeit darin ins Land ließ.[21]

---

19 V. Maknys, Lietuvių teatro raidos bruožai (Grundzüge der Entwicklung des litauischen Theaters). Vilnius 1979, S. 139.

20 J.A. Šaltenis, Lietuvių teatras 1899–1949. Lietuvos Mokslų akadėmijos Centrines bibliotekos Rankraščių skyrius, F. 29, Verz. 351/1-4.

21 Ebenda, S. 386 f.

Um zum Ursprung des Spionagevorwurfs vorzudringen, muss man diesem letzten Gedankengang des Autors folgen zu der Beobachtung, die er im gleichen Kontext genauer ausführt:

> Es ist interessant, daß Klaipėdas Deutsche kein beständiges Theater, verstanden als feste Truppe, hatten. Jedes Jahr wurde eine Truppe aus dem Reich eingeladen, jedes Jahr in anderer Zusammensetzung. Nur selten einmal blieb ein Schauspieler länger als eine Saison hier in Klaipėda.[22]

Dieser Vermerk wird in späteren Untersuchungen gern wiederholt, mitunter ohne den direkten Spionageverdacht zu äußern, anscheinend ohne jeden erkennbaren Zusammenhang mit der politischen Geschichte des Memelgebietes.[23] Es war aber die Tatsache des steten Personalwechsels am deutschen Schauspielhaus, die per se verdächtig erschien, sie wurde als Indiz illegaler geheimdienstlicher Betätigung begriffen.

Dem ganzen Vorgang liegt offensichtlich ein tiefgreifendes Missverständnis zugrunde. Ohne genauere Kenntnis des deutschen Theatersystems schließen die litauischen Autoren, insbesondere eben Šaltenis, von den eigenen Betriebsstrukturen auf die deutschen und verkennen dabei ganz und gar den Hintergrund der lebhaften Personalfluktuation. In der Republik Litauen gab es in den 20er und 30er Jahren nur zwei professionelle Schauspielbühnen: das Staatstheater in Kaunas und seinen Ableger in Šiauliai, der später nach Klaipėda verlegt wurde. Abgesehen vom gelegentlich nachrückenden Bühnennachwuchs war in diesem System ein Personalwechsel weder üblich noch möglich, da auch außerhalb der Bühnen kein nennenswertes Reservoire an beschäftigungslosen Künstlerinnen und Künstlern zur Disposition stand. Die Ensembles waren mithin außerordentlich beständig in ihrer Zusammensetzung und veränderten sich nur sehr allmählich im Laufe von Jahrzehnten.

Der deutsche Sprachraum mit seiner Vielzahl an großen und kleinen Stadttheatern, Landesbühnen und privaten Wandertheatern[24] kannte

---

22 Ebenda, S. 386.

23 Vgl. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 18), S. 221.

24 In der Spielzeit 1931/32, auf dem Höhepunkt der Wirtschaftskrise, die zur Schließung zahlreicher Theater geführt hatte, zählte man allein im damaligen Reichsgebiet noch 208 Bühnen, an denen 3 476 Schauspielerinnen, Schauspieler und Spielleiter verpflichtet waren. Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1933, S. 614 ff.

den Wechsel als Prinzip der Ensemblebildung. Er lag im Interesse der Direktoren, die immer auf der Suche nach interessanten (und bezahlbaren) Kräften waren, wie in dem vieler Schauspieler, die durch den Wechsel von kleineren zu größeren Theatern ihre Karriere und ihr Einkommen zu gestalten suchten. Der Ein- oder bestenfalls Zweijahresvertrag zwischen Rechtsträger und Künstler war die Regel. Erst an der Spitze der künstlerischen und sozialen Pyramide, bei den renommiertesten Bühnen, meist den Staatstheatern in den Hauptstädten, kam die Fluktuation einigermaßen zur Ruhe, wenn auch nie zum Stillstand.

Das Theater in Memel war seit jeher Bestandteil dieses Systems gewesen, aus dem es auch nach der Angliederung des Memelgebietes an Litauen kaum hätte ausscheiden können. Die Beobachtungen der litauischen Zeitzeugen waren zutreffend. Das künstlerische Personal (und nur das!) wechselte von Spielzeit zu Spielzeit seit Gründung des Stadttheaters 1920 umfassend.[25] Von der Eröffnung bis zur vorübergehenden Schließung in der Saison 1927/28 waren es, abgesehen von den beiden Direktoren, nur zwei Schauspielerinnen (Julie Häußler und Marie Körner), die kontinuierlich über mehrere Jahre dem Ensemble angehörten und sich in Memel als Einwohnerinnen (Polangenstr. 14) fest etabliert hatten. Dennoch geht das in der litauischen Literatur anzutreffende Urteil, es habe sich um ein jährlich wechselndes Gastspielensemble gehandelt („t. y. vaidino gastroliuojancios aktorių grupės"),[26] gänzlich fehl und erklärt sich nur aus der unterschiedlichen Definition dessen, was man für ein „Theaterensemble" hält.

Kurioserweise verringerte sich die Personalfluktuation aber gerade ab Beginn der 30er Jahre, der Zeit also, der besonders die kritischen Bemerkungen der litauischen Beobachter galten. Zwar kann man auch weiterhin nicht von einem über die Jahre hin beständigen Ensemble sprechen, doch sind es beispielsweise in der Spielzeit 1931/32 von 22 Mitgliedern neun, die aus der vorhergehenden Saison verblieben sind, 1932/33 zehn, 1934/35 unter neuer Intendanz zehn von 22 usw. Es entwickelte sich eine begrenzte, für Bühnen dieser Größenordnung normale Kontinuität. Ausschlaggebend dafür dürfte die finanzielle Konsolidierung des Theaters und damit eine günstigere soziale Situation der Künstler und Künstlerinnen gewesen sein.

---

25 Bei allen Angaben zum Bühnenpersonal vgl., soweit nicht anders vermerkt, ebenda, 1922 ff. Die Arbeitserlaubnis für Ausländer wurde im Memelgebiet meist nur für ein Jahr ausgestellt und musste gegebenenfalls verlängert werden.

26 So bei Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 18), S. 221.

4. Theater zwischen „Faust" und „Meisterboxer"

Mit der Erörterung der damit zusammenhängenden Fragen tritt man gleichzeitig dem Vorwurf näher, das künstlerische Niveau des Memeler Theaters sei niedrig gewesen. Er steht zwangsläufig in einem gewissen Widerspruch zu der litauischen Einschätzung, das Theater sei ein Hort deutschnationaler und schließlich nationalsozialistischer Propaganda gewesen. Ein indiskutables künstlerisches Niveau könnte, möchte man annehmen, kaum eine effiziente Propaganda auf kulturellem Gebiet ermöglichen. Eine litauische, zur Argumentation im internationalen Raum, 1935 vorgelegte Untersuchung zur deutschen Propaganda gegen Litauen im Memelgebiet führt sorgfältig alle ab 1933 eingesetzten propagandistischen Medien und Organisationen auf – erwähnt das Theater in diesem Zusammenhang jedoch mit keinem Wort.[27] Der Verfasser führt zwar für die vorausgehende Zeit den „Memellandbund" und seine Zeitschrift „Das Memelland" an, meint aber, dass es zur Zeit Stresemanns vonseiten des Deutschen Reiches keine offizielle Propaganda gegeben habe.[28]

In Anbetracht der weiter oben zitierten öffentlichen Erwartungen zur Rolle des Städtischen Theaters in Memel empfiehlt es sich mit Rücksicht auf diese Widersprüche im Folgenden in loser Chronologie vorzugehen, um die Entwicklung des Instituts und seiner Aufgaben in großen Zügen nachzuzeichnen.

Die beiden ersten kooperierenden Direktoren des in städtische Verantwortung übernommenen Theaters, Heinrich Albers (Leitung) und Fritz Bartsch (stellvertretender Oberspielleiter), waren noch als Privatunternehmer „mit Sack und Pack", einem eigenen Fundus an Kostümen und Requisiten, nach Memel gekommen. Zweifellos sahen sie in der städtischen Rechtsträgerschaft und den damit verbundenen Zuschüssen eine enorme Verbesserung der künstlerischen Möglichkeiten, vor allem im Vergleich zu ihren vorher gewohnten labilen Verhältnissen. Die beiden „Städtischen Direktoren" begannen ihre Arbeit am 1. Oktober 1920 wie erwähnt mit Hebbels „Gyges und sein Ring" anspruchsvoll und kamen noch im gleichen Monat mit weiteren acht Erstaufführungen und Neueinstudierungen heraus. Darunter

---

27 J.T. Jonaitis, La propagande allemande contre la Lithuanie. Kaunas [1935]. In den Vorwurf deutschnationaler Propaganda war das Theater im Verein mit anderen Kulturinstitutionen jedoch schon in der Anklageschrift zum Kriegsgerichtsprozess in Kaunas 1934/35 einbegriffen worden. Vgl. E.-A. Plieg, Das Memelland 1920–1939. Würzburg 1962, S. 123.

28 Ebenda, S. 15.

waren neben Goethes „Faust I", Hauptmanns „Biberpelz" und Sudermanns „Heimat" auch für das Publikum problematischere Werke der damals jüngeren deutschen Dramenliteratur wie E. Hardts „Tantris der Narr" oder F. Wedekinds „Frühlingserwachen".[29] Daneben weist der Spielplan des Monats aber auch einige „Lustspiele" oder „Schwänke" auf. Einen Monat später, im November, zeigte man die damals viel gespielte unverwüstliche Klamotte „Tante Jutta aus Kalkutta" (Reimann/Schwartz), wozu der lokale Rezensent eine verräterische Beobachtung zum besten gab:

> In Inszenierung und Darstellung hatte sich Direktor Heinrich Albers, der selbst die Regie führte, bis in kleinste Einzelheiten nach großstädtischen Vorbildern gerichtet. Im dritten Akt kam das Publikum aus dem Lachen nicht mehr heraus. Zeitweise lachte das ganze Haus, einschließlich der Darsteller...[30]

Es ist wahrhaftig nicht tragisch zu nennen, wenn Darsteller mit dem Publikum über ihre Späße lachen, es ist aber auf jeden Fall ein Indiz für zu geringe Proben und lässt nach den Produktionsbedingungen des Betriebes fragen.

Der „Theater-Almanach" verzeichnet zum Beispiel für die Spielzeit 1921/22 ein Ensemble von 13 Herren (darunter auch die Bühnenvorstände) und zehn Damen. In diesem Rahmen bewegte sich die Größe des Schauspielensembles bis zum Ende der 30er Jahre, es umfasste zwischen 18 und 24 Personen.[31] Das technische Personal, wozu auch Friseure, Gewandmeister etc. zählten, bestand aus 17 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Aus heutiger Sicht erscheint die Produktion von neun neuen Inszenierungen in einem Monat, wie im Oktober 1920, mit derart begrenzten Kräften als kaum leistbar – es sei denn um den Preis dessen, was man am Theater als „Schmiere" bezeichnen würde. Das Produktionstempo blieb jedoch am deutschen Theater in Memel bis über die Mitte der 30er Jahre auf diesem Niveau.

Als am 14. November 1934 der neue Intendant Friedrich Wilhelm Nadolle mit Shakespeares „Was ihr wollt" seine erste Spielzeit eröffnet, ist dem eine Reihe von Zeitungsmeldungen vorausgegangen, die ein grelles Licht auf die Arbeitsbedingungen werfen. Am 29. Sep-

---

29 Vgl. Deutscher Bühnenspielplan 25 (1920), H. 3.

30 Memeler Dampfboot vom 9. November 1920.

31 Die Angaben im Theater-Almanach sind nie ganz genau, weil Tätigkeitsüberschneidungen zwischen Direktion, Regie und Darstellern mehr oder weniger berücksichtigt werden.

tember 1934 heißt es: „Wie wir erfahren, wird wahrscheinlich der frühere langjährige Direktor der Stadttheater Zittau und Stralsund, F.W. Nadolle, zum künstlerischen Leiter unseres Deutschen Theaters gewählt werden." – Das war einen Monat vor der geplanten Eröffnung der Spielzeit. Eine Woche später, am 6. Oktober, ist folgerichtig zu lesen, dass die Eröffnung für den 1. November vorgesehen und Nadolle „seit Sonnabend" bemüht sei, die noch zu verpflichtenden Künstler auszuwählen. Zum 20. Oktober folgt die Meldung, die Einreisegenehmigung für die Mitglieder des Theaters sei „schon" gegeben, „so daß das Schauspielpersonal bereits in den nächsten Tagen in Memel eintreffen wird". Gleichzeitig wird darüber unterrichtet, dass die Spielzeit „aller Voraussicht nach" am 31. Oktober mit „Was ihr wollt" eröffnet werde. Der Optimismus war verfrüht, denn am 10. November findet sich in der Zeitung eine Anzeige des Theatervereins E.V.: „Das Schauspielensemble trifft am Sonntag, den 11. November, in Memel ein; mit den Vorstellungen wird wenige Tage später begonnen werden." Um genau zu sein: Drei Tage nach Eintreffen des Ensembles ging die erste Premiere über die Bühne. Die Kritik im gleichen Blatt am 16. November war hervorragend und schloss: „Es gab Blumen und viele Vorhänge."[32] Das erstaunlichste Faktum ist dennoch, dass dieser Premiere bis Jahresende noch neun weitere Neueinstudierungen und Erstaufführungen folgten.[33]

Möglich und wahrscheinlich, dass in diesem Fall das sich sammelnde Ensemble bereits vor seiner Abreise nach Memel mit Rollenbüchern versehen, dass vielleicht sogar schon dies oder jenes geprobt worden war – Wesentliches kann auf diesem Wege nicht erreicht worden sein, da von den insgesamt 22 Mitgliedern zehn aus der vorigen Spielzeit in Memel verblieben waren, die gesamte Truppe mithin vermutlich erst ein paar Tage vor Spielzeitbeginn zusammentraf. Eine Folge der Vielzahl schnell aufeinanderfolgender Inszenierungen sei gewesen, so ein litauischer Beobachter, dass auf der Bühne des Deutschen Theaters der Souffleur die wichtigste Person gewesen sei. Das mag süffisant gesagt sein, müsste der Wahrheit aber recht nahe kommen. Derselbe Zeuge nennt noch ein weiteres stilistisch-künstlerisches Manko, das ebenfalls mangelnder Probenzeit zu danken sein dürfte:

32 Alle Meldungen aus dem „Memeler Dampfboot" der genannten Daten.
33 Deutscher Bühnenspielplan 39 (1934), H. 3.

> Ein anderes Faktum – jeder Schauspieler des Deutschen Theaters gebärdet sich auf der Bühne wie im Leben. Rollengestaltung, so wie wir es gewohnt sind sie zu verstehen, gibt es hier nicht zu sehen. Man darf sogar in die Karikatur verfallen.[34]

Der anscheinend sachkundige Autor, der hier das so genannte „Chargieren" kritisiert, meint auch, die deutschen Schauspieler vergössen keinen Schweiß auf der Bühne, verrieten keine psychische Anstrengung. Bei dieser Sicht der Dinge dürfte allerdings ein ganz anderes Stilverständnis im frühen litauischen Theater Pate gestanden haben, das einen „gehobenen" Sprach- und Spielgestus bevorzugte und – zu beobachten noch in den 80er Jahren – mitunter in heftiges Pathos mündete. Es kann aber kein Zweifel daran bestehen, dass das Niveau der Aufführungen des Städtischen und später Deutschen Theaters in Memel oft genug Wünsche offen ließ, wie es auch die zeitgenössische lokale Presse hier und da formulieren musste.

Warum der Produktionsdruck, dem die Bühne, allen Anstrengungen zum Trotz, nie so recht entkommen konnte? Für die Spielzeit 1921/22 wird die Einwohnerzahl Memels mit 40 000 angegeben, das Theater mit 800 Plätzen,[35] wenig später ist von 45 000 und schließlich von 50 000 Einwohnern die Rede.[36] Dass dieses Platzangebot im Verhältnis zur Bevölkerungszahl viel zu groß war, ist auch dem Magistrat der Stadt klar gewesen. Die Renovierung des Gebäudes 1928 wurde zur Umgestaltung des Zuschauerraumes genutzt, der anschließend nur noch 500 Plätze aufwies,[37] die nun auch bequemer waren, sämtlich gute Sicht auf die Bühne ermöglichten und dem Zuschauer mehr Fußfreiheit ließen.[38] Es sind aber nicht nur absolute Zahlen und ihr Verhältnis zueinander, die den Produktionsdruck bestimmten: Dem Theater fehlte eine genügend breite soziale Schicht, die von Bildung und ökonomischem Status her für ein damaliges Stadttheater als

---

34 A. N., Klaipėdos vokiečių teatras ir jo dirbamas darbas (Das deutsche Theater in Memel und seine Tätigkeit), in: Vakarai II (1937), 24, S. 5.

35 Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1922, S. 542.

36 Ebenda, 1924, S. 321, und 1937, S. 468. Abgesehen vom Zuwachs durch Zuwanderung sind die Ziffern davon abhängig, ob das unmittelbare Umland mitgezählt wird oder nicht. Nach genauer Erhebung gab es 1931 in Memel-Stadt 9291 Wohnungen, in denen 36 647 Personen gemeldet waren; vgl. E. Walter, Das Memelgebiet. Bevölkerung und Wirtschaft eines Grenzlandes. Als Ms. gedruckt, Königsberg 1939, S. 134. Der „Haushaltsplan der See- und Handelsstadt Memel für 1929/30" gibt die Einwohnerzahl für Juni 1929 mit genau 38 951 Personen an.

37 Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1929, S. 524.

38 Vom Umbau unseres Schauspielhauses, in: Memeler Dampfboot vom 19. September 1928.

Stammpublikum in Betracht kommen konnte. Sieht man von den ersten beiden Spielzeiten der Direktion Albers ab, wiederholten sich die Rezensenten des „Memeler Dampfbootes" bei ihren Besprechungen schon der Premieren mit den Klagen über mangelhaften Besucherzuspruch: „Das Haus war leider schwach besetzt. Das ist sehr zu bedauern", heißt es anläßlich G. Hauptmanns „Michael Kramer" zum Geburtstag des Dichters.[39] Aber bereits bei jedem nur halbwegs anspruchsvollen Lustspiel brach das Problem auf, so bei C. Goetz „Der Lampenschirm": „Der Abend war recht unterhaltend. Leider war das Haus nur sehr schwach besucht."[40] Das Lamento der gutwilligen Journalisten klang zunehmend verzweifelter und verband sich mit mehr oder weniger versteckten Vorwürfen an die Adresse der deutschsprachigen Memeler, zum Beispiel zu Ende der Saison 1926/27: „(...) viele eifrige Kinobesucher, die fast keinen neuen Film versäumen, mieden das Schauspielhaus."[41]

In einem Resümee der zurückliegenden Spielzeit ging die führende deutschsprachige Zeitung des Memellandes den soziologischen Veränderungen in den städtischen Schichten nach. Es habe gerade nach dem Ende des Ersten Weltkrieges eine genügend breite Schicht von Kunst- und Theaterliebhabern gegeben, die, auch dank aktiver Unterstützung, zur Gründung des Städtischen Theaters ermutigt hätten. Dann jedoch:

> (...) blieb jener große Kreis von wahrhaften Theaterfreunden so lange seinem Theater treu, wie er eben in Memel anwesend war. Soweit jene Kreise noch heute in den Mauern unserer Stadt weilen, gehören sie fast ausnahmslos zum Stamm der Besucher. Leider aber ist der ehemals große Kreis sehr zusammengeschmolzen. Ein großer Teil der damaligen Theaterbesucher ist inzwischen aus Memel abgewandert und durch die Neuzugewanderten nicht ersetzt worden. Man kann also mit Recht sagen, daß das Publikum von 1920 ein weit zahlreicheres und auch anderes war als das von 1927! Das sind in erster Linie die Gründe der vielfach leeren Häuser der letzten Spielzeiten.[42]

---

39 Memeler Dampfboot vom 20. November 1923.
40 Memeler Dampfboot vom 26. April 1923.
41 Memeler Dampfboot vom 8. Mai 1927. Während des ganzen beobachteten Zeitraumes waren in Memel drei Filmtheater tätig, von denen nur das eine oder andere gelegentlich, meist im Sommer, schloss.
42 Memeler Dampfboot vom 18. September 1927.

Damit werden klar genug die politischen Verhältnisse seit dem Januar 1923 angesprochen, die zu einer Abwanderung – mitunter Ausweisung – eines Teiles der reichsdeutsch gebliebenen leitenden Angestellten und der Beamtenschaft der Stadt geführt hatten.[43] Selbstverständlich war der dadurch bedingte Besucherverlust für ein rein deutschsprachiges Theater nicht durch die in den Folgejahren verstärkt[44] zugezogenen litauischen Beamten und die anderen Migranten aus der Republik auszugleichen, da sie meist kein Deutsch sprachen.[45] Für 1925 wurden in Memel 17,2% aller Beschäftigten als Angestellte und Beamte gezählt, 41,9% als Selbstständige (Geschäftsleute, Handwerker, Landwirte), 38,4% als Arbeiter.[46] Potenzielles Theaterpublikum aus entlegenen Gegenden des Memellandes in das Theater zu bringen war wegen der Verkehrsverhältnisse zu dieser Zeit noch kaum denkbar.

Zu berücksichtigen bleibt gewiss auch die wirtschaftliche Situation der für das Theater ansprechbaren Bevölkerung. Nach vorübergehendem konjunkturellen Aufschwung in den ersten Jahren nach der Abtrennung führte die bald einsetzende Rezession mit Höhepunkt um 1924/25[47] zu Einschränkungen der individuellen wie der kommunalen Möglichkeiten. Die Eintrittspreise des Städtischen Schauspielhauses lagen für die Spielzeit 1924/25 zwischen 1 Lit (2. Rang Seite) und 8 Lit (Mittelloge, 1. Reihe), wozu noch 0,25 bzw. 0,50 Lit für „Garderobe und Sozialabgabe" kamen. Für ein Abonnement (25 Vorstellungen!) waren zwischen 25 und 162,50 Lit zu zahlen.[48] Das scheint nicht exorbitant viel Geld zu sein, lässt aber bei Vergleichen erkennen, dass der Eintritt ins Theater für nicht wenige Leute ein nennenswertes Opfer bedeutete. 1925 waren in Memel für ein möbliertes Zimmer monatlich 80, für zwei Zimmer 120 bis 150, für Zimmer mit

43 Von insgesamt 13 238 Personen, die nach 1925 für die deutsche Staatsbürgerschaft optiert hatten, verließen 9792 (7% der Gesamtbevölkerung des Memelgebietes) bis 1932 das Land. Vgl. R. Valsonokas, Klaipėdos problema (Das Memelproblem). Klaipėda 1932, S. 273.

44 V. Žalys, Ringen um Identität. Warum Litauen zwischen 1923 und 1939 im Memelgebiet keinen Erfolg hatte. Lüneburg 1993, S. 53.

45 Insgesamt wird die Zahl der Einwanderer aus „Groß-Litauen" ins Memelgebiet zwischen 1923 und 1939 auf über 30 000 geschätzt. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 18), S. 59.

46 Vgl. die Tafeln bei Valsonokas, Klaipėdos problema (wie Anm. 43), S. 272 ff.

47 G. Willoweit, Die Wirtschaftsgeschichte des Memelgebiets. 2 Bde., Marburg a.d.L. 1969, hier Bd. II, S. 511 ff.

48 Theaterankündigung für die Spielzeit, abgedruckt in: Memeler Dampfboot vom 14. September 1924.

Vollpension 180 bis 250 Lit zu zahlen.[49] Ungelernte Arbeiter, darunter viele aus dem übrigen Litauen zugewanderte, konnten mit einem Monatseinkommen von 120 bis 150 Lit rechnen, weibliche Arbeitskräfte erhielten erheblich weniger. Dennoch lagen die Löhne 10-15% höher als sonst in Litauen üblich.[50] 1923 verdiente ein Beamter der untersten Gehaltsgruppe in der Endstufe 165, ein Berufsanfänger 110 Lit, in der Gruppe X reichte das Spektrum von 370 bis 453, in der höchsten Stufe XIII bis zu einem Endgehalt von 950 Lit.[51]

Die wenigen Zahlen zeigen, dass die Finanzierung regelmäßigen Theaterbesuchs nur für sehr begrenzte Kreise kein besonderes Problem darstellen konnte. Die schweren wirtschaftlichen Turbulenzen zu Anfang der 30er Jahre verschärften die Einkommenssituation weiter und zwangen das Theater zu Preisermäßigungen. Für die Spielzeit 1934/35 wird das Abonnement im Parkett für 48, auf dem I. Rang für 72 Lit angeboten – zahlbar in halbmonatlichen Raten zu vier bzw. sechs Lit.[52]

Gerade das Abonnementswesen dokumentiert am deutlichsten den Produktionsdruck, unter dem das Institut arbeitete: Für 1924/25 wurden zwei Abonnements angeboten, das eine für Dienstag, das andere für Freitag – zu je 25 Vorstellungen. Für die Abonnenten hieß das, einmal wöchentlich ins Theater zu gehen, denn die Spielzeit dauerte nur vom 15. September 1924 bis zum 15. April 1925, begann für das Publikum am 27. September mit Schillers „Die Braut von Messina". Im Durchschnitt war also pro Woche eine Premiere abzuliefern, um allein die Ansprüche der beiden Vormiete-Serien zu erfüllen. Damit waren jedoch erst zwei Wochentage halbwegs ausgelastet, die anderen Vorstellungen mussten frei verkauft werden, was auf weitere Produktionen schließen lässt. Tatsächlich offeriert die Direktion für diese Saison einen Spielplan mit 39 Titeln.[53] Auch wenn sie nicht alle realisiert wurden, ist daraus abzulesen, dass man damit rechnete, ad hoc und nach Bedarf weitere Inszenierungen anbieten zu müssen. Für die Saison 1926/27, vor der vorübergehenden Schließung des Theaters also, vermerkt der Beobachter sage und schreibe „rund 50 neue Stücke" in etwa 28 Wochen.[54] Selbst die so genannten „Neueinstu-

49 Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1926, S. 454f.
50 Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 18), S. 170ff.
51 Memeler Dampfboot vom 11. Juli 1923.
52 Abonnementseinladung des Theatervereins E.V., in: Memeler Dampfboot vom 22. September 1934.
53 Theaterankündigung (wie Anm. 48).
54 Memeler Dampfboot vom 8. Mai 1927.

dierungen" konnten keine einfachen Wiederaufnahmen aus vorausgehenden Spielzeiten sein, weil das Personal inzwischen weitgehend gewechselt hatte.

Wie eingangs angedeutet, stand die Memeler Bühne mit solchen Bedingungen und Strukturen in der deutschsprachigen Theaterlandschaft jener Jahre nicht allein. Mehr oder weniger ähnliche Probleme waren an vielen Provinzbühnen in kleineren Städten zu bewältigen. Zahlreiche Schauspielerbiografien geben uns Auskunft, wie dort um die Jahrhundertwende und noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts produziert wurde. Verlangt waren schnellste Rollenaneignung und höchste Flexibilität bei zwei, manchmal drei Premieren in einer Woche. Außerdem wurde ein gewisses klassisches Rollenrepertoire von jedem Bühnenkünstler erwartet.[55]

Es fehlte in Memel nicht an Versuchen, dem Publikumsschwund zu begegnen. Ein naheliegender Gedanke war, mit dem Theater zu den Menschen im Memelgebiet zu reisen. Für die Spielzeit 1922/23 findet sich der Hinweis: „(...) regelmäßige Abstecher an der Filialbühne in Heydekrug."[56] Entweder war der Erfolg begrenzt oder die technischen Schwierigkeiten zu groß – in den folgenden Jahren unterblieben Abstecher weitgehend. Erst 1930/31 werden im Bühnenjahrbuch wieder Gastspiele in Heydekrug (lit. Šilutė) und „Kowno" gemeldet. Die Hauptstadt Kaunas, wo bekanntlich ein bedeutender Teil der deutschstämmigen Minderheit in Litauen lebte, stand auch im nächsten Jahr als Reiseziel auf dem Programm. Später wird wieder Heydekrug genannt, dann, ab 1934, tauchen auch Prökuls (lit. Priekulė) und Pogegen (lit. Pagėgiai) auf der Liste auf; das war schon zu der Zeit, als die Bühne in Memel an einigen Wochentagen dem Litauischen Staatstheater zur Verfügung stand.

Wichtiger waren die Bemühungen, aus dem Schauspielhaus ein Mehrspartentheater zu machen, um wenigstens im bescheidenen Rahmen musikalische Werke aufführen und damit an eine ältere Tradition anknüpfen zu können. Die Initiative dazu ging von den beiden Direktoren Albers und Bartsch aus mit dem erklärten Ziel, die Besucherfrequenz zu heben und gleichzeitig das Überangebot an Possen und Schwänken aus dem Spielplan zu nehmen. Die Alternative hieß: Operette.[57] Grundlage des Unternehmens war ein Orchester mit

55 Vgl. z.B. W. Goetz, Werner Krauß. Hamburg 1954, S. 46ff., und E. Jannings, Theater, Film, das Leben und ich. Berlin/Darmstadt 1952, S. 52ff.
56 Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1923, S. 304.
57 Memeler Dampfboot vom 24. Juni 1923.

26 Mitgliedern samt Kapell- und Konzertmeister, das im Sommer auch in Sandkrug aufspielen und im Winter Symphoniekonzerte geben sollte. Der Start zur Saison am 12. September 1923 war verheißungsvoll konzipiert: Mit Shakespeares „Sommernachtstraum" und der Musik von F. Mendelssohn-Bartholdy dazu wollte man das Orchester „als neu gegründeten wertvollen Kunstkörper erstmalig in einer bedeutenden Kunstleistung dem Publikum" vorführen. Am Tag darauf folgte J. Strauß' „Der Zigeunerbaron". „Auch in der Wahl dieser Operette liegt ein Programm", hieß es dazu, es ginge um die „wertvolle" Operette.[58] Am darauffolgenden Sonntag gab es vormittags noch eine „Musikalische Morgenfeier" und abends als „Operettenneuheit" J. Gilberts „Die Frau im Hermelin". So vielversprechend die Offerte, so enthusiastisch war auch die erste kritische Würdigung in der deutschsprachigen Lokalpresse:

> Unser Memeler Theater hat in den wenigen Jahren, in denen es unter der Leitung der Direktoren Albers und Bartsch steht, einen künstlerischen Aufschwung genommen, wie er in der Theatergeschichte wohl einzig dasteht. (...) Am Publikum liegt es nun, den guten Willen der Theaterleitung durch reichen Besuch des Theaters zu lohnen, damit wir nicht die bittere Erfahrung machen müssen, daß das Theater sich nicht halten konnte.[59]

Die Mahnung war nur allzu triftig, denn nach ausverkauften Eröffnungsvorstellungen machte sich wieder der schwachbesuchte Alltag, besonders im Schauspiel, breit. Man muss einräumen, dass in dieser Spielzeit nichts unversucht blieb – bis an die Grenzen des Vertretbaren offensichtlich, stand doch gegen Ende der Saison sogar Wagners „Der Fliegende Holländer" auf dem Programm und die Kritik sprach schließlich von „unserer diesjährigen Opernspielzeit".[60] Abgesehen von einigen Gästen wurde auch dieser „Holländer" mit den Operettenkräften bestritten, das Orchester mit Aushilfen möglichst aufgestockt. Ein Blick auf die Personalsituation zeigt, wo die Grenzen lagen: Das Operettenpersonal war teilweise identisch mit dem des Schauspiels, bei dem auch ein Teil der Chorsänger und -sängerinnen

58 Ankündigung des Theaters, in: Memeler Dampfboot vom 9. September 1923.
59 Memeler Dampfboot vom 14. September 1923.
60 Memeler Dampfboot vom 30. April 1924. Zu weiteren Opernaufführungen vgl. D. Petrauskaitė, Klaipėdos muzikos mokykla 1923–1939 (Das Konservatorium in Memel 1923–1939). Klaipėda 1998, S. 19 f. und Memeler Dampfboot vom 18. September 1927.

verzeichnet war. Den ganzen Sommer 1924 fungierte das kleine Orchester als eine Art Kurkapelle in Sandkrug. Das Ergebnis aller Bemühungen war im August als unkommentierte Notiz in der Zeitung zu lesen:

> Die Theaterleitung teilt mit, daß das Theaterorchester mit Ablauf des 31. August seine Tätigkeit beendet. Laut Beschluß der städtischen Körperschaften umfaßt der Spielplan des Theaters in der kommenden Wintersaison nur Schauspiel...[61]

Wieder dominierten die „Meisterboxer", „Keuschen Lebemänner" und „Spanischen Fliegen" quantitativ die Spielpläne, mit dem Erfolg allerdings, dass die absolute Besucherzahl von 65 000 in der „Opernspielzeit" auf nurmehr 30 000 zurückging.[62] Dass man in Memel das Musiktheater auch weiterhin schmerzlich vermisste, zeigen gelegentliche Aktivitäten wie Operettenaufführungen durch eine Amateurtruppe im April 1932[63] oder 1928 die Inszenierung von Goethes „Egmont" mit Beethovens Bühnenmusik, ausgeführt vom Orchester des Konservatoriums unter Leitung des litauischen Komponisten und Musikpädagogen Stasys Šimkus (1887–1943).[64] Erst zur zweiten Saison der Intendanz Nadolle, 1935/36, verzeichnet der Almanach wieder ein Operettenensemble, das teilweise auch im Schauspiel mitzuwirken hatte; dazu je fünf Damen und Herren für „Chor und Tanz", anscheinend wurde Doppelqualifikation erwartet, und ein Orchester mit 42 Mitgliedern.[65] Letzteres scheint allerdings weitgehend Chimäre geblieben zu sein, gemeint war vermutlich das 1931 mit Hilfe aus Berlin gegründete „Collegium musicum",[66] das sich jedoch hauptsächlich dem Konzertwesen verpflichtet sah. Jedenfalls wurde der musikalische Part bei Operettenaufführungen in dieser Spielzeit – wie es an kleineren Bühnen häufiger gehandhabt wurde – an zwei Konzertflügeln geleistet.[67] Immerhin blieb nun die leichtere musikalische Kost kontinuierlicher Bestandteil des Angebotes, spätes-

61 Memeler Dampfboot vom 23. August 1924.
62 Memeler Dampfboot vom 18. September 1927.
63 „Die gold'ne Meisterin" von E. Eysler am 20., 21., 22. und 23. April im Schauspielhaus, gespielt von der „Operettenvereinigung" mit 70 Mitwirkenden; vgl. Memeler Dampfboot vom 19. April 1932.
64 Memeler Dampfboot vom 11. Oktober 1928.
65 Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1936, S. 486 f.
66 Petrauskaitė, Klaipėdos muzikos (wie Anm. 60), S. 140.
67 Memeler Dampfboot vom 18. März 1936.

tens mit Beginn der Intendanz Dr. Liebscher gab es auch ein Orchester. Zur Spielzeit 1937/38 wurde ausdrücklich das „Collegium musicum" genannt, ab 1939/40 stand wieder ein eigenes Theaterorchester mit 21 Mitgliedern zur Verfügung.[68]

Zweifellos hatte sich die Auslastung der Vorstellungen mit Hilfe der Operette gebessert. Die Klagen über mangelnden Theaterbesuch wurden seit Beginn der 30er Jahre seltener und verstummten schließlich ganz. Dafür waren allerdings weitere Faktoren mitentscheidend. Ganz wesentlich war die Verringerung des Platzangebotes mit dem Umbau von 1928 daran beteiligt, dann aber auch die Abtretung des Hauses an zwei Wochentagen – und zwei Sonntagen pro Monat – an das Litauische Staatstheater ab 1935. Ein Ausbau des Abonnement-Wesens und anderer Besucherorganisationen schon in den letzten Jahren der Direktion Albers und eine gezieltere Öffentlichkeitsarbeit verbesserten die Situation nachhaltig. 1933/34 konnte man auf rund 2000 Abonnenten und etwa 1000 Mitglieder einer „Theatergemeinde der Arbeitnehmerschaft" zählen.[69] Ausschlaggebend für diese Entwicklung dürfte jedoch die günstigere wirtschaftliche Lage des Hauses vor dem Hintergrund der sich verschärfenden politischen Konflikte gewesen sein – dazu später mehr.

Eine abschließende Bewertung der künstlerischen Qualität des deutschen Theaters in Memel in diesen Jahren wäre, wenn überhaupt, nur möglich unter Heranziehung aller verfügbaren Dokumente, was in diesem gedrängten Rahmen nicht möglich ist. Insbesondere wäre die ganze Breite der Pressestimmen heranzuziehen. In dem Maße, wie die litauisch orientierten Zeitungen des Memelgebietes und der ganzen Republik der „deutschen" Bühne kritisch gegenüberstanden,[70] muss bei den deutsch ausgerichteten mit ausgeprägtem Wohlwollen gerechnet werden. Erst die Kombination könnte vermutlich ein halbwegs zutreffendes Bild vermitteln. Unsere Beurteilung muss sich folglich im Wesentlichen auf die strukturellen Bedingungen des szenischen Produzierens berufen. So nachteilig der hohe Produktionsdruck unter dem Diktat der Zuschauerfrequenz insgesamt für die Qualität gewesen sein muss, so wenig ist damit noch über die einzelne Vorstellung gesagt. Denn auch bei ungünstigen Verhältnissen gibt es für die

---

68 Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1938, S. 496 f. bzw. 1940, S. 503 f.

69 Ebenda, 1934, S. 474.

70 Von „gehässigen" Angriffen der litauischen Presse ist auf deutscher Seite mitunter die Rede: Memeler Dampfboot vom 25. Mai 1923. Verallgemeinern kann man, nach meinem bisherigen Überblick, diese Bewertung – speziell in den Jahren bis 1930 – nicht.

Theaterleitung die Möglichkeit, Schwerpunkte zu setzen. Sie lassen sich am besten am Spielplan ablesen, mit dem sich die Intentionen einer Bühne im Allgemeinen zu erkennen geben. Wir treten damit auch der litauischen Auffassung näher, das deutsche Theater sei im Dienste der deutschnationalen Propaganda tätig gewesen. Wenn dem so war, konnte das nur über das Repertoire realisiert worden sein.

5. Ein besonderes Lob für die Theaterleitung

Was die künstlerischen Schwerpunkte angeht, darf man sich durchaus auf das bisher schon herangezogene „Memeler Dampfboot" verlassen. Auch die wohlwollendste Kritik vermerkt Unterschiede. Da machten auch die Rezensenten des „Dampfbootes" meist keine Ausnahme, im äußersten Fall konnten sie sogar scharf werden. Dass sich bei den vielen Lustspielen und „Klamotten" mitunter Unzumutbares abspielte, wurde dann auch gesagt:

> Jedes schlechte Varieté kann einem derartiges bieten (...) Einem sensationslüsternen Publikum, das mal etwas ganz „Pikantes" sehen möchte, wird damit eine große Konzession gemacht. (...) Einigen Zuschauern schien das Stück gefallen zu haben,

hieß es beispielsweise höchst missbilligend in der Kritik zu R. Lothars seinerzeit vielgespieltem Lustspiel „Der Werwolf".[71] Andererseits rühmen die meist literarisch interessierten Kritiker an ihrem Theater durchaus Nachvollziehbares, nämlich einen erstaunlich ambitionierten Spielplan. Im Rückblick auf die Saison 1926/27 urteilt der Journalist, der nach eigener Angabe mindestens zweimal wöchentlich im Theater saß:

> Die Spielzeit begann am 20. September 1926 mit Goethes „Faust" und schloß am 30. April mit Shakespeares „Der Kaufmann von Venedig". Ein würdiger Anfang und Schluß. Dazwischen eine große Anzahl von Aufführungen moderner Dichter. Die Klassiker kamen nur wenig zu Wort, was verständlich ist bei dem Desinteressement des Publikums diesen Werken gegenüber. Ein

[71] Memeler Dampfboot vom 20. April 1923.

besonderes Lob muß man der Theaterleitung zollen dafür, daß sie uns eine Reihe ganz neuer Werke brachte, die zum Teil erst im vergangenen Winter oder vor zwei Jahren ihre Uraufführung erlebten.[72]

Zwar war aus den genannten Gründen der Bedarf an Novitäten an sich erheblich, zu denen auch viele der beliebten Schwänke gehörten, doch erkannte schon der Rezensent, dass die „wertvollen Werke" im Angebot überwogen. Schaut man ins konkrete Repertoire dieser Saison, so findet man neben den genannten Klassikern die damals klassische Moderne und Zeitgenössisches, das absolut nicht zur leichten Theaterkost zu zählen war: O. Wilde („Bunbury"), A. Strindberg („Fräulein Julie", „Die Stärkere", „Kameraden"), B. Björnson („Ein Falissement"), M. Dreyer („Die Siebzehnjährigen"), H. v. Hofmannsthal („Jedermann"), R. Rolland („Das Spiel von Liebe und Tod"), E. Bourdet („Die Gefangene"), G. Hauptmann („Dorothea Angermann"), F. Lonsdale („Mrs. Cheyneys Ende"), L. Pirandello („Die Nackten kleiden"), B. Frank („Das Weib auf dem Tiere"), H.W. Philipp („Der Clown Gottes") u. a. – alles in allem ein Spielplan, der auch aus historischem Abstand noch Respekt abnötigt. Vor allem jedoch lässt er keine Spuren deutschnationaler oder chauvinistischer Orientierung der Dramaturgie erkennen, auch unter Einschluss der weiteren Klassiker, Schillers „Fiesko" und „Maria Stuart" sowie Lessings „Emilia Galotti" dürfte das schwerfallen.[73] Vergleichbar sehen die meisten Spielpläne der Direktion H. Albers aus. Da sind unter anderen auch E. Toller, F. Werfel, G. Kaiser und B. Brecht („Die Dreigroschenoper"), R. Lauckner und H. Johst als Repräsentanten aller denkbaren Richtungen der damaligen deutschen Gegenwartsdramatik aufgeführt, offenbar im Bestreben, das Publikum über die aktuellen Entwicklungen auf dem Laufenden zu halten.

In der Realität des Tagesbetriebes wurden aber die Inszenierungen des Unterhaltungsrepertoires sehr viel öfter wiederholt als die genannten Beispiele aus dem so genannten „wertvollen" Angebot, die oft nur drei- oder viermal gespielt werden konnten. Das Memeler Schauspiel entsprach mit seinem Spielplan dennoch nicht allen Ansprüchen – womit wir bei der eingangs vermuteten Diskrepanz zwischen den im öffentlich-politischen Raum geäußerten Erwartungen und ihrer

72 Memeler Dampfboot vom 8. Mai 1927.
73 Deutscher Bühnenspielplan 31 (1926) und 32 (1927).

Einlösung aufseiten der Theaterleute angelangt sind. Greifen wir nochmals auf jenen „Memeler Theaterbrief" von 1921 zurück, in dem die Phrase von der „deutschen Theaterkultur" und ihrer Behauptung im Osten eine so große Rolle spielte. Dort wurde nämlich auch ausgeführt, was zukünftig in Memel darunter verstanden werden sollte. Vor allem gelte es, aus dem „Zerfall unseres heutigen Theaters und Dramas" einen neuen „Edelkern" herauszuschälen: „das neue Volksdrama (im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes) und die neue Volksbühne mit völkisch-religiösem Festspielcharakter."[74] Musste der Autor auf die Umsetzung seiner „völkischen" Wünsche noch ein reichliches Jahrzehnt warten, so wusste er doch präzise, was er auf der Bühne seiner Stadt Memel nicht sehen wollte: weder die Erzeugnisse der „Operettenseuche" noch Wedekind mit „Die Büchse der Pandora", dem „Bordellstück", wie er es nannte. Dass Albers zu dieser Zeit bereits Wedekinds „Frühlingserwachen", „Erdgeist" und „Musik" gezeigt hatte – und mit Erfolg, wie der Rezensent einräumte –, wurde ihm nur knapp verziehen. Im Ringen mit „den negativen Elementen der Zersetzung und Zerstörung" und wo es um die „Ehre des Deutschtums" ging, wurde demnach anderes vom Theater erwartet:

> Die zum Deutschbewußtsein Erwachten, Aufstiegsgläubigen und -mutigen unter uns sollten hier mit gutem Beispiel vorangehen, auch unter den Theaterleitern! Oder gibt es unter diesen, wie vielfach behauptet wird, keine deutschbewußten Männer mehr? (...) Dichter dieser Gattung sind schon da, nur die Bühnenleiter fehlen uns noch. Wenn irgendwo, dann erwächst heute unseren Bühnen in den besetzten Gebieten die heilige Pflicht, in erster Linie gute deutsche Kunst aufbauenden Charakters zu pflegen und damit zu ihrem Teil beizutragen zur Erhaltung und Festigung des Deutschtums.[75]

Die Direktion des Städtischen Theaters musste diese Art von Programmatik als Aufforderung und konnte sie als Drohung verstehen – nachgekommen ist sie ihr, wie sich zeigen ließ, offensichtlich lange nicht. Vor allem folgte sie nicht dem Verlangen, „keinerlei Anleihen mehr in der Auslandsliteratur" zu machen, und versagte sich

74 Kampf, Theaterbrief (wie Anm. 14), S. 184.
75 Ebenda, S. 186.

der kategorischen Forderung: „Darum fort auch mit dem internationalen Programm unserer heutigen Bühnen!“[76] Englische, französische, italienische, skandinavische und auch russische Dramatik war im Repertoire der Direktion Albers vertreten. Das hieß in der oft hysterischen deutschnationalen und mitunter rassistischen Stimmung[77] gerade der ersten Jahre nach 1920 schon einiges. Auch der litauische Fachkollege Šaltenis beurteilte den Direktor Albers milder als dessen Nachfolger. Er habe insbesondere die Tendenz gezeigt, sich durch Austausch von Gastspielen mit Kaunas der litauischen Kultur anzunähern.[78] Ein später, in den 30er Jahren in der litauischen Presse geäußerter Vorwurf, im deutschen Theater Memels sei kein einziges litauisches Stück gezeigt worden,[79] trifft allerdings auch auf die langjährige Ära Albers zu. Mag sein, dass man der damals noch nicht sehr entwickelten litauischen Dramatik zu geringe Bedeutung zumaß – ein Zeichen guten Willens, auch den litauisch orientierten Memelländern gegenüber, wäre es allemal gewesen, einen litauischen Autor in deutscher Übersetzung vorzustellen.

6. An der (kurzen?) Leine der „Reichstheaterkammer“

Hinter der Klage über deutschnationale Propaganda mittels des Theaters, die sich hinsichtlich des bisher untersuchten Repertoires nicht verifizieren lässt, verbarg sich vermutlich die Sorge der litauischen Administration und Öffentlichkeit über die ungebrochenen oder sogar intensivierten Bindungen der Institution an Einrichtungen im Reichsgebiet. Die gab es zunächst einmal in korporativer Beziehung. Sämtliche professionellen Bühnenkünstler in Deutschland waren Mitglieder der „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger“, der berufsständischen Organisation, die als Interessenvertretung und Tarifpartner unabdingbar war. Direktor Albers wiederum gehörte (gemeinsam mit dem Oberbürgermeister) in seiner Funktion als persönliches Mitglied dem „Deutschen Bühnenverein“, dem Ver-

76 Ebenda.
77 Auch Gottfried Kampf hieb im genannten Zusammenhang heftig in diese Kerbe: „Aber dieses echte Deutschtum kann nur im Reinvölkischen wurzeln und nicht mehr mit fluktuierendem Mischrasseninstinkt in verschwommenem Internationalismus seine Ziele suchen.“ Ebenda.
78 Šaltenis, Lietuvių teatras (wie Anm. 20), S. 386.
79 A. N., Klaipėdos teatras (wie Anm. 34).

band der Rechtsträger der öffentlichen und privaten Theater an.[80] Zwingend waren diese Mitgliedschaften eigentlich nicht, gab es doch in den anderen deutschsprachigen Theaterländern Österreich und Schweiz auch jeweils eigene Organisationen. Es ist aber andererseits schwer vorstellbar, wie und wo das einzige deutschsprachige Theater des Memelgebietes sonst korporativ hätte Anschluss finden können. Mindestens war es gezwungen, sein Personal aus dem übrigen deutschen Sprachraum zu gewinnen, womit eben Genossenschaftsangehörige ins Autonomiegebiet gebracht werden mussten.

Zu einem tatsächlichen Problem wurden diese Bindungen und Beziehungen jedoch erst Ende der 20er und mit Beginn der 30er Jahre, erst recht mit der Etablierung der nationalsozialistischen Gleichschaltung der kulturellen und gewerkschaftlichen Organisationen in Deutschland. Die Situation des Theaters in Memel muss vor dem Hintergrund der sich rapide ändernden politischen Rahmenbedingungen dieser Jahre gesehen werden. Eine deutliche Periodisierung der Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der Republik Litauen wie auch der Verhältnisse im Memelgebiet nehmen maßgebliche Historiker in Deutschland und in Litauen vor. Für den Zeitraum um 1930 sehen sie eine massive Verschlechterung der Beziehungen zwischen Berlin und Kaunas und eine Radikalisierung in den politischen Auseinandersetzungen im Memelgebiet selbst.[81] Einen weiteren qualitativen Schritt stellte die weitreichende Infizierung der memeldeutschen Bevölkerung mit nationalsozialistischer Ideologie vor allem nach der Machtübernahme der Nazis im Reich dar.[82]

Da die Verbindungen des „Städtischen Schauspielhauses" zum Reich 1933 nicht gekappt wurden, wegen der personellen Abhängigkeiten auch kaum eingeschränkt werden konnten, wurde die Bühne massiv

---

80 Vgl. Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1923, S. 661. Der „Deutsche Bühnenverein", 1846 gegründet, wurde bezeichnenderweise 1935 auf Goebbels' Anordnung aufgelöst und der „Fachschaft Bühne" der „Reichstheaterkammer" eingegliedert. Vgl. www.buehnenverein.de sowie J. Wulf, Theater und Film im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Reinbek 1966, S. 38 f.

81 So J. Tauber, Die deutsch-litauischen Beziehungen im 20. Jahrhundert. Lüneburg 1993, S. 13 f., und Žalys, Ringen um Identität (wie Anm. 44), S. 53 ff.

82 M. Broszat, Die memeldeutschen Organisationen und der Nationalsozialismus 1933–1939, in: Gutachten des Instituts f. Zeitgeschichte. München 1958, S. 396 f. Hier wird darauf hingewiesen, dass 1933 auch die Leitung des „Memelländischen Kulturbundes", über den die meisten finanziellen Zuwendungen aus dem Reich flossen, von Mitgliedern der SOVOG übernommen wurden. Zur „Nazifizierung" vgl. auch J. Tauber, Quellen zur Geschichte des Memelgebietes (1923–1939) im Litauischen Staatsarchiv in Vilnius, in: Litauisches Kulturinstitut: Jahrestagung 1993. Lampertheim 1994, S. 23-38, hier S. 28 ff.

von den kulturpolitischen Maßnahmen der Nazis betroffen. Wer immer nun aus Deutschland an das Theater in Memel kam, war unvermeidlich Mitglied der „Reichstheaterkammer", die alsbald eine totale Kontrolle von Personen und Spielplänen im Reichsgebiet ermöglichte. Sie gehörte als dritte Einzelkammer der „Reichskulturkammer" an, deren Präsident kraft Amtes der „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda", also J. Goebbels, mit Entscheidungsbefugnis war.[83] Zur Theaterkammer gehörte auch der „Bühnennachweis" mit Zweigstellen im ganzen Reich als Arbeitsvermittlungsstelle für die „Fachschaft Bühne", der das gesamte künstlerische Personal, 22 000 Mitglieder, angehörte.[84] Damit ist die absolute Abhängigkeit der Bühnenkünstler von der Kammer gekennzeichnet, ohne deren Zustimmung kein Arbeitsverhältnis möglich war. Das galt mithin für die Schauspieler, Schauspielerinnen und Vorstände, die nach Memel wollten, wurde aber noch gravierender für ihre beabsichtigte Rückkehr an eine Bühne im Reich – politisches Wohlverhalten beim Aufenthalt im Memelgebiet wurde nämlich zur Bedingung für die weitere berufliche Existenz.

Das gleiche traf, mit noch mehr Aufmerksamkeit bedacht, für Direktoren bzw. Intendanten zu, war doch das „Einwirkungsrecht" des „Reichsministers" bei der Bestellung der Bühnenleiter ausdrücklich festgeschrieben.[85] Mit Ablauf der Spielzeit 1933/34, vor der Jubiläumsspielzeit 1934/35 (150 Jahre Theater in Memel), schied der langjährige Direktor Heinrich Albers aus seinem Amt. Angeblich, so geht aus einem Abschiedsgruß an den Direktor hervor, sei „der Verweigerung einer weiteren Arbeitsgenehmigung auch eine solche der Aufenthaltsgenehmigung gefolgt".[86] Wenn dem so gewesen sein sollte – weitere Unterlagen dazu konnten nicht herangezogen werden –, müsste das Vorgehen der litauischen Administration allerdings als reichlich unklug bezeichnet werden. Dass der neue Mann nur mit Zustimmung des Berliner Propagandaministeriums nach Memel kommen konnte, dürfte wohl absehbar gewesen sein.[87] Das Bühnenjahrbuch verweist für die Saison 1935/36 eindeutig auf die neuen Zuständigkeiten und korporativen Zugehörigkeiten für das nun als

---

83 G. Menz, Der Aufbau des Kulturstandes. Die Reichskulturkammergesetzgebung, ihre Grundlagen und Erfolge. München/Berlin 1938, S. 19.
84 Ebenda, S. 38.
85 Ebenda, S. 39.
86 Memeler Dampfboot vom 7. Oktober 1934.
87 Das „Reichskulturkammergesetz" war am 22. September 1933 von der Reichsregierung verabschiedet worden. Vgl. Wulf, Theater und Film (wie Anm. 80), S. 31.

„Deutsches Theater" firmierende Haus: es sind die „Landesstelle des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Gau Ostpreußen" und der Landesleiter der Reichstheaterkammer in Königsberg.[88] Zum „Gau Ostpreußen" der Reichstheaterkammer zählten die Bühnen in Allenstein, Elbing, Königsberg, Memel und Tilsit[89] – ein Geheimnis wurde aus der Einbindung Memels in diese reichsdeutschen Strukturen schon lange nicht mehr gemacht.

7. Memels Theater und seine „Mäzene"

Mehr Sorgen noch als die zunehmende Verflechtung in Organisationen des Reiches dürften in Litauen die finanziellen Zuwendungen ausgelöst haben, die das Theater von außen erhielt – dokumentierte sich damit doch am deutlichsten das kulturpolitische Interesse, welches dem Institut in Deutschland zugemessen wurde. Jedenfalls fanden solche Zahlungen in der litauischen Administration und Öffentlichkeit – wenn sie zu deren Kenntnis gelangten – erhebliche Beachtung und führten zu Meldungen des Gouverneurs nach Kaunas.[90] Genauen Einblick in den Zahlungsverkehr und die Größenordnungen der Beträge scheint die litauische Seite, wenn man der späteren Literatur dazu trauen darf, nicht immer gehabt zu haben. Die ausführlichste litauische Untersuchung nennt nur einmal die bescheidene Summe von 5000 RM, die 1932 dem Theater von der Reichsregierung über das Generalkonsulat in Memel überwiesen wurde.[91] Wenn überhaupt, so sind der Bühne vor 1927 mit Sicherheit keine namhaften Unterstützungen aus dem Reichsgebiet zugeflossen, denn die Schließung zur Spielzeit 1927 geschah aus reiner Geldnot. War beim Schluss der Saison 1926/27 gerüchteweise davon die Rede gewesen,[92] so kam das wirkliche „Aus" doch recht überraschend erst im September des Jahres. Die Gründe dafür waren in der Presse zu lesen:

88 Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1936, S. 486.
89 Ebenda, 1938, S. 152.
90 Žostautaitė, Ekonomika ir kultūra (wie Anm. 8), S. 121 f.
91 Ebenda, S. 122. Die Zahl wurde in den Akten des Prozesses gegen Neumann und von Sass genannt. Zum Prozess vgl. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 18), S. 136 ff., und Tauber, Quellen (wie Anm. 82), S. 30 f.
92 Memeler Dampfboot vom 8. Mai 1927.

> Wenn das Theater in zähem Ringen bis jetzt bestehen konnte, (...) so konnte dies nur geschehen dank der Opferwilligkeit privater Kreise sowohl wie besonders der städtischen Verwaltung und ihrer Körperschaften, die bisher immer noch die Deckung der erheblichen Defizits (!) beschlossen hatten. (...) Die seit der Übernahme des Theaters in die städtische Verwaltung vergangenen sieben Spielzeiten stellten eine ununterbrochene Kette schwerster wirtschaftlicher Kämpfe dar...[93]

In dieser Situation kam es zu einer Hilfsaktion aus Deutschland, die im Memelgebiet und in Kaunas für Aufsehen und Beunruhigung sorgte. In der deutschnationalen Kampfschrift „Arminius" erschien ein Artikel von Dr. Franz Thierfelder unter der Überschrift „Ein verlorener deutscher Kulturposten",[94] mit dem auf die Schließung hingewiesen und zur Rettung des Theaters in Memel aufgerufen wurde. Thierfelder (1896–1963) war damals Referent an der Deutschen Akademie in München, die er dann bis 1937 als Generalsekretär leitete.[95] Unter Einschaltung der Akademie und ihrer Möglichkeiten gelang es ihm, eine „Gesellschaft der Freunde des Memeler Schauspielhauses" zu gründen und mittels lebhafter Pressearbeit die Summen aufzutreiben, die dann zur Renovierung und Umgestaltung des Theatergebäudes und zur Wiedereröffnung 1928 führten.

Auffällig ist der aggressive und militante Ton des Aufrufes gegenüber der litauischen Administration, die eigentlich mit den Schwierigkeiten des Theaters – wenigstens unmittelbar – nichts zu tun hatte. Die „rücksichtslose litauische Gewaltherrschaft" wird attackiert und das Theater metaphorisch als „Fahne" des Deutschtums Memels apostrophiert, „in der Litauen nicht mit Unrecht das Symbol deutscher Kulturüberlegenheit erblickt".[96] Das chauvinistische Garn, das schon 1921 in den angeführten Beiträgen zu den „Ostdeutschen Monatsheften" gesponnen worden war, wurde in diesem Artikel weiterbearbeitet, mit dem erklärten Ziel, Herzen und Beutel zu öffnen:

---

93 Memeler Dampfboot vom 18. September 1927.

94 Arminius. Kampfschrift für deutsche Nationalisten 8 (1927), H. 36, S. 9 ff.

95 Biographische Daten nach Munzinger-Archiv GmbH, http://online.munzinger.de: Thierfelder, Franz.

96 Arminius. Kampfschrift für deutsche Nationalisten 8 (1927), H. 36, S. 10.

> Sollte uns die Not Memels nicht besonders ans Herz greifen, so oft wir in nationalen Feierstunden Deutschland „von der Maas bis an die Memel" preisen – sollte die Symbolik dieser Worte wirklich nur eine klingende Phrase ohne tatbereiten Ernst sein?[97]

Jahrzehnte später wurden Thierfelders Aktionen in Litauen als Nachweis dafür gewertet, dass Deutschlands „revanchistische Kreise" das Memeler Theater materiell gestützt hatten.[98] Es ging aber wohl weniger, wie der Artikel im Kern erkennen lässt, um „Revanchismus" als vielmehr um einen Beitrag zum im Memelgebiet ausgebrochenen Konflikt um die beiden Landessprachen, allgemeiner gesprochen, um Unterstützung des „Deutschtums" in einer Art Kulturkampf gegen den litauischen Staat und seine Ansprüche. Auf jeden Fall war es Thierfelder gelungen, in Deutschland Aufmerksamkeit auf das vorher in der Öffentlichkeit kaum beachtete Theater zu lenken,[99] die dem Institut von nun an auch erhalten blieb. Die Wiedereröffnung des Hauses am 8. Oktober 1928 mit Goethes „Egmont" sah zahlreiche Gäste „aus dem Reich", darunter auch „Prof. Dr. Franz Thierfelder als Vertreter der Deutschen Akademie München, Intendant Dr. Fritz Jeßner, Königsberg..." u.a.[100] Über die aufgebrachten Beträge schweigen sich die Quellen allerdings aus.

Sie dürften immerhin beträchtlich gewesen sein, denn umgestaltet und teilweise durch Zubau erneuert wurde der gesamte Zuschauerbereich: Eingang, Treppenhaus, Garderoben, Toiletten, Foyer, Zuschauerraum mit neuer Bestuhlung und Wegfall der Galerie. Ebenso gab es eine neue Heizungsanlage und Ergänzungen der Bühnentechnik.[101] Offensichtlich war die finanzielle Förderung nicht als ein-

---

97 Ebenda, S. 11.

98 Žostautaitė, Ekonomika ir kultūra (wie Anm. 8), S. 121. Thierfelder musste 1937 die Deutsche Akademie verlassen, weil er offenbar bemüht war, den Einfluss der NSDAP auf deren Arbeit einzuschränken. Vgl. Archiv des Instituts f. Zeitgeschichte, München, MA-1190/1, ebenso ED-98. Nach dem Kriege wirkte er nochmals bis 1946 als kommissarischer Generalsekretär der Akademie, war Mitglied der verfassunggebenden bayrischen Versammlung, später Generalsekretär des Institutes für Auslandsbeziehungen in Stuttgart.

99 Bei Durchsicht der seinerzeit für den deutschen Sprachraum repräsentativen Zeitschrift „Das Theater" ist in den Jahrgängen 1925–1929 kein Beitrag über Memel zu finden, obwohl sonst neben den Theaterzentren ständig über die Stadttheater berichtet wurde.

100 Der neue Weg. Amtliches Organ der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger 57 (1928), Nr. 24, S. 470.

101 Memeler Dampfboot vom 19. September 1928.

malige Maßnahme gedacht, denn zum 10. Oktober 1928 wurde in Berlin ein „Ostdeutscher Abend" zum Besten des Memeler Schauspielhauses angekündigt, der von der „Gesellschaft der Berliner Freunde der Deutschen Akademie in München" veranstaltet und vom Philosophen Eduard Spranger eingeleitet wurde.[102] Wesentlicher noch als diese kräftige Ad-hoc-Hilfe war ihr langfristiger Folgeeffekt: Das Theater erhielt regelmäßige und vor allem steigende Zuweisungen aus Deutschland. Darüber belehrt ein Blick in erhaltene Haushaltspläne der Stadt Memel.

Im ordentlichen Haushalt der Stadt[103] waren für 1929 Ausgaben von insgesamt 8 954 771 Lit vorgesehen, davon für das Theater 304 900 Lit, von denen jedoch nur 99 400 Lit als Zuschuss des Magistrats angesetzt waren. Die größere Summe von 205 500 Lit wurde als „Einnahmen" des Theaters vorausgesetzt. Der Einzelvoranschlag Nr. XXI, Stadttheater,[104] zeigt dazu die Einzelheiten: 120 000 Lit sollten an Eintrittsgeldern, 1 500 Lit durch Pacht für die „Restauration" eingenommen werden. 84 000 Lit werden als „Beihilfen vom Verband der gemeinnützigen Theater" aus Deutschland eingebucht. Das Haushaltssoll für 1930 dokumentiert, dass die Einnahmen aus Eintrittsgeldern etwas zu optimistisch geschätzt worden waren, man begnügte sich im Folgejahr mit 110 000 Lit, durfte aber nun mit 102 000 Lit an Beihilfe des Verbandes rechnen bei einem insgesamt auf 333 000 Lit gestiegenen Gesamtetat des Theaters. Es sind das, nebenbei gesagt, die Jahre mit den meisten Schließungen von Theaterbetrieben in öffentlicher Hand in Deutschland.[105] Waren in die Thierfelder-Aktion wenigstens zum Teil private Spenden eingeflossen, so erfolgte die weitere Unterstützung, wie unschwer zu erkennen ist, hauptsächlich aus Mitteln der „öffentlichen Hände" in Deutschland, denn hinter dem „Verband gemeinnütziger Theater" standen natürlich kommunale und staatliche Bühnen.[106]

Dass das Theater in Memel damit recht solide finanziert war, zeigt der Vergleich mit dem Etat des Jahres 1940, also nach dem Wiederanschluss des Memelgebietes an das Deutsche Reich, als die

---

102 Memeler Dampfboot vom 9. Oktober 1928.

103 Haushaltsplan der See- und Handelsstadt Memel für 1929/30 (1. Januar bis 31. Dezember).

104 Ebenda, S. 56f.

105 Vgl. die Kartenbeilage in: Theater-Almanach (wie Anm. 12), 1930.

106 Der „Verband gemeinnütziger Theater", gegründet 1920, trat noch im gleichen Jahr dem Deutschen Bühnenverein bei und existierte darin bis 1933; Auskunft Deutscher Bühnenverein vom 22. Januar 2001.

öffentlichen Mittel ohne jede Verklausulierung zu- und ausgewiesen werden konnten. Die Haushaltssatzung der Stadt Memel[107] setzte die Ausgaben des Theaters mit 492 520 RM an, wovon auf den Magistrat ein Zuschuss von 78 000 RM entfiel. Es blieb also eine Gesamteinnahme von 414 520 RM für das Theater zu erbringen, in der nun ein Zuschuss der Reichsregierung in Höhe von 260 000 RM enthalten war. Im Rumpfgeschäftsjahr 1939, nach dem „Anschluß", hatte diese Zuwendung bereits 190 000 RM betragen.[108]

Mit der Spielzeit 1934/35 übernahm der „Theaterverein Memel E.V." die Trägerschaft für das jetzt so genannte „Deutsche Theater Memel", trat damit als Pächter des Hauses und Veranstalter auf. Hintergrund der Maßnahme war zunächst der Umstand, dass die Regierung in Kaunas endlich dem Verlangen der litauisch orientierten Memelländer nach einem litauischen Theaterangebot nachgekommen war und Gastspiele der Staatsoper und vor allem des Schauspiels aus Šiauliai verstärkt ermöglichte. Hatte diese Truppe 1931/32 mit acht Vorstellungen noch 4010 Zuschauer erreicht, so waren es 1934/35 bereits 29 Aufführungen mit 11655 Besuchern.[109] Seit 1923 hatte die litauische Kulturorganisation für das Memelland „Aukuras" die Gastspiele organisiert und verlangte nun die Verlegung des „Šiaurės Lietuvos teatras" aus Šiauliai nach Memel/Klaipėda. Die Argumente dafür seien politischer Art und dem „Kampf gegen das Deutschtum" verbunden gewesen.[110] Sie trafen nun in Kaunas auf weiter geöffnete Ohren als früher, galt es doch dem zunehmenden Einfluss aus dem nationalsozialistischen Deutschland auch auf dem Gebiet des Theaters etwas entgegenzusetzen.

---

107 LCVA, F. 645, Verz. 2, Akt. 52.

108 Im Frühjahr 1939 wurden in Memel 1,8 bis 2 Lit in 1 RM gewechselt. Žostautaitė, Klaipėdos kraštas (wie Anm. 18), S. 354. Ob damit dem tatsächlichen Wert entsprochen wurde, bleibt zweifelhaft. Nach 1934 lag der Wechselkurs etwa bei 5,9 Lit für 1 Dollar. Mažoji lietuviškoji tarybinė enciklopedija (Kleine sowjetlitauische Enzyklopädie). 2. Bd., Vilnius 1968, S. 856.

109 Maknys, Lietuvių teatro (wie Anm. 19), S. 139.

110 Šaltenis, Lietuvių teatras (wie Anm. 20), S. 385. Zu „Aukuras" und seiner Tätigkeit vgl. S. Pocyte, Die litauische Presse und die Kulturvereine in Kleinlitauen 1871–1935, in: Selbstbewusstsein und Modernisierung. Sozialkultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Robert Traba. Osnabrück 2000 (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau. 3), S. 127-150, hier S. 145 f. Vgl. auch: Mažosios Lietuvos enciklopedija (Enzyklopädie Kleinlitauens). Bd. 1, Vilnius 2000, S. 97 f. Das Vorhaben war in Deutschland bekannt. In den Nachrichten des „Memelland-Bundes" (Das Memelland 9 [1932], H. 11/12, S. 7) stand zu lesen, dass der Vorsitzende des „Aukuras", J. Stikl(i)orius, bei Ministerpräsident Tubelis in Kaunas wegen Vermehrung der Gastspiele und Gründung einer litauischen Oper in Memel vorstellig geworden sei.

Im Juli 1935 wurde die Truppe aus Šiauliai tatsächlich als Abteilung des Staatstheaters („Klaipėdos Valstybės teatras") nach Memel verlegt und dort weiterhin von „Aukuras" vertreten und betreut. Der Verein hatte schon vorher für die Gastspiele im Theatergebäude eine Pacht von 200 bis 300 Lit pro Abend an den Magistrat entrichten müssen und trat jetzt weiterhin als Organisator gegenüber der Stadt Memel auf.[111] Dem entsprach auf der anderen Seite in vieler Hinsicht der deutsche Theaterverein, der fortan für das „Deutsche Theater" verantwortlich zeichnete.[112] Der Magistrat der Stadt hatte es also bezüglich des Theaters von nun an mit zwei Vereinen als Partner zu tun und schied selbst als Rechtsträger der Bühne aus. Der eigentliche Grund für diese Maßnahme lag aber wohl in den Bedingungen für die aus dem Ausland zufließende Finanzierung des „Deutschen Theaters", die, wie es treuherzig im Verein formuliert wurde, von „deutschen unpolitischen Stellen und Kreise(n), welche für die kulturelle Aufgabe unseres Deutschen Theaters volles Verständnis haben", geleistet wurde. Die Regelung war im Einvernehmen mit der litauischen Regierung getroffen worden, wie es der Pressebericht zu erkennen gibt:

> Rektor Dammerdeich erklärte dann, daß der Gouverneur die Genehmigung dazu erteilt habe, daß man sich an eine unpolitische Stelle in Deutschland mit der Bitte um finanzielle Beihilfe wende. Voraussetzung sei natürlich, daß der Theaterverein sich jeder politischen Tätigkeit enthalte, bei der Bildung des Vorstandes sei bereits auf diese Selbstverständlichkeit Rücksicht genommen worden. Die Beihilfe erscheine gesichert.[113]

Wer diese geheimnisvolle „unpolitische Stelle" war, bleibt in den Veröffentlichungen diskret im Dunkeln.[114] Bemerkenswert bleibt, wie sich Gouverneur und Theaterverein über eine „unpolitische" Fiktion einigten, deren politischer Hintergrund kaum bezweifelbar gewesen

---

111 Zur Geschichte dieses Unternehmens vgl. Žostautaitė, Ekonomika ir kultūra (wie Anm. 8), S. 123 ff.

112 Vgl. den Bericht über die Mitgliederversammlung zur Spielzeit 1934/35 in: Memeler Dampfboot vom 22. September 1934.

113 Ebenda.

114 Wie die Zahlungswege genau aussahen und welche Summen im Spiel waren, bedarf noch der Aufklärung. Der „Bund deutscher Osten", in den schon im Juli 1933 der „Memelland-Bund" eingegliedert worden war (Das Memelland 10 [1933], H. 7/9, die vorletzte Nummer der Zeitschrift, gibt darüber genaue Auskunft), stand für solche Zwecke zur Verfügung. In einem Vortrag in Hamburg bestätigte der Oberspielleiter H.-A. Schewe 1943 dankend „namhafte Zuwendungen aus Hamburg (...)

sein dürfte. Damit gab es jetzt zwei subventionierte Theater in Memel, die miteinander im gleichen Hause in eine Art künstlerischen Wettstreit treten konnten, der freilich als hochpolitisch verstanden wurde.[115] Von einer engeren Zusammenarbeit der beiden Ensembles, abgesehen von den notwendigen organisatorischen Absprachen, ist nichts bekannt.

8. „... stimmten die Besucher des Memeler Theaters begeistert ein"

Die von Deutschland aus gesicherte Finanzierung müsste, so ist anzunehmen, ihren Preis gehabt haben, das heißt, sie war mit Erwartungen an das „Deutsche Theater" verbunden. Im konfliktträchtigen Klima der 30er Jahre im Memelgebiet konnte kaum eine Einrichtung, schon gar nicht auf kulturellem Felde, unpolitisch in ihrer Arbeit und Wirkung bleiben. Es lohnt sich also, auf nachweisbare Veränderungen in den Produktionen der Bühne zu achten. Die deutlichsten Auskünfte geben wiederum die Spielpläne. Schon die letzten Spielzeiten der Intendanz Albers Anfang der 30er Jahre zeigten, wohin die Reise ging: Das Repertoire verlor rapide an Internationalität. Im letzten Monat seiner letzten Saison, im März 1934, hatte Albers keinen einzigen fremdsprachigen Autor mehr im Programm. Dem „literarischen" Anspruch, neben dem Angebot an Schwänken, wurde mit Werken von Halbe, Hebbel, Hofmannsthal und Sudermann entsprochen, keines davon direkt der Nazi-Ideologie zuzuordnen, aber mit F. Hebbels schwierigen „Nibelungen" z.B. doch schon in die angepasste Richtung tendierend.[116] Der Nachfolger Nadolle hielt sich an Klassiker, auch Shakespeare, und riskierte nur noch ältere Komödien und Lustspiele aus dem europäischen Repertoire wie beispielsweise O. Wilde's „Lady Windermere's Fächer" oder E. Scribe's „Das Glas Wasser".

Im Zweifelsfalle, das könnte in diesem Zusammenhang von Bedeutung gewesen sein, hätte die litauische Exekutive auf der Basis des Staatsschutzgesetzes seit Dezember 1926 die Möglichkeit der Zensur

zur Litauerzeit" an das Theater in Memel, die vom dortigen „Memelland-Bund" gekommen seien. Vgl. W. Taube, Stadttheater in Memel. Theaterdokumente in Obhut der Hamburger Theatersammlung, in: Memeler Dampfboot (1953), Nr. 3.

115 Das Ensemble aus Šiauliai sei schließlich „auf einen Vorposten des kulturellen Kampfes" nach Klaipėda geschickt worden, heißt es in einem zeitgenössischen Bericht. Vgl. P. Klimaitis, Dramos teatras Klaipėdoje (Das Schauspielhaus in Memel), in: Literatūros naujienos XI-1 (1935), Nr. 19, S. 5.

116 Deutscher Bühnenspielplan 38 (1933/34), H. 7.

gehabt und Theateraufführungen unterbinden können. Nach bisheriger Erkenntnis scheint es aber nie ein direktes Aufführungsverbot gegeben zu haben. Litauische Beobachter meinten jedenfalls, die Spielplanzensur habe schlimmere nationalsozialistische Propaganda auf der Bühne verhindert.[117] Die Probe aufs Exempel einer ideologisch infizierten und propagandistisch tätigen Bühne müsste die Arbeit des letzten Intendanten des deutschsprachigen Theaters in Memel liefern. Dr. Otto Liebscher, der zur Spielzeit 1937/38, am Höhepunkt des „Kampfes um Memel"[118] und im Zeichen zunehmender Pressionen des „Dritten Reiches" sein Amt antrat, war – wie schon kaum anders zu erwarten – Mitglied der NSDAP.[119] Sein Eröffnungsprogramm im Herbst 1937: 30.09. Shakespeares „Hamlet", dann J. Strauß „Wiener Blut", H. Bahr „Das Konzert", das Märchen „Die Prinzessin auf der Erbse", O. Wilde „Bunbury", W. Goetz „Der Ministerpräsident".

Ins Bild der deutschnationalen Propagandabühne passt eigentlich nur letztgenanntes Drama von Wolfgang Goetz (1885–1955) halbwegs, ein seinerzeit gern gespieltes Historienstück um den (namentlich nicht so genannten) „eisernen Kanzler" Otto von Bismarck in einem Familienkonflikt mit seinem Sohn. Interessanter als die gerühmte Aufführung mit einem prominenten Gast aus Berlin in der Hauptrolle ist die Art, wie es vom Beobachter und Rezensenten aufgefasst wird: Ziel des Stückes sei es, „uns den gewaltigen Bismarck in seiner Größe und zugleich als Mensch auf eine dramatisch fesselnde Art näherzubringen".[120] Die Führernatur, der deutsche Tatmensch interessierte den Kritiker, der wenige Tage vorher spürte, „daß für unsere Bühne eine neue Zeit angebrochen ist". Aber mit der Eröffnung dieser „neuen Zeit" konnte er doch nicht restlos zufrieden sein, so sehr er Liebschers Inszenierung des „Hamlet" sonst in ihrer Vollkommenheit rühmte:

---

117 A. N., Klaipėdos teatras (wie Anm. 34).

118 Žalys, Ringen um Identität (wie Anm. 44), S. 83. Der Begriff „Kampf" erfreute sich damals und später auf beiden Seiten größter Beliebtheit in den Veröffentlichungen. Vgl. z.B. F. Kopp, Der Kampf um das Memelland: ein Abriß seiner politischen Geschichte. Berlin 1935, oder M. Anysas, M.G. Slavenienė, Kova dėl Klaipėdos: Atsiminimai 1927–1939 (Kampf um Memel: Erinnerungen 1927–1939). Chicago 1978.

119 So viel geht aus einem 1951 gedruckten Interview mit Liebscher hervor, der in Berlin auf seine „Entnazifizierung" wartete. Vgl. Memeler Dampfboot (1951), Nr. 12, Interview von H.A. Kurschat.

120 Memeler Dampfboot vom 30. Oktober 1937.

> Gewiß, Hamlet ist nicht das Ideal eines Mannes. Gerade heute, wo die von des Gedankens Blässe nicht angekränkelte frische, mutige Tat alles oder zum mindesten viel bedeutet, wo die Verachtung des bequemen Lebens gepredigt und das gefährliche Leben als Ideal hingestellt wird, kann sich die rechte seelische Verbundenheit mit einem Mann, der vor lauter Betrachtungen und Überlegungen, vor Hemmungen und Grübeleien nicht zur Tat kommt, nicht leicht einstellen.[121]

Es sind vor allem die Interpretationen des Geschehens auf der Bühne, und hauptsächlich die von außen herangetragenen, die deutlich genug Infiltration durch nationalsozialistisches Gedankengut erkennen lassen. Das Repertoire des Theaters lässt eher Vermeidungsstrategien aus künstlerischen und politischen Gründen entdecken als bedenkenlose Reproduktion faschistischer Bühnenliteratur.[122] Vermieden wurden aber auch ausländische Gegenwartsautoren und jüdische Dramatiker. Schon in den drei Spielzeiten Nadolles waren Neuigkeiten von S. Graff („Die Heimkehr des Matthias Bruck", ersch. 1933) und F. Lützkendorf („Opfergang", ersch. 1934) gespielt worden, die, ohne unmittelbar nazistisches Ideengut zu verbreiten, doch ins parteioffizielle, völkisch-konservative, an der „Heimatscholle" orientierte Weltbild passten. Graff, der seine Weltkriegs- und Nachkriegseindrücke verarbeitete, stand auch bei Liebscher im Spielplan („Die Primanerin" 1938/39), ebenso H. Zerkaulen („Der Reiter" 1938/39), dessen Frauen- und Ehethematik auch im „Dritten Reich" wohlgelitten war. Einziger wirklicher und deklarierter Systemautor im Spielplan 1937/38 war jedoch E.G. Kolbenheyer (1878–1962) mit seinem Drama „Die Brücke" (ersch. schon 1929). Andererseits fand sich aber auch noch „Wasser für Canitoga" des von den Nazis verhafteten und 1936 emigrierten H.J. Rehfisch (1891–1960; Ps. G. Turner) auf dem Plan.

Bei seinem Antritt hatte sich Liebscher vorsichtig zu seinen Auffassungen geäußert und jede politisch zu deutende Bemerkung ver-

---

121 Memeler Dampfboot vom 3. Oktober 1937.

122 Die war dünn gesät und von dürftigster Qualität, wie man 1938 im Propagandaministerium bekennen musste: „Überprüfen wir nun den heutigen Bestand neuer dramatischer Dichtung auf ihren spezifisch nationalsozialistischen Gehalt, so versagt der weitaus überwiegende Teil." H.A. Frenzel, Nationalpolitische Tat auf der Bühne, in: Hamburger Tageblatt vom 22. Oktober 1938, zit. nach: Wulf, Theater und Film (wie Anm. 80), S. 148. Frenzel war damals Regierungsrat im Goebbels-Ministerium.

mieden. Die „Macht der Sprache" sei für ihn wesentlichstes Element auf der Bühne, das er am besten in Werken der „klassischen Kunst" aufgehoben sah. H. von Kleist werde, so versprach er, im Mittelpunkt seiner Theaterarbeit stehen. Verräterisch dennoch der Ausfall gegen Intellektualität und Avantgarde, das rückhaltlose Bekenntnis zum „Volksempfinden":

> Auszugehen ist dabei stets vom Kunstgefühl der Gegenwart, das allein für das lebendige Theater bestimmend sein kann, es ist ständig zu erspüren aus dem gesunden, natürlichen, unbefangenen Volksempfinden, nicht etwa aus literarischen, ästhetischen, intellektuellen Modeströmungen.[123]

Anspruch und Wirklichkeit: Auch in den beiden letzten Spielzeiten im litauischen Memelgebiet dominierten zahlenmäßig die Aufführungen von Lustspielen und Operetten. Und immer noch weist der Spielplan für 1937/38 ein Angebot von 33 Titeln auf bei einer Saison, die von Oktober bis April reichte. Schwergewicht und Sorgfalt der Bühnenleitung, das lässt die Presseresonanz eindeutig erkennen, lagen weiterhin auf den Klassikern: Shakespeare, Goethe, Kleist und Schiller in diesem Jahr. In seinem Resümee am Ende der Saison berief sich der Intendant zwar gern auf die geliebten Klassiker, „die ganz ursprünglich aus deutschem Geist und Empfinden" geschaffen worden seien, musste aber dennoch einräumen: „Mehr als die Hälfte aller Aufführungen waren dann der guten Unterhaltung vorbehalten."[124] Die Praxis des Theateralltags kam in Memel keineswegs immer – ganz ähnlich übrigens wie im Reichsgebiet – den in Propagandaministerium und Reichstheaterkammer entworfenen Maximen entgegen. „Angesichts des Mangels an neuen Stücken mußte man bei der Spielplangestaltung auf das gängige Repertoire zurückgreifen, auf die Klassiker und auf das seichte Unterhaltungsdrama", zieht der Theaterhistoriker heute für die 30er Jahre in Deutschland Bilanz.[125] Dem ist auch für das „Deutsche Theater Memel" wenig hinzuzufügen – nur eben die Tatsache, dass man sich überhaupt den Vorgaben aus Berlin und Königsberg (Landesleitung der Reichstheaterkammer) beugte oder zu beugen bemühte.

---

[123] O. Liebscher, Ich bekenne mich gern zum Kulturtheater, in: Memeler Dampfboot vom 18. Juli 1937.
[124] Memeler Dampfboot vom 26. April 1938.
[125] P. Simhandl, Theatergeschichte in einem Band. Berlin 1996, S. 255.

Dennoch trifft die litauische Einschätzung, „Das Repertoire des deutschen Theaters in Klaipėda wurde in Berlin festgelegt",[126] so nicht zu. Für den Spielplan blieben die einzelnen Theaterleiter verantwortlich, wenn auch unter der Aufsicht der Reichstheaterkammer und des „Reichsdramaturgen" R. Schlösser.[127] Es war eine funktionierende Selbstzensur, auch in Memel, die dafür sorgte, dass keine ernsthaften Meinungsverschiedenheiten mit den Behörden in Deutschland auftauchten. Es ist übrigens auch nicht bekannt, dass sich Memels Theater zur Zeit der Autonomie als Zufluchtsort für aus dem „Dritten Reich" vertriebene Künstler jüdischer Herkunft angeboten hätte.

Die Substanz für die litauischen Propagandavorwürfe ist letztenendes kaum direkt im Repertoire des Memeler Theaters aufzuspüren. Wo sie konkret wurden, streiften sie eher das Lächerliche. Deutschnationale Ideen seien zum Beispiel in der Ära Nadolle durch E. Künnekes Operette „Liselott" transportiert worden. Bekanntlich besingt dort die in das Frankreich Ludwigs XIV. verehelichte Liselotte von der Pfalz in einem Liedchen ihr Heimweh nach Deutschland.[128] Der propagandistische Effekt lag zweifellos viel mehr in der kulturellen Repräsentanz, die dem Theater zugemessen wurde und zu der es, wie sich zeigen ließ, schon sehr früh von deutscher Seite verpflichtet, um nicht zu sagen: verurteilt wurde. Später griff man das Motiv nur zu bereitwillig auch in Litauen auf, mit materiell deutlich unterlegenen Mitteln wurde versucht, ein Gegeninstitut einzurichten, sogar der Neubau eines weiteren, litauischen, Theatergebäudes stand zur Disposition.[129] Ständig zog man Vergleiche und definierte so die eigene Position durch den Blick auf das „reiche" deutsche Theater. Als „Aschenputtel" bezeichnete ein Beobachter die Memeler Abteilung des Litauischen Staatstheaters, das vom Tisch der Hauptstadt Kaunas nur die Reste erhalte. Man dürfe doch nicht vergessen, dass dieses Kind in Klaipėda „tagtäglich Aug' in Auge mit den fremdländischen Kindern der gleichen Profession zusammentrifft, die begierig jede Bewegung beobachten, Schlüsse aus seiner Kultur und Bildung ziehen und ihre eigenen berlinischen Fertigkeiten vorzeigen."[130]

---

126 Šaltenis, Lietuvių teatras (wie Anm. 20), S. 386.

127 Zu dokumentierten Eingriffen und Stellungnahmen Schlössers vgl. Wulf, Theater und Film (wie Anm. 80), S. 113 ff.

128 A. N., Klaipėdos teatras (wie Anm. 34).

129 Anysas, Kova (wie Anm. 118), S. 344.

130 G. Didžiulis, Klaipėdos teatras – išbalės proletaras (Das Theater in Memel – ein blasser Proletarier), in: Literatūros naujienos V-1 (1936), Nr. 8, S. 5.

Die zunehmend hochstilisierte symbolische Funktion des Instituts, den „Kulturposten", wusste die deutschnationale Basis im Reich und wussten erst recht die Nazis zu nutzen. Seit das Theater dank Thierfelders Aktion ins öffentliche Bewusstsein in Deutschland gerückt war, ließ die Aufmerksamkeit nicht mehr nach. Bald wurden Kulturreisen mit durchaus demonstrativem Charakter organisiert. Anlässlich einer „Theaterfahrt in die Ostgrenzmark", einer Studienreise im Januar 1930, berichtete ein Teilnehmer über eines der deutschen „Grenzmarktheater", nämlich aus Memel, „wo ein prachtvoll aktiver deutscher Oberbürgermeister, Dr. Grabow, seines schwierigen Amtes waltet" und wo man das Theater mit Mitteln aus Deutschland in ein „wahres Schmuckkästchen" verwandelt habe.[131] Gastspiele deutscher Bühnen und Künstler wurden verstärkt organisiert. Als die Oper aus Königsberg 1937 mit F. v. Flotows „Martha" in Memel gastierte, konnte man in Deutschland befriedigt das positive Echo in der litauischen Öffentlichkeit registrieren; sogar die Gattin des Gouverneurs habe der Aufführung die Ehre gegeben.[132]

Es war dieser eindeutig politisch gezielte Kulturtourismus aus Deutschland, der endlich in den letzten Monaten der Existenz des autonomen Memelgebietes zu den Auftritten führte, die Litauens Öffentlichkeit besonders erbitterten.[133] Anlässlich eines Besuches der führenden Männer der Reichstheaterkammer zu den „Festtagen des Deutschen Theaters" im Januar 1939 marschierten Repräsentanten memeldeutscher Organisationen und der „memeldeutsche Führer", ebenso der Präsident des Direktoriums W. Bertuleit, ungeniert in braunen Uniformen ins Theater. Der bedeutende Schauspieler und damalige Vizepräsident der Reichstheaterkammer, Eugen Klöpfer (1886–1950), gastierte in G. Hauptmanns „Michael Kramer", die Festrede hielt Ludwig Körner, Präsident der Kammer und einst als Anfänger am Memeler Theater tätig. Er habe es sich nicht „nehmen lassen, persönlich nach Memel zu kommen, um in einer Rede richtungweisende Worte über die Sendung der deutschen Kunstschaffenden und die Entwicklung des Theaters im neuen Deutschland zu sprechen".[134] Bezeichnend war es, wie ein Theaterabend zur Demon-

---

131 E.L. Stahl, Theaterfahrt in die Ostgrenzmark, in: Der neue Weg (wie Anm. 100), 59 (1930), Nr. 18, S. 325.

132 Die Bühne. Zeitschrift für die Gestaltung des deutschen Theaters mit den amtlichen Mitteilungen der Reichstheaterkammer (1937), H. 6, S. 151.

133 Vgl. Anm. 19.

134 Memeler Dampfboot vom 26. Januar 1939.

stration benutzt wurde, an der sich alles, was da unter den Memeldeutschen Rang und Namen hatte, neben den Vertretern des „Reiches", beteiligte:

> Unter den zahlreichen Ehrengästen des Abends sah man den Führer des Memeldeutschtums Dr. Neumann, Präsident des Direktoriums Bertuleit, Landesdirektor Dr. Böttcher, Generalkonsul von Saucken, den Leiter der Reichsdeutschen im Memelgebiet Schelmat, die Mitglieder des Deutschen Generalkonsulats, Kreisleiter Rademacher und Oberbürgermeister Dr. Brindlinger. Der memeldeutsche Führer, Präsident Bertuleit, Landesdirektor Dr. Böttcher und Kreisleiter Rademacher waren zum ersten Male in Uniform erschienen.[135]

Von litauischen Gästen ist hier keine Rede mehr – verständlich, wenn sich von dieser Seite niemand an dem Treiben beteiligen wollte. Den Festaufführungen folgte noch ein „Kameradschaftsabend des Deutschen Theaters" mit den Gästen in den Räumen des „Baltischen Hofes", wo sich auch „die gesamte Gefolgschaft des Deutschen Theaters" eingefunden hatte und Intendant Liebscher dafür plädierte, „alle Unterschiede, die bisher noch bis zu einem gewissen Grade zwischen den Reichsdeutschen und den Memeldeutschen bestanden haben, verschwinden zu lassen".[136] Das nationalsozialistische Vokabular war nicht nur in diesem Falle („Gefolgschaft") längst am Theater verinnerlicht worden: die Souffleuse war zur „Einhelferin", der Inspizient zum „Spielwart", das Abonnement zur „Anrechtmiete" mutiert.[137]

Den „Festtagen" folgte im Frühjahr 1939 wieder der Theateralltag. In den Märztagen, als Litauens Verzicht auf das Memelland in hektischer diplomatischer Reisetätigkeit und am Orte in zahlreichen Versammlungen vorbereitet wurde, hatte am Theater Shakespeares „Viel Lärm um nichts" Premiere. Die Kritik im „Memeler Dampfboot" dazu nannte sich nun plötzlich reichskonform „Kunstbetrachtung".[138] Für die Tage der Übernahme und des Auftritts Hitlers in Memel standen auf dem Spielplan W. Kollos Operette „Drei

---

135 Die Bühne (wie Anm. 132), 1939, H. 2, S. 54.
136 Ebenda, S. 55.
137 „Durch Erwerbung eines Anrechtplatzes sichert sich der Anrechtmieter die Erhaltung seines Theaters". Plakat „Deutsches Theater Memel. Spielzeit 1937/1938".
138 Memeler Dampfboot vom 12. März 1939.

alte Schachteln" und A. Birabeau's harmloses Lustspiel „Mein Sohn, der Herr Minister". Zur Premiere des letzteren kam es aber nicht wie vorgesehen am 22. März. Verspätet, am 23., meldete die Zeitung ohne Kommentar den Ausfall der Vorstellung[139] – man hätte wohl kaum Zuschauer erwarten können in diesen Tagen. Die fand dann jedoch ein paar Tage später statt und gab dem Rezensenten Anlass, sich über einige Seitenhiebe, „die Birabeau gegen das System Demokratie, Parlamentarismus und Parteiwirtschaft führt", zu freuen. Aber diese Schlacht war in Deutschland schon geschlagen: „Das Leben selbst hat den Autor um seine besten Pointen gebracht." Enttäuscht war der „Kunstbetrachter" dennoch nicht, hatte doch Intendant Dr. Liebscher vor der Premiere eine zündende Ansprache gehalten, die in einem Versprechen und Geschrei mündete:

> Im Geiste Adolf Hitlers weiterzuarbeiten, sei das selbstverständliche Dankgelöbnis auch aller deutschen Kunstschaffender(!). In das Sieg Heil auf den Führer, das deutsche Volk und die deutsche Kunst stimmten die Besucher des Memeler Theaters begeistert ein.[140]

9. Schluss – Vorhang

Zum Abschluss des Überblicks über die politische Rolle des deutschen Theaters in Memel zur Zeit der Zugehörigkeit zur Republik Litauen ist der historisch ferner stehende Beobachter versucht, mit Ironie oder gar Zynismus auf die Aufgeregtheiten und Anwürfe jener Tage und der folgenden Geschichtsschreibung zu reagieren. Konnte eine Provinzbühne tatsächlich eine so bedeutende Rolle bei der Vorbereitung der Rückkehr des Memelgebietes zum Deutschen Reich spielen, wie sie ihr gelegentlich in Litauen zugewiesen wurde?[141] Konnte sie andererseits wirklich „die deutsche Theaterkultur", wie es von ihr erwartet wurde, repräsentativ vertreten? „Tante Jutta aus Kalkutta" als „Symbol deutscher Kulturüberlegenheit"? Oder „Drei alte Schachteln" als letztes Bollwerk auf dem „verlorenen deutschen Kulturposten"? Und soll man im Ernst der Operetten-Liselott von der Pfalz

139 Memeler Dampfboot vom 23. März 1939.
140 Memeler Dampfboot vom 28. März 1939.
141 Šaltenis, Lietuvių teatras (wie Anm. 20), S. 387.

als Undercover-Agentin deutschnationaler oder gar nationalsozialistischer Propaganda einen Platz in der neueren Geschichte zuweisen? – Doch wohl kaum.

Den Menschen auf beiden Seiten ihrer selbsterrichteten Kulturfront war es aber bitter ernst. Für die Auseinandersetzungen, den politischen Kampf benötigten sie Symbole, mit denen sie ihre konträren Standorte markieren konnten. Thierfelders Metapher, mit der er das Theater etwas schief als „Fahne" bezeichnete, war so zufällig nicht gewählt und in gewisser Hinsicht vielleicht richtiger, als ihm selbst bewusst war. Um sich die Bedeutung des Theaters klar zu machen, kann man in diesem Bilde bleiben: Um diese „Fahne" konnte man sich scharen, sie repräsentierte das nationale Schanzwerk. Die letzten eben zitierten Szenen aus dem Theater von 1939 machen das überaus deutlich: Es ging beim Aufmarsch der Uniformen im Januar beileibe nicht um Hauptmanns Künstlerdrama „Michael Kramer" und schon gar nicht im März um das Lustspielchen des Franzosen Birabeau. Es ging überhaupt nicht um Kunst. Es ging um das, was sich darum herum inszenieren ließ: die Demonstration und die Akklamation vor und mit Publikum. Insofern erfüllte das Theater eine ähnliche Funktion wie die Denkmäler, die man bei allen ideologisch begründeten Konflikten dieser Welt – und so auch im Memelgebiet – mit Erbitterung stürzt und wieder aufrichtet.

Vielleicht war es Zufall – dem großen Platz vor dem Theatergebäude zu danken –, dass die Parade der eingerückten litauischen Einheiten am 16. Februar 1923 vor dem Portikus des Hauses vonstatten ging. Nicht mehr ganz so zufällig war gewiss, dass Hitler seinen Einzug in die Stadt und den Jubel der Menge am 23. März 1939 auf dem Balkon eben dieses Portikus genoss. Das Theater in Memel als „Kulturbetrieb", seine dramatische und szenische Produktion, war doch wohl – das darf man bei aller Anerkennung seiner Arbeit und auch künstlerischen Leistungen sagen – letztlich zu unbedeutend und auch gehindert, um alles das leisten zu können, was man auf deutsch-memelländischer Seite und außerhalb von ihm erwartete – oder litauischerseits von ihm befürchtete.

Das Schönste am klassischen Theater war, dass der Tragödie immer das Satyrspiel auf dem Fuße folgte. Die großen, übermenschlichen Emotionen wurden damit wieder auf die Ebene des Banalen und Irdischen zurückgeholt, die gewaltigen Konflikte ins Land des Gelächters verlegt. So auch hier. Als Hitlers Wehrmacht mit Fahnen und klingendem Spiel in Memel eingezogen war, mühte sich auch das „Deutsche Theater" um einen gebührenden Empfang des Militärs mit

künstlerischen Mitteln. Für Sonntagnachmittag wurde eine Sondervorstellung angesetzt: die ebenso unsägliche wie unsterbliche Klamotte „Der Etappenhase" – „Zu Ehren von Wehrmacht, Marine und Polizei", wie es in der Ankündigung hieß.[142]

[142] Memeler Dampfboot vom 26. März 1939.

Fluchtpunkt Klaipėda - Litauische Literaten im Klaipėda der 30er Jahre

von Claudia Sinnig

Klaipėda war in den 30er Jahren ein Zufluchtsort für litauischsprachige Literaten. Das kleine Häuflein der hier Gestrandeten war so bunt gemischt, dass es für die litauische Literatur der Zwischenkriegszeit geradezu repräsentativ erscheint. Dennoch bildete sich in Klaipėda keine Literaturszene heraus, und die Stadt ist auch kein Topos der litauischen Vorkriegsliteratur, sondern eher so etwas wie ihr zufälliger, hin und wieder vage auszumachender Hintergrund. Klaipėdas Provinzialität wurde auch durch die Neigung, zum Krisenherd europäischen Ranges zu geraten, nicht gemildert. Für die überwiegende Mehrheit der umtriebigen, recht welterfahrenen Zuzügler, deren Möglichkeiten in Kaunas aus verschiedenen Gründen zu begrenzt (geworden) waren, war Klaipėda nur eine Notlösung, ein Zwischenstopp von unbestimmter Dauer. Kein rechter Ort für hoffnungsvolle Neuanfänge.

Die vollmundige Kaunaser Propaganda hingegen hatte Klaipėda zum Inbegriff und Prüfstein des kurz zuvor zur Nationalstaatlichkeit gelangten Litauertums erhoben. Diese Rhetorik klang postkolonial, als ginge es um die Wiederinbesitznahme von Klaipėda als nationales Projekt – Klaipėda also nicht so sehr als zweitgrößte Stadt des Landes (Vilnius wurde von Polen besetzt gehalten) und, als seine einzige Hafenstadt, Litauens Tor zum Westen. Es schien überhaupt weniger um die Stadt selbst als vielmehr um eine Art später nationaler Genugtuung zu gehen, um den Beweis gleichsam, dass Klaipėda unter einer deutschen Kruste eigentlich doch immer litauisch gewesen sei, sei und sein werde. Dafür bedurfte die im Großen und Ganzen deutsche Stadt einer beträchtlichen Zahl adäquat ausgebildeter Litauer, einer Art Siedlerbewegung, eines litauischen *Go West* – von Großlitauen nach Kleinlitauen. Aber dem Ruf nach Klaipėda mochte trotz allen propagandistischen Aufwands damals dennoch niemand so recht folgen. Selbst an litauischen Touristen aus dem Binnenland mangelte es. Noch in der zweiten Hälfte der 30er Jahre beklagte die Lokalpresse, dass nach Klaipėda fast ausschließlich deutsche Urlauber kämen, und ersuchte die Litauer, sich die Stadt wenigstens einmal in ihrem Leben anzuschauen. Bei näherem Hinsehen verdichtet sich die Vermutung, dass sich die Bemühungen von Kaunas im Wesentlichen

in dieser umso vollmundigeren Rhetorik erschöpften, der man tatsächlich selbst nicht so recht zu glauben schien.

Dies wird besonders deutlich im Kaunaser Verhältnis zu den im Memelland ansässigen „Kleinlitauern" oder „lietuvininkai" (im Gegensatz zu „lietuviai"). Sie, die eigentlichen „Kulturträger", wurden zu Säulen eines unzerstörbaren Litauertums stilisiert, das aller Germanisierung zum Trotz die Jahrhunderte überdauert hatte und nun zu neuer Blüte gelangte. Allen voran Martynas Jankus, der „Patriarch Kleinlitauens",[1] und neben ihm Vydūnas und Jieva Simonaitytė. Aber hinter dieser Stilisierung – die über kurz oder lang zur Erstarrung führte – machten sich in Kaunas Gleichgültigkeit und Herablassung gegenüber der (selbst im Dialekt) deutschen Einflüssen unterliegenden und als provinziell abgetanen Lokalkultur bemerkbar. Jieva Simonaitytė, später gefeiert als *die* kleinlitauische Heimatdichterin schlechthin, hatte erhebliche Schwierigkeiten mit ihrem Kaunaser Verleger, der aus ihrem ersten Roman den lokalen Akzent getilgt hatte. Und wäre Vydūnas' an Gandhis Ideen erinnerndes, pantheistisches Gedankengebäude so charismatisch gewesen wie der Dichter und Denker selbst, dann hätte es in Kaunas vermutlich mehr als nur leises Unbehagen[2] ausgelöst. Man verstand ihn in Litauen so, wie man ihn verstehen wollte (oder konnte), und nach einem häretischen (weil pantheistischen) Unruhegeist stand im katholischen Großlitauen den Allerwenigsten der Sinn.

Die litauischen Literaten, die es vor dem Kriege nach Klaipėda verschlagen hatte, bildeten keine Literaturszene, sie verpassten und mieden einander, ihre Wege kreuzten sich oft nur punktuell und zufällig.

---

1 Der Hof von M(artynas) Jankus am Fuße des (Berges) Rambynas (dt. Rombinus) und auch der Rambynas selbst waren ein ständiger Ort für Exkursionen, Besuche offizieller Gäste und die Ausrichtung von Festlichkeiten und organisatorischen Zusammenkünften. Für die Eintragungen der Besucher wurde 1928 in der Buchbinderei „Rytas" das monumentale „Ewige Buch des Rambynasbergs" hergestellt, das in Jankus' Haus aufbewahrt und zu Festlichkeiten auf den Rambynas gebracht wurde. In Anbetracht der Wichtigkeit von Jankus für die litauische Nationalbewegung und das politische Leben des Klaipėdaer Gebietes wurde er „Patriarch Kleinlitauens" genannt; vgl. Domas Kaunas, Mažosios Lietuvos veidai ir vaizdai (Gesichter und Ansichten Kleinlitauens). Vilnius 2000, S. 345.

2 „(Antanas) Venclova erzählte (scherzhaft) (...), dass der Rektor Prof. Römeris anlässlich der Feierlichkeiten zu Vydūnas' 60. Geburtstag in der Aula der Litauischen Universität (von Kaunas) gesagt hätte, Vydūnas sei ‚Dünger', auf dem die schönsten Blumen blühen, und Vydūnas sei ein Hooligan, denn er habe gelärmt und dem litauischen Volk keine Ruhe gelassen und es aufgeweckt. Vydūnas sei ein Dieb und ein Räuber, denn er habe unsere Herzen herausgerissen und gestohlen." Salys Šemerys, Žmonės mano gyvenime (Menschen in meinem Leben). Klaipėda 1997, S. 139.

Aber es lohnt sich dennoch, aus größerer zeitlicher Distanz zurückzuschauen. Klaipėda erscheint als Wegscheide der litauischen Literatur: zwischen freiem und besetztem Litauen, zwischen Heimat und Exil.

Jurgis Savickis (1890–1952), einem der geistreichsten und feinsinnigsten litauischen Prosaiker des 20. Jahrhunderts, verdanken wir die folgenden Reiseimpressionen von der Stadt aus der zweiten Hälfte der 20er Jahre. Savickis, bis 1940 litauischer Botschafter in Skandinavien und beim Völkerbund in Genf, präsentiert sich hier in charakteristischer Weise – als welterfahrener und patriotischer Beobachter:

> Die Stadt Klaipėda, die in jüngster Zeit so berühmt wurde in Europa, ist heute, am Feiertag, völlig leer. Die Bürger stürzen sich auf die alle 15 Minuten ablegenden Boote und fahren zur Erfrischung ans Meer. Wenn ich die Ohren spitze, gelingt es mir manchmal, unter Hunderten einen litauisch Sprechenden auszumachen. Trauen sich die anderen nicht oder gibt es sie hier gar nicht? Oder fahren die Litauer am Feiertag nicht ans Meer? Ansonsten wirkt die Menge, was Kleidung, Hüte, Gestalt und Sprache betrifft, vollkommen deutsch. Bei den Frauen sieht man es an den Frisuren und den altmodischen Blüschen. Alle halten sich peinlich genau an die Ordnung.[3] Das ganze Städtchen ist offenbar beherrscht von ungeschriebenen, aber strikten Gesetzen, übertreten darf man sie nicht. So wie man z.B. auch nicht links auf der Klaipėdaer Brücke laufen darf. Das wäre tödlich!
>
> An der Anlegestelle entdecke ich einen echten Litauer, der gerade vom Land gekommen ist. Obwohl es Sommer ist und heiß und die Leute aus der Stadt flüchten, um die erfrischende Seeluft zu genießen, trägt er einen grauen Mantel, darüber einen warmen, bodenlangen Wollumhang und an den Füßen schwere Schuhe. Er hält die Peitsche in der Hand, weil er das für die Reise so wichtige Utensil nicht im Wagen zurücklassen wollte, es hätte ja jemand stehlen können, vielleicht hat er auch schlechte Erfahrungen gemacht und sie mitgenommen, um sich vor den Hunden zu schützen. Der graue Mantel hängt voller Stroh, der Mann wird nach langer Fahrt gerade erst vom Wagen gestiegen sein. Neben ihm eine zweite, kleinere Gestalt. Sie fällt nicht weiter auf. Sie hält an einem gestreiften Gurt den prallen Verpflegungssack, der sorgsam

3 Im Original deutsch.

> gehütet und nicht für einen Moment aus der Hand gelassen wird. Die Klaipėdaer betrachten diese graue Erscheinung, die jetzt ihre Gegend beherrscht – den litauischen Bauern – und kommen aus dem Staunen nicht heraus. Und auch der hochgewachsene graue Bauer, der an der Anlegestelle steht und noch aus der Ferne groß wirkt, sieht sich die sogenannten Menschen an, die ihm mit ihren städtischen Gewohnheiten zweifellos unendlich komisch vorkommen. Er wächst, er wird größer. Schließlich ist er über das „Vaterland", die umgestürzte große Statue, hinausgewachsen, und über die nicht besonders kleinen Häuser von Klaipėda. Er verdeckt sogar den Horizont. Dieser große litauische Bauer mit der kolossalen Peitsche und dem Proviantsack, die er zur Stärkung von Seele und Körper so sehr braucht.[4]

Diese Straßenszene entstammt jenen Jahren, in denen sich noch keine litauischen Schriftsteller in der Stadt angesiedelt hatten.

> Ich habe mir vorgenommen, beim örtlichen Gouverneur vorbeizuschauen, der über die Souveränität der Litauischen Republik wacht. Natürlich habe ich kein besonderes Anliegen, sowenig wie vermutlich die meisten anderen Besucher, aber ich gehe, wie es sich z.B. für einen guten Bauern gehört, der ins Städtchen gekommen ist und nach der Messe den Priester besucht, oder, für einen vornehmeren Herren, der einfach nur seine Reitpeitsche für eine Weile auf der Terrasse abstellt. Und ich irre mich nicht, der Gouverneur empfängt mich mit einer für alle Gouverneure verbindlichen Gemächlichkeit.
>
> Unter Höflichkeitsbekundungen von einem Lakaien eingelassen, verweile ich in einem großen Saal. Offenbar öffnen sich hier die Türen allen Durchreisenden, die anklopfen. Wie bei dem Bischof bei Victor Hugo, der sich auch nicht weigerte, den ersten besten Vagabunden vorzulassen und bischöflich zu beschenken.
>
> Auf der Sesselkante sitzend nehme ich den Salon in Augenschein. Salons sind zur Zeit, so scheint es, das größte Problem in Litauen. Auch dieser, wenngleich in einem schönen, weiträumigen Saal eingerichtet, hat etwas Zufälliges, Zusammengestücktes, Nachkriegszeithaftes. Es ist noch kein eigenständiges Werk.

---

4 Jurgis Savickis, Raštai (Schriften). Bd. III, Vilnius 1995, S. 67 f.

Anstelle einer Kriegstrophäe, eines Geschützeinschlags, hängt ein riesiger, die ganze Wand bedeckender Vorhang, von sorgsamen Frauenhänden bestickt. Die litauische Fahne mit dem Reiter, der in den Seidenfalten sein schnittiges Schwert eingesteckt hat und verbirgt – er selbst ist nicht zu sehen. In der Vitrine des Salons, wo normalerweise Arbeiten aus Silber und Elfenbein sowie Porzellanfigürchen und weitere Kuriositäten zusammengestellt sind, von einer „Napoleon"-Schnupftabaksdose bis zu Nussknackern, die – wie man wohl hätte erwarten dürfen – das Werk litauischer Hirten sind, steht einsam und allein eine mit Nüssen gefüllte Kristallschale. Offenbar wurde hier eine besondere Sorte ausgewählt – schwer zu beißen und nicht mehr zu knacken. Der Herr Gouverneur scheint die im Klaipėdaer Gebiet zu lösenden Probleme gern in allegorischer Form zu demonstrieren. Diese harten Nüsse werden dem breiten Publikum gleichsam in einem Prisma vorgeführt. Kein leichtes Metier offenbar, Gouverneur des Klaipėdaer Gebiets zu sein, noch dazu einer der ersten. Aber bei näherer Betrachtung lässt sich jede Frage, die internationaler Art ist, anders erklären. Und meine Theorie „der harten Nüsse" löst sich in Wohlgefallen auf, nachdem ich mir das Behältnis genauer angeschaut habe. Es sind gar keine Nüsse – nur schöne litauische Bernsteine, die das Auge mit ihrer braunen Farbe erfreuen und Nüssen von weitem sehr ähnlich sehen. Da sieht man, wie bedachtsam und eingehend verwickelte politische Theorien aufgestellt werden sollten!

Von diesen klaren gelblichen Bernsteinstückchen, die die klare litauische Vergangenheit so anschaulich und romantisch darstellen und so viel Verständnis für ihre Anfänge wecken, ein voller Krug. In diesem Krug verbindet sich gewissermaßen das Romantische mit dem Nützlichen. So muss es sein im Salon eines Gouverneurs.

Den Saal betritt der sympathische, noch recht junge Gebietsgouverneur,[5] wenn er auch, wie mir schon früher zu Ohren kam, jünger aussieht, als er ist. Er war lange Zeit in Amerika und hat, im Gegensatz zu uns unter dem blauen Himmelsgewölbe von Litauen, weder zum Älterwerden noch zum Verfallen Zeit gehabt. Allzu oft schlucken wir unsere Misserfolge und Gefühle mit einer guten Portion koldūnai[6] herunter. (...)

---

5 1926, als die Skizze verfasst wurde, war Jonas Žilius (1870–1932) Gouverneur des Klaipėdaer Gebietes.

6 „Koldūnai", litauisches Gericht: kleine Mehlteigtaschen mit gehacktem Rind- und Schweinefleisch, vergleichbar mit russischen „Pelmeni".

> Ich erzähle, warum ich reise, wer ich bin und wohin ich fahre. Diese drei Fragen lassen sich mit den Worten „nirgendwohin" und „niemand" beantworten. Der Gouverneur ist zufrieden. Ihm tut es nicht leid, mir seine Zeit gewidmet und sich mit mir unterhalten zu haben. Ich empfehle mich in bester Laune.[7]

Diese ersten Eindrücke von Klaipėda sind als Ausgangspunkt und Hintergrund für die folgenden Betrachtungen tonangebend.

Salys Šemerys (eigtl. Saliamonas Šmerauskas, 1898–1981) war der erste Autor überregionalen Ranges aus dem litauischen Binnenland,[8] der sich in Klaipėda niederließ, und zugleich der einzige, der dort – mit Unterbrechung der Kriegsjahre – auch bis zu seinem Tode lebte. Šemerys hatte als Student und Mitglied der Avantgardegruppierung „Keturi vėjai" („Die vier Winde") seinen Lyrikband „Granata krūtinėj" (1924, „Granate in der Brust") veröffentlicht, der in der Kaunaser Szene im wahrsten Sinne des Wortes wie eine Bombe eingeschlagen war. Während Traditionalisten (z.B. Adomas Jakštas, der Papst der litauischen Zwischenkriegsliteratur) und Symbolisten (z.B. Balys Sruoga) in „fürchterlichen", „galligen" und „bissigen" Kritiken „fauchten",[9] fühlten sich vor allem jüngere angehende Autoren, denen es die moderne westeuropäische und russische Lyrik angetan hatte, ermutigt und ermuntert. Besonders das Gedicht „Himnas mergelei" („Hymne an die Jungfrau") erlangte – sowohl wegen seiner erotischen Freimütigkeit als auch seiner antiklerikalen Töne – notorische Berühmtheit:

---

7 Savickis, Raštai (wie Anm. 4), S. 68 f.

8 Šemerys selbst schreibt: „Als ich 1927 nach Klaipėda kam, um als Lehrer zu arbeiten, lebten dort zu jener Zeit mehrere Schriftsteller: Santvaras, Pranas Mašiotas, Girlianda Jakužaitis und Dausinaitė-Varnienė. Früher hatten hier Balys Sruoga und Butkų Juzė gelebt. Später arbeiteten hier auch Antanas Venclova, Danas Pumputis und Gintalas." Ders., Žmonės mano gyvenime (wie Anm. 2), S. 39. – Stasys Santvaras, ein weniger bekannter und bedeutender Literat, hatte in den frühen 20ern in der Stadt einige Zeit studiert. Pranas Mašiotas, Kinderbuchautor, war zwischen 1924 und 1929 wegen seiner modernen reformpädagogischen Anschauungen hoch angesehener und beliebter Direktor des litauischen Gymnasiums von Klaipėda. Vom offenbar kurzzeitigen Aufenthalt des bedeutenden Lyrikers, Dramatikers und Prosaautoren Balys Sruoga um das Jahr 1923 ist wenig bekannt.

9 Salys Šemerys, Granata krūtinėj (Granate in der Brust). Vilnius 1969, S. 116.

Oh du magnetische,
Du lilienhafte,
Einzige Jungfrau!
Du weißt nicht:
Die Fasern meines morgenroten Blutes
Richtet dein geflocht'nes Flechtwerk auf.
Ich ziehe deine schwüle Schwielenliebe –
Das heiße Hügeldreieck, das sich in mich bohrt –
Wie der Schornsteinfeger den verrußten Besen,
Hündisch in meine Herz-Hütte hinein.[10]

Šemerys war wohl auch der einzige der hier vorgestellten Autoren, der aus freiem Willen nach Klaipėda kam. Er fand noch vor Ablauf seines Studiums in Kaunas, das er dennoch 1928 absolvierte, eine Stelle als Lehrer für Literatur am litauischen Gymnasium in Klaipėda. Er ist nicht aus Kaunas geflohen – vor materieller Not, geistiger Enge oder politischem Druck, sondern weil ihn „die Romantik des Meeres anzog": „Auf den Meeren fahren – für die Phantasie ein Raum ohne Grenzen!"[11] Šemerys beseelten drei eher private Leidenschaften: die Lyrik, das Segeln und die Liebe. Hier suchte und fand er Erfüllung.

Eine weitere Leidenschaft von Šemerys war das Werk von *Vydūnas* (eigentlich Wilhelm Storost, 1886–1953), mit dem er auch persönlich bekannt war.[12] Seine Dissertation über Vydūnas' Philosophie, an der er lange Zeit gearbeitet hatte, war Anfang der 30er Jahre an der Universität in Kaunas abgelehnt worden. Antanas Venclova (1906–1971) schreibt in seinen Erinnerungen, Šemerys habe einem Bekannten erzählt: „Ich habe geschrieben, mich gequält, dachte daran, den Doktorgrad zu erhalten, aber Biržiška (der Rektor der Universität; C. S.) und Mykolaitis (der Schriftsteller und Universitätsdozent Vincas Mykolaitis-Putinas; C. S.) haben sie abgelehnt. Die sagen, ich hätte den ganzen Vydūnas in der Dissertation zitiert. Und wirklich, wozu mit eigenen Worten sprechen, wenn Vydūnas alles klarer und konsequenter dargelegt hat...".[13] Šemerys, der radikale, aber stille Individualist, war einer der wenigen, die Vydūnas' am Ende recht verworren wirkendes Gedankengebäude tatsächlich verinnerlicht haben. Šemerys – Lebenskünstler und Meister der Kurzform (er verfasste

10 Ebenda, S. 18.
11 Ebenda, S. 116.
12 Šemerys, Žmonės mano gyvenime (wie Anm. 2), S. 101.
13 Ebenda, S. 322.

neben Gedichten Fabeln und die hier herangezogenen vignettenhaften, lebendigen und sehr persönlichen Kurzporträts seiner Zeitgenossen) – neigt eher dazu, Vydūnas' Lehre zu leben, als sie theoretisch und umfassend darzulegen.

Folgt man einem Gedanken von Vytautas Kavolis, einem angesehenen exillitauischen Kulturhistoriker und Soziologen, so ist Vydūnas im Litauen der Zwischenkriegszeit geradezu zwangsläufig missverstanden worden und das Phänomen Vydūnas bis heute nicht ganz enträtselt. Dies erscheint angesichts der folgenden Passage aus einem Schullehrbuch für litauische Literatur recht plausibel, in der eine gewisse Hilf- und Ratlosigkeit im Umgang mit dem Phänomen Vydūnas offen angesprochen wird:

> Er zweifelte nicht daran, dass es schön und sinnvoll sei, sich für andere zu opfern, besonders für die nationale Gemeinschaft. Mit dem Stärkerwerden des Individualismus und der Vertiefung des Konflikts zwischen dem Einzelnen und Allen könnte es so aussehen, als sei Vydūnas' Position zu archaisch und seine Menschen (Dramengestalten; C.S.) nicht lebendig, dass es solche überhaupt nicht gibt. Aber Vydūnas hat es wirklich gegeben.[14]

Im Gegensatz dazu erblickt Kavolis den Kern von Vydūnas' Philosophie in dem Drama „Ne sau žmonės" von 1900: „Ich aber gehorche keiner Gewalt... Ich beuge mich niemandem! Ich werde aus eigener Kraft überleben. Ein Mensch ist er unter Menschen, aber ein Mensch für sich."

Die begreifliche, einfache Formel „žmogus sau" – „Mensch für sich" ist im Litauischen mittlerweile so etwas wie ein geflügeltes Wort (und wohl auch eine treffende Kurzformel für das Leben von Salys Šemerys). Kavolis erblickt darin einen Begriff „von der bewussten Individualität",[15] eine Form „ethischer Unabhängigkeit", „individueller ethischer Vervollkommnung", in der Vydūnas wahrscheinlich eine in der Zwischenkriegszeit nicht verwirklichte, aber notwendige Voraussetzung für die deshalb letztlich nicht vollzogene „kollektive Befreiung" der Litauer erblickt habe,[16] und beklagt:

---

14 Viktorija Daujotytė, Lietuvių literatūra (Litauische Literatur). Bd. 11, Kaunas 1996, S. 105.

15 Vytautas Kavolis, Samoningumo trajektorijos (Trajektorien der Bewusstheit). Chicago 1986, S. 29.

16 Ebenda, S. 264.

> Jedoch war das Projekt seiner moralischen Vorstellung recht künstlich, ‚geschmiedet' – so wie wir es vielleicht auch aus dem dem Untergang entgegen gehenden preußischen Litauen erwarten würden. Und er, der eine Zeit lang durch seine ethische Ernsthaftigkeit Einfluss auf Idealisten ausübte, die die Religion verloren hatten, ist an der Peripherie der Geschichte des litauischen Bewusstseins geblieben.[17]
>
> Später verwickelte Vydūnas diesen Kampf in komplizierte Schemata der „Lehre von den inneren Mysterien", in denen sich wenige zurechtfanden... Vydūnas' Name wurde von den Litauern dekorativ benutzt – ohne darauf zu hören, was er vom Menschen gefordert hat.[18]

Es ist eine Ironie des Schicksals, dass sich 1934 zu Šemerys ans litauische Gymnasium von Klaipėda als zweiter Literaturlehrer ausgerechnet *Antanas Venclova* gesellte. Über die Gründe für den im Sommer 1933 gefassten Entschluss, aus Kaunas nach Klaipėda umzuziehen, heißt es in seinen Memoiren:

> Im Urlaub erfahre ich, dass das Klaipėdaer Vytautas-der-Große-Gymnasium einen Spezialisten für litauische Sprache und Literatur sucht. Ich fuhr nach Klaipėda und suchte den Direktor auf. Ja, sie brauchen einen jungen, energischen Lehrer. Das Gymnasium ist nicht dem Kaunaser Bildungsministerium, sondern dem hiesigen Direktor unterstellt. „Oh", dachte ich, „hier wird es zweifelsohne freier. Niemand wird mich zwingen, für die Tautininkai oder die Šiaulisten zu schreiben."[19]

Für Venclova war im Gegensatz zu Šemerys Klaipėda kein Wohnort nach Wunsch. Aber pflichtbewusst, wie er war, machte er aus der Not eine Tugend:

> Und so bin ich in einer Stadt, an die ich vor ein paar Monaten nicht einmal gedacht habe. Nach Klaipėda gehen meist dem Staat etwas verdächtige „Vertriebene", die in Kaunas keine Arbeit bekommen. Hier herrschen besondere, etwas freiere Gesetze. Natürlich kommen auch hohe Beamte, alle möglichen Berater der Gouverne-

17 Ebenda, S. 29.
18 Ebenda, S. 262.
19 Antanas Venclova, Jaunystės atradimas (Die Entdeckung der Jugend). Vilnius 1966, S. 314.

> mentsverwaltung. Klaipėda hat viele Vorzüge – das Meer ist gleich hier, und von Frühling bis Spätherbst, wenn die Saison der Regen und Nebel anfängt, ist es angenehm nach Giruliai hinauszufahren, mit der Fähre hinüber nach Smiltynė oder sogar nach Nida.[20]

Seine Frau Eliza ist in ihren Erinnerungen etwas offener:

> Mit tat es Leid für Antanas, dass er in Klaipėda arbeiten musste, weit weg von Kaunas, den Freunden und dem literarischen Leben. In Klaipėda fühlten wir uns, als lebten wir in der Fremde. Der einzige kulturelle Brennpunkt war das litauische Dramentheater... Antanas mochte das Unterrichten nicht. Es nahm ihm viel Zeit und Kraft. Soviel ich konnte, half ich ihm bei der Korrektur der Schulhefte, damit er Zeit für seine geliebte Arbeit hatte.[21]

Antanas Venclova war ein führender Kopf der „Dritten Front", einer linksgerichteten literarischen Gruppierung in der litauischen Literatur, die sich Anfang der 30er Jahre gebildet hatte. Sie setzte die Traditionen der „Vier Winde" (denen Šemerys angehört hatte) fort. Mit einer im Laufe der 30er Jahre fortschreitenden (wie sich erweisen sollte, folgenreichen) Akzentverschiebung: von der literarisch radikalen, innovativen Avantgarde zur sozial engagierten, revolutionären Literatur.

> Anfangs war es eher eine europäische expressionistische „aktive Kunst": ein Bestreben, das schreckliche und armselige Leben auf realistische Weise darzustellen, aber einseitig, hyperbolisiert und verzerrt, in origineller und absichtlich ungefälliger Form. Es wird von außen betrachtet und versucht, stark zu verallgemeinern. Es werden naturalistische Mittel verwendet, und die Bilder von Leben und Geburt sollten metaphorisch den Beginn eines neuen Lebens bedeuten... Später verstärkte sich die neue Ästhetik der *Umgestaltung des Lebens,* beeinflusst vom deutschen Aktivismus und der russischen revolutionären und proletarischen Literatur (LEF[22], REF[23]): das war der Übergang zur offenen politischen Agitation, der Eintritt ins wirkliche Leben.[24]

---

20 Ebenda, S. 316.

21 Eliza Venclovienė, in: Marija Macijauskienė, Atsiminimai apie Antaną Venclovą (Erinnerungen an Antanas Venclova). Vilnius 1988, S. 386.

22 LEF: russ. Levyj Front Iskusstva/dt. Linke Kunstfront.

23 REF: russ. Revolutsionnyj Front Iskusstva/dt. Revolutionäre Kunstfront.

24 Dalia Striogaitė, Avantgardizmo sūkuryje (Im Strudel des Avantgardismus). Vilnius 1998, S. 122.

Wie ernst es diesen Literaten mit der proletarischen Revolution in Litauen tatsächlich war, ist bisher nicht ganz geklärt.[25] Aber der stets überaus korrekte, pflichtbewusste und auf Ausgleich bedachte Antanas Venclova machte im wirklichen Leben weder einen besonders proletarischen noch einen besonders revolutionären Eindruck. Selbst in seinen eigenen Erinnerungen an Klaipėda wirkt der tatsächlich acht Jahre jüngere Venclova älter als sein literarischer „Vorläufer" Šemerys. Vielleicht liegt dies ja am Gestus der „Drittfrontler", eine den Kinderschuhen der „Vierwindler" ent- und nun erwachsene, sozial verantwortliche Avantgarde zu sein. In die litauische Literatur der Zwischenkriegszeit war Šemerys als Meuterer und Venclova als Eroberer eingetreten.

Eine Episode aus Venclovas Erinnerungen illustriert diesen Gedanken. Die beiden Kollegen konnten damals am Klaipėdaer litauischen Gymnasium gemeinsam über den Lehrplan für Literatur entscheiden. Šemerys habe keine Scheu gezeigt, die Schüler zum Experimentierfeld seiner „originellen Ansichten" zu machen. So habe Venclova beispielweise von seinen Schülern erfahren: „Shakespeare hat uns schon Herr Šmerauskas unterrichtet. Er sagte, Shakespeare hätte einen sehr schlechten Stil und es lohne sich nicht ihn zu lesen...".[26] Šemerys, Leiter der Schulbücherei, verweigerte sogar die Herausgabe von Shakespeare und Tolstoi an die Gymnasiasten und erklärte, vom Direktor wegen seiner drastischen Umstellungen der Lektürelisten zur Rede gestellt:

> „Ich habe mich der Arbeit von Grund auf angenommen. Ich habe alle Leichen, also die, die tot sind, rausgeworfen (...) und nur Donelaitis gelassen. Aber ich empfehle, ihn mit all' seinen

---

25 „Sirijos Gira ruft aus, als er sich in seinem ersten Gedichtband ‚Golas į ateitį' gegen ‚rote Ideen' ausspricht: ‚Dynamit ist nötig/den Krötenkopf zu sprengen', ist wütend über ‚die jungen Gecken – die roten linken', die ‚auf den Freiheitsalleen mit Limousinen herumfahren...' Und einige Jahrzehnte später wird Aistis, wenn er sich an diese Zeit erinnert, über die Drittfrontler schreiben: ‚im modischen Geckenaufzug gaben sie Gastauftritte auf Bällen, in den teuersten Restaurants, in den Palangas, im Ausland usw.' Aus irgendeinem Grunde blieb bei beiden damaligen Dichtern ein- und dasselbe hängen – ‚Modegecken': ein Widerspruch zwischen deklarierter Weltanschauung und privater Extravaganz? Ein imaginierter Lohn für Ideentreue (die später gut bekannte Großzügigkeit des Systems gegenüber denen, die dazugehörten)? Die ‚Dritte Front' suchte Stützen und hatte hinter den Kulissen unklare Verbindungen (...) und bis jetzt ist nicht alles aufgedeckt." In: Ebenda, S. 124.

26 Venclova, Jaunystės atradimas (wie Anm. 19), S. 320.

Kraftausdrücken zu unterrichten (...) Ich mag den kastrierten Donelaitis nicht (...) Aus der Weltliteratur habe ich, beginnend mit Homer, alle Leichen rausgeworfen..."
„Das ist interessant", erwiderte der Direktor. „Da lassen Sie also nur lebende Schriftsteller im Lehrprogramm? Und wenn nun einer stirbt?"
Šmerauskas antwortete: „Nichts einfacher, als einen Gestorbenen zu streichen und einen Lebenden einzufügen. Lebende finden sich immer."[27]

Allerdings sind die lange nach dem Krieg verfassten Erinnerungen[28] der beiden Schriftsteller an ihre Klaipėdaer Zeit mit etwas Vorsicht zu genießen. Im Klaipėda der 30er Jahre war der Unterschied im Naturell der zwei Männer noch ein eher harmloses Kuriosum.[29] Sie teilten ja damals auch noch Unbehagen und Unmut am offiziösen, nationalistisch-klerikalen Kaunaser „Establishment". Im sowjetisch besetzten Litauen jedoch waren die Differenzen zwischen den beiden Männern zu einer tiefen Kluft geworden. Und in ihren Erinnerungen aneinander haben sie – jeder mit der ihm eigenen subtilen Wortgewalt – gute Miene zum bösen Spiel gemacht.

Šemerys hatte sich allmählich ganz vom Meuterer zum Außenseiter gewandelt und führte in der Nachkriegszeit ein eher zurückgezogenes Leben als schreibender Lehrer in Klaipėda. Antanas Venclova hingegen wurde nach dem „Anschluss" Litauens an die Sowjetunion im Sommer 1940 für einige Jahre Bildungskommissar (Minister) Sowjetlitauens, in der zweiten Hälfte der 50er Jahre war er Vorsitzender des sowjetlitauischen Schriftstellerverbandes und galt fast bis zu seinem Tod 1971 als eine der einflussreichsten Figuren im sowjetlitauischen Kulturapparat. Aus dem einstigen Eroberer war ein „Hausherr" geworden. Diese späteren Entwicklungen im Leben der beiden Autoren hatten sich im Klaipėda der 30er Jahre schon abgezeichnet. Sie sind selbst in Bezug auf Antanas Venclovas „steile Karriere" weniger überraschend, als man vielleicht auf den ersten Blick meinen könnte. Venclova war in einer Bauernfamilie der Suvalkija aufgewachsen und

27 Ebenda, S. 321 f.
28 Ebenda. – Šemerys, Žmonės mano gyvenime (wie Anm. 2), fertig gestellt vermutlich gegen Ende der 70er Jahre, bis zur Veröffentlichung 1997 im Handschriftenarchiv des Vilniuser Literaturinstituts.
29 „Mit Šemerys wird es dir in diesem Klaipėda nicht langweilig", hatte ein Kaunaser Kollege zu Venclova gesagt. – Der Kollege war der angesehene Prosaiker Petra Cvirka; in: Venclova, Jaunystės atradimas (wie Anm. 19), S. 323.

zeigte auch in der Literatur charakteristische „suvalkische" Züge: Schon im Laufe der 30er Jahre wirkte er zusehends wie ein sorgfältiger, gewissen- und ernsthafter, arbeit- und sparsamer, konservativer „Haushälter" der litauischen Literatur. Dieser Literatur hat er wahrscheinlich mehr vor- oder beigestanden als angehört, d.h. er hat die litauische Literatur weniger durch seine literarischen Werke beeinflusst[30] als vielmehr von außen, durch Wertung, Förderung und Vermittlung auf sie eingewirkt.

Dies zeigte sich auch in Venclovas damaliger Beziehung zur lokalen preußisch-litauischen Literatur. Während Šemerys sich in besonderer Weise dem vergeblichen, aber leidenschaftlichen Unruhegeist Vydūnas verbunden fühlte, war Venclova dem Schaffen der Heimatdichterin *Simonaitytė* hilfreich zugetan.

Die Autodidaktin aus Vanagiai, einem Dorf bei Priekulė, gilt als die Heimatschriftstellerin „Kleinlitauens", also eben jenes Gebietes, in dem Litauer und Deutsche jahrhundertelang neben-, mit- und gegeneinander gelebt haben. Ihre Romane sind eine Art episch breiter Abgesang auf diese Kultur, die Kultur der „lietuvininkai", die bereits vor Hitlers Einmarsch ins Memelland im Schwinden begriffen war. In der Bezeichnung „lietuvininkai" drückt sich die Spezifik der, wie man heute wohl sagen würde, regionalen Identität im Unterschied zu „lietuviai" („Litauer") aus. Simonaitytės Werke beschreiben nicht nur detailliert den Alltag dieser Menschen in Vergangenheit und damaliger Gegenwart, sondern sind in ihrer eigenen Sprache, nämlich im Dialekt dieses Landstrichs verfasst, der von Germanismen durchsetzt ist. Sie wurzeln direkt in der mündlichen Überlieferungskultur, die bis an die Texte der Autorin heranreicht, die aus diesem „einfach" Erzählten schöpfen: „Ich wollte ein Bild allein aus ‚von Mund zu Mund gehenden' Überlieferungen unserer alten weisen *lietuvininkai* schaffen. Und ich habe es getan."[31]

Diese Nachricht aus einem Brief von 1936 bezieht sich auf „Aukštųjų Šimonių likimas" („Das Schicksal von Aukštieji Šimonai", einem Dorf im Memelgebiet), ihren ersten Roman, der möglicherweise ohne die Zusammenarbeit mit Antanas Venclova so nicht veröffentlicht worden wäre. Im Herbst 1935 wandte sich Simonaitytė an ihn um Hilfe bei der Veröffentlichung ihres Erstlingswerks, weil es in Kaunas

---

30 In Klaipėda verfasste und veröffentlichte Antanas Venclova im Jahre 1936 „Draugystė" („Freundschaft"), seinen ersten Roman, der von eher zweitrangiger Bedeutung ist.

31 Zit. nach Daujotytė, Literatūra (wie Anm. 14), S. 432.

von einem (nicht näher genannten) „bekannten" Schriftsteller redigiert wurde, der die Dialektismen gestrichen hatte. Folgende Passage gehört zu den eindrucksvollsten in Venclovas Memoiren:

> Simonaitytė hatte ihn mit sehr deutlichen Zügen ihres Dialekts geschrieben, diesem Redakteur war das alles unannehmbar erschienen, und er hatte das Manuskript bemerkenswert erfolglos redigiert. An vielen Stellen waren Wörter und Wendungen herausgenommen worden, die in Klaipėda weit verbreitet sind, und die charakteristischen syntaktischen Konstruktionen waren irgendwie an die für die Kaunaser Literaten gewohnten Formen angepasst worden. Ich bemerkte, dass meine Besucherin sehr beunruhigt war und ihr diese Bereinigung ihres Werkes schreckliche Schmerzen bereitete. „Das ist doch mein Kind", sagte Simonaitytė, „mein Kind..." (...)
>
> Was tun? Die Autorin und ich begannen Satz für Satz zu lesen. Wo immer sie mich anhielt, wenn sie eine schlecht gelungene Korrektur gefunden hatte, bat ich sie, sich daran zu erinnern, was sie geschrieben hatte. So lasen wir zwanzig, dreißig Seiten, und ich schaute diese Frau mit wachsendem Erstaunen an. Eine echte Schriftstellerin, und was für eine! Sie schrieb, ohne sich um irgendwelche in unserer Literatur üblichen Kanons und Regeln zu kümmern, und schrieb irgendwie lebendig, bemerkenswert, mit einem Stil und einer Sprache, die nur ihr eigen waren... Als wir die Worte und Wendungen, die die Autorin gern hatte, in den Text zurückbrachten, belebte sich die Sprache sofort und erstrahlte in Klaipėdaer Fülle... Selten erschien mir eine Satzkonstruktion nicht litauisch; das eine oder andere deutsche Wort hätte man vielleicht auch ohne Not streichen können. Aber wir berieten uns lange und suchten nach passendem Ersatz.
>
> Die Arbeit schlich stückweise voran. Je weiter wir kamen, umso mehr bezauberte mich das Buch der Schriftstellerin des Klaipėdaer Gebiets. Ich freute mich, dass diese Gegend, deren historisches Schicksal so tragisch ist, plötzlich aus ihren Tiefen eine große Epikerin hervorbringt.[32]

Venclovas Kontakte mit Freunden, Kollegen und Familienangehörigen in Kaunas rissen durch Korrespondenzen und gegenseitige Besuche nicht ab. Von Klaipėda aus unternahm er auch viele Reisen

32 Venclova, Jaunystės atradimas (wie Anm. 19), S. 336 f.

(u.a. nach Estland, Finnland und Frankreich), von denen die Fahrt in die Sowjetunion im Frühjahr 1936 (mit einer Gruppe litauischer Schriftsteller und Künstler) wohl die folgenreichste war. Seine in der Nachkriegszeit veröffentlichten Schilderungen des dort Erlebten erinnern an die Darstellungen westlicher Linksintellektueller, die damals die Sowjetunion besuchten und sich in ihrer Sympathie für die „Diktatur des Proletariats" allzu gern bestätigen ließen. Dazu hat sicher auch die in der zweiten Hälfte der 30er Jahre unter den deutschen Einwohnern Klaipėdas allmählich kippende Stimmung beigetragen. So erinnert sich z.B. der Schriftsteller Juozas Paukštėlis an folgende Bemerkung von Antanas Venclova aus dem Jahr 1938:

> Das schlimmste ist der Rassismus, der sich ausbreitet. Hitler wird von Mal zu Mal schlimmer... Und mit ihm seine Anhänger. Wenn man früher in den Klaipėdaer Läden mit dir noch recht und schlecht litauisch gesprochen hat, so traust du dich jetzt nicht mal mehr, den Mund aufzumachen. Abends musst du aufpassen, dass du nicht von irgendeinem Hitlerjungen angefallen wirst.[33]

Paradoxerweise aber scheinen Venclovas Ansichten über die Literatur in jenen Jahren, da er der Sowjetunion politisch näher kam, zusehends liberaler geworden zu sein. Hatte er noch Anfang 1936 (also wahrscheinlich vor seinem Aufenthalt in der UdSSR) der „ganzen Leere" des Formalismus in der Literatur eine politisch motivierte, scharfe Absage erteilt,[34] so verfasste er nur zwei Jahre später in Klaipėda einen Aufsatz mit dem Titel „Das musikalische Element in unserer symbolischen Lyrik".[35] Dieser stellt wesentliche Züge der Poetik des litauischen Symbolismus dar und gilt gegenwärtig als die erste wissen-

---

33 Ebenda, S. 110.

34 „...Vor einigen Jahren hatte die Krankheit des Formalismus, der Stilisierung und der nutzlosen ‚Verschönerung' auch unsere fortschrittliche Literatur erfasst. Die talentierteren der fortschrittlichen Schriftsteller, die zunächst selbst Adepten der formalistischen ‚Suche' waren, aber den Weg der natürlichen Entwicklung eingeschlagen und die ganze Leere dieses Formalismus erkannt hatten, haben sich von ihm gelöst (...) In ihren Werken tritt an seine Stelle zusehends die gereifte realistische literarische Kultur", in: Antanas Venclova, Kritinio realizmo keliu (Auf dem Weg des kritischen Realismus), in: Literatūra (1936), Nr. 1 (zit. nach Antanas Venclova, Raštai [Werke]. Bd. 10, Vilnius o.J., S. 46).

35 Antanas Venclova, Muzikalinis elementas mūsų simbolikų lyrikoj (Das musikalische Element in der Lyrik unserer Symboliker), in: Dienovidis (1938), Nr. 2, S. 84-90.

schaftliche Arbeit über die litauische Literaturgeschichte, die sich auf die richtungweisenden Entdeckungen des russischen Formalismus stützt.[36]

Vielleicht wird in diesem Licht die enge Verbindung, die im Klaipėda der 30er Jahre zwischen Antanas Venclova und *Henrikas Radauskas* (1910–1970), dem wohl größten litauischen Dichter der Zwischenkriegszeit, bestand, etwas verständlicher. Ein Freund erinnerte sich später, Radauskas habe ihm aus Klaipėda „unentwegt von seiner Freundschaft mit Antanas Venclova geschrieben".[37] In der Sowjetzeit war Radauskas, der Litauen 1944 verlassen hatte und über Deutschland in die USA emigriert war, jahrzehntelang eine Unperson. Erst 1980 wurde ein Büchlein mit seiner Lyrik veröffentlicht. Seine Freundschaft mit Antanas Venclova in der Vorkriegszeit aber war in Litauen bis in die 90er Jahre tabu. Man wollte vermutlich von ihr nichts wissen, weil sie allzu weit von den Persönlichkeitsbildern, die man sich von den beiden Männern gemacht hatte, abwich. „Niemand weiß, dass Radauskas mit Venclova befreundet war", hatte z.B. noch 1987 der angesehene Lyriker Sigitas Geda gesagt.[38] Die beiden Autoren müssen wohl (bei aller sicher schon damals augenfälligen Verschiedenheit) die außergewöhnliche Ernsthaftigkeit und Unermüdlichkeit bei der schriftstellerischen Arbeit und das profunde Interesse an fremdsprachiger, besonders an russischer Literatur verbunden haben. Beide waren in Klaipėda regelmäßige Theatergänger und ließen nur selten eine Inszenierung des dortigen litauischen Theaters aus.

Radauskas hatte 1935 seinen ersten Gedichtband „Fontanas" veröffentlicht. Er ist gleichsam der Auftakt eines ungeachtet aller dramatischen historischen Umschwünge, die tief in die Lebensumstände des Dichters eingriffen, außergewöhnlich homogenen, in sich geschlossenen und vollendeten, lyrischen Lebenswerks. „Die Menschen und die Dinge kaum berührend" (wie es in einem seiner Verse heißt), ist seine Dichtung ein vor allem sprachlicher Seismograph dieser Erschüt-

36 Den Hinweis auf diesen Aufsatz Venclovas und seine Bedeutung verdanke ich Saulius Žukas, Vilnius.

37 Aleksis Churginas im Gespräch mit Sigitas Geda über Henrikas Radauskas, in: Radauskas, hrsg. v. Giedrius Viliūnas. Vilnius 1994, S. 323.

38 Während der ersten sowjetischen Besatzung war Radauskas von Oktober 1940 bis Juni 1941 als verantwortlicher Sekretär der Abteilung Kunstangelegenheiten beim Volkskommissariat für Bildung Sowjetlitauens, d.h. in Venclovas Ministerium tätig. „Vor dem Überfall der Deutschen lebte Henrikas sehr gut. Cvirka und Venclova schätzten ihn sehr", erinnert sich Aleksis Churginas. In: Radauskas (wie Anm. 37), S. 333.

terungen, eine Art „Übersetzung" dieser Umschwünge in eine eigenständige Poetik. Zurzeit steht nur von einem Gedicht fest, dass Radauskas es in Klaipėda (und zwar 1937) geschrieben hat. Aber es ist etwas außergewöhnlich, weil es auf den ersten Blick weniger undurchschaubar wirkt als viele andere und auch der historische Kontext klarer aufzuleuchten scheint:

Klio, die Muse der Geschichte

Der Wind bläst von den Pyramiden,
Von Königen, von Schlössern,
Von Kirchen, schlank wie Spieße,
Von barocken fetten Blumen.

O, wie schön ist die Geschichte!

In Rahmen sterben Dogenhäupter.
Buchstaben beten auf Steinen.
Der Duft von welken Rosen zittert.
Das Echo der Kriegsgesänge schmilzt.

Wie eine Leichenhalle riecht die Geschichte.

Ein starker Mann regiert das Land.
Die Mühlen drehen schwarze Sklaven.
Es strömen Blut und Gift und Wein,
Es klingen Schwert und Münzen.

Ich bebe beim Lesen der Geschichte.

Oh alte Hure Klio,
Verkäuferin der abgenutzten Wahrheit,
Nicht Gift noch Schwerter fürchtet sie,
Sie fürchtet nur das Sonnenlicht.[39]

[39] Henrikas Radauskas, Klio, istorijos mūza (Klio, die Muse der Geschichte), in: Henrikas Radauskas, Lyrika. Vilnius 1980, S. 135.

Über die Umstände der Übersiedlung von Henrikas Radauskas nach Klaipėda erfahren wir aus den Erinnerungen von *Antanas Gustaitis* (1907–1990), einem satirischen Dichter (der ebenfalls von Kaunas nach Klaipėda umzog und 1944 auswanderte):

> Als das Schicksal mich 1936 dank Balys Sruoga zum Klaipėdaer Radiosender verschlug und dort ein deutscher Sprecher und Redakteur gebraucht wurde, besann ich mich zuallererst auf Henrikas Radauskas, der noch immer (in Kaunas; C. S.) das Theaterseminar besuchte und ohne Anstellung herumhing. So saß er bald schon am Mikrofon, vertrat die „Lithuanisierungspolitik" des Klaipėdaer Gebiets und beschimpfte die Nazis.[40]

Auch Radauskas, jenen Mann also, der die litauische Lyrik der Zwischenkriegszeit zur Vollendung geführt hatte, verschlug es aus der Hauptstadt Kaunas ins entlegene Klaipėda in Ermangelung einer wenigstens halbwegs befriedigenden Arbeits- und Verdienstmöglichkeit. Er „nahm seine Pflichten ernst, wenngleich er dieser Arbeit auch Ironie entgegenbrachte".[41] Er errichtete sogar im Dorf seiner Mutter einen Antennenmast und schenkte ihr einen Radioapparat. Seinem damals in Berlin lebenden Zwillingsbruder Bruno zufolge bestellte er sich bei ihm das Buch „Deutsche Bühnenaussprache".[42] Jedoch fand seine Tätigkeit als deutscher und litauischer Sprecher beim Klaipėdaer Sender, die er am 1. Dezember 1936 aufnahm, bereits nach weniger als einem Jahr, am 1. Oktober 1937, ein jähes, aber bezeichnendes Ende. Im Sommer 1937 kam Juozas Bieliūnas, der in der Überlieferung von Gustaitis sehr von sich eingenommene Direktor des Kaunaser Radios, nach Klaipėda, um anlässlich eines Gastspiels des Kaunaser Radioorchesters eine Rede zu halten. Diese Rede, die ihm Gustaitis schreiben musste, brachte der Direktor beim auswendigen Vortrag in peinlicher Weise durcheinander. Als er seinem Ärger durch Kritik ausgerechnet an Radauskas' deutscher Aussprache Luft machte, entgegnete ihm der in seiner Berufsehre verletzte Dichter: „Herr Bieliūnas, Sie sind in einem solchen Maße dumm, dass Sie selbst nicht wissen, wie dumm Sie sind!"[43]

---

40 Antanas Gustaitis, Neužmirštamos dienos su Henriku Radausku (Unvergessliche Tage mit Henrikas Radauskas), in: Radauskas (wie Anm. 37), S. 344.

41 Ebenda, S. 345.

42 Henriko Radausko jaunos dienos pagal brolio Bruno Radausko atsiminimus (Die jungen Tage von Henrikas Radauskas nach den Erinnerungen seines Bruders Bruno Radauskas), in: Ebenda, S. 259.

43 Gustaitis, Dienos (wie Anm. 40), S. 351.

Radauskas wirkt in den Erinnerungen vieler Zeitgenossen etwas exzentrisch. Nach Literatur, Kunst und Musik, die seinem scharfsinnigen, erlesenen Geschmack entsprachen, war er geradezu süchtig. Dies trug ihm den Beinamen „Kunst-Alkoholiker" ein. Bei „Entzug" – besonders angesichts von Mittelmaß und Schlamperei – reagierte er unduldsam. Dies hatte zur Folge, dass er nicht unabsichtlich „unter den Klaipėdaer Litauern gleichsam allein blieb" und einen weltfremden Eindruck machte:

> Weder mit dem Pressesprecher der Klaipėdaer Gouvernementsverwaltung, dem Schriftsteller *Ignas Šeinius* (vgl. unten) noch mit *Juozas Pronskus* (auch: Aklasmatė, ein ebenfalls später exilierter Schriftsteller), dem Redakteur der Tageszeitung „Vakarai", noch mit anderen Lenkern der Politik stand er in engeren Verbindungen. Am „bohemischen" Leben der Theaterleute nahm er nicht teil, und obwohl er alle Theaterpremieren Klaipėdas besuchte, schrieb er keine Rezensionen. Nur mit seinem ehemaligen Kommilitonen und Freund *Pulgis Andriušis* traf er sich öfter und stritt laufend über den Begriff vom „ganzheitlichen Menschen" und ein geordnetes Leben, an dem Andriušis kein Interesse hatte. Pulgis suchte seinem Kollegen ständig eindringlich zu beweisen, dass von alters her nicht die Bücherweisheit fremder Köpfe, sondern die ins Gesicht geschriebenen Falten der unmittelbaren Erfahrung die Persönlichkeit eines Menschen prägen, denn sonst müssten ja nicht nur die Apostel und Diogenes, sondern auch alle unsere analphabetischen Väter und Vorväter dumm gewesen sein.[44]

Pulgis Andriušis ist die schillerndste Gestalt unter den litauischen Literaten im Klaipėda der 30er Jahre. Der im US-amerikanischen Exil lebende Dichter und Essayist Alfonzas Nyka-Niliūnas schreibt, Andriušis sei im Litauen der Zwischenkriegszeit eine Legende gewesen, eine jener Figuren, die die verborgensten Phantasien der Kleinbürger in aller Öffentlichkeit auslebten und ständig weiter anregten. Diese kühne Selbstinszenierung brachte ihm eine Menge Vorteile ein. Er

> nutzte seine Privilegien aus, fühlte sich immer mehr in seine Rolle ein und wurde zu einer halboffiziellen Figur, (...) zur Wetterfahne

[44] Ebenda, S. 345.

> des zweiten und dritten Jahrzehnts der Unabhängigkeitsperiode (...) Mit seinen Possen spielte er, metaphorisch gesprochen, die Rolle des königlichen Narren, der das Gewissen des schlafenden Königs (der breiten Masse) weckte (...). Er fühlte den Sinn seiner Mission und (...) fürchtete sich nicht vor der Reputation eines „begabten, aber nicht ernst zu nehmenden" Menschen (...) Aus rein ästhetisch-kreativer Sicht hatte Pulgis Andriušis nicht ein einziges Werk geschaffen, das den Anspruch hätte erheben können, bleibend zu sein. Der wichtigste Teil seiner Torheit bestand in verbaler (Konversations-)Satire, die allein den Umständen entsprungen war – dem Augenblick entsprungenen Witzen, die zusammen mit dem Augenblick entschwinden und letzten Endes nur in apokryphen Anekdoten bleiben. Schriftlich verfasste er nur Brot, Wasser und Dach garantierende Journalistik.[45]

Von seiner Ankunft in Klaipėda heißt es in seinen Erinnerungen:

> Zum Frühlingsanfang 1934 erhalte ich einen Brief von Barčiauskas,[46] der mich bittet, so schnell wie möglich nach Klaipėda zu kommen, weil sich dort eine Vakanz in der Redaktion des „Lietuvos keleivis" ergeben habe (...). Juozas Pronskus-Aklasmatė, der Chef dieser in gotischen Lettern gedruckten Tageszeitung, der zu parlamentarischen Zeiten ein hervorragender Chefredakteur von „Lietuvos žinios" war und mir seitdem bekannt ist, dann nach Amerika ging, sich dort nicht einlebte und wieder in die Heimat zurückgekehrt war, sträubte sich nicht gegen mein Anerbieten, sodass ich in Klaipėda fast bis zur Invasion Hitlers hängenblieb.[47]

Andriušis arbeitete bei Pronskus im „Lietuvos keleivis", bis im Jahre 1936 als neuer Pressevertreter des Gouverneurs der Prosaiker und Diplomat *Ignas Šeinius* (1889–1959) in Klaipėda eintraf. Šeinius hatte vor dem Ersten Weltkrieg in Moskau studiert und eine Reihe von Erzählungen sowie den Roman „Kuprelis" veröffentlicht. Mit ihm,

---

45 Alfonsas Nyka-Niliūnas (1967), Karaliaus Juokdarys (Des Königs Narr), in: Ders., Temos ir Variacijos (Themen und Variationen). Vilnius 1996, S. 90 f.

46 „(V. Barčiauskas) erwähne ich hier häufig, weil er damals ein Fantast von seltenem Erfindungsreichtum war, der fertige Prototyp eines humoristischen Romans, man hätte sich nur hinsetzen und nacheinander seine Abenteuer aufschreiben müssen. Offiziell war er der (...) offiziell berufene Korrespondent für ELTA (staatliche litauische Nachrichtenagentur; C. S.) in Klaipėda." Vgl. Pulgis Andriušis, Septinton įleidus. Kaunas 1992, S. 114.

47 Ebenda, S. 103 f.

schreibt Nyka, hat Šeinius „den Prototyp des modernen litauischen Romans geschaffen, in dessen Mittelpunkt nicht mehr das nationale Problem steht, sondern die persönliche Tragödie, in diesem Falle die Geschichte einer unglücklichen Liebe... Von ihm und von ‚Vasaros vaišės' (Erzählung, 1914) werden zukünftige Romanciers Liebesgeschichten schreiben lernen..."[48]

Obwohl unter vielen litauischen Literaten hoch geachtet, erfreute sich Šeinius' Prosa nicht uneingeschränkter Beliebtheit:

> Aus der Sicht jener Zeit, besonders aus jener Sicht, die sich noch immer von den Ideen der didaktischen Literatur der nationalen Wiedergeburt nährten, schien (und war auch) Šeinius' Hinwendung zum relativen Ästhetizismus eine gefährliche Revolution, die werweißwohin führen konnte. Deshalb hielt (Adomas) Jakštas, der unangefochtene Diktator der damaligen litauischen Kritik, seinen impressionistischen Ästhetizismus für einen Ausdruck schädlicher Dekadenz, die aus dem Westen heranwehte.[49]

Šeinius war in der Zwischenkriegszeit zunächst litauischer Diplomat (beim Völkerbund in Genf und in Skandinavien, zuletzt als Botschafter in Schweden), wurde 1927, nach dem Dezember-Umsturz von 1926 aus dem Staatsdienst entlassen, schloss dann eine Art Waffenstillstand mit dem Regime und war, bevor er nach Klaipėda kam, eine Zeit lang in Kaunas Chefredakteur der offiziösen Tageszeitung „Lietuvos Aidas". Er war ein unermüdlicher, etwas eigensinniger Reformer mit einem schier unerschöpflichen Ideenfundus, den er vor allem aus Schweden mitgebracht hatte. Šeinius überließ den traditionellen „Lietuvos keleivis" der Landbevölkerung und gründete „Vakarai", eine neue Tageszeitung in „westlicher" Aufmachung (u.a. mit lateinischen Lettern), die „nicht nur für die Intelligenzler der Stadt Klaipėda, sondern auch für das žemaitische Umland geeignet war". Er selbst wurde Chefredakteur und überantwortete den Kulturteil Andriušis, mit dem er sich „sofort anfreundete". Im Dienst war er, wie Andriušis in seinen Erinnerungen schreibt, „korrekt", erzählte aber in privaten Unterhaltungen viel von seinen Erlebnissen als Diplomat, liebte die Natur und sprach gern über Kräuter, Käfer und Fische.

---

48 Alfonsas Nyka-Niliūnas, Vyriausioji karta vakarų tremtyje (Die älteste Generation im westlichen Exil), in: Ders., Temos (wie Anm. 45), S. 31.

49 Ebenda, S. 30.

> Aber nicht ein einziges Mal habe ich ihn über Literatur reden hören, weder über seine eigenen Werke, noch die von anderen; wenn man etwas erwähnte, versuchte er es mit Humor (durch den er sich nicht auszeichnete) und fing eine andere Geschichte an, keine Provokation vermochte es, den Mantel seines Schweigens zu lüften!"[50]

Mit Antanas Venclova dagegen war Šeinius bezüglich der literarischen Arbeit ausgesprochen offen. Venclova schreibt in seinen Memoiren:

> Er meinte, verschiedene Schreibkniffe nicht gut genug zu kennen und wandte er sich mit der Bitte an mich, das Manuskript seines Erzählbands „Tėviškės padangėje" (dt. Unter dem Heimathimmel), scheint es, durchzusehen. So ergab sich unsere Bekanntschaft. Einmal trafen wir uns an der Dane, setzten zusammen nach Smiltynė über und spazierten hier länger im Wald umher. Šeinius fragte mich, wo ich gern schreibe, und wunderte sich, als er erfuhr, im Zimmer. Er schreibt gern auf einem Baumstumpf im Wald sitzend und unbedingt mit einem Bleistift. Ich bemerkte, dass im Wald vieles die Aufmerksamkeit zerstreut, aber Ignas Šeinius gab zurück, dass das nicht wahr sei – der Wald zwinge ihn immer zur Konzentration und stimme ihn ein. Ich beneidete ihn um diese wirklich untadelige Gewohnheit.[51]

Zu einer wirklichen Freundschaft aber kam es zwischen beiden Männern, die sich hin und wieder trafen, dennoch nicht. Sie blieben einander mit ihren in unterschiedliche Richtungen gehenden kulturellen (und ideologischen) Vorlieben fremd. Šeinius, mit einer Schwedin verheiratet, war, wie seine Zeitgenossen (Venclova, Andriušis, Šemerys usw.) von ihm berichten, von Schweden so begeistert, dass er nicht nur viel davon sprach, sondern auch die schwedische Monarchie verehrte und für eine Annäherung Litauens an Skandinavien eintrat (eine Zeit lang führte er sogar eine Kampagne für eine neue litauische Staatsflagge, die den skandinavischen Fahnen ähneln sollte). Während Klaipėda wie ganz Litauen im Spannungsfeld zwischen Deutschland und der Sowjetunion hin- und hergerissen war, erblickte Šeinius offenbar in einer grundlegenden Umorientierung Litauens zur Ostsee

50 Andriušis, Septinton įleidus (wie Anm. 46), S. 105 f.
51 Venclova, Jaunystės atradimas (wie Anm. 19), S. 380.

hin die Zukunft seines Landes. Angesichts der seit dem ausgehenden Mittelalter bestehenden, scheinbar unverrückbaren Ost-West-Ausrichtung Litauens müssen seine nachsichtig belächelten Ideen in den 30er Jahren utopisch gewirkt haben. Vermutlich aber hatte der erfahrene Diplomat die Bedeutung des litauischen Klaipėda in seiner regionalen wie internationalen Dimension als einziger der damaligen Literaten wirklich erfasst.

Venclova war von Šeinius' Begeisterung für Schweden irritiert, und es ist nicht erstaunlich, dass er seine sparsamen Erinnerungen an die Begegnungen mit dem Altmeister der litauischen Prosa mit folgender Passage beschloss:

> Es schien, als interessiere ihn das, was sich in Litauen und hier im Klaipėdaer Gebiet und schließlich im rumorenden Europa tat, überhaupt nicht. Šeinius' Bemerkungen entnahm ich, dass er bewusst in einer kleinen, verschlossenen Welt lebte, in die er das Echo der weiten Welt nicht hineinlassen wollte.[52]

Tatsächlich aber war Šeinius einer der wenigen Litauer, die das Land nicht erst 1944, sondern schon infolge der ersten sowjetischen Besatzung 1940 verließen und einen großen Teil der ihm im schwedischen Exil verbleibenden Jahre mit unermüdlichen Versuchen verbrachte, die schwedische Öffentlichkeit auf die sowjetische Okkupation Litauens aufmerksam zu machen. Die Tatsache, dass ausgerechnet das von ihm so verehrte Schweden die Besetzung Litauens offiziell anerkannte, setzte ihm im Alter sehr zu. Aber es ist auch erstaunlich, dass ein antisowjetisch so engagierter Autor überhaupt in Venclovas Memoiren erwähnt wurde, der sich zwar nicht für die schwedische Monarchie erwärmen konnte, aber offenbar trotzdem gern mit dem weltgewandten, herausragenden Romancier unterhielt.

Andriušis entfaltete mittlerweile unter Šeinius' Leitung das rege Tag-, Nacht- und Reise-Leben eines Feuilletonisten und führte u.a. eine Kolumne unter der Überschrift „Auf Meeren, Gewässern und Kanälen" ein, in der er „die interessanten Kapitäne Z. Domeika, F. Marcinkus, J. Kaminskas, Kristopaitis sowie Romantiker des Meeres" vorstellte und Šeinius' baltische Visionen gewissermaßen in die journalistische Tat umsetzte:

---

52 Ebenda, S. 382.

> Wir lebten mit der Losung „Ans Meer, Aukštaiten, ans Meer, Žemaiten, ans Meer das ganze Litauen!" auf dem Titelblatt, in „Vakarai" nannten wir die Ostsee wie Imperialisten „Mare Nostrum", hissten am Morgen nach der Überfahrt von Antwerpen nach London die litauische Tricolore zum Erstaunen der Küstentölpel:
> „Woher – aus Persien?"
> „Nein, du Dummkopf, aus Litauen!", bemerkte ein anderer.[53]

Es war Henrikas Radauskas, der es offenbar endlich schaffte, den flatterhaften Andriušis zur Räson zu bringen. Er wusste das ernst zu nehmende schriftstellerische Talent seines ehemaligen Kommilitonen zu schätzen und hatte, entgegen seiner sonstigen Strenge und Zurückgezogenheit, verhältnismäßig viel Geduld mit Andriušis, der sich an den Beginn seiner überraschenden Wandlung erinnert:

> Als im Jakai-Hof der Radiosender gebaut worden war und die Programme anliefen, traf aus Kaunas der als deutscher Sprecher berufene Henrikas Radauskas ein, den ich bei mir wohnen ließ, bis er ein Dach über dem Kopf gefunden hatte. Er hatte seine Goethes, Schillers, Hölderline und Rilkes herbeigeschafft und tauchte nach dem Dienst in andere Welten ab. Eines Morgens, als ich nach meinen nächtlichen Abenteuern polternd nach Hause kam, überfiel mich Henrikas Radauskas mit ganzer Strenge, weil ich meine Zeit verschwende und mich nicht für literarische Studien interessiere, wie es sich für jeden Geisteswissenschaftler gehört: dein Journalismus ist Müll, du wirst dahinwelken und dein Leben als stumpfsinniger, federkratzender Dummkopf beschließen – wenigstens ein gutes Buch könntest du lesen.
>
> Nachdem ich diese morgendliche Begrüßung im Rausch mit Scherzen abgetan hatte, fühlte ich, dass seine Worte wie Messer durch die Kruste meines bohemischen Lebens immer tiefer in mich eindrangen. Ich muss etwas schaffen, mich wenigstens wieder ernsthaft an die Übersetzung des „Don Quixote" halten.[54]

Radauskas' Standpauke im Morgengrauen hat tatsächlich gefruchtet. Zwar begab sich Andriušis noch 1937 auf eine abenteuerliche Irrfahrt durch Europa, weil er Kriegskorrespondent in Spanien werden woll-

[53] Andriušis, Septinton įleidus (wie Anm. 46), S. 107.
[54] Ebenda, S. 118.

te, wo ihm jedoch die Einreise verwehrt blieb, aber 1943 veröffentlichte er eine geradezu verblüffend gekonnte Übersetzung des „Don Quixote", von der Nyka schrieb, sie zeige den Autoren nicht nur als „guten Übersetzer, sondern auch als einen über alle Zweifel erhabenen Meister der litauischen Prosa".[55] Mit seinem 1947 unter dem Titel „Anoj pusėj ežero" („Auf der anderen Seite des Sees") erschienenen Sammelband lyrischer Erzählungen, der „ihm sofort einen der ersten Plätze in unserer neuesten Belletristik garantiert hat", löste er beinahe noch mehr Verwunderung aus. Pulgis Andriušis starb 1970 im australischen Exil.

Zu einem Ort der Weltliteratur aber ist Klaipėda ironischerweise doch noch durch Antanas Venclova geworden – auch wenn er selbst sich dies bestimmt nicht so hat träumen lassen und auch das Bild Klaipėdas etwas unerwartet ist: Das Phänomen Klaipėda in der Weltliteratur beschreibt kein Geringerer als der Nobelpreisträger Joseph Brodsky:

> Jeder große Dichter hat seine eigene idiosynkratische Landschaft, vor deren Hintergrund in seinem Bewusstsein – oder vielleicht auch in seinem Unterbewusstsein – seine Stimme klingt. Bei Miłosz sind dies seine litauischen Seen und die Ruinen von Warschau. Bei Pasternak sind es die Moskauer Hinterhöfe mit ihrem Faulbeerbaum, bei Auden das industrialisierte Mittelengland (Midland), bei Mandel'stam eine griechisch-römisch-ägyptische Kollage aus Säulenhallen und Pilastern, die ihm die Architektur Petersburgs eingegeben hat. Eine solche Landschaft hat auch Venclova. Venclova ist ein nördlicher Dichter, geboren und aufgewachsen an der Ostsee, und diese Landschaft ist monochrom, graue und trübe Farbtöne dominieren darin, das heißt einfach das Licht des Himmels, das bis zur Dunkelheit verdichtet ist. Wenn er die Seite umdreht, findet sich der Leser in eben dieser Landschaft wieder.[56]

Antanas Venclova hat an der Schaffung dieser literarischen Landschaft nur indirekt Anteil: durch die Geburt seines Sohnes Tomas im September 1937 in Klaipėda. Tomas Venclova, der seit seiner Ausbürgerung durch die sowjetischen Behörden im Jahre 1977 in den USA lebt, ist der bedeutendste und international bekannteste litau-

55 Nyka-Niliūnas, Karaliaus Juokdarys (wie Anm. 45), S. 91.
56 Joseph Brodsky, Poesie als Form des Widerstandes gegen die Realität, in: Tomas Venclova, Vor der Tür das Ende der Welt. Hamburg 2000, S. 95.

ische Lyriker der Gegenwart. Wenn er die Frage nach der Landschaft, die seine Lyrik am meisten geprägt hat, folgendermaßen beantwortet, dann stellt sich nicht nur unter Literaturliebhabern im fast bis zur Unkenntlichkeit entstellten Klaipėda so etwas wie Lokalpatriotismus ein:

> Geografisch wäre dies die Landschaft Klaipėdas. In Klaipėda wurde ich geboren, und so ist diese Stadt (obwohl ich in ihr nur zwei Jahre verbracht habe, dann überfiel sie Hitler und die Litauer mussten sie verlassen) für mich die wichtigste, die bedeutendste geblieben. Ich erinnere daran, dass diese Stadt zerstört worden, dass die alte Architektur von Klaipėda verschwunden ist... Jedoch ist die Landschaft selbst geblieben, geblieben ist die Ostsee, dunkel, kalt, undurchsichtig, schrecklich. Nach dem Krieg ragten da unzählige Schiffswracks aus dem Wasser und nicht nur von Kriegsschiffen. Alles war zerstört, außerdem Grenzgebiet, in das man schwer hineinkam. Später änderte sich dann alles, aber dieser zerstörte Hafen von Klaipėda (und der andere litauische Hafen – Šventoji), die vom Wind durchwehten Ufer der Ostsee, sind die mir am meisten vertraute Landschaft geblieben.[57]

Von Klaipėda selbst – weder vom alten, untergegangenen, noch von dem neuen – gibt es (im Unterschied zu Vilnius etwa) in Venclovas Lyrik keine Bilder. Vielmehr richtet sich der Blick von hier aus hinaus aufs Meer, wie zum Beispiel in „Achilo skydas" („Der Schild des Achilles"), ein Gedicht, von dem es im Kommentar heißt: „Geschrieben zu jener Zeit, als Brodski weggegangen war und Karten aus London schrieb. Aufgebaut als Gespräch zwischen uns (London und Klaipėda) – vielleicht entspricht es entfernt seinem „Litauischen Nokturn".[58]

Klaipėda bleibt selbst unsichtbar, ist aber der Standort des Gedichts. Diese Lyrik hat Klaipėda nicht so sehr auf den Lippen oder vor Augen – sie hat Klaipėda vielmehr im Rücken, räumlich und zeitlich.

In einigen im Exil verfassten Versen Venclovas aber geht der Blick, umgekehrt, über das Meer, von Ufer zu Ufer, zum in der Ferne wiederum weder sichtbaren noch vorgestellten Klaipėda hin („Ruduo

---

57 Neviltis yra vilties forma (Die Hoffnungslosigkeit ist eine Form der Hoffnung). Tomas Venclova im Gespräch mit Bronisław Maj (poln., in: Na głos [1990], Nr. 2), zit. nach: Tomas Venclova, Manau, kad... Vilnius 2000, S. 88.

58 Aus einem Manuskript des Autors (Anmerkungen zum genannten Gedicht).

Kopenhagoje",[59] „Herbst in Kopenhagen"[60]; „Naujosios Anglijos uoste", „Im neuenglischen Hafen"[61]). Vielleicht aber geht der Blick auch durch das transparente Klaipėda hindurch, und hin und wieder scheint es auch, als sei dieses metaphysische Klaipėda auf Vilnius projiziert. Oder Vilnius auf Klaipėda. Denn tatsächlich liegt Vilnius – *die schönste Stadt in Osteuropa* (wie es in einem seiner Verse heißt) –, die Stadt, in der Tomas Venclova zwischen Kriegsende und Emigration (1977) mit einigen Unterbrechungen lebte, in Gedichten wie „Odė miestui"[62] („Ode an die Stadt"[63]) und „Anapus sąsaurio"[64] („Jenseits der Meerenge"[65]) am Meer. In einem Gespräch hatte der Dichter einmal gesagt: „Ich bin in Klaipėda geboren, so ist mir diese Stadt irgendwie von Bedeutung. Sogar Vilnius wird manchmal in meinen Gedichten auf seltsame und nicht ganz verständliche Weise zu einer Stadt am Meer, obwohl das der Wahrheit nicht entspricht."[66]

In der zweiten Hälfte der 30er Jahre schien sich dann doch eine gewisse Anzahl von Litauern in der Stadt allmählich einzuleben, denn in einem Brief von Antanas Venclova vom September 1937 heißt es: „Ich bin wenigstens mit den Bedingungen in Klaipėda zufrieden: In der Stadt gibt es immer mehr Litauer, die Atmosphäre ist nicht mehr so deutsch wie früher, es gibt das Theater usw., was andere Städte nicht haben."[67] Es hat aber eher den Anschein, dass hier der Wunsch der Vater des Gedankens war, oder dass Venclova seinem Kollegen, der eine Übersiedlung nach Klaipėda erwog, die Stadt ein wenig schmackhaft machen wollte, denn ein halbes Jahr später, im Mai 1938, schrieb er ihm: „Ich würde mich selbst sehr freuen, wenn Sie nach Klaipėda ziehen würden: Mir wäre das viel angenehmer, weil hier die intellektuelle Armut stark zu spüren ist, es fehlt an Menschen, die einem nahe stehen..."[68] Sollte es wirklich Vorboten eines Umschwungs im Verhältnis der Großlitauer zu Klaipėda gegeben haben, so geschah dies genau zu jener Zeit, als sich unter den Deutschen antilitauische Stimmungen zu verbreiten und verschärfen begannen.

---

59 Tomas Venclova, Rinktinė. Vilinius 1999, S. 90.
60 Venclova, Vor der Tür (wie Anm. 56).
61 Tomas Venclova, in: Akzente (2002), H. 5, S. 421.
62 Venclova, Rinktinė (wie Anm. 59), S. 69.
63 Venclova, Vor der Tür (wie Anm. 56), S. 29.
64 Venclova, Rinktinė (wie Anm. 59), S. 171.
65 Venclova (wie Anm. 61), S. 427.
66 Prasmego į tuštumą (Eingedrungen in die Leere). Tomas Venclova im Gespräch mit Dariusz Suska (poln., in: Zycie vom 30. Dezember 1996), zit. nach: Venclova, Manau, kad... (wie Anm. 57), S. 220.
67 Macijauskienė, Atsiminimai (wie Anm. 21), S. 142.
68 Ebenda, S. 144.

Klaipėda war zwar nicht der erste, aber der wohl wichtigste Zufluchtsort für Literaten aus dem Kaunas-Litauen der Zwischenkriegszeit. Ob dieses Vorkriegslitauen bereits seit den 30er Jahren im Schwinden war oder sich hier erste Anzeichen eines Exodus aus diesem Vorkriegslitauen besonders deutlich vernehmen lassen, ist eine Frage der Perspektive.

Die Illusion der transmigratorischen Existenz. Juden im Memel des 20. Jahrhunderts

von Ruth Leiserowitz

Einleitung

Die Aufgabe, einen Abriss der Geschichte der Juden des Memellandes zu verfassen, ist für einen Historiker ansprechend und zugleich fast unlösbar. Letzteres ist ganz simpel dem eklatanten Mangel an Quellen zuzuschreiben. Darüber hinaus handelt es sich bei der Memeler und memelländischen jüdischen Geschichte um ein sehr kurzes Kapitel, dem es aber an einer eindeutigen Zuordnung mangelt. Deren Subjekte finden nicht nur aufgrund des erheblichen Quellenmangels keine Würdigung in der deutsch-jüdischen Historiografie; es scheint, als sei dieser Aspekt nach der Abtrennung des Gebietes 1919 außerhalb des Blickwinkels geraten. Aber auch in der litauisch-jüdischen Geschichtsschreibung werden die Juden des Memelgebietes allenfalls als Fußnote gehandelt.[1] Es ist die Geschichte einer Minderheit in einem überschaubaren Territorium während eines äußerst kurzen Zeitabschnitts, wobei jedoch vielerlei Aspekte umfasst werden. Einerseits steht die Entwicklung der Memeler Juden im Mittelpunkt, einer recht jungen jüdischen Stadtgemeinde, die nach dem Ersten Weltkrieg einen bedeutenden Zuwachs erfuhr, ja ihre Blütezeit genoss, andererseits wird die – wenn auch zahlenmäßig geringe – Existenz von Juden in Streusiedlungen auf dem Land fokussiert. Schließlich geht es in diesem Landstrich um eine einzigartige Symbiose von deutschem und litauischem Judentum, das in vielerlei Schattierungen sichtbar wurde. Zusammenfassend wirft dieser Beitrag mehr Fragen zu dem kurzen Zeitabschnitt auf, als er Antworten zu geben vermag.

Quellen

Neben den wenigen archivalischen Quellen und Artikeln in Nachschlagewerken sowie dem Beitrag von Joseph Rosin wurden

---

1 Dov Levin, The Litvaks. A Short History of the Jews in Lithuania. Jerusalem 2000.

Erinnerungen ehemaliger Memeler zu Rate gezogen,[2] so die Bände von Trudi Birger geb. Simon (Jg. 1928)[3] und Cherie Goren (Sarah Fleischmann, Jg. 1921),[4] Interviews mit Dora Love geb. Rabinowitz (Jg. 1923)[5] und Mike Rabinowitz (Jg. 1921)[6] sowie Briefe von Maurice Hillmann (Jg. 1916)[7] und Hilde Sturmann geb. Nafthal (Jg. 1914).[8] Allen Verfassern ist gemein, dass sie zur Zeit ihres Aufenthalts in Memel Kinder bzw. Jugendliche waren. Aus diesem Grund äußern sie sich nur zu spezifischen Themen und unter bestimmten Aspekten. Interessant ist, dass alle diese Verfasser aus Familien stammen, die aus östlichen Gebieten (Litauen, Lettland, Russland) eingewandert waren.[9] Ein bedenkenswertes Moment, das dem Zufall geschuldet ist, sich aber doch als symptomatisch für Memel erweist.

Besonders für den Zeitabschnitt der Verfolgung und des Holocaust stehen fast nur biografische und autobiografische Quellen zur Verfügung, sodass Einzelschicksale in den Vordergrund rücken, die stellvertretend für die Verfolgungs- und Vernichtungsmaßnahmen an der gesamten Gruppe stehen.

Schnittstelle von Ost und West

1910 betrug die Anzahl der Juden in Memel 851 Personen (bei einer städtischen Gesamtbevölkerung von 20 685), wovon 358 russischer Abstammung waren, die ohne Reichsbürgerschaft, nur mit einer Aufenthaltsbescheinigung versehen, in der Stadt lebten. Die Mehrheit

---

2 Herzlichen Dank an Vacys Vaivada vom Forschungszentrum für preußische und westlitauische Geschichte (Klaipėda), der mir städtische Telefonbücher und Nachschlagewerke zur Verfügung stellte; Joseph Rosin, Klaipėda, in: http://www.shtetlinks.org/memel/mem1.html.

3 Trudi Birger, Im Angesicht des Feuers. Wie ich der Hölle des Konzentrationslagers entkam. München 1990.

4 Cherie Goren, A Time to Keep. Merion Station 1999.

5 Yad Vashem Archives 03/7504: Interview mit Dora Love geb. Rabinowitz.

6 Interview am 14. November 1999 in Ramat Gan.

7 Brief von Maurice Hillmann an Ulla Lachauer am 17. Juli 1989. Ich danke ganz herzlich Ulla Lachauer, die mir ihre Unterlagen zu diesem Thema zur Verfügung gestellt hat.

8 Brief von Hilde Sturmann an Ulla Lachauer vom 28. Januar 1989.

9 Die Familie Simon wurde 1892 naturalisiert (GStA PK Berlin, XX. HA, Rep. 18, Memel XVIII, Nr. 200). Sarah Fleischmanns Vater Leo Fleischmann stammte aus Riga, die Großeltern mütterlicherseits aus Litauen. Die Eltern Rabinowitz zogen 1924 aus Plunge nach Memel, die Familie Hillmann kam in den 20er Jahren nach Memel, Nathan Nafthal wurde 1906 eingebürgert (GStA PK Berlin, XX. HA, Rep. 18, Memel XVIII, Nr. 249, S. 127).

der Memeler Juden bestand zu jenem Zeitpunkt aus eingebürgerten russischen und polnischen Juden.[10] In der Literatur vor dem Ersten Weltkrieg unterschied man die Juden nach dem Herkunftsland – aus dem Machtbereich des zaristischen Russland oder aus dem Königreich Polen – nach polnischen bzw. nach russischen Juden. Nimmt man jedoch ihre Herkunftsorte unter die Lupe, stellt sich heraus, dass es sich in den meisten Fällen um litauische Juden, so genannte Litwaks handelt, die im 19. Jahrhundert aus den nahe gelegenen Grenzregionen zuwanderten.

Im liberalen Memel des 19. Jahrhundert trafen sie auf die kleine Gruppe der deutschen Juden, die aus dem Inneren Preußens (hauptsächlich aus Westpreußen) zugezogen waren. Ein Teil der Neuankömmlinge blieb den alten Sitten und Gebräuchen treu, eine andere Gruppe assimilierte sich rasch und gehörte schon in der nächsten Generation zur deutsch-jüdischen Gemeinde. Die Enkelkinder wussten nur noch aus Erzählungen, dass ihre Familie einstmals aus Litauen zugewandert war. Um anschaulich zu zeigen, aus welchen Kreisen sich die jüdische Gesellschaft zusammensetzte, wird bisweilen auf die Herkunft einiger Persönlichkeiten verwiesen.

Wie kaum eine andere preußische Stadt bot Memel im 19. Jahrhundert Raum für eine Vielfalt verschiedener jüdischer Existenzen, die sich auch gegenseitig beeinflussten. So engagierte sich der erste städtische Rabbiner Dr. Isaak Rülf, der im Übrigen aus Hessen stammte, für russische Juden, nachdem er eine Reise durch Litauen unternommen hatte. Seine Eindrücke fasste er in einem Reisebericht „Drei Tage in Jüdisch-Rußland" zusammen.[11] Voller Hochachtung schilderte er gleichfalls eine ihm neue Welt, das rege Leben der litwakischen Talmudisten, das bis 1885 in Memel blühte, die ihn als akademisch Gebildeten und an der Rostocker Universität Promovierten tief beeindruckten.[12] Ähnliche Begegnungen hatte sein Nachfolger: Der aus Lübeck stammende Emanuel Carlebach zählte zu seinen interessantesten Erfahrungen in der Memeler Zeit die Begegnung mit dem litauischen Judentum, u.a. mit Rabbi Gabriel Feinberg und den litwakischen Talmudgelehrten. Hier eröffnete sich ihm eine neue Welt, und auch noch später, als Carlebach bereits in Köln amtierte, scheute er den weiten Reiseweg nicht und besuchte die Talmudgelehrten in

10 GStA PK Berlin, XX. HA, Rep. 18, Memel XVIII, Nr. 244, S. 267. Allerdings existieren auch andere Angaben. Hierzu vgl. Weiteres unter Statistik.

11 Erschienen Memel 1882.

12 Isaak Rülf, Zur Geschichte der Juden in Memel. Memel 1900, S. 17.

Memel. Vertreter verschiedener Lebenswege trafen sich auch im jüdischen Literaturverein „Kiryath Sefer", dem „Verein für jüdische Geschichte und Literatur", der 1896 am Ort gegründet wurde – eine Gesellschaft, die vor allem die deutschen Juden an die Geschichte und Literatur des jüdischen Volkes heranführen sollte. Vorsitzender des Vereins war Arye Leon Scheinhaus, ein recht bekannter Literat, der aus einer russisch-jüdischen Familie stammte, die 1903 naturalisiert wurde.[13] Zu den führenden Mitgliedern zählten der Lehrer Arndt und der Apotheker Lichtenstein.

Die jüdischen Gemeinden Ostpreußens erlitten 1885 wesentliche Einbußen im kulturellen und wirtschaftlichen Leben, als der preußische Innenminister Robert von Puttkamer die Oberpräsidenten der vier preußischen Ostprovinzen anwies, russischen Untertanen die deutsche Staatsangehörigkeit nur noch in Ausnahmefällen zu gewähren und darüber hinaus die nicht naturalisierten Menschen auszuweisen. Unter den Auszuweisenden befanden sich viele, die schon 20 bis 40 Jahre am Ort gelebt hatten. Hatten 1880 noch 1214 Juden in Memel gelebt, sank ihre Zahl auf 861 im Jahr 1890.[14] Ähnliche Zahlenverhältnisse ließen sich für Königsberg und Tilsit vermelden.

Der Auslandshandel vor Ort erlitt schweren Schaden, und die wirtschaftlichen Einbußen zeitigten natürlich auch ihre Auswirkungen auf die Finanzkraft der Gemeinde, die schon allein durch die Abschiebung von einem Drittel ihrer Mitglieder stark in Mitleidenschaft gezogen war.

Die äußerst rigide Handhabung der Zuwanderung schwächte das Profil der Stadt, die den Anspruch erhob, Drehscheibe im Ost-West-Geschäft zu sein, empfindlich.

Der neue Aufschwung

Nach dem faktischen Vollzug der Abtrennung des Memelgebietes 1920 verkündete der französische Gouverneur die Aufhebung aller Einschränkungen für Juden. Der Hafen, der Handel, die guten Bedingungen für eine industrielle Entwicklung, die Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen, und die erleichterten Möglichkeiten zur Auswanderung motivierten viele Juden nach 1923, sich in Memel anzusiedeln. So kam auch der Glashändler Rabinowitz aus Plunge mit seiner

13 GStA PK Berlin, XX. HA, Rep. 18, Bd. 244, S. 257 ff.
14 Rülf, Zur Geschichte (wie Anm. 12), S. 13.

Familie in die Stadt. Unter den Zugezogenen waren Juden, die aus Kaunas stammten und ihre Diplome in Deutschland erworben hatten, wie der Arzt Leon Rostowski, der dann dem Jüdischen Krankenhaus vorstand, aber auch Juden aus Russland wie die Familie des Flachshändlers Boris Segalowitz (aus Vitebsk). Eine andere Gruppe bestand aus litauischen Juden, die während des Weltkrieges in das Innere Russlands verbannt worden waren und jetzt anlässlich ihrer Rückkehr frei ihren Wohnort auswählen konnten, so z.B. der Kaufmann Zalman Hillmann.[15] In den 30er Jahren kamen vor allem Arbeitskräfte aus der Provinz, die froh waren, während der allgemeinen Krise Anstellungen in Memeler Industriebetrieben zu finden.[16]

Die litauische Regierung war erfreut über den Anstieg der jüdischen Bevölkerung, da ihrer Meinung nach die Juden gemeinsam mit den Litauern die deutsche Mehrheit merklich schwächten. 1928 betrug ihre Anzahl bereits 4500, d.h. die Zahl der Zugezogenen überwog bereits.[17] Allerdings muss man bei der Bewertung dieser Zahlen auch das allgemeine lebhafte Wachstum der Stadt berücksichtigen (1918: 20 884 Einwohner, 1. Januar 1936: 47 412 Einwohner). Die Stadt erlebte einen verblüffenden Aufschwung.

Statistiken

Verschiedene Statistiken nennen unterschiedliche Zahlen. So gibt es bereits eine Zahl von 2008 Juden für 1910,[18] während die preußische Statistik für das gleiche Jahr 851 jüdische Personen anführt.[19] Zum Stichtag 20. September 1920 wurden für das gesamte Memelland 1350 Juden angegeben, eine Zahl, die der in Memel lebende Rechtsanwalt Rudolfas Valsonokas als unglaubwürdig gering bezeichnet.[20] Derselbe Autor vermerkt, dass bis Anfang 1932 ca. 2000 Juden aus Großlitauen zuzogen, die sich hauptsächlich in der Stadt Klaipėda angesiedelt hätten, und fügt hinzu, dass die Statistik der jüdischen Gemeinde

15 Brief von Maurice Hillmann an Ulla Lachauer vom 17. Juli 1989.
16 U.a. Familie Leibe Bunka aus Plunge, vgl. http://www.jewishgen.org/Yizkor/plunge/plu001.html.
17 Joseph Shulman, Memel/Lite. Bd. 1 u. 2, New York 1951, S. 282.
18 Ebenda.
19 GStA PK Berlin, XX. HA, Rep. 18, Memel XVIII, Nr. 244, S. 267.
20 Rudolfas Valsonokas, Klaipėdos problema. Fotografuotinis leidinys (Das Memel-Program. Reprint). Vilnius 1989, S. 270 („nepatikimai mažas").

Klaipėda für Anfang 1932 insgesamt 888 jüdische Familien als Mitglieder vermeldete.[21]

Verschiedene Quellen nennen für 1938 6000 Juden (12,5%) und für 1939 7000 Juden (14%) bei einer gesamten Stadtbevölkerung von 51000.[22] 9000 Juden sollen 1939 die gesamte Region verlassen haben.[23] Da die Abwanderung der Juden aus Stadt und Region nachweislich schon 1938 einsetzte, müssen die Zahlen für die jüdische Bevölkerungszunahme 1938/39 noch einmal hinterfragt werden. Denkbar könnte sein, dass sich in jenem Zeitraum viele Juden zeitweise in der Stadt aufhielten, um eine Ausbildung für die Auswanderung nach Palästina (Haschara) zu durchlaufen. Mike Rabinowitz hingegen gibt an, dass sich viele Juden aus Deutschland und Österreich vor 1939 zeitweise in Memel aufhielten.[24]

Wie sichtbar war der jüdische Bevölkerungsanteil in der litauischen Zeit? Wo berührten sich jüdische und nichtjüdische Lebenswelten (soziale Räume)? Welche Beziehungen waren relevant? Wie heterogen waren die jüdischen Binnenräume?

Aufgrund des bereits erwähnten Quellenmangels lassen sich die eben gestellten Fragen nur ansatzweise beantworten. Wichtige Bereiche stellten dabei berufliche Kontakte, Nachbarn, Schulen und Vereine dar.

Wirtschaft

Durch die Gründung einer Handelskammer (11. Oktober 1919) besaßen die städtischen Kaufleute eine Organisation, die nicht nur das Bewusstsein der kaufmännischen Kreise stärkte, sondern sich auch positiv auf den Abschluss von Handelsverträgen auswirkte.[25] Der Hauptfaktor des lokalen Wirtschaftslebens, der Holzhandel, war zeitweise durch den litauisch-polnischen Konflikt stark eingeschränkt.

---

21 Ebenda, S. 273.

22 Shulman, Memel (wie Anm. 17), S. 282. Andere Quellen nennen 9000 Juden für Memel: Kurt Benjamin. Zur Geschichte der Juden in Memel, in: Aufbau (New York) vom 18. Mai 1984.

23 Levin, Litvaks (wie Anm. 1), S. 184.

24 Interview am 14. November 1999 in Ramat Gan. Als Beispiel führte er seinen Sportlehrer Fritz Marcuse an, der von Berlin erst nach Kaunas ging, dann nach Memel und 1939 nach Šiauliai.

25 Louis Jahn, Memel als Hafen- und Handelsstadt (1913–1922). Jena 1926 (Schriften des Instituts für ostdeutsche Wirtschaft an der Universität Königsberg. 13), S. 74.

Nathan Nafthal, Holzkaufmann und Vizepräsident der örtlichen Handelskammer, erschloss eine neue Importmöglichkeit. Große Mengen russisches Holz wurden über die Ostsee geflößt und vom Memeler Holzsyndikat, dessen Gründung Nafthal initiiert hatte, weiterverarbeitet. Die Branche prosperierte. Durch die Öffnung des litauischen Hinterlandes und die dortige Überschussproduktion nahm der Flachsexport rasant zu. Die Einfuhr von künstlichen Düngemitteln für Litauen geschah nun über Memel wie auch der Import von landwirtschaftlichen Maschinen. Es gab einen Aufschwung in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie, besonders auch in der Tabakverarbeitung und in der Textilindustrie.[26]

Deutlich fiel in allen erwähnten Bereichen die jüdische Wirtschaftskraft ins Auge. Laut einer Regierungsübersicht gab es 1931 471 Geschäfte in der Stadt, davon 119 (25%) in jüdischem Besitz. Im gleichen Überblick wurde angegeben, dass es 151 Industrieunternehmen in Memel gab, von denen 31 (d.h. 20%) in jüdischem Besitz standen. Daneben wiesen Betriebe auch gemischte Besitzverhältnisse auf wie die E. Appelhagen A.G. (Holzhandel), die Litauische Baumwollmanufaktur, die Memeler Mühlenwerke GmbH u.a.[27] Insgesamt wurden von litauischen Juden im Zeitraum 1925–1935 neun Baumwoll- und Wollwebereien, darunter „Israelit u. Co." in Memel gegründet.[28]

1939 gehörten den Juden Memels 330 Fabriken und industrielle Unternehmungen – Getreidemühlen, Holzmühlen, Textil-, Seifen-, Schokoladenfabriken, Bierbrauereien, Bernstein verarbeitende Betriebe, Zigarettenfabriken usw. –, in denen 70% der Memeler Arbeitskräfte beschäftigt waren. Der jüdische Besitz wurde im Jahre 1939 auf 300 Millionen Pfund Sterling geschätzt.[29] Wie groß der Einfluss der jüdischen Kaufleute und Industriellen auf das Wirtschaftsleben von Stadt und Region war, wurde offenbar, als die Juden 1938 begannen, ihre Geschäfte nach Litauen oder ins Ausland zu verlagern.[30]

Jüdische Kaufleute nahmen führende Positionen ein, so in der Handelskammer oder in diplomatischen Funktionen, wie Nathan Nafthal, der nicht nur Vizepräsident der Handelskammer war, sondern auch das Amt des portugiesischen Honorarkonsuls innehatte.

---

26 Eginhard Walter, Das Memelgebiet. Bevölkerung und Wirtschaft eines Grenzlandes. Königsberg 1939, S. 80.
27 Ebenda, S. 82.
28 Martynas Anysas, Kova dėl Klaipėdos (Der Kampf um Memel). Chicago 1978, S. 222.
29 Shulman, Memel (wie Anm. 17), S. 282.
30 Walter, Memelgebiet (wie Anm. 26), S. 137.

Neben anderen vermögenden jüdischen Kaufleuten, die in der Handelskammer vertreten waren und auch Gutachterfunktionen ausfüllten, war dem Kommerzienrat Leopold Alexander, dem langjährigen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, die Ehrenmitgliedschaft in der Kammer verliehen worden.[31] Die „Kredit- und Kommerzbank" von Efim Konikoff und die Privatbank von Jawschitz spielten eine wichtige Rolle im Finanzwesen der Stadt. Auch die „Jüdische Volksbank", die 1925 gegründet wurde und 1929 bereits über 300 Mitglieder zählte, nahm einen wichtigen Platz im wirtschaftlichen Leben der Stadt ein.

Schule

Ein weiterer Bereich, in dem sich jüdische und nichtjüdische Existenz ständig berührten, war die Schule. Traditionellerweise besuchten die Kinder der jüdischen Bevölkerung, gleich welcher Herkunft, deutsche Schulen, die Jungen das Luisen-Gymnasium, die Mädchen das Auguste-Viktoria-Lyzeum. Das litauische Gymnasium wurde nur von sehr wenigen Juden frequentiert. Die Erinnerungen an die Schulzeit sind unterschiedlich. Maurice Hillmann, dessen Familie vorher in Pensa gelebt hatte, erinnert sich an schöne Schulzeiten: „In Memel hatte ich eine glückliche Jugend: Gute Lehrer, gute Freunde, viel Sport in jüdischen Sportvereinen, gute Musiklehrer polnischer Abstammung (...)."[32] Cherie Goren erzählt: „Meine Schwester Fanny und ich gingen in eine deutsche Schule. (...) Als ich ins Lyzeum kam, verbrachten wir viel Zeit mit Satzanalyse. Wir hatten auch viel Geographie, wo wir lernten, was Deutschland einmal war. Nach der Schule mußte ich in eine Wohnung gehen zu zwei alten stinkenden vornehmen Damen, die in schweren Zeiten lebten und Kindern allen Alters bei den Schularbeiten halfen. Ich glaube, deutsche Schulen waren schwer. Wir lernten Goethe und Schiller auswendig und sangen Lieder mit Texten von Heinrich Heine (...) Viele Juden identifizierten sich mit den Deutschen und ihrer Kultur. Es gab auch Ostjuden. Litauen ermunterte sie, sich in Memel anzusiedeln, um ein mehr osteuropäisches Klima zu erzeugen. Sie besuchten keine deutschen

31 Die Selbstverwaltung der Kaufmannschaft in Memel von ihren Anfängen bis zur Gegenwart aus Anlaß ihres ersten Jahrzehnts der Industrie- und Handelskammer für das Memelgebiet 1919–1929. Memel 1929, S. 141.

32 Brief von Maurice Hillmann an Ulla Lachauer vom 17. Juli 1989.

Schulen, wir mischten uns nicht."[33] Hilde Sturmann, die ebenfalls das Auguste-Viktoria-Lyzeum besuchte, erinnert sich an viele deutsche Mädchen unter ihren Freundinnen.[34] Trudi Birger, die 1933 aus Frankfurt (Main) nach Memel kam, berichtet: „Ich kann mich nicht erinnern, in der Schule irgendwelche antisemitischen Vorfälle erlebt zu haben, obwohl wir nur wenige jüdische Schüler waren. Die Lehrer behandelten uns fair."[35] Dora Love geb. Rabinowitz erinnert sich dagegen daran, dass sie Antisemitismus auch als Kind gespürt habe. Man wurde nicht als Spielgefährte ausgewählt und auch nicht zu Geburtstagen eingeladen.[36]

Mike Rabinowitz spielte in der Fußballmannschaft des Luisen-Gymnasiums. Er reiste 1934 mit der Mannschaft nach Danzig, 1936 nach Königsberg. Damals hatten die anderen schon Angst, ihn mitzunehmen und riefen ihn nie beim Nachnamen. Aber zum Spielen brauchten sie ihn. Dann wandelte sich das Klima in der Schule: „Ich hatte viele gute Freunde, aber vor dem Abitur, das letzte Jahr haben sich viele von mir abgewendet. Ob sie sich meiner geschämt haben oder ob sie Angst hatten oder daß sie durch die Hitlerjugend Nazis geworden sind (...), das weiß ich nicht. Ein Freund ist mir treu geblieben."[37]

1936 wurde nach diversen Widerständen des Direktoriums einerseits, wobei sich der Schulreferent Kurmis besonders engagierte, und der deutschorientierten Juden andererseits eine jüdische Volksschule „Tarbut" nach dem Vorbild des in Litauen recht verbreiteten Schulnetzes gegründet.[38] „Tarbut", das hebräische Wort für Kultur, war ein Synonym für säkulare zionistische Erziehung. In diesen Schulen war die Unterrichtssprache Hebräisch. Ein Schwerpunkt lag auf der Vermittlung von Wissen über das Land Israel und seine gegenwärtige Entwicklung.

Da die Mehrheit der litauischen Juden zionistisch eingestellt war und deren Einfluss in Memel allmählich zunahm bzw. die Position der deutschen Juden angesichts der antisemitischen Entwicklung in Deutschland allmählich schwächer wurde, war die Eröffnung der Schule eine folgerichtige Entwicklung.

---

33 Goren, Time (wie Anm. 4), S. 12.
34 Brief von Hilde Sturmann an Ulla Lachauer vom 28. Januar 1989.
35 Birger, Im Angesicht (wie Anm. 3), S. 35.
36 Yad Vashem Archives 03/7504, Interview mit Dora Love geb. Rabinowitz.
37 Interview am 14. November 1999 in Ramat Gan.
38 Lietuvos Valstybinis Archyvas (Litauisches Staatsarchiv) (LVA), F. 378, Ap. 3, B. 3426, S. 140 (17. April 1934).

Sprachgebrauch

Sprach man als Jude Deutsch oder Litauisch in Memel, Jiddisch oder Hebräisch? Dora Love geb. Rabinowitz erinnert sich: „Deutsch, Jiddisch, Russisch und als Umgangssprache auch Litauisch. Ich bin mit vier Sprachen aufgewachsen." Sie weiß auch noch, dass sie in der Familie gewohnt waren, die Sprache zu wechseln. Maurice Hillmann schreibt: „Zu Hause sprachen wir Russisch. Deutsch lernte ich in den deutschen Schulen Memels."[39] Trudi Birger berichtet: „Solange wir dort lebten, besuchte ich häufig die Eltern meiner Mutter. (...) Wir sprachen immer Deutsch mit ihnen, nie Jiddisch, das wir gar nicht kannten. Alle Juden in Memel sprachen deutsch."[40] Hilde Sturmann erinnert sich: „Auch meine Eltern verkehrten nur mit Deutschen, sie kannten auch viele Litauer."[41] Jeder hatte seine eigene Biographie, und das Sprachverhalten war eng mit ihr verknüpft.

Vereinsleben

Soweit Streiflichter zu den äußerlich sichtbaren Faktoren der jüdischen Lebensräume in Memel. Bisher konnten keine Quellen aufgespürt werden, die die jüdische Gesellschaft jener Zeit aus deutschem oder litauischem Blickwinkel betrachten. Hier lässt sich vorläufig nur die These aufstellen, dass Deutsche und Litauer derartig auf einander fixiert waren, dass sie der nächstgrößeren Einwohnergruppe wenig Beachtung beimaßen. Erst in den 30er Jahren, unter dem Einfluss der deutschen Entwicklung, schienen die Memeler Einwohner ihre jüdischen Mitbürger überscharf wahrzunehmen. Leider liefern die Quellen keine Auskünfte über das deutsch wie auch litauisch akzentuierte Vereinsleben in Stadt und Region, das zweifelsfrei existierte.

Begegnungen zwischen Nichtjuden und Juden gab es außer in Berufsverbänden in Veteranenvereinigungen, so dem „Kriegerverein Memel", wie auch auf der sportlichen Ebene. Allerdings ist nicht bekannt, in wieweit Juden Mitglieder nichtjüdischer Sportvereine waren. Die jüdischen Vereinigungen waren bekannt und geachtet. Ihre Teilnehmer belegten nicht nur bei großen sportlichen Ereignissen wie bei den Memellandmeisterschaften vordere Plätze, sondern nahmen

39 Brief von Maurice Hillmann an Ulla Lachauer vom 17. Juli 1989.
40 Birger, Im Angesicht (wie Anm. 3), S. 38.
41 Brief von Hilde Sturmann an Ulla Lachauer vom 28. Januar 1989.

sogar an der Weltmaccabiade teil.[42] Das 15-jährige Jubiläum des „Bar Kochba" wurde 1935 mit einer großen Feier und einer Festschrift begangen. In ihm trieben deutsche und litauische Juden gemeinsam Sport, während es sonst in der Stadt mehr litauisch und mehr deutsch orientierte Vereinigungen gab. Allerdings müssen sie vielen Nichtjuden auch ein Ärgernis gewesen sein, denn in einem Artikel des „Memeler Dampfbootes" aus dem Jahr 1985 heißt es unter der Unterschrift „Wo blieben die Memeler Juden?": „(...) und niemand dachte daran, eine Trennungslinie zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung zu ziehen. Außer der von den Juden selbst gezogenen, indem sie den Sport in einem eigenen Sportverein Bar Kochba pflegten."[43]

Sport war ein wichtiger Faktor zur nationalen Eigendarstellung in jenen Jahren. Zur Olympiade 1936 erreichte dieses Denken seinen Höhepunkt.

Jüdisches Leben

Die Rechte der Synagogengemeinde fußten weiterhin auf dem Preußischen Gesetz „Über die Verhältnisse der Juden" vom 23. Juli 1847 inklusive der Zusätze der Autonomiegesetzgebung von 1924. So unterstanden die Gemeindeangestellten dem Direktorium und bezogen auch über dieses ihre Gehälter.

Es gab in der Zwischenkriegszeit in Memel vier Synagogen. Seit jeher existierten in Memel faktisch zwei jüdische Gemeinden, eine deutschorientierte und eine orthodoxe, zu der auch die Anhänger der traditionellen Partei „Aguda Israel" gehörten, die für sich in Anspruch nahmen, die zionistische Avantgarde zu bekämpfen, und generell gegen alle Modernisierungsbestrebungen waren. Der Anschluss des Memelgebietes an Litauen führte insgesamt zu einer Stärkung der jüdischen Gemeinde. Die Zionisten errangen jetzt die ausschlaggebende Mehrheit und beeinflussten die Aktivitäten der Gemeinde.[44] Auch für Memel galt, was Erwin Lichtenstein aus Königsberg schilderte, dass der Zionismus besonders in den Familien, die aus Russland und vor allem aus Litauen gekommen waren, viele Anhänger hatte.[45]

---

42 Interview am 14. November 1999 in Ramat Gan.

43 gez. GGg., Wo blieben die Memeler Juden?, in: Memeler Dampfboot (Juni 1985), Nr. 6, S. 91.

44 Shulman, Memel (wie Anm. 17), S. 283.

45 Leo Baeck Institute, MM 116, Erwin Lichtenstein, S. 23.

Das Engagement in den Synagogengemeinden war nicht sehr stark, wohingegen die jüdischen Vereine recht ausgiebig frequentiert wurden. Es existierten einige Wohltätigkeitsverbände, zionistische und kulturelle Vereine zur Förderung der allgemeinen Bildung; neben dem bereits erwähnten „Verein für jüdische Geschichte und Literatur" gab es den „Verein für Hebräischsprechende", die „Zionistische Organisation für das Memelgebiet", den „Talmud-Verein", den „Jüdischen Turn- und Sport-Verein Bar Kochba", einen weiteren Sportverein, den „Jüdischen Frauenverein Kadima" (Vorwärts), den „Israelitischen Frauenverein", den „Hilfsverein für jüdische Arme", ab 1936 einen hebräischen Kindergarten, den „Betar" (rechtsgerichtete Jugendbewegung), den „Ha Shomer Hazair" (sozialistische Jugendbewegung) und einen „Verein der Jüdischen Teilnehmer an den Litauischen Unabhängigkeitskämpfen".[46]

Die jüdischen Jugendlichen engagierten sich wie ihre deutschen und litauischen Altersgenossen in Vereinen. Dora Rabinowitz erinnert sich: „War der Betar aufregender und hatte bessere Leiter, gingen wir zum Betar. War Ha Schomer interessanter und die Ferienlager dort netter, gingen wir zum Ha Schomer ins Sommercamp. Das hatte keine politische Bedeutung für uns."[47]

Wie auch in anderen Städten spielte die „Jüdische Volksbank" eine wichtige soziale und kulturelle Rolle im jüdischen Leben der Stadt; die Bank vergab u.a. Stipendien und stiftete zu jüdischen Festen Preise.

Ein wesentliches Merkmal der zionistischen Bewegung bestand in der Anwerbung von jungen Leuten und der Finanzierung ihrer landwirtschaftlichen bzw. handwerklichen Ausbildung für ein späteres Leben in Palästina. Dabei engagierte sich die Memeler Gemeinde besonders. Sie kaufte einen großen Platz im Zentrum der Stadt und stellte eine große Summe aus Spenden zur Verfügung für den Bau eines Pionierhauses „Beth He Halutz", das 1927 für insgesamt 400 Pioniere errichtet wurde. Die Gemeindevorstände sorgten für Ausbildungs- und Arbeitsplätze für die Pioniere in nahe liegenden Gütern, Fabriken und Werkstätten. Memel wurde zum Zentrum für Ausbildung und Auswanderung für Tausende von Pionieren aus Litauen und Deutschland. Es war neben Kaunas und Leopoltava das größte Zentrum dieser Art in Litauen. Nach 1933 kamen auch Jugendliche aus Deutschland, um sich mangels anderer Alternativen in

---

46 Kurt Benjamin, Zur Geschichte der Juden in Memel, in: Aufbau vom 18. Mai 1984.
47 Yad Vashem Archives 03/7504.

Memel oder auf den Gütern der Umgebung auf ihre Auswanderung vorzubereiten.

Gesellschaftliches Leben

Obwohl der Einfluss der litauischen Juden wuchs und ihre Zahl Ende der 20er Jahre bereits überwog, blieb der deutsche Charakter der jüdischen Gesellschaft erhalten. Viele fühlten sich ungeachtet des wachsenden Nationalsozialismus, der auch in Memel zu spüren war, zur deutschen Kultur hingezogen. Maurice Hillmann berichtet: „Meine Eltern waren gut situiert. Sie konnten sich's leisten mit ‚Wohltätigkeit' und Gemeindearbeit einen ‚standesgemäßen' Freundeskreis zu erwerben. Die Mutter war im Komitee des WIZO (Women International Zionist Organisation). Mein Vater war im Vorstand der Jüdischen Volksbank und liebte es, Geld für ‚wohltätige' Taten zu spenden. Trotzdem gehörte der aus Rußland stammende Kaufmann nicht der deutsch-jüdischen ‚Gemeindearistokratie' [an]."[48]

Aus den Erinnerungen geht hervor, dass es in der Zwischenkriegszeit wohlhabendes und reichhaltiges jüdisches Leben in Memel gab. Wirtschaftlich ging es vielen Memelern gut, und die Stadt gedieh im liberalen Klima. Es gab Theater, Konzerte, Kinos und auch ein Kabarett.[49] Cherie Goren erzählt von ihrem Vater, dem Textilkaufmann Leo Fleischmann: „Er verbrachte den Vormittag im Geschäft und die Nachmittage im Bridgeclub oder im Cafe. Er verbrachte seine Sommer in Tschechien, entweder in Karlsbad oder Marienbad und war zur ‚Kur'."[50] Über die Cafés berichtet sie, dass dort schwarze Künstler auftraten, Sänger und Steptänzer, was sehr aufregend war, da es ja in Memel keine Schwarzen gab.[51] Trudi Birger erzählt, dass die Tante sie als Kind „oft herausputzte und in die Cafes von Memel führte, wo nachmittags Tanztees für Kinder gegeben wurden. Eine Kapelle spielte, und es gab Wettbewerbe im Walzer- und Tangotanzen."[52] Es gab Purimbälle mit großer Abendgarderobe zu deutscher und amerikanischer Tanzmusik und Wiener Walzer.

Hans Adam Sturmann, ein Königsberger Jurastudent, der 1934 in Memel eine Berufsausbildung als Bäcker durchlief, um dann nach

48 Brief von Maurice Hillmann an Ulla Lachauer vom 17. Juli 1989.
49 http://www.shtetlinks.jewishgen.org/Gargzdai/23diary.html.
50 Goren, Time (wie Anm. 4), S. 1.
51 Ebenda, S. 20.
52 Birger, Im Angesicht (wie Anm. 3), S. 38.

Palästina zu gehen, berichtete von der freundlichen und großzügigen Art der Memeler Juden. Die ehemaligen Studenten waren am Tag „Bürgerkibbuzniks", durften aber abends in der jüdischen Gesellschaft von Memel Gesellschaftslöwen mimen.[53]

Auf dem Land

Die Situation in den Kirchdörfern und Städtchen des Memellandes gestaltete sich etwas anders und wesentlich bescheidener. Hier lebten die Juden vorwiegend vereinzelt. Die größte jüdische Kreisgemeinde Heydekrug zählte 1920 insgesamt 22 Familien aus dem Ort sowie 12 weitere aus Nachbarorten.[54] In Ruß gab es zur gleichen Zeit noch 17 jüdische Familien.[55] Nach dem Anschluss an Litauen verließ ein nicht näher bestimmbarer Teil der Juden das Gebiet, da sie nicht der deutschen Staatsbürgerschaft, die sie oft erst vor wenigen Generationen erworben hatten, verlustig gehen wollte. Der Rückgang der jüdischen Bevölkerung auf dem Land war eindeutig durch die negative wirtschaftliche Entwicklung nach 1918 bestimmt. Durch den polnisch-litauischen Konflikt kam der Holzhandel auf der Memel völlig zum Erliegen. Vertreter dieses Berufszweiges veränderten sich oder mussten Konkurs anmelden, wie Isidor Goldberg aus Lappienen.[56] Zwar zogen auch litauische Juden zu, aber in den meisten Fällen hatten sie keine wirtschaftlichen Erfolge zu verzeichnen, fassten auf dem Lande keinen Fuß und kehrten schon Anfang/Mitte der 30er Jahre nach Litauen zurück.

Während die Wirtschaft in der Hafenstadt florierte, hatten die Geschäftsleute auf dem Land Mühe, ihre Umsätze zu erwirtschaften. Vielen ging es wie Isaak Sagenkahn, der immer knapp vor dem Konkurs stand und der Handelskammer auf ihre Mahnung zur Eintragung in das Handelsregister bzw. Zahlung der Gebühren antwortete: „Zum Zwecke der Eintragung erwidere ich, daß ich augenblicklich wegen der stillen Geschäftslage und der kolossalen Geldknappheit nicht in der Lage bin, das Geld zu zahlen."[57] Der Ladeninhaber Simon Kahn in Heydekrug teilte der gleichen Behörde am 6. November 1937 mit:

---

53 Hans Adam Sturmann, Der rettende Hafen. Erinnerungen an die Hachschara in Memel, in: Israel Nachrichten vom 11. März 1977.
54 GStA PK Berlin, XX. HA, Rep. 12, Titel 3, Nr. 29, Bd. IV, S. 27.
55 GStA PK Berlin, XX. HA, Rep. 12, Titel 3, Bd. 44, Bd. 2, S. 76.
56 LVA, F. 1573, Ap. 6, B. 68, S. 36.
57 LVA, F. 1573, Ap. 6, Brief vom 22. Januar 1926.

„Von der Führung der Geschäftsbücher kann ich mit Ruhe Abstand nehmen, da ich infolge des schlechten Geschäftes meinen Verlust und meinen Gewinn auch ohne Geschäftsbücher übersehen kann und der Umsatz nur ein solcher ist, der nur mit Mühe und Not den Lebensunterhalt deckt."[58]

Drohende Vorzeichen

Erste Eindrücke von einer Verschärfung der Situation hörte man aus dem benachbarten Ostpreußen schon vor Hitlers Machtantritt. Genaueres berichteten ostpreußische Haschara-Anwärter, die in Memel ausgebildet wurden und kostenfrei in dem Heim lebten, das die Jüdische Gemeinde ihnen zur Verfügung gestellt hatte.[59] 1934 gab es schon Schmierereien an jüdischen Geschäften, an Fenstern und Zäunen. Es wurden Hakenkreuze angemalt bzw. Aufschriften angebracht wie „Memel erwache".[60]

Auch das deutsche Generalkonsulat begann mit Schikanen. So erhielt beispielsweise der Konsul Nafthal statt eines erbetenen Mehrfachvisums nur ein Einfachvisum.[61] Nafthal gehörte, wie bereits erwähnt, zu den auch politisch prominenten Juden. 1935 wurden Nationalsozialisten in Memel wegen Rowdytums angezeigt. Daraufhin sprach die deutsche Presse von „Opfern einer jüdischen Verschwörung", da jüdische Richter und jüdische Staatsanwälte in dieser Strafsache fungiert hatten. Im gleichen Jahr untersagten deutsche Behörden erstmals deutschen Händlern, zum Memeler Jahrmarkt zu fahren.[62] Die Spannungen wurden mit allen erdenklichen Mitteln angeheizt.

1936 dominierte die Olympiade in den Nachrichten. Cherie Goren weiß noch: „Ich bemerkte, daß die Mädchen in meiner Klasse sehr blond und athletisch waren. Sie marschierten viel und sangen deutsche Lieder über die Heimat. (...) Eine junge Frau kam zu uns ins Haus. Wir lernten Hebräisch. Sie war ein Halutz (Pionier) auf dem Weg nach Palästina. Sie redete nur Hebräisch mit uns und wir quälten sie. (...) Büchsen für den Keren Kayemet (Sammlungen für Palästina) tauchten

58 LVA, F. 1573, Ap. 6, B. 176, S. 4.
59 Sturmann, Hafen (wie Anm. 53).
60 LVA, F. 378, Ap. 3, B. 3426, S. 382 (16. März 1934).
61 LVA, F. 378, Ap. 3, B. 3426, S. 154 (15. April 1934).
62 RADG Zeitung. Wochenzeitschrift für Marktfahrer, Hausierer, Neuheiten-Verkäufer, Schausteller, Markthändler, Markthallen-Standinhaber und Straßenhändler 14 (1935), Nr. 15 vom 6. April 1935.

in unserem Haus auf."[63] War Palästina eine Alternative für Memel? Die Spannungen vor Ort nahmen zu. Zum ersten Mal schlossen alle jüdischen Geschäfte demonstrativ anlässlich der jüdischen Feiertage im Herbst 1936, das hatte es bis dahin in Memel nicht gegeben.[64]

Am 26. Februar 1937 nahm der Memeler Stadtrat ein Gesetz an, das die Berufsausübung von Juden einschränkte. Die Fenster der Synagoge wurden nun öfter eingeschlagen. Im Sommer 1937 gab es Übergriffe deutscher Jugendlicher auf jüdische Urlauber in Schwarzort auf der Kurischen Nehrung. Schwarzort galt seit mehr als 80 Jahren als beliebter Erholungsort – auch mit koscheren Pensionen wie dem Gasthof Eisikovicius – und besonders nach 1933 als sommerlicher Zufluchtsort für die Königsberger Juden, die dort hinter der deutschen Grenze ein paar ungestörte Ferienwochen verbringen konnten.[65]

Ebenfalls 1937 wurden zehn jüdische Studenten der Handelsschule und des pädagogischen Instituts Opfer von Übergriffen litauischer Studenten. Obwohl die Litauer Wert darauf legten, keine antisemitischen Stimmungen zu zeigen, wurden sie doch stark von der deutschen Propaganda beeinflusst. Im Herbst 1938 verschlimmerte sich die Situation der Memeler Juden, als Deutsche Hakenkreuze an jüdische Geschäfte malten oder versuchten, Käufer am Betreten jüdischer Geschäfte zu hindern. Nach dem Münchener Abkommen verstärkten sich die Befürchtungen eines nationalsozialistischen Putsches in Memel, und so begannen die Juden auszureisen bzw. nach Litauen zu ziehen.[66] Anlässlich der Aufhebung des Ausnahmezustandes am 1. November 1938 organisierten die Anhänger Dr. Neumanns einen Fackelzug und eine Freudenkundgebung. Wenige Tage später wurde der „Memeldeutsche Ordnungsdienst" gegründet, der bald darauf erstmals durch Memel marschierte. An einer ebenfalls im November stattfindenden Gedenkkundgebung für Hindenburg nahmen 30 000 Memeler teil. Alle diese Ereignisse ließen viele Juden rasche Entschlüsse fassen. Allein im November 1938 wurden 2,5 Millionen Litas von Banken in der Stadt abgehoben.[67]

Zu den Landtagswahlen am 11. Dezember 1938 riefen die Litauer die Juden mit folgendem Text auf, litauisch zu wählen: „Jüdische Bürger! 110 jüdische Friedhöfe sind in Deutschland von Hitlerbanden

63 Goren, Time (wie Anm. 4), S. 31.
64 Di Yiddishe Shtime (Kaunas) vom 5. Oktober 1936.
65 Klaipėdos Žinios Nr. 113 vom 20. Juni 1924.
66 Shulman, Memel (wie Anm. 17), S. 283.
67 VDV, 1938 m. lapkr 29d., spaudos apzvalga, L. 100.

verwüstet worden! Dieses passiert nicht in Litauen. 50 Synagogen sind von Hitlerbanden in Deutschland beschmutzt worden und nicht in Litauen. Nicht Litauer haben jüdischen Kaufleuten in Übermemel das Blut abgezapft. Hitlergesinnte wollen die Juden verdrängen, nicht Litauer. Juden arbeiten bei Litauischen Behörden und beim Kommandanten in Memel. Rathenau, jüdischer Minister in Deutschland, wurde von Hitlerbanden blindlings feige ermordet. Daher Juden, Augen auf! Wählt Liste 3!"[68] Die deutsche Partei erzielte dennoch einen überwältigenden Wahlerfolg. Bereits zum 1. Dezember 1938 untersagte das Direktorium sämtliche Ausverkäufe; trotzdem nahm die Auflösung jüdischer Geschäfte zu.[69] Schon bald lautete die Zeitungsschlagzeile in Kaunas: „In Klaipėda werden jüdische Firmen liquidiert."[70] Die „Kredit- und Kommerzbank" von Jawschitz liquidierte mit Abschluss des Jahres 1938 und verlegte ihren Sitz nach Kaunas.[71]

Eine Kaufmannsfrau berichtet: „In Memel kehrte sich der nationalsozialistische Charakter immer mehr heraus. Immer mehr hörte man auf den Straßen Aufforderungen, das Litauerjoch abzuwerfen, sich dem Führer anzuschließen; ganz laut wurden Nazilieder gesungen. Für uns Juden waren das gewiß keine angenehmen Klänge. Ich, die ich viele Freundinnen unter den christlichen Memlerinnen hatte, mußte wahrnehmen, daß ein Teil von diesen den Kopf abwandte, um mich nicht zu grüßen. Doch habe ich keineswegs vergessen, daß einige, weil ich nun selbst den Kopf wegdrehte, mir ‚guten Tag' zuriefen und mich abstellten, um zu zeigen, daß ich in ihren Augen dieselbe geblieben war. Meiner sechzehnjährigen Tochter, die blond und blauäugig ist, wurde öfters von Jugendlichen zugerufen: ‚Heil Hitler, komm heute auf den Ferdinandsplatz, da ist Versammlung.' Das erschreckte mich sehr. Mein Mann war damals schon geschäftlich nach England gefahren und kehrte nicht mehr zurück. Ich allein mußte alle Entscheidungen treffen."[72]

Flucht

Mitte der 30er Jahre begannen die ersten Memeler Juden ihren Weggang zu planen. Besonders diejenigen, die über weitreichende

68 http://www.shtetlinks.jewishgen.org/memel/mel1.html.
69 Amtsblatt des Memelgebietes (1938), Nr. 125 vom 1. Dezember 1938, S. 1.
70 Lietuvos žinios vom 31. Dezember 1938.
71 Walter, Memelgebiet (wie Anm. 26), S. 115.
72 Yad Vashem Archives 0-33/2182 (unter dem Namen Joseph Karmisch).

Geschäftsverbindungen ins Ausland und v.a. nach England verfügten, sondierten bereits früh verschiedene Varianten. Cherie Goren erzählt: „Papa fuhr nach England, um sich mit Tante Rachel aus Amerika zu treffen. Er bat sie für den Fall der Fälle um Unterstützung zur Einwanderung."[73] Fast zwei Jahre dauerten die Vorbereitungen, und schließlich verließ die Familie Fleischmann Memel im November 1938.[74] Viele deutsche Juden vertrauten jedoch auf ihre demokratischen Rechte, hatten sie doch im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft. So erinnert sich auch Cherie Goren: „Die ganze Stadt war deutsch, auch die Juden. Mein Onkel Nahnny, der für den Kaiser gekämpft hatte und ein eisernes Kreuz besaß, sagte, sie würden uns gar nicht wollen und seien nur hinter den Ostjuden her. Alle außer meinem Papa schienen das zu glauben."[75]

Am 15. März 1939 gab es im Memeler Rundfunk einen letzten Radiovortrag „Über die Geschichte der Memeler Juden". In diesem historischen Überblick, in dem die deutschkulturelle Orientierung der Memeler Juden noch einmal bekräftigt wurde, hieß es zum Abschluss: „Die Einwanderung von Osten nach Westen setzte erst nach dem Ersten Weltkrieg ein."[76]

Anfang 1939 verließen über die Hälfte der Memeler Juden die Stadt und verzogen in westlitauische Städtchen und Städte, wie nach Palanga, Kretinga, Darbenai, Jurbarkas, Tauragė, Šiauliai und nach Kaunas. Der Wert an jüdischem Eigentum, der aus Memel mitgenommen wurde, belief sich auf 100 Millionen Lt.[77] Andere verkauften ihren Besitz zu Niedrigpreisen an Deutsche, aber als klar wurde, dass Stadt und Region bald von Deutschland annektiert werden würden, flüchteten so gut wie alle Memeler Juden nach Litauen.

Transportmöglichkeiten mussten so teuer bezahlt werden, dass arme Juden die Stadt zu Fuß Richtung Gargzdai verließen. Die ersten Flüchtlinge gehörten zu den Wohlhabendsten der Stadt und konnten ohne Schwierigkeiten ihr Gesamtgut herausbringen. Aber später, als die Kapitalflucht zunahm, erschwerten die memelländischen Behörden die Prozedur, da sie spezielle Ausfuhrgenehmigungen verlangten. Das führte sogar soweit, dass kurz vor dem Anschluss die Ausfuhr von Besitz generell untersagt wurde.

---

73 Goren, Time (wie Anm. 4), S. 31.
74 Ebenda, S. 40.
75 Ebenda, S. 35.
76 Lietuvos Mokslų Akademijos Biblioteka (Vilnius), F. 255, B. 1125.
77 6 Lt. ca. 1 US-$.

Eine Anzahl von Juden, vor allem Kaufleute und Ärzte, die im Gebiet blieb, wurde verhaftet und in Konzentrationslager gebracht.[78] Die Familie des Konsuls Nafthal verließ Memel in der Nacht, bevor Hitler kam, und floh nach Kaunas. Dora Love erzählt: „Die Firma (des Vaters) existierte auch noch an dem Tag, als wir weggingen (...). Unser deutscher Buchhalter kam ins Haus und brachte uns vier (Kinder) in seinem eigenen Auto über die Grenze, mit Grenze meine ich die Grenze des Memelgebietes, und übergab uns einem Freund meines Vaters, der seit Jahren sein Geschäftspartner war. Dieser Mann brachte uns weiter nach Litauen bis nach Šiauliai (...)."[79] Sie wiederholt detaillierter: „Unser deutscher Buchhalter fuhr vor und sagte auf Deutsch: ‚Schnell, Kinder, nehmt jeder von euch euer Wertvollstes, steigt ein, alles andere erzähle ich euch später.' Wir taten es. (...) Wir nahmen viele Bilder mit, und er hatte andere Dinge." Sie führt weiter aus, dass der Buchhalter Bankunterlagen und die Geschäftspapiere für die Familie mitnahm.

Einige Tage nach dem Anschluss erschien in der englischen Presse das später recht bekannt gewordene Bild von zwei verschüchterten Kindern, die an der Hand ihrer Eltern durch ein Spalier grinsender SA-Leute zum Bahnhof flüchteten.[80] Aufnahmen des Fotografen George Birman aus jenen Tagen zeigen die restlos überfüllten Züge, die Memel in Richtung Litauen verließen.[81] In einer Akte des Litauischen Staatsarchivs mit der Aufschrift „Juden in Memel 1939" befindet sich eine einzige Personalkarte, ausgegeben vom Oberbürgermeister der Stadt Memel (Ernährungs- und Wirtschaftsamt) für Rebekka Kaplan, Friedrichsmarkt 18/19, 61 Jahre alt, versehen mit dem Stempel „Kleiderkarte erhalten".[82]

Trudi Birger erzählt über ihren Weggang: „Wir blieben in Memel, bis die Deutschen es am 23. März 1939 besetzten. Darauf setzten wir uns mit den Eltern meiner Mutter und den übrigen Familienmitgliedern nach Kowno, in Litauen, ab (...) Was mich aus dem Geleise brachte, war der Schulwechsel. Ich kam aus einer deutschen in eine jüdische Schule, wo Hebräisch, das ich nicht beherrschte, Unterrichtssprache

78 Alfred Wittenberg kam im Konzentrationslager Sachsenhausen um.
79 Yad Vashem Archives 03/7504.
80 Es handelte sich um den Druckereibesitzer Aron Puhn mit seiner Frau Ella und den Töchtern Civa und Aviva. Lt. Yad Vashem flüchtete die Familie nach Šiauliai und kam dort um.
81 www.doubletakemagazine.org/mag/html/backissues/16/birman/text.html.
82 LVA, F. 645, Ap. 2, B. 167.

war."[83] Die jüdischen Gemeinden in Kaunas und in der Provinz engagierten sich für die Flüchtlinge und zahlten den wenig Bemittelten Unterstützungen. Doch blieb nur ein Jahr zum Luftholen und Pläneschmieden.

Flucht auf dem Land

Außerhalb der Stadt schlug die Stimmung noch rascher um. Die wenigen Juden, die sich nach 1923 angesiedelt hatten, kehrten schon bald nach Litauen zurück, wie auch die Familie von Solly Ganor (ehem. Sali Genkind), die nur wenige Jahre in Heydekrug lebte.[84] Es existierten keine Möglichkeiten für sie, Lebensräume zu realisieren.

Im November 1938 gab es im Memelgebiet außerhalb der Stadt Memel nur noch 47 jüdische Betriebe.[85] Davon waren die meisten kleine Geschäfte, wie der Laden der Kurzwarenhändlerin Elina Winkler in dem Dorf Plaschken. Ehemalige Nachbarn erzählen, dass Fräulein Winkler ihr Geschäft mit Stoffen und Nähzubehör schon im Herbst 1938 aufgelöst habe. Einige Male kam sie noch in das Dorf. Beim letzten Besuch borgte ihr ein Nachbar ein Fahrrad, damit sie schnell hinüber nach Litauen käme – es war in der Nacht vor Hitlers Ankunft in Memel. Die Plaschkener erzählten, man habe nie wieder etwas über sie gehört.[86] Was geschah mit anderen Geschäftsinhabern? Die Familie Pogremansky floh 1938 aus Übermemel nach Tauragė, wo sie sich bis 1941 aufhielt, dann kam die Familie in das Ghetto von Šiauliai.[87] Auf Anfragen der Industrie- und Handelskammer für Ost- und Westpreußen, Nebenbezirksgeschäftstelle Memel, zu Geschäftssituationen im Memelland verfassten Bürgermeister folgende Bescheide: „Meyer Smolianksy ist nach Aufgabe seines Geschäfts am 22.3.1939 nach Neustadt, Klaipeda gatve 1 verzogen", meldete der Bürgermeister von Heydekrug.[88] Über den Besitzer des Manufakturwarengeschäfts Drucker lautete seine Meldung folgendermaßen (21. August 1939): „Leo Drucker ist ohne Abmeldung am 22.3.39 angeblich nach Litauen (wohin unbekannt) verzogen. Das Geschäft befindet sich unter der

83 Birger, Im Angesicht (wie Anm. 3), S. 40.
84 Solly Ganor, Das andere Leben. Frankfurt a.M. 1997, S. 20 ff.
85 Walter, Memelgebiet (wie Anm. 26), S. 108 f.
86 Lt. Yad Vashem Testimonies wurde sie im Sommer 1941 in Jurbarkas erschossen.
87 http://www.jewishgen.org/litvak/lithroots.htm.
88 LVA, F. 1573, Ap. 6, B. 123, S. 7.

Verwaltung des Treuhänders Schlicht hier."[89] Ähnlich verhielt es sich mit Rahel Lakowsky. Sie „ist nach Aufgabe ihres Geschäftes in der Nacht zum 22. März 1939 ohne Abmeldung, unbekannt, wohin, verzogen."[90] Zum Geschäft von Simon Kahn wusste der Bürgermeister zu berichten, dass dieser bereits am 20. Dezember 1938 verzogen sei.[91] Und der Bürgermeister von Saugen schrieb am 2. August 1939: „Teile ich mit, daß der Kaufmann Isidor Isaak von Saugen am 22. März 1939 nach Litauen verzog und jetzt in Tauroggen, Kestucio gatve 52 wohnhaft ist. Sein Geschäftsgrundstück hatte er im Januar 1939 an den Raiffeisenverein Saugen verkauft."[92]

Der Bürgermeister von Pogegen meldete: „Der Jude Kaufmann Mendel Kahn ist laut Melderegister hier in Pogegen seit dem 9.7.1927 wohnhaft gewesen. Unabgemeldet ist er in der Zeit der Rückgliederung des Memellandes geflüchtet, wohin ist uns unbekannt. Das Geschäft ging in deutsche Hände über."[93] Über die Art des Geschäftsüberganges wurde nichts verlautet. Die Mehrheit der jüdischen Bewohner aus den Dörfern und Kleinstädten des Memellandes suchte in den grenznahen litauischen Städtchen Unterkunft. Viele hatten dort Verwandte oder gute Freunde. Von dort aus betrieben auch einige die Liquidierung ihrer Geschäfte wie z.B. Simon Kahn, der nun in Tauragė lebte. Die Perspektive einer Flucht ins Ausland bestand für die meisten nicht. Zum einen verfügten sie nicht über ausreichende finanzielle Mittel, zum anderen gab es kein angrenzendes Land, das eine Alternative geboten hätte bzw. in den Augen der Juden eine erstrebenswerte Alternative gewesen wäre. Nach dem Frühjahr 1939 wurde auch die Ausreise per Schiff aus Litauen stark eingeschränkt. Der Kriegsausbruch 1939 verschärfte zudem das Problem der Visabeschaffung enorm.

Vergebliche Suche nach Auswegen

Die Mehrzahl der jüdischen Flüchtlinge konzentrierte sich in Kaunas. Die Ratlosigkeit war groß, hektisch wurde nach Alternativen gesucht. Bereits am 26. März 1939 formulierte Dr. Martin Rosenblueth vom

89 LVA, F. 1573, Ap. 6, B. 174, S. 19.
90 LVA, F. 1573, Ap. 6, B. 177, S. 4.
91 LVA, F. 1573, Ap. 6, B. 176, S. 21.
92 LVA, F. 1573, Ap. 6, B. 164, S. 19.
93 LVA, F. 1573, Ap. 6, B. 171, S. 10.

Central Bureau for the Settlement of German Jews einen Brief an das Immigration Department der Jewish Agency for Palestina in Jerusalem: „Sehr geehrte Herren, Wir schicken Ihnen in der Anlage Kopie unseres heutigen Briefes an das Palästina-Amt Kaunas, das uns einen ganz verzweifelten Brief wegen 3000 Flüchtlingen aus Memel geschrieben hat. Wir glauben wirklich, daß man in irgend einer Weise helfen muß, und daß überhaupt das Refugee-Problem jetzt solche Dimensionen annimmt, daß eine Refugee-Quote von 25 oder 35 Zertifikaten in keiner Weise den Ansprüchen gerecht werden kann."[94]

Es fanden sich Ausreisemöglichkeiten für junge Leute nach Palästina, deren Zahl aber ganz und gar nicht die Nachfrage decken konnte. Wenige Monate später begann der Zweite Weltkrieg, und eine Welle polnisch-jüdischer Flüchtlinge schwappte nach Litauen, vor allem nach Vilnius, aber auch nach Kaunas, wo sich nun immer mehr Juden hektisch nach Fluchtmöglichkeiten aus Litauen erkundigten. Inzwischen benötigten die Memeler Juden neue Pässe, denn die memelländischen Pässe verloren Ende 1939 ihre Gültigkeit. Schon am 23. März 1939 erließ das nationalsozialistische Deutschland ein Gesetz, dass diejenigen Memelländer, die am 30. Juli 1924 litauische Staatsangehörige geworden waren und ihren Wohnsitz am 22. März 1939 im Memelgebiet oder in Deutschland gehabt hatten, wieder die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten würden. Während der Verhandlungen zum Vertrag zwischen Litauen und dem Deutschen Reich über die Staatsangehörigkeit der Memelländer, die am 8. Juli 1939 in Kaunas abgeschlossen wurden, einigten sich beide Parteien schließlich darauf, dass alle Personen, die die litauische Staatsangehörigkeit wünschten, sie innerhalb einer Frist beantragen könnten.[95] Die litauische Regierung zeigte sich den memelländischen Juden gegenüber großzügig und erteilte ihnen litauische Pässe.

1940 besetzten sowjetische Truppen Litauen, und das Land wurde Sowjetrepublik. Hebräischunterricht wurde nun verboten bzw. durch Jiddisch ersetzt, jüdische Wissenschaftler verhaftet. Ausländer und Kapitalisten galten als verdächtig, darunter fielen auch die Wohlhabenden der Memeler Flüchtlinge. Zahlreiche Familienunternehmen wurden enteignet. Boris Segalowitz erhielt beispielsweise die Aufforderung, von Panevėzys nach Kaunas zu ziehen, er galt als verdächtiger Deutscher.[96] Im Juli 1940 forderte die sowjetische Regierung

94 Jewish Zionist Archives (Jerusalem), KKL1-359 (3585).
95 Reichsgesetzblatt, hrsg. im Reichsministerium des Innern (1939), Tl. II, S. 999.
96 http://www.ushmm.org/uia-cgi/uia_doc/photos/3205?hr=null.

alle diplomatischen Missionen auf, Kaunas zu verlassen. Nur der holländische und der japanische Konsul leisteten dem Befehl nicht unmittelbar Folge. In den ihm verbleibenden 20 Tagen gab der japanische Konsul Sugihara in Kaunas Ausreisevisa an jüdische Flüchtlinge aus. Unter den bis heute erfassten 2139 Visainhabern waren 2% deutsche Juden, darunter auch Memeler.[97] Wie viele der memelländischen Juden unter die sowjetischen Repressalien der Jahre 1940/41 fielen, wurde noch nicht ausgewertet. Groß war jedenfalls die Furcht, in die Verbannungswelle zu geraten. Familie Rabinowitz in Šiauliai gelang es, von der Deportationsliste gestrichen zu werden. Andere Familien wie die von Trudi Birger versteckten sich vor den Verbannungskommandos, wobei sie bereits ihre Fahrkarten für das Exil in der Tasche hatten.[98] Einigen gelang es nach Schanghai auszureisen, d.h. an den einzigen Fluchtort, für den kein Einreisevisum benötigt wurde. Aber die Ereignisse überschlugen sich. Während die Deportationswelle noch anhielt, wurde Litauen vom Einmarsch der Deutschen Wehrmacht überrascht.

Die bereits zitierte Memeler Kaufmannsfrau berichtet von ihrer überstürzten Abreise aus Kaunas: „Meine Schwester, mein Schwager und ich beschlossen, falls es noch möglich ist, am Morgen, ganz früh zum Bahnhof zu gehen und versuchen, mit einem Zug mitzukommen. Eine Tante und zwei Cousinen meines Schwagers schlossen sich uns an. Aber wir hatten alle vollständig den Kopf verloren. Jeder nahm sich ein Köfferchen mit Sachen mit und trug einen Pelzmantel über dem Arm. Aber wir vergaßen, unsere Lebensmittel mitzunehmen. Unser Kuchen blieb zum Empfang der Nazis."[99]

Einige nahmen die letzten Züge Richtung Moskau oder schlugen sich wie Mike Rabinowitz per Fahrrad und zu Fuß nach Russland durch.[100] Die Skepsis gegenüber diesem Fluchtweg war recht groß – hatte man doch gerade erst erlebt, wozu NKVD-Offiziere fähig waren. Den meisten gelang es nicht mehr, Litauen zu verlassen. Maurice Hillmann berichtet von einem Einzelfall, der kühl geplant worden war. Mutter und Schwester reisten Ende 1941 mit litauischem

---

97 http://www.jewishgen.org/databasas/sugihara.htm. Die genaue Zahl konnte noch nicht festgestellt werden.

98 Die Aufarbeitung der NKVD-Akten zu den jüdischen Memeler Flüchtlingen steht noch aus. Bisher kann auch nicht schlüssig beurteilt werden, ob sie als spezielle Gruppe in das Visier des NKVD geraten waren und wie viele von ihnen 1941 deportiert wurden.

99 Yad Vashem Archives 0-33/2182 (unter dem Namen Joseph Karmisch).

100 In Palanga wurde die Familie Urdank erschossen.

Pass durch Deutschland nach Jugoslawien zum Vater. Von dort aus flüchtete die Familie weiter über die Türkei nach Palästina.[101]

Vernichtung

Binnen einer Woche war ganz Litauen von deutschen Truppen besetzt. Bereits am 25./26. Juni 1941 kam es zu Pogromen in Kaunas, bei denen litauische Partisanengruppen eine unbekannte Zahl Juden umbrachten.[102] Unklar ist bisher, welche Rolle die Memeler Juden in der Kaunaser Gesellschaft spielten und ob sie als Kollektiv im Bewusstsein der Bevölkerung existent waren oder nicht.[103] Ein Einsatzkommando der Gestapo Tilsit ermordete am 26. Juni jüdische Zivilisten im litauischen Grenzort Gargzdai, unter ihnen auch Memeler Juden.[104] In den nächsten Tagen verübte das Einsatzkommando weitere Morde in Krėtinga[105] und Palanga,[106] sowie in Sveksna, Tauragė, Jurbarkas und anderen Orten. An den Morden in Gargzdai, Krėtinga und Palanga waren auch die Schutzpolizei Memel und die Litauische Polizei Krėtinga beteiligt.[107]

Im Sommer 1941 wurden die Juden der Landgemeinden von den Mitgliedern der Einsatzkommandos und Litauern erschossen.[108] Bis Mitte August wurden alle Kaunaser Juden ghettoisiert, gleiches geschah in Šiauliai. In beiden Ghettos fanden immer wieder Erschießungs- und Vernichtungsaktionen statt.[109] Die Überlebenden

---

101 Brief von Maurice Hillmann an Ulla Lachauer vom 17. Juli 1989.

102 Yad Vashem Archives, Testimonies.

103 Unterlagen in den Yad Vashem Archives deuten darauf hin, dass eine ganze Reihe jüdischer Intellektueller aus Memel zu der Gruppe der bereits im Juni 1941 Ermordeten gehörten – ob zufällig oder nicht, kann erst entschieden werden, wenn die Rolle der Memeler Immigranten in Litauen in den Jahren 1939/41 deutlicher erfasst werden kann.

104 Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945–1966, hier: Verfahren Lfd.Nr. 465, Justiz und NS-Verbrechen. Bd. XV, Amsterdam 1978; sowie Verfahren Lfd.Nr. 509, 521, Justiz und NS-Verbrechen. Bd. XIX, Amsterdam 1978.

105 Verfahren Lfd.Nr. 639, in: Justiz und NS-Verbrechen. Bd. XXIV, Amsterdam 1998. Pescha-Lea Mendelowitz, die Familie Kahn, Mark Gutmann, Mirjam und Joseph Burstein, Isidor Hurwitz wurden in Krėtinga erschossen.

106 Avraham Movsovic, Motte Karpus, Familie Arnowitz wurden in Palanga erschossen.

107 Verfahren Lfd.Nr. 499, in: Justiz und NS-Verbrechen. Bd. XVI, Amsterdam 1978.

108 In Kaltinenai wurde die Familie Schwartz erschossen, in Vilkija die Familie Grossmann, in Skuodas die Familie Bernstein, in Alytus die Familie Bella (alle aus Memel), in Jurbarkas die Familie Rosenberg aus Schmalleningken.

109 Hier kam auch die Familie des Apothekers Sagenkahn aus Heydekrug ums Leben.

hatten Zwangsarbeit zu leisten. Im Sommer 1944 wurde das Ghetto Kaunas liquidiert, die meisten weiblichen Häftlinge kamen nach Stutthof, die Männer nach Dachau. Der überwiegende Teil überlebte die unsäglichen Haftbedingungen in diesen beiden Konzentrationslagern nicht.[110]

Trudi Birger schildert, wie ihr zumute war, als sie ins Ghetto musste: „Wie soll man das merkwürdige und grausame Gefühl der Desorientierung vermitteln, das mich verstörte? Deutsch war meine Muttersprache. In meiner Familie taten wir uns viel darauf zugute, es einwandfrei zu sprechen. Meine geliebten Kinderbücher waren alle auf deutsch geschrieben. Meine Freunde und Lehrer in der Schule in Memel waren Deutsche gewesen. Nun aber waren Deutsche zu Killern geworden. Auf nichts, was sie sagten oder taten, konnte man vertrauen. Alles war nur eine Maske für Mord."[111]

Sie überlebte das Ghetto Kaunas, in dem ihr Vater und ihr Onkel ums Leben kamen, und stand auch gemeinsam mit ihrer Mutter die Strapazen in Stutthof und die anschließende Evakuierung des Lagers durch die SS durch. Dora Love überlebte gleichfalls Stutthof, ihre Mutter und ihre kleine Schwester starben dort an Typhus, der ältere Bruder wurde in Stutthof vergast, der Vater überlebte Dachau, Mike Rabinowitz kam aus Russland in die Litauische Sowjetrepublik und lebte erst in Klaipėda, dann in Vilnius, bis er 1966 nach Israel ausreiste.[112] Einige weitere Memeler Juden, die den Zweiten Weltkrieg im Inneren Russlands überlebt hatten, kehrten ebenfalls später in die Stadt ihrer Kindheit zurück, so auch die Gebrüder Gritzmacher.[113]

Memel ohne Juden

In den Verhandlungen zum Vertrag zwischen Litauen und dem Deutschen Reich, die im Sommer 1939 über die Staatsangehörigkeit der Memelländer geführt wurden, hatte die deutsche Seite dem Wunsch der Litauer Genüge getan, dass allen vom Vertrag betroffenen Personen besondere Erleichterungen in der Eigentumsfrage gewährt werden würden. Diese Regelung betraf vor allem jüdisches Eigentum in der Stadt Memel, das sich nicht so einfach „arisieren" ließ.

---

110 Nathan Nafthal kam in Dachau um.

111 Birger, Im Angesicht (wie Anm. 3), S. 42.

112 Interview am 14. November 1999 in Ramat Gan.

113 Zu Benno Gritzmacher vgl. Ulla Lachauer, Ostpreußische Lebensläufe. Reinbek 1998, S. 110 ff.; zu Mendke Gritzmacher vgl. Edgar Verheyen, Einer mußte ja bleiben. Deutsche Spurensuche in Litauen. Fernsehfilm, SWF 1998.

In den „Meldungen aus dem Reich" vom 19. Januar 1942 heißt es: „Die Eigentümer der Judengrundstücke seien bei der Heimkehr des Memelgebiets fast ausnahmslos geflüchtet und ihr Verbleib sei nicht festzustellen, ihr Vermögen gelte als Feindvermögen (...) dieser rechtliche Tatbestand führe nun dazu, daß der bebaute Besitz verkomme, da den eingesetzten Treuhändern (Treuhand GmbH und Finanzamt Memel) nicht ausreichend Unterhaltungsmittel zur Verfügung ständen. Die Mieten reichten in vielen Fällen nicht dazu aus. Darüber hinaus beklagten sich die Mieter, daß an ihren Wohnungen und Häusern nichts gemacht werde (...)."[114]

Vielfach kam es jedoch zu Konkursverfahren wie in Pogegen: „Über das Vermögen der Firma Mendel Kahn, Pogegen, letztbekannte ausländische Adresse des Inhabers Mendel Kahn Tauroggen (Litauen) Kestucio G-ve 55 wird heute, am 7. Oktober 1940, 10.00 Uhr, das Konkursverfahren eröffnet, da der zur treuhänderischen Verwaltung ihres Vermögens bestellte Bankdirektor Horst Schlicht in Heydekrug die Zahlungsunfähigkeit derselben dargetan hat. Der Kaufmann Ernst Retzlaff in Tilsit wird zum Konkursverwalter ernannt."[115] Die Spuren jüdischer Existenz wurden so gründlich getilgt, dass später auch die Erinnerung an die Juden verschwand.

Heydekrug 1941–1943

Ende Juni 1941 bzw. im Juli verschleppten Angehörige der 20. SS-Reiterstandarte, des SS-Reitersturms 2/20 und des Allgemeinen SS Sturmbann II/105 unter Leitung des SS-Unterscharführers Werner Scheu aus Heydekrug Juden aus Sveksna, Veivirzeniai, Kvedarna, Laukova, Naumiestis, Vainutas und anderen Orten in verschiedene Arbeitslager im Landkreis Heydekrug. Die nicht arbeitsfähigen Juden wurden später erschossen. Lager bestanden in Piktaten, Meischlauken, Matzstubbern, Bewern, Schillwen und Wersmeningken.[116]

In der Stadt Heydekrug gab es ein Lager an der Jahnstraße und ein weiteres auf dem Hinterhof der Bürgermeisterei, das später in die Markthalle verlagert wurde. Das Lager Jahnstraße lag in der Nähe der

[114] Meldungen aus dem Reich, 1938–1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS, hrsg. u. eingel. v. Heinz Boberach. Vollständige Texte aus dem Bestand des Bundesarchives. Herrsching 1984, Nr. 247 vom 18. Dez. 1941 – Nr. 271 vom 26. März 1942 (Meldungen aus dem Reich, 1938–1945. 9).

[115] LVA, F. 1573, Ap. 6, B. 171, S. 12.

[116] Lietuvos Mokslų Akademijos Biblioteka (Vilnius), F. 170, B. 2364, B. 2369.

Szisze (eines kleinen Flüsschens) und des Rabenwaldes und bestand aus einer größeren Baracke, in der früher französische Kriegsgefangene untergebracht waren. Das Lager auf dem Hinterhof des Bürgermeisteramtes bestand ebenfalls aus einer Baracke. Hier waren die bei der Stadtverwaltung beschäftigten Juden untergebracht. Sie wurden – häufig persönlich vom Bürgermeister eingeteilt – zu Arbeiten auf dem Sportplatz, in der städtischen Gärtnerei, auf dem Stadtgut Heydekrug-Matzicken und zur Reinigung der Straßen und Parkanlagen eingesetzt. Später wurden die Juden, die bei der Stadtverwaltung beschäftigt waren, in die Markthalle verlegt.

Die Mehrzahl der jüdischen Zwangsarbeiter wurden auf verschiedenen Baustellen außerhalb der Stadt Heydekrug beschäftigt. In Tennetal (früher: Ramutten) wurden im Sommer 1941 etwa 20-30 Juden bei Drainagearbeiten eingesetzt. 40-60 Juden waren in dem Dorf Piktaten und bei Paszieszen mit Straßenbauarbeiten beschäftigt. Ein großer Teil der Juden musste in verschiedenen Orten Torf stechen. Die Juden des Lagers Wersmeningken arbeiteten ebenfalls im Straßenbau, außerdem mussten sie Kies abstechen und verladen. In Matzstubbern und Ullosen (südl. Coadjuthen) wurden etwa 100 jüdische Zwangsarbeiter beim Bau eines Entwässerungskanals eingesetzt. Im Winter mussten sie den Schnee von den Landstraßen räumen und auf der Bahnstation Stonischken Güter entladen. Koch und Sanitäter in diesem Lager war Julius Smolianski, der früher mit seinem Vater ein Geschäft in Heydekrug besessen hatte.

Im Sommer 1943 wurden diese illegal eingerichteten Arbeitslager aufgelöst und die Insassen nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Es folgte eine weitere Lager-Odyssee. Nur wenige überlebten, fünf Zeugenaussagen sind bekannt, darunter auch ein Bericht von Gerson Young.[117]

Zusammenfassung

Im Zeitraum 1850–1885 hatte Memel bereits einen deutlichen wirtschaftlichen Aufschwung und in diesem Zusammenhang auch eine spürbare Zuwanderung von Juden aus den anliegenden Gebieten erlebt. Viele der jüdischen Kaufleute, die sich in Memel ohne einen Bescheid über preußische Staatsangehörigkeit aufhielten, begriffen

[117] Gerson Young auch unter http://www.shtetlinks.jewishgen.org/Kvedarna/kve-young.html.

Stadt und Region eher als einen transnationalen Sozialraum[118] denn als einen Raum, der sich pluri-lokal zwischen ihren verschiedenen Lebenswelten aufspannte.[119] „Hier prallte chassidische Begeisterung auf deutsch-jüdischen Intellektualismus", charakterisierte Joseph Shulman das besondere Profil des Memeler Judentums.[120] Dieser Raum verstand sich als Produkt und Neuschöpfung aus den identifikativen und sozialstrukturellen Elementen von Herkunfts- und Ankunftsregion. Der jüdische Migrant nach Memel (im Übrigen vorwiegend als Kurzstreckenmigrant einzuordnen) war insgesamt dem Typus des Transmigranten zuzuordnen. Er fühlte sich weder ausschließlich dem Herkunftsort noch dem Einreiseort zugehörig, sondern identifizierte sich mit beiden Kulturen,[121] d.h. das Leben bestand aus einem eigenen Verhältnis von geographischen und sozialen Räumen.

Nach den Ausweisungen von 1885 schien das Phänomen des Transmigranten in der preußischen Hafenstadt deutlich zurückgedrängt. Es lässt sich sogar behaupten, dass einer derartigen Entwicklung die Zukunft genommen war. Das ebenfalls starke jüdische Engagement vor Ort für eine Freistaatsidee Anfang der 20er Jahre versuchte in gewisser Weise an frühere Entwicklungslinien anzuknüpfen. Durch die Abtrennung hatte Memel zwar seine geographische Position als Grenzstadt verloren, gleichzeitig war zum ersten Mal auch die Zuzugsbarriere gefallen (besonders für jüdische Zuwanderer). Jedoch behielt die Stadt ihren Grenzcharakter im Sinne einer erweiterten Kontaktzone bei. Nach der Angliederung an Litauen verlagerte sich die politische Grenze, die kulturelle blieb weiterhin bestehen, ja kulturelle Differenzen wurden in der Stadt noch deutlicher sichtbar. Diese traten nicht nur bei Sprachgebrauch und Religionspraxis zutage, sondern zeigten sich auch in dem breiten Pressespektrum, in Festritualen und Bildungsstrategien für die Kinder.

---

118 Ludger Pries, Transnationale soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko – USA, in: Zeitschrift für Soziologie 25 (1996), H. 6, S. 456-472, sowie ders., Transnationale Migration. Baden-Baden 1997 (Soziale Welt. Sonderband 12).

119 Auch Isaak Rülf, Zur Geschichte (wie Anm. 12), S. 14, merkt an: „(...) unter den Ausgewiesenen befanden sich auch jüdische Einwohner, die 20, 30, 40 Jahre und noch länger am Ort seßhaft waren, aber versäumt hatten, in früheren Zeiten (...) sich in Preußen naturalisieren zu lassen und das Staatsbürgerrecht zu erwerben."

120 Shulman, Memel (wie Anm. 17), S. 282 f.

121 Sonja Haug, Edith Pucler, Soziale Netzwerke und Transnationalität. Neue Ansätze für die Migrationsforschung, in: 50 Jahre Bundesrepublik, 50 Jahre Einwanderung, hrsg. v. Jan Motte (u.a.). Frankfurt a.M./New York 1995, S. 259-268, hier S. 261.

Die Migrationsmotive waren vorrangig wirtschaftlicher Art, wobei nicht vernachlässigt werden darf, dass jüdische Migration nach Memel nun auch staatlicherseits gefördert wurde. Ergänzend wirkte die Faszination eines geographischen Raumes, der mehr als nur eine nationale Dimension verhieß und den Charakter eines „Zwischenraumes" oder einer „Zwischenwelt" hatte. So wurde Memel zum wiederholten Mal Imagination transnationaler Möglichkeiten.

In der Aufnahmeregion spielten folgende Sozialräume eine Rolle: auf der lokalen Ebene die beruflichen Kontakte, Nachbarn, Schulen und Vereine – also soziale Räume, die mit dem Flächenraum Wohnort kongruent waren und sich hauptsächlich als Beziehungen zwischen Juden/Nichtjuden definierten. Darüber hinaus existierten Verwandtschafts-, Freundschafts- und Berufskontakte in der Stadt, in der Region, nach Deutschland, Lettland und Litauen und in das weitere Ausland, die sich vor allem als interne jüdische Beziehungen bezeichnen ließen.

Die Illusion der transmigratorischen Existenz verlor in den 30er Jahren ihre Anziehungskraft, als deutlich wurde, dass die nationalsozialistischen Einflüsse in Stadt und Region immer stärker wurden und die jüdische Gesellschaft der Stadt keine Perspektive mehr besaß.

Mit der Aufhebung des Ausnahmezustandes im Memelgebiet und dem nachfolgenden eindeutig prodeutschen Wahlergebnis wurde die Entwicklung der jüdischen Gesellschaft in Memel radikal abgebrochen. Der nahe Weg über die Grenze erwies sich als zu kurze Distanz zu den Verfolgern. Schon ein Jahr darauf durchkreuzte die sowjetische Besatzungspolitik weitere Etablierungs- und Fluchtpläne. 1941 setzte die nationalsozialistische Verfolgungspolitik in Litauen ein. Der Großteil der Memeler Judenschaft fiel ihr zum Opfer.

Die Evangelische Kirche im Memelland des 20. Jahrhunderts

von Arthur Hermann

Am Memelland wird sichtbar, dass auch im 20. Jahrhundert unter bestimmten historischen Voraussetzungen eine Region entstehen kann. Es gab zwar schon vor 1919 die Bezeichnung „Memelland". Aber damit war das Land an der unteren Memel beiderseits des Stroms gemeint, zu dem auch die Kreise Ragnit, Tilsit und das ganze Memeldelta gehörten. Das heutige Memelland ist ein Produkt des Friedensvertrags von Versailles, in dem die rechts der Memel gelegenen ostpreußischen Kreise von Deutschland abgetrennt und zur politischen Einheit „Memelgebiet" erklärt wurden. Anfänglich wurde dieses Gebiet auch „Nordmemelland" genannt.[1] Weder Deutschland noch Litauen hegten Sympathie für das neue Gebilde. Unter internationalem Druck garantierte Litauen 1924 in der Memelkonvention und im Memelstatut die Autonomie des Gebietes, legte aber in der Folge die Bestimmungen immer zu seinen Gunsten aus und wollte die Andersartigkeit des Gebietes nicht wahrhaben.[2] Nach 1945, als internationale Rücksichten wegfielen, durfte nicht einmal der neutrale litauische Begriff „Klaipėdos kraštas" benutzt werden.[3] Ebenso hatte das Deutsche Reich nach der Rückgliederung 1939 die Verwendung der Bezeichnung „Memelgebiet" ausdrücklich untersagt.[4] Trotzdem entwickelte sich bei der Bevölkerung gerade in der Zeit zwischen 1919 und 1939 ein Zusammengehörigkeitsgefühl und ein Gespür für die Eigenart des Landes. Alle späteren Bemühungen, dem Land seinen Charakter zu nehmen, waren letztlich vergebens. Der besondere Charakter des Memellandes ist bis heute spürbar, und die heutige Bevölkerung entwickelt seit 1990 immer mehr ein Regionalgefühl. Mit der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung der Region verstärkt sich auch das Gefühl für die historisch gewachsene Eigenart des Landes.[5]

---

1 Evangelisches Zentralarchiv Berlin (EZA), 7/2988: Sitzung des Ausschusses Nord-Memelland vom 27. Juni 1919.

2 Vytautas Žalys, Ringen um Identität. Warum Litauen zwischen 1923 und 1939 im Memelgebiet keinen Erfolg hatte. Lüneburg 1993.

3 Ruth Kibelka, Ostpreußens Schicksalsjahre 1944–1948. 2. Aufl., Berlin 2001, S. 358.

4 Bundesarchiv Berlin (BA), R 5101/2391: Schreiben des Oberpräsidenten von Ostpreußen an den Reichsminister für Kirchenangelegenheiten vom 26. Mai 1939.

5 Ruth Kibelka, Die Brücke von Tilsit, in: Annaberger Annalen 7 (1999), S. 173-201.

Die evangelische Kirche im Memelland durchlief eine ähnliche Entwicklung. Die hiesigen Lutheraner begriffen sich am Anfang des 20. Jahrhunderts als Teil der ostpreußischen Kirche. Ihre große Mehrheit hielt noch 1925 die Bildung einer Provinzialkirche für unnötig.[6] Aber mit der Zeit lernte man die Vorteile einer selbstständigen Kirche zu schätzen. Nach der Rückgliederung des Memelgebietes an das Deutsche Reich 1939 war ein Widerstand gegen die Auflösung der Provinzialkirche zwar nicht möglich, aber man versuchte dennoch, einige Eigentümlichkeiten wie das Amt des Generalsuperintendenten und die litauischen Gottesdienste zu erhalten.[7] Die nach der Katastrophe von 1945 wieder begründeten memelländischen Gemeinden bemühten sich noch lange, ihre Eigenart und eine gewisse Selbstständigkeit innerhalb der Lutherischen Kirche Litauens zu bewahren. Dieses Selbstbewusstsein und eine andere Einstellung zum sowjetischen Staat waren Triebfedern für den Widerstand gegen das Konsistorium nach 1955.[8] Die meisten memelländischen Gemeinden weigerten sich fortan, das Konsistorium anzuerkennen, und existierten als selbstständige Gemeinden. Auch heute noch bestehen in ethischen und in Glaubensfragen Unterschiede zu großlitauischen Gemeinden. Die Lutheraner bilden zwar heute im Memelland nur eine kleine Minderheit, aber ihr Prozentsatz ist im Vergleich zum übrigen Litauen noch immer höher. Als Alteingesessene verstehen sie sich als Hüter und Bewahrer des alten protestantischen Memellandes. Die Gesellschaft sieht in ihnen die einzige noch lebendige Quelle zu Geschichte und Tradition.

Die kirchliche Situation bis 1918

Um 1910 bildeten die „litauisch redenden Protestanten" nur noch in den Gemeinden rechts der Memel eine Mehrheit. Nach der Zählung des ostpreußischen Konsistoriums von 1910 waren hier von den 135950 Seelen 72100 (53%) Kleinlitauer oder Preußisch-Litauer.[9] Das

6 Arthur Hermann, Der memelländische Kirchenstreit von 1919 bis 1925, in: Kirche im Osten 40/41 (1997/98), S. 11-30.

7 BA, R 5101/2391: Bericht von Kirchenrat Benn über seine Verhandlungen mit dem memelländischen Konsistorium vom 17. Apr. 1939.

8 Arthur Hermann, Tradition und Auseinandersetzung in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Litauen nach 1945, in: Baltisches Jahrbuch (1985), S. 179-198.

9 Albrecht Rogge, Die Verfassung des Memelgebiets. Ein Kommentar zur Memelkonvention. Berlin 1928, S. 5.

jahrhundertelange Nebeneinander von Deutschen und Litauern – wobei die Deutschen mehrheitlich zur Oberschicht und die Litauer zur Unterschicht gehörten – führte auch in den Kirchengemeinden dazu, dass Deutsch bei Sitzungen, Zusammenkünften und Korrespondenz obligatorisch war und Litauisch nur in Seelsorge und Gottesdiensten seinen Platz hatte. In der von Walther Hubatsch in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts verfassten „Geschichte der Evangelischen Kirche Ostpreußens" klingt noch die Sehnsucht nach dieser ‚guten alten Zeit' vor 1918 nach: „In Treue, Eifer und heiligem Ernst hat die evangelische Kirche Ostpreußens Verkündigung und Seelsorge ausgeübt – eben auch an Masuren und Preußisch-Litthauern..." und: „Die Kirche stand im Staat, aber sie war keine Staatsanstalt".[10] In der Tat ging es der Evangelischen Kirche in Preußen gut und sie wurde von der Obrigkeit unterstützt. Die hohen Kirchenführer und die Staatsbeamten des Landes gehörten derselben Führungsschicht an. Mit der Einrichtung der Gemeindegremien und Synoden auf Kreis- und Provinzialebene Mitte des 19. Jahrhunderts wurden neben der Geistlichkeit auch die Laien mehr zur Mitgestaltung der Kirche herangezogen. Die meisten Gläubigen waren daher mit den kirchlichen Zuständen zufrieden. Um die Jahrhundertwende schenkte die Kirche den memelländischen Gemeinden mehr Aufmerksamkeit und teilte schließlich die häufig übergroßen Gemeinden auf. Auf diese Weise entstanden zwischen 1900 und 1904 sieben neue Gemeinden rechts der Memel.[11] Diese Verbesserung der gemeindlichen Versorgung wurde aus Angst vor der Verselbstständigung der starken litauischen Gemeinschaftsbewegung eingeleitet. Die Gründung des von der Kirche unabhängigen „Ostpreußischen Evangelischen Gebetsvereins" durch Christoph Kukat 1885 hatte das Königsberger Konsistorium sehr beunruhigt. Man erkannte, dass die Gemeinschaftsbewegung dort am stärksten war, wo die Pfarrer wegen der Übergröße der Gemeinde wenig präsent sein konnten. Die Anhänger der Gemeinschaftsbewegung galten zwar als die treuesten Glieder der Kirche, aber sie sparten auch nicht mit Kritik an kirchlichen Zuständen. Sie bestanden auf ihrer eigenen Bibelauslegung, legten großen Wert auf Fragen der Moral und kritisierten die Pfarrer und die Obrigkeit.[12]

---

10 Walther Hubatsch, Die Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens. Bd. 1, Göttingen 1968, S. 421.

11 Ebenda, S. 307.

12 Wilhelm Gaigalat, Die evangelische Gemeinschaftsbewegung unter den preußischen Litauern. Königsberg 1904, S. 36.

Der eigentliche Erfolg der Gemeinschaftsbewegung beruhte auf dem Gebrauch der litauischen Sprache bei ihren Zusammenkünften und in den Hauskreisen. Die Kirche bot zwar mit Ausnahme der Stadtgemeinde St. Johannes in Memel in allen memelländischen Gemeinden, in denen Litauer bis zu zwei Drittel der Gläubigen ausmachten, auch litauische Gottesdienste an, aber die Litauischkenntnisse vieler Geistlicher reichten nur zum Vorlesen der von einem Kantor übersetzten Predigt. Von den 29 Pfarrern der memelländischen Gemeinden waren zwar 1919 27 „litauischkundig",[13] aber nur drei von ihnen waren gebürtige Litauer.[14] Dabei war um die Jahrhundertwende der Prozentsatz der Pfarrer, die Litauisch als Muttersprache beherrschten, noch ein wenig höher gewesen. Der Kirche war dieser unbefriedigende Zustand bewusst. Die Provinzialsynoden forderten immer wieder eine bessere Bezahlung der Pfarrer in den mehrsprachigen Gemeinden.[15] Das Problem lag aber zum Teil außerhalb der Zuständigkeit der Kirche. Fast alle Litauer lebten im bäuerlichen Milieu. Nur wenige Bauern waren im Stande, ihre Kinder auf weiterführende Schulen zu schicken. Daher stammten die Pfarrer Kleinlitauens meistens aus deutschsprachigen Pfarrer- und Beamtenfamilien, die unter Litauern lebten und litauische Schulen besuchten. Aber nach dem Verbot des litauischsprachigen Unterrichts in den Schulen von 1873[16] gab es für deutsche Kinder keine Veranlassung mehr, Litauisch zu lernen. Die Theologiestudenten konnten auf der Universität in Königsberg litauische Sprachkurse belegen. Schließlich galt die Regel, dass in den litauischen Gemeinden nur Kandidaten mit litauischen Sprachkenntnissen eingesetzt werden durften.[17] Das Erlernen der Sprache an der Universität reichte aber nicht aus. Die Provinzialsynode bemühte sich daher, bessere Bedingungen zu schaffen, indem sie die Zahl der Stipendien für litauische Schüler erhöhte und mehr Lehrvikariatsstellen für litauische Kandidaten schuf.[18] Ein durchschlagender

13 EZA, 7/2988: Denkschrift des Synodalausschusses vom Okt. 1919.

14 Albertus Juška, Mažosios Lietuvos bažnyčia XVI-XX amžiuje (Die Kirche in Kleinlitauen vom 16. bis 20. Jahrhundert). Klaipėda 1997, S. 213.

15 Verhandlungen der 13. Provinzialsynode für Ostpreußen von 1911. Königsberg 1911, S. 65-70.

16 Arthur Hermann, Der litauischsprachige Unterricht in Ostpreußen und seine Darstellung in der deutschen und litauischen Historiographie, in: Nordost-Archiv N.F. I (1992), S. 375-393.

17 Danuta Bogdan, Das Polnische und das Litauische Seminar an der Königsberger Universität vom 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Nordost-Archiv N.F. III (1994), S. 393-427.

18 Verhandlungen der 10. Provinzialsynode für Ostpreußen von 1902. Königsberg 1902, S. 74 ff.

Erfolg war auch dieser Maßnahme nicht beschieden, zumal die Kirchenleitungen in Berlin und in Königsberg nach 1890 immer weniger bereit waren, die Versorgung der anderssprachigen Gemeindeglieder in ihrer Muttersprache zu ihrem Herzensanliegen zu machen.

Die Kirchenleitung duldete zwar keine Germanisierungsmaßnahmen innerhalb der Kirche, sprach sich aber nach 1890 immer öfter für eine natürliche Eindeutschung der nationalen Minderheiten aus.[19] Besonders die Anhänger der Gemeinschaftsbewegung, die in den memelländischen Gemeinden etwa ein Viertel der erwachsenen Litauer ausmachten,[20] bestanden weiterhin auf der Verwendung der Muttersprache in der Kirche.[21] Die litauische Gemeinschaftsbewegung geriet nämlich immer mehr in Konkurrenz zu der erstarkenden Nationalbewegung unter den Kleinlitauern und musste auch an dieser Front um ihren Einfluss kämpfen. Die Anhänger der Nationalbewegung, die als Nationallitauer bezeichnet wurden, warfen den Gemeinschaftsleuten vor, durch ihre kritische Einstellung zur Volkskultur zur Eindeutschung beizutragen.[22] Dabei beschränkte sich der Einfluss der litauischen Nationalbewegung im Memelland auf kleinere Vereine und Gruppierungen. Insgesamt gesehen ließ sich die Mehrheit der Kleinlitauer nicht für die Nationalbewegung mobilisieren. Ausschlaggebend dafür war die verzögerte Modernisierung der Kleinlitauer, ihre Loyalität gegenüber dem preußischen Herrscherhaus, die gemeinsame Konfession mit den Deutschen und ihr konfessioneller Unterschied zu den römisch-katholischen Litauern auf der anderen Seite der Grenze.[23] Daher gab es vor 1918 für die Kirche keine Notwendigkeit, sich in Nationalangelegenheiten einzumischen. In kultureller Hinsicht fühlten sich die Kleinlitauer immer mehr dem

---

19 Arthur Hermann, Preußisch-Litauer und die Evangelische Kirche Ostpreußens 1871–1933, in: Selbstbewusstsein und Modernisierung. Sozialkultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Robert Traba. Osnabrück 2000, S. 83-109.

20 Petronėlė Žostautaitė, Evangeliški surinkimai Mažojoje Lietuvoje (Evangelische Gemeinschaftsbewegung in Kleinlitauen), in: Lietuvių Katalikų Mokslo Akademijos metraštis 11 (1997), S. 55.

21 Grzegorz Jasiński, Zwischen Sekte und Kirche. Die litauische und masurische Gemeinschaftsbewegung im 19. Jahrhundert (bis 1885), in: „Der Fremde im Dorf". Überlegungen zum Eigenen und zum Fremden in der Geschichte. Rex Rexheuser zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Hans-Jürgen Bömelburg u. Beate Eschment. Lüneburg 1998, S. 63-84.

22 Wilhelm Storost-Vydunas, Siebenhundert Jahre deutsch-litauischer Beziehungen. 2. Aufl., Chicago 1982, S. 452.

23 Joachim Tauber, Überlegungen zur Bedeutung der kleinlitauischen Bewegungen in Ostpreußen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Selbstbewusstsein und Modernisierung (wie Anm. 19), S. 111-125, hier S. 116.

deutschen Umfeld verpflichtet. Wohl war ihnen die litauische Sprache wichtig, aber beschränkt auf den Hausgebrauch und auf den Umgang mit Gott. Nur wenige stellten politische Forderungen und auch Kontakte zu Landsleuten hinter der Grenze wurden wenig gepflegt.[24]

Die kirchliche Landschaft des Memellandes bestand vor 1918 aus 31 Gemeinden mit 38 Pfarrstellen, die zu den Kirchenkreisen Memel, Heydekrug, Tilsit und Ragnit gehörten. Im Kirchenkreis Memel mit 54 900 Seelen, wovon 24 490 Litauer waren, gab es 1911 elf Gemeinden von sehr unterschiedlicher Größe. Die größten waren die Stadtgemeinde Memel mit 17 500 und die Landgemeinde Memel mit 13 000 Seelen. Dagegen zählten die Gemeinden Nidden mit 1 200 und Schwarzort mit nur 425 Seelen zu den kleinsten.[25] In der Stadt Memel gab es bis 1854 zwei Gemeinden: die deutsche und die litauische. Danach hob man das nationale Prinzip auf. Die neu geschaffene Landgemeinde umfasste alle Vororte und die umliegenden Dörfer. Für die hier wohnenden Deutschen wurden deutschsprachige Gottesdienste eingeführt. In der Stadtgemeinde, die fortan auch Litauer im Stadtzentrum einschloss, beließ man es aber weiterhin bei deutschen Gottesdiensten. Proteste der Litauer gegen diese Regelung sind uns in Memel nicht bekannt. In Tilsit dagegen, wo 1878 dieselbe Aufteilung der ehemals deutschen und litauischen Stadtgemeinden vorgenommen wurde, reichten ca. 1 000 Litauer der Stadt 1899 eine Petition auf litauischsprachige Versorgung ein. Das Gesuch wurde vom Konsistorium mit der Begründung abgewiesen, dass alle Litauer gut deutsch sprächen und der Mangel an Räumlichkeiten und geistlichen Kräften dies nicht zulasse.[26] Solche pragmatischen Gründe galten sicherlich auch in Memel, denn die Jakobuskirche der Landgemeinde befand sich nicht weit von der Johanneskirche der Stadtgemeinde. Dieses Beispiel zeigt, dass die Evangelische Kirche keinesfalls der anderssprachigen Bevölkerung „stets Verständnis entgegenbrachte" und „die kleinsten Wünsche zu erfüllen suchte", wie Walther Hubatsch behauptet.[27]

---

24 Silva Pocytė, Mažlietuvių identiteto problema 1871–1914 metais (Das Identitätsproblem bei den Kleinlitauern 1871–1914), in: Lituanistica (2000), Nr. 1-2, S. 32-46.

25 EZA, 7/19687: Generalkirchenvisitation des Kirchenkreises Memel 1911. Gedruckt in: Die evangelischen General-Kirchen- und Schulvisitationen in Ost- und Westpreußen 1853–1944, bearb. v. Iselin Gundermann. Göttingen 1970, S. 780-792.

26 EZA, 7/19588: Antwort des Konsistoriums in Königsberg vom 25. Jan. 1900 auf eine Petition der Litauer der Stadtgemeinde Tilsit.

27 Hubatsch, Geschichte (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 417.

Ungleiche Einnahmen der einzelnen Gemeinden waren ein ständiges Problem. Zur Stadtgemeinde Memel gehörte vorrangig das reiche Bürgertum der Stadt, zur Landgemeinde dagegen Stadtproletariat und Bauern. Da die Kirchensteuer sich nach dem Einkommensteueraufkommen der Gläubigen richtete, war die Stadtgemeinde reich und die Landgemeinde arm. Die Landgemeinde konnte den Pfarrern weniger zahlen und war darauf angewiesen, immer wieder bei den staatlichen Behörden um Gehaltsaufbesserungen und Unterstützung zu bitten.[28] Die Regierung bestätigte die geringe Leistungsfähigkeit der Gemeinde, wollte aber vor Gewährung der Unterstützung „andere Maßnahmen zur Verbesserung der Lage überprüfen".[29] Die Zahl der Mitglieder in der Landgemeinde, die im Zuzugsgebiet der Stadt lag, erhöhte sich vor dem Ersten Weltkrieg sehr stark. Um den Gläubigen der Vororte den weiten Weg zur Jakobuskirche in der Innenstadt zu ersparen, wurde 1912 geplant, Gemeindehäuser in den Vororten Schmelz und Bommelsvitte einzurichten. Eine örtliche Begehung durch den Konsistorialpräsidenten Kähler und Regierungsvertreter bestätigte die Notwendigkeit von Gemeindehäusern mit Wohnungen für den zweiten und den dritten Pfarrer. Eine vierte Pfarrstelle sollte angestrebt werden. Eine Teilung der Parochie wurde jedoch abgelehnt.[30]

Seit den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden nur ausschließlich in den Gemeinden rechts der Memel Konfirmandenunterricht und Konfirmation in litauischer Sprache angeboten.[31] Nur noch im Memelland wünschten die Eltern (mit Ausnahme der Stadtgemeinde Memel) litauischsprachige Einsegnungen. Aber die Zahl der litauischen Konfirmanden ging auch hier merklich zurück. Den Pfarrern bereitete der getrennte Konfirmandenunterricht mehr Mühe und die Kirche war eigentlich mehr daran interessiert, Glaubenswahrheiten auf Deutsch zu vermitteln. Um die Jahrhundertwende gab es in der Kirche bereits klare Prioritäten für das Deutschtum. Die Kirchenleitung begrüßte daher den Prozess der Eindeutschung, wenn sie auch

---

28 BA, R 5101/21860: Akte der Stadt- und Landgemeinde zu Memel, 1911–1914: Schreiben des Landrates Dungern an die Regierung in Königsberg vom 25. Apr. 1911.

29 BA, R 5101/21860: Antwortschreiben der Regierung Königsberg vom 9. Jan. 1913 auf das Gesuch des Gemeindekirchenrates der Landgemeinde Memel vom 29. Okt. 1912.

30 BA, R 5101/21860: Protokoll der Sitzung des Gemeindekirchenrates der Landgemeinde Memel vom 14. Juni 1912.

31 Die evangelischen General-Kirchen- und Schulvisitationen (wie Anm. 25), S. 787 (Visitation der Diözese Memel 1911).

weiterhin darauf bestand, dass die Litauer „in freier Entwicklung zu germanisieren" seien.[32] Durch punktuelles Entgegenkommen gegenüber den Litauern und Masuren glaubte man, sie am ehesten dem Deutschtum zuzuführen. Deshalb forderte der Generalsuperintendent Braun bei seiner Visitation in der Diözese Memel 1911: „Es muß alles vermieden werden, was die Litauer verstimmen könnte."[33] Gerade um 1910, als das Vereinsrecht gelockert wurde, gab es im Memelland einen Boom an Gründungen litauischer Jugendvereine.[34] Diese Erscheinung beunruhigte auch Braun: „Bei der gegenwärtigen politischen Lage ist ihr Nationalbewußtsein stark gesteigert. Sie fordern durchaus von den Geistlichen die Kenntnis und den Gebrauch der litauischen Sprache..."[35] Die stürmischen 20er Jahre warfen bereits ihre Schatten voraus.

Die kirchliche Situation 1919–1945

Große Teile des Memellandes, darunter auch die Stadt Memel, wurden zu Anfang des Ersten Weltkrieges kurzfristig von der russischen Armee besetzt. Trotz mancher Zerstörungen und der Verschleppung von einigen tausend Zivilisten in die Gefangenschaft blieb der russische Einbruch nur eine Episode. Erst die Niederlage Deutschlands und der Beschluss der Alliierten, das Memelland als mehrheitlich von Litauern bewohntes Gebiet von Deutschland abzutrennen, veränderte die Situation grundsätzlich. Da der wiedererstandene litauische Staat noch nicht de jure anerkannt war, wurde das Memelgebiet vorübergehend unter die Verwaltung der Alliierten gestellt. Der im Herbst 1918 gebildete Nationalrat der Kleinlitauer forderte die Alliierten Mitte 1919 auf, das Memelgebiet zu besetzen, einen litauischen Gouverneur einzusetzen und litauischen Unterricht einzuführen.[36] Der im Januar 1920 in Memel eingesetzte französische Kommissar, General Odry, reagierte auf solche Forderungen nicht. Er setzte ein Landesdirektorium aus der alten Führungsschicht ein und tastete die bestehende

32 Ebenda, S. 499 (Visitation der Diözese Labiau 1896).
33 Ebenda, S. 787 (Visitation der Diözese Memel 1911).
34 Silva Pocytė, Litauische Presse und Kulturvereine in Kleinlitauen, in: Selbstbewusstsein und Modernisierung (wie Anm. 19), S. 127-150, hier S. 139.
35 Die evangelischen General-Kirchen- und Schulvisitationen (wie Anm. 25), S. 787 (Visitation der Diözese Memel 1911).
36 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (GStAPK), XX. HA, Rep. 2, Nr. 4271: Schreiben des Nationalrates der Kleinlitauer an die Alliierten, Mitte 1919.

Ordnung nicht an. Das traf auch auf die Kirche zu, die sich Anfang 1919 große Sorgen machte, dass mit den neuen Grenzziehungen auch die kirchlichen Verhältnisse geändert würden. Der Oberkirchenrat der Altpreußischen Union in Berlin stellte die für evangelische Kirchen ungewohnte Theorie auf, dass „kein Rechtssatz bestünde, wonach eine Änderung der staatlichen Grenzen eine Änderung auch der Grenzen der Landeskirche von Rechtswegen zur Folge hätte und sie gezwungen wäre, ihr bisher unterstelltes Gebiet aufzugeben".[37] Der damalige Oberkonsistorialrat Otto Dibelius fasste diese Argumente in seiner Schrift „Staatsgrenzen und Kirchengrenzen" zusammen und folgerte, dass nicht der Staat, sondern nur die kirchlichen Gemeinden über ihre Zugehörigkeit zu einer Kirche entscheiden könnten.[38] Der Versailler Vertrag sah keine kirchliche Neugliederung vor und sprach lediglich von Religionsfreiheit. Daher unterbreitete der Oberkirchenrat noch 1919 allen Gemeinden in abgetrennten Gebieten seine Auffassung und erbat von ihnen einen Beschluss über ihren Verbleib in der Landeskirche.[39] Zugleich forderte die Kirche die Gemeinden zur Treue zu Heimatkirche und Vaterland auf.[40] Wie nicht anders zu erwarten, unterschrieben bis Ende Oktober 1919 alle 31 memelländischen Gemeinden den Verbleib in der preußischen Landeskirche.[41] Da die abgetrennten Gemeinden des Memelgebietes außer den Kreissynoden keine weiteren kirchlichen Gremien besaßen, beeilte sich das Konsistorium in Königsberg mit der Bildung des Kirchenausschusses Nordmemelland. Er sollte in direkter Verantwortung dem Konsistorium unterstehen und auf keinen Fall irgendwelche eigenmächtigen Entscheidungen fällen. Dieser Ausschuss, bestehend aus den Pfarrern und Vertretern der Gemeinden, beschloss die Einberufung der Landessynode und empfahl den Gemeinden, in der Landeskirche zu verbleiben.[42] Die Landessynode trat am 30. Juli 1919 zusammen und wählte aus ihrer Mitte den Synodalausschuss, der als Ansprechpartner

---

37 Altpreußische Kirchengebiete auf neupolnischem Territorium. Die Diskussion um „Staatsgrenzen und Kirchengrenzen" nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, hrsg. v. Gerhard Besier. Göttingen 1983, S. 32.

38 Otto Dibelius, Staatsgrenzen und Kirchengrenzen. Eine Studie zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Berlin 1921, S. 73.

39 EZA, 7/2988: Schreiben des Oberkirchenrates an alle abgetrennten Gebiete vom 11. Juli 1919.

40 Hubatsch, Geschichte (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 432.

41 EZA, 7/2988: Entscheidungen der Gemeinden und Kreissynoden über den Verbleib in der Landeskirche von 1919.

42 EZA, 7/2988: Protokoll des Kirchenausschusses Nordmemelland vom 27. Juni 1919.

gegenüber den neuen Machthabern auftreten sollte. Zugleich befasste sich die Landessynode mit der Frage einer etwaigen Loslösung von der Mutterkirche. Friedrich Gregor, der bisherige Superintendent der Diözese Memel, der zum Vorsitzenden des Synodalausschusses bestimmt wurde, forderte zum unbedingten Verbleib in der preußischen Landeskirche auf. Trotzdem plädierte eine kleine Gruppe um den ehemaligen Landtagsabgeordneten und Pfarrer Wilhelm Gaigalat für die Loslösung von allen früheren Bindungen. Der litauische Vertreter Broszaitis warf der Kirche gar vor, sie habe sich an der Germanisierung beteiligt. Aber wie zu erwarten war, stimmten für den Antrag Gregors 82 Delegierte, zwei dagegen und 13 enthielten sich.[43] Zusammen mit dem Königsberger Konsistorium arbeitete der Synodalausschuss eine Denkschrift aus, in der die Gründe für den Verbleib bekräftigt wurden, und übergab sie an General Odry.[44] Odry sagte die Beibehaltung der früheren kirchlichen Verbindungen zu.[45] Damit war die Gefahr einer Loslösung von der preußischen Landeskirche gebannt. Schon zu dieser Zeit gab es im Oberkirchenrat und Synodalausschuss interne Überlegungen über die Errichtung einer Provinzialkirche. Und von der litauischen Seite wurde schon damals die Vereinigung mit den großlitauischen Gemeinden ins Gespräch gebracht.[46] Dieser Plan sollte die Kirche in den nächsten 20 Jahren noch mehrmals ängstigen.

Die Kirche konnte somit bis 1923 den bisherigen Zustand beibehalten. Aber zum ersten Mal entstand eine innerkirchliche Opposition aus einigen litauischen Pfarrern und Stundenhaltern der „Alten Versammlung", wie sich die litauische Gemeinschaftsbewegung nannte. Die Opposition war jedoch uneins in ihrem Vorgehen und in ihren Zielen. Nur wenige strebten eine Vereinigung mit den großlitauischen Gemeinden an. Einige wünschten eine völlig eigenständige memelländische Landeskirche, doch die meisten waren schon mit der Errichtung einer Provinzialkirche innerhalb der Altpreußischen Union zufrieden.

---

43 EZA, 7/2988: Beilage zu „Memeler Dampfboot", Nr. 177 über die Sitzung des Synodalausschusses vom 30. Juli 1919.

44 EZA, 7/2988: Denkschrift vom Okt. 1919.

45 EZA, 7/2988: Brief von Gregor an das Konsistorium Königsberg vom 20. Febr. 1920.

46 EZA, 7/2988: Bericht des Missionsdirektors Karl Axenfeld über seine Reise ins Memelland Ende Sept. 1919 vom 3. Okt. 1919.

Die Verhärtung der nationalen Gegensätze trug zur Politisierung auch in der Kirche bei. Manche memellitauischen Stundenhalter traten für die Angliederung des Memelgebietes an Litauen ein. Die memelländischen Kirchenamtsträger suchten Unterstützung in der Altpreußischen Union und bei den deutschen Behörden. Schon 1920 wurde die Aufrechterhaltung der alten Bindungen als „deutsche Sache" dargestellt.[47] Es wurde offen darüber geredet, dass das Memelgebiet nur äußerlich sei, innerlich aber „geistiges Deutschland" verbleibe.[48] Von den Memellitauern waren der Kirche nur diejenigen lieb und wertvoll, die sich als „deutsche Patrioten" empfanden, wie etwa der Pfarrer Endrulat.[49] Memellitauer, die nicht für den Anschluss an Deutschland eintraten, wurden als Nationallitauer, Großlitauer oder Agitatoren für Großlitauen abgewertet. Pfarrer, die mit solchen Nationallitauern Kontakte pflegten, wurden mit administrativen Strafen belegt. Als Pfarrer Lokies seinen Amtskollegen Gaigalat, der 1919 mit 49 Jahren wegen seiner politischen Gesinnung in den Ruhestand getreten war, zum Predigen in seine Gemeinde einlud, wurde er entlassen.[50] Erst nachdem Lokies sich schriftlich verpflichtet hatte, dass er in Zukunft nicht gegen die Landeskirche agitieren werde, wurde er wieder in den Dienst aufgenommen.[51] Dieser Vorfall war ein weiteres Zeichen, dass die Kirche nicht bereit war, andere Meinungen zu tolerieren.

Als Litauen im Januar 1923 das Memelgebiet besetzte, brachen die Gegensätze innerhalb der Kirche wieder auf. Doch diesmal erhielt die litauische kirchliche Opposition Unterstützung von den neuen Machthabern: dem aus Memellitauern gebildeten neuen Landesdirektorium und dem litauischen Gouverneur. Der Kirchenleitung der preußischen Kirche unterlief gleich zu Beginn der Auseinandersetzung ein gravierender Fehler. Nach 1919 wurden die Pfarrgehälter

---

47 EZA, 7/2988: Brief von Gregor an das Königsberger Konsistorium vom 25. Febr. 1920, in dem er sich gegen die Vorwürfe des Reichskommissars für das Memelgebiet, v. Lambsdorff, wendet, dass er sich mit einer Vereinigung der memelländischen Gemeinden mit den litauischen abgefunden habe.

48 Zur Vorgeschichte und Geschichte des memelländischen Kirchenstreites. Denkschrift mit wichtigen Dokumenten, hrsg. v. Valentin Gailus. Memel 1924, S. 48 f.

49 EZA, 7/2988: Bericht von Karl Axenfeld vom 3. Okt. 1919, S. 7. Hier gibt Axenfeld die Erklärung des Pfarrers Endrulat aus Prökuls wieder, in der er sich für ein gemeinsames deutsches Vaterland ausspricht und die Trennung vom deutschen Vaterland „als unser größtes Unglück" bezeichnet.

50 EZA, 7/2988: Bericht des Konsistoriums Königsberg an den Oberkirchenrat vom 23. März 1920.

51 EZA, 7/2988: Bericht des Konsistoriums Königsberg an den Oberkirchenrat vom 31. Aug. 1920.

nämlich direkt von der Kirche ausgezahlt. Nach der Besetzung des Memelgebietes durch Litauen stellte das Königsberger Konsistorium die Auszahlung aus Protest gegen die Besetzung des Landes ein. Das neue Landesdirektorium zahlte fortan die Gehälter aus. Diese Maßnahme rief Unzufriedenheit im Landesdirektorium hervor, die in dem Vorwurf gipfelten, dass das Memelgebiet zwar die Pfarrer bezahle, aber sich in Kirchenangelegenheiten nicht einmischen dürfe. Die memellitauische Kirchenopposition wurde aktiv. Noch im April 1923 versammelten sich 150 Vertreter der Gemeinden und Stundenhalter. Sie sprachen sich gegen die früheren Bindungen an das Königsberger Konsistorium und an den Oberkirchenrat aus und beanspruchten die Leitung der Kirche, da die preußische Kirche sich weigere, die Gehälter der Pfarrer zu bezahlen und die Gemeinden finanziell zu unterstützen.[52] Der neue Dezernent im Landesdirektorium für schulische und kirchliche Angelegenheiten, Gaigalat, lehnte jedoch als erfahrener Kirchenmann und Politiker einseitige Schritte ab. Schließlich befand er sich als Ruhegehaltsempfänger noch immer im Dienst der preußischen Kirche. Schon einmal hatte das Königsberger Konsistorium die Streichung seiner Ruhegehälter angedroht für den Fall, dass er Agitation für den Austritt der memelländischen Gemeinden aus der Landeskirche betreibe.[53] Auf Initiative von Gaigalat vereinbarte das Landesdirektorium mit dem Oberkirchenrat ein Gespräch in Memel. Am 28. September 1923 kam man überein, bis zum 31. Januar 1924 die Gemeindekörperschaften neu zu wählen, den Landessynodalausschuss um vier litauische Vertreter zu erweitern, eine vorläufige Landessynode einzuberufen und anschließend ein nur noch dem Oberkirchenrat, also nicht dem Konsistorium in Königsberg unterstelltes Verwaltungsorgan zu bilden.[54]

Der Kompromiss befriedigte jedoch beide Seiten nicht. Gregor arbeitete ein Projekt über die Stellung der neuen Kirche unter Einbeziehung einer weiteren Zusammenarbeit mit dem Königsberger Konsistorium aus. Daraufhin verließen die litauischen Vertreter den

---

52 Aprašymas apie Mažosios Lietuvos, dabar Klaipėdos krašto evangeliškų bažnyčių ir evangeliškų lietuvininkų senąjį surinkimą (Bericht über die Alte Gemeinschaftsbewegung der evangelischen Kirche und der evangelischen Litauer in Klein-Litauen, jetzt im Memelgebiet). Klaipėda [um 1924], S. 8.

53 EZA, 7/2988: Bericht des Königsberger Konsistoriums an den Oberkirchenrat vom 29. April 1921.

54 EZA, 7/2992: Überblick über die Entwickelung (sic) der evangelisch-kirchlichen Verhältnisse im Memelgebiet seit dem Friedensvertrage von Versailles. Vertraulicher Bericht des Oberkirchenrates, Juni 1925, S. 4 f.: Protokoll der Besprechung vom 29. Sept. 1923.

Synodalvorstand wieder.[55] Im Januar 1924 reichte der Synodalausschuss beim Völkerbund eine Denkschrift über die Belassung der alten Bindungen an die preußische Landeskirche ein.[56] Auf der Memeler Diözesankonferenz vom 17. März 1924 bedauerten die Pfarrer die Trennung vom Konsistorium Königsberg.[57] Die memellitauische Seite fühlte sich hintergangen. Enttäuschend verlief für sie auch die Kirchengemeindewahl im Februar 1924, die kein Erstarken der litauischen Seite mit sich brachte. Im Landesdirektorium gab es niemanden mehr, der in der Situation kühlen Kopf bewahrte, denn der mäßigend wirkende Gaigalat war nach Auseinandersetzungen im Direktorium über eine zwangsweise Einführung des litauischen Unterrichts im Oktober 1923 von seinem Amt zurückgetreten.[58] Das Landesdirektorium griff mit Einverständnis des litauischen Gouverneurs zu diktatorischen Maßnahmen. Es bestimmte den Pfarrer Valentin Gailus (Valentinas Gailius) aus Ruß zum Kirchenkommissar mit dem Auftrag, die memelländischen Gemeinden „von den Verwaltungsorganen der preußischen Landeskirche" zu lösen.[59] Valentin Gailus setzte die Arbeit aller bisherigen Kirchengremien außer Kraft und forderte die Pfarrer auf, die Neuordnung zu unterstützen. Andernfalls drohte er ihnen mit staatlichen Strafen und mit Nichtauszahlung der Gehälter: „Alle etwaigen Proteste sind zwecklos... Die Gewalt über uns hat die memelländische bzw. die litauische Obrigkeit. Wir haben uns demnach ihr zu fügen".[60] Weder die Pfarrer noch die absolute Mehrheit der Gemeinden wollten einen solchen Eingriff des Staates hinnehmen. Lediglich 18 Stundenhalter gelobten in einem Aufruf ihre Unterstützung.[61] Da aber die Mehrheit der Stundenhalter und auch der einflussreiche Gaigalat von einem solchen staatlichen Schritt Abstand nahmen, stand das Landesdirektorium mit seinem Kirchenkommissar von Anfang an auf verlorenem Posten. Superintendent Jopp, dem Gailus unterstand, beantragte am 4. April 1924 seine Entlassung aus dem kirchlichen Dienst, die schließlich am 30. Juli 1924 vom Kö-

55 Aprašymas (wie Anm. 52), S. 7 f. Dieses Projekt wird in den deutschen Quellen nirgends erwähnt.

56 F. Gregor, Zur Geschichte der evangelischen Kirche des Memellandes 1919–1939, in: Jahrbuch für Ostpreußische Kirchengeschichte 6 (1940), S. 65-102, hier S. 78.

57 EZA, 7/2990: Bericht des Generalsuperintendenten Genrich von der Diözesankonferenz Memel vom 17. März 1924.

58 Vilius Gaigalaitis, Atsiminimai (Erinnerungen). Klaipėda 1999, S. 47.

59 EZA, 7/2992: Überblick (wie Anm. 54), S. 7.

60 Zur Vorgeschichte (wie Anm. 48), S. 54 f.

61 BA, R 5101/21920: Erklärung der „kirchentreuen" Stundenhalter vom 12. Apr. 1924.

nigsberger Konsistorium verfügt wurde. Außerdem erreichte Gailus durch seine auf Drohungen beruhenden Anordnungen einen Solidarisierungseffekt von Memeldeutschen und Memellitauern. Schon am 3. April 1924 sprach Gregor von einer sehr günstigen Lage für die Kirche.[62] Die Kritik im Ausland auf diesen Vorgang war so verheerend, dass die litauische Regierung sich noch im April 1924 zu der Erklärung genötigt sah, dass sie keine Weisung für eine Trennung von der Mutterkirche erteilt habe.[63] Kaunas übte Druck auf das Landesdirektorium aus. Im Mai 1924 signalisierte das Landesdirektorium, den Kirchenkommissar fallen zu lassen.[64] Eine vom Staatsanwalt angestrengte Klage gegen Gregor, dass er nicht zum Widerstand gegen die Anordnungen des Kirchenkommissars aufrufen dürfe, endete mit der Abweisung der Klage vor Gericht, da die Anordnungen des Kirchenkommissars „in unzulässiger Weise" in den Rechtszustand zwischen Staat und Kirche eingegriffen hätten.[65] Am 25. Juli 1924 trat die noch im Vorjahr ausgehandelte Landessynode zusammen und forderte Gailus zum Rücktritt auf. Der Kirchenkommissar berief seinerseits am 3. September 1924 eine nur aus Memellitauern bestehende Synode, auf der er von seinem Amt als Kirchenkommissar zurücktrat, sich aber sogleich zum Vorsitzenden eines neu gewählten Synodalrates einsetzen ließ. Die litauische Synode votierte einstimmig für die Trennung von der preußischen Landeskirche.[66] Dieser Schachzug kam jedoch zu spät, da die litauische Regierung aus außenpolitischen Gründen auf eine Beendigung des Kirchenstreites drängte.[67] Zwar entwarfen Gailus und seine litauische Synode eine Verfassung für eine selbstständige evangelische Landeskirche, doch das Landesdirektorium nahm davon Abstand.[68] Vom 17. bis 23. April 1925 fand die erste Gesprächsrunde zwischen den Vertretern des Oberkirchenrates auf der einen Seite und des Landesdirektoriums, des memelländischen Synodalvorstandes und des litauischen Synodalrates auf der anderen Seite statt. Die litau-

62 EZA, 7/2990: Bericht von Gregor an den Oberkirchenrat vom 3. Apr. 1924.
63 EZA, 7/2990: Schreiben des deutschen Außenministeriums an den Oberkirchenrat vom 15. Apr. 1924.
64 EZA, 7/2990: Bericht des deutschen Generalkonsuls in Memel an das Außenministerium vom 19. Mai 1924.
65 EZA, 7/2992: Überblick (wie Anm. 54), S. 12-15.
66 EZA, 7/2991: Artikel aus dem „Memeler Dampfboot" vom 6. Sept. 1924.
67 EZA, 7/2991: Schreiben des deutschen Außenministeriums an den Oberkirchenrat vom 6. Nov. 1924, dass die litauische Regierung direkte Verhandlungen mit dem OKR wünsche.
68 EZA, 7/2991: Schreiben des Außenministeriums an den Oberkirchenrat vom 20. Jan. 1925.

ische Regierung entsandte den litauischen Botschafter in Berlin, Sidzikauskas, zu den Verhandlungen. Das Ergebnis war eine erneute Bestätigung des Kompromisses vom September 1923: Errichtung einer Provinzialkirche innerhalb der Altpreußischen Union und Nichteinmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten.[69] Nach der Zustimmung der Landessynode konnte der Vertrag am 31. Juli 1925 in Berlin unterschrieben werden.[70] Nichtsdestoweniger trat die litauische Synode am 26. September 1925 noch einmal mit der Absicht zusammen, wenigstens eine selbstständige litauische Gemeinde in Memel einzurichten, doch fand auch dieser Vorschlag weder in der Bevölkerung noch in der Kirche Befürworter. Aufgrund der in Berlin ausgehandelten Bestimmungen wurden Neuwahlen zur Landessynode durchgeführt, die ein Konsistorium unter der Leitung des Generalsuperintendenten Gregor benannte. 1926 nahm die neue Kirchenleitung ihre Arbeit auf.[71]

Das Kirchenabkommen behielt seine Gültigkeit bis 1939, aber die Beziehungen der Kirche zum litauischen Staat und zum Landesdirektorium blieben gespannt. Ein Dorn im Auge der litauischen Gouverneure war die Bestimmung des Kirchenabkommens, dass Religionslehrer bis zum 1. Januar 1930 und Geistliche bis zum 1. Januar 1932 auch aus Deutschland berufen werden konnten.[72] Der litauische Staat befürchtete durch die Einstellung von Pfarrern und Religionslehrern aus Deutschland das Erstarken des Deutschtums in Kirche und Gesellschaft. Die litauische Regierung hatte 1925 eine evangelische Theologische Fakultät an der Universität in Kaunas mit der Vorstellung eingerichtet, hier auch den geistlichen Nachwuchs für das Memelland auszubilden.[73] Der Oberkirchenrat und die memelländische Kirchenleitung lehnten aber eine Ausbildung in Kaunas und die Einstellung von dort ausgebildeten Theologen hartnäckig aus der Befürchtung heraus ab, dass diese eine „den Interessen unserer Kirche abträgliche politische Gebundenheit" ins Memelgebiet bringen würden. Die Evangelische Kirche Preußens hielt es folgerichtig für unerlässlich, „für einen ausreichenden Zustrom von Geistlichen aus der

69 EZA, 7/2992: Schlußprotokoll der Verhandlungen vom 18.–23. Apr. 1925 in Berlin.
70 EZA, 7/2993: Verhandlungen und Abkommen vom 31. Juli 1924.
71 Ausführlicher über den Kirchenstreit vgl. Hermann, Kirchenstreit (wie Anm. 6).
72 EZA, 7/2996: Gespräch von Gregor mit dem Botschafter Litauens in Berlin, Sidzikauskas am 6. Dez. 1928.
73 Maria G. Slavenas, Die Evangelische Theologische Fakultät in Kaunas, in: Annaberger Annalen 5 (1997), S. 152-162.

Mutterkirche im Memelgebiet Sorge zu tragen".[74] Die memelländische Kirche litt in den 20er Jahren an Pfarrermangel, weil aus dem Memelgebiet zu wenige Kandidaten an der Universität Königsberg studierten, an der das Litauische Seminar weiterhin erhalten blieb.[75] Darüber hinaus fühlten sich etliche Pfarrer im Memelgebiet nicht wohl. 1928 stellten sieben Pfarrer aus dem Memelgebiet einen Antrag auf Versetzung ins Reich. Die memelländische Kirchenleitung forderte die Kirchen in Deutschland sogar auf, diese Pfarrer nicht aufzunehmen, weil sie im Memelland dringend benötigt würden.[76]

Der ständige Streit um die Pfarrstellenbesetzung eskalierte in den Jahren 1932–1935, als der ausgehandelte Zeitpunkt für die Besetzung von Stellen mit Pfarrern aus Deutschland ablief. Personen, die nicht vor 1923 im Memelland gelebt hatten, erhielten keine litauischen Pässe. 1931 besaßen nur 23 von den 38 Pfarrern litauische Pässe. Die anderen galten als Ausländer. Die litauische Regierung gab 1931 bekannt, dass die nicht memelländischen Pfarrer nur noch mit Zustimmung des Gouverneurs verbleiben dürften.[77] Die litauische Regierung schlug als Kompromiss vor, reichsdeutsche Pfarrer nur dann zu belassen, wenn die memelländische Kirche auch ausgebildete Theologen aus Kaunas aufnehmen würde. Gregor lehnte das strikt ab. Der Oberkirchenrat beschloss, großzügige Stipendien für Theologiestudenten aus dem Memelgebiet an der Universität Königsberg zu erteilen und Erleichterungen wie z.B. ein vorgezogenes Examen zu gewähren. Dadurch konnte der Pfarrermangel in den 30er Jahren behoben werden.[78]

1934 forderte der Gouverneur acht reichsdeutsche Pfarrer auf, das Memelgebiet zu verlassen.[79] Letztlich wurden fünf von diesen (seit 1923 insgesamt neun) reichsdeutschen Pfarrern abgeschoben, was aber in den Augen des Oberkirchenrates nicht mehr ins Gewicht fiel, denn mittlerweile war ein „völlig zuverlässiger theologischer Nachwuchs,

---

74 EZA, 7/2995: Vertrauliches Schreiben des Oberkirchenrates an die Konsistorien um Abstellung ihrer Kandidaten für den Dienst im Memelgebiet vom 28. Apr. 1927.

75 EZA, 7/2995: Vertraulicher Bericht des Königsberger Konsistoriums vom 5. Apr. 1927.

76 EZA, 7/2996: Schreiben Gregors an das Königsberger Konsistorium vom 6. Nov. 1928.

77 EZA, 7/2997: Schreiben des memelländischen Konsistoriums an den Oberkirchenrat vom 10. Sept. 1931.

78 EZA, 7/2997: Schreiben Gregors an den Oberkirchenrat vom 20. Apr. 1932.

79 BA, R 5101/21920: Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an den Landesbischof der Evangelischen Kirche der Union vom 1. Nov. 1934.

der die memelländische Staatsangehörigkeit besitzt und auf deutschen Universitäten seine Ausbildung erhalten hat, herangewachsen...".[80]

1933, als nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialistische Partei in Berlin die Deutsche Evangelische Kirche gebildet wurde, glaubte die litauische Regierung, das Kirchenabkommen von 1925 aufkündigen zu können.[81] Der Oberkirchenrat belehrte sie jedoch, dass die Altpreußische Union weiterhin als Rechtspersönlichkeit bestehe und in ihrem Bestand unberührt geblieben sei.[82] Nach dem Erstarken der außenpolitischen Situation des Deutschen Reiches hörte die litauische Regierung auf, Druck auf die memelländische Kirche auszuüben. 1937 konnte der Oberkirchenrat zufrieden feststellen, dass von litauischer Seite schon lange keine Maßnahmen mehr gegen die evangelische Kirche zu verzeichnen gewesen seien und in der memelländischen Kirche „das kulturelle Deutschtum dort nach wie vor einen festen Hort" bilde.[83]

In den Beziehungen zwischen den Gemeinden und der Kirchenleitung gab es kaum Probleme, denn in allen Gemeinderatswahlen hatten stets die Befürworter der alten Ordnung die Mehrheit. Die Zahl der Memellitauer, die für eine selbstständige Kirche oder für eine gemeinsame evangelische Kirche in Litauen eintraten, war nie groß und schwand nach den Erfahrungen des Kirchenstreites 1924/25 immer mehr. Nur eine kleinere Gruppe der Memellitauer, zu denen auch einige Stundenhalter um Ansas Baltris gehörten, kritisierte in den litauischen Zeitungen regelmäßig die Haltung der memelländischen Kirche. So verlangte man neben der Bildung einer eigenen litauischen Gemeinde in Memel 1925 auch litauische Gottesdienste in der Johanneskirche, in der auch nach 1923 nur deutsche Gottesdienste stattfanden.[84] Die Gruppe kritisierte fortwährend, dass das Memelland durch das Kirchenabkommen dem weiteren politischen Einfluss Deutschlands ausgeliefert sei, und meinte: „(...) wer die Pfarrer und die Kirchendisziplin in seinen Händen hat, der hat die ganze Kirche und

80 BA, R 5101/21920: Oberkirchenrat an Minister für Kirchliche Angelegenheiten vom 6. Juli 1936.

81 EZA, 7/2997: Schreiben des litauischen Gouverneurs an den Oberkirchenrat vom 21. Aug. 1933.

82 EZA, 7/2997: Antwort des Oberkirchenrates an den litauischen Gouverneur vom 26. Aug. 1933.

83 BA, R 5101/21920: Schreiben des Oberkirchenrates an den Reichsminister für Kirchliche Angelegenheiten vom 18. Juni 1937.

84 EZA, 7/2996: Bericht über den Streit in der Johannesgemeinde von 1929.

damit alle Bürger des Gebietes in einer Hand."[85] Diese kritische Minderheit fand jedoch auch unter den Memellitauern wenig Echo, da deren Verbundenheit mit Deutschland in den 30er Jahren sogar noch zunahm.

Die litauische Regierung vermochte es nicht, die Memellitauer in Litauen zu integrieren und ihre Wünsche zu erfüllen.[86] Vom Deutschen Reich unterstützt, distanzierten sich die Memelländer immer stärker von Litauen. Nach der Machtübernahme der NSDAP im Deutschen Reich entstanden im Memelgebiet zwei starke nationalsozialistische Gruppierungen, eine davon geführt vom Pfarrer Theodor von Saß. Die Mehrheit der Memelländer lebte immer mehr nur noch mit dem Leib im Memelgebiet, mit dem Geist aber schon in Berlin. Dazu trug auch die evangelische Kirche bei, sodass sich der Generalsuperintendent Gregor später brüsten konnte: „Die standhafte Treue der evangelischen Kirche des Memellandes hat gerade in den schweren Zeiten des Kampfes zur Erhaltung und Stärkung des Deutschbewußtseins viel beigetragen".[87] Mit Ausnahme litauischer Gottesdienste erlangte die litauische Sprache in der Kirche keinen weiteren Raum. Alle Sitzungen der kirchlichen Gremien fanden weiterhin auf Deutsch statt. Ab 1932 verschwand auf dem Briefkopf des memelländischen Konsistorium sogar die 1919 eingeführte litauische Parallelbezeichnung. Die Kirchenleitung sowohl unter Gregor als auch ab 1932 unter seinem Nachfolger Otto Obereigner begriff alle nationalbewussten Memellitauer als Verräter und Vertreter Großlitauens, die der Kirche nur schaden konnten.[88]

Trotz der gespannten Beziehungen zum litauischen Staat ging es der Kirche im Memelgebiet nicht schlecht, auf alle Fälle besser als den abgetrennten unierten Gemeinden in Polen.[89] Die Kirche erhielt die im Kirchenvertrag zugesicherten Beihilfen und finanzielle Unterstützung vom Landesdirektorium. Die Kirchen Deutschlands gewährten ihr trotz ihrer schwierigen finanziellen Lage ebenfalls großzügige finanzielle Zuwendungen. Drei Gotteshäuser wurden mit Unter-

85 GStAPK, XX. HA, Rep. 220, Nr. 588: Übersetzter Auszug aus „Klaipėdos Garsas" vom 25. Juni 1927.

86 Žalys, Ringen (wie Anm. 2); Joachim Tauber, Der unbekannte Dritte. Die Kleinlitauer im Memelgebiet 1918–1939, in: Der Fremde im Dorf (wie Anm. 21), S. 85-104.

87 Gregor, Zur Geschichte (wie Anm. 56), S. 102.

88 Manfred Klein, Die versäumte Chance zweier Kulturen. Zum deutsch-litauischen Gegensatz im Memelgebiet, in: Nordost-Archiv II (1993), S. 317-359, hier S. 339.

89 Gregor, Zur Geschichte (wie Anm. 56), S. 95.

stützung aus Deutschland neu erbaut, vier weitere renoviert.[90] In den 30er Jahren blieben der memelländischen Kirche zudem die Auseinandersetzung mit den Deutschen Christen und Eingriffe durch die nationalsozialistische Herrschaft erspart.

Als am 22. März 1939 das Memelgebiet dem Deutschen Reich wieder angegliedert wurde, triumphierte die memelländische Kirchenleitung: „In unaussprechlicher Freude über die Heimkehr ins Reich dankt die evangelische Kirche des Memelgebiets Ihnen, mein Führer, mit dem Gelobnis unwandelbarer Treue."[91] Der Oberkirchenrat seinerseits dankte den memelländischen Gemeinden für ihre Treue an Glaube und Deutschtum.[92] Der Oberkirchenrat ordnete zugleich die Auflösung der Evangelischen Kirche des Memelgebietes an.[93] Der Kirchenrat der memelländischen Provinzialkirche stimmte dem Verordnungsentwurf zu seiner Auflösung zu.[94] Die Verordnung sah die Rückgliederung der memelländischen Gemeinden in die Kirchenprovinz Ostpreußen und die Auflösung des memelländischen Konsistoriums vor. Lediglich der Generalsuperintendent Obereigner durfte seinen Titel und sein Amt beibehalten. Er unterstand weiterhin direkt dem Oberkirchenrat, erhielt aber neue Aufgaben. Fortan oblag ihm lediglich der Zusammenhalt der Pfarrerschaft und der Gemeinden im Memelland sowie die Kontaktpflege zu den deutschen Gemeinden in Litauen.[95] Die personelle Ausstattung seines Büros wurde auf eine Sekretärin und einen Hausmeister reduziert, deren Stelle mit einem kw-Vermerk versehen waren, d.h. eine Wiederbesetzung war nicht vorgesehen. Bei der Rückgliederung bat der memelländische Kirchenrat, litauischsprachige Gottesdienste zu belassen.[96] Aber schon 1940 untersagte die nationalsozialistische Führung die litauische Sprache in der Kirche. Einige Stundenhalter befolgten diese Verordnung nicht. Der Stundenhalter Georg Kapust (Jurgis Kopūstas) protestierte sogar

---

90 Hubatsch, Geschichte (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 439.

91 BA, R 5101/2391: Telegramm des Generalsuperintendenten Obereigner an Hitler vom 23. März 1939.

92 EZA, 7/2998: Telegramm des Oberkirchenrates an das Evangelische Konsistorium in Memel vom 22. März 1939.

93 BA, R 5101/2391: Schreiben des Oberkirchenrates an den Reichsminister für Kirchliche Angelegenheiten vom 24. Apr. 1939.

94 BA, R 5101/2391: Protokoll der Besprechung des Kirchenrates der memelländischen Kirche mit dem Konsistorialrat Benn in Memel vom 13. Apr. 1939.

95 BA, R 5101/2391: Überarbeiteter Verordnungsentwurf über die Kirche im Memelgebiet vom 1. Mai 1939.

96 BA, R 5101/2391: Bericht von Konsistorialrat Benn über seine Verhandlungen in Memel vom 17. Apr. 1939.

bei Hitler, was ihm die Einweisung in ein Konzentrationslager einbrachte, das er nicht überlebte.[97] Pfarrer Schernus ließ das Singen litauischer Kirchenlieder in einer Jugendversammlung zu. Daraufhin wurde er von Obereigner ins Reich strafversetzt. Mit alten Gegnern rechnete man jetzt ab. Der Witwe von Valentin Gailus wurden die Hinterbliebenenbezüge gestrichen.[98] Auch an Gaigalat sollte kein Ruhegehalt mehr ausgezahlt werden.[99] In der Folge optierte Gaigalat für Litauen und siedelte im Sommer 1939 nach Kaunas um. Nach der Besetzung Litauens durch die Sowjetunion entschloss er sich im Frühjahr 1941, mit seiner deutschen Frau nach Deutschland zurückzukehren. Er stellte einen Antrag auf Einbürgerung und Pension, was ihm jedoch verweigert wurde. Nur sein Alter bewahrte ihn vor der Einweisung in ein Konzentrationslager.[100]

Die kirchliche Situation zwischen 1944 und 1990

Die Besetzung des Memellandes durch die Sowjets im Herbst 1944 und Winter 1945 brachte den tiefsten Bruch in der Entwicklungsgeschichte des Landes seit der Eroberung durch den Deutschen Orden im 13./14. Jahrhundert. Fast die ganze Einwohnerschaft flüchtete oder wurde evakuiert. Vieles, was bei der Eroberung an Hab und Gut noch im Memelgebiet verblieben war, wurde in den ersten Monaten nach der Besetzung durch die so genannten Trophäenkommandos der sowjetischen Armee systematisch weggeschafft, angezündet oder vernichtet. Nach der Angliederung des Memellandes an Litauen und der Etablierung einer Zivilverwaltung im März/April 1945 besserte sich die Situation ein wenig. Nur ganz wenige Memelländer waren beim Angriff der Roten Armee geblieben, aber im Laufe des Jahres 1945 kehrten viele, die schließlich doch noch von der Front überrollt wor-

97 BA, R 5101/2391: Bittbrief von Georg Kapust an Hitler von Ende 1940. Hierin beteuert er, dass er schon immer für das Deutschtum eingetreten und 1933 sogar der Nationalsozialistischen Partei beigetreten sei, doch er und seine Generation wollten nicht auf Litauisch als Kirchensprache verzichten.

98 BA, R 5101/2391: Anweisung des Reichsministeriums für Kirchliche Angelegenheiten vom 5. Okt. 1939.

99 BA, R 5101/2391: Schreiben des Oberkirchenrates an das Reichsministerium für Kirchliche Angelegenheiten vom 4. Juli 1939 mit dem Vermerk: „Es steht hiernach außer Zweifel, daß Gaigalat deutsch-feindlicher Gesinnung ist".

100 BA, R 5101/2391: Schreiben des Oberkirchenrates an das Reichsministerium für Kirchliche Angelegenheiten vom 12. Mai 1941; Schreiben des Regierungspräsidenten Gumbinnen an das Reichssicherheitshauptamt vom 25. Apr. 1941.

den waren, zurück. In den Jahren 1946–1948 wurden die Memelländer sowohl in den östlichen als auch in den westlichen Zonen Deutschlands zudem durch die sowjetischen Repatriierungsbehörden zur Rückkehr aufgefordert. Etliche, vor allem Landwirte, wagten die Rückkehr. Nachdem Moskau im Dezember 1947 den Memellitauern die sowjetische Staatsangehörigkeit zuerkannte, gab es einen neuerlichen Schub an Rückkehrern. Um 1950 lebten wieder ca. 15000-20000 Memelländer in ihrer Heimat. Sie stellten jedoch eine Minderheit in ihrem Land dar. Schon im Februar 1945 hatte die sowjetlitauische Regierung die Neubesiedlung des Memellandes beschlossen. Bereits zum 1. Januar 1946 zählte man in den memelländischen Kreisen 55000 Einwohner, davon nur 7800 Einheimische.[101] Anfänglich erhielten die memelländischen Rückkehrer ihre Höfe zurück, doch etwa ab 1947 wurden die Repatrianten auf Sovchosen aufgeteilt, denn mittlerweile waren ihre Höfe und ihr Besitz an die Neusiedler aus Litauen und Russland vergeben worden. Das Zusammenleben zwischen Einheimischen und Neusiedlern verlief zunächst nicht ohne Konflikte, normalisierte sich aber in den 50er Jahren weitgehend.[102] Gemäß dem deutsch-sowjetischen Vertrag vom April 1958 siedelten bis 1960 ca. 5000 Memelländer in die Bundesrepublik um. Auch später verließen viele Memelländer im Zuge der Familienzusammenführung ihre Heimat. Heute gibt es noch 10000 Memelländer, die in ihrer Heimat geblieben sind. Hinzu kommen Evangelische aus Litauen, die durch die gemeinsame Kirche das Erbe Kleinlitauens aufnehmen und heute praktisch nicht mehr von den früheren Memelländern unterschieden werden.

Auch für die evangelische Kirche bedeuteten die Ereignisse von 1944/45 einen völligen Bruch der bisherigen Entwicklung und einen Neuanfang unter ganz anderen Voraussetzungen. Alle Pfarrer (bis auf einen, der aber sein Amt nicht ausüben wollte) waren geflohen. Die verbliebenen bzw. zurückgekehrten Gemeindeglieder waren genötigt, die kirchliche Versorgung selbst in die Hände zu übernehmen. Jetzt kam die Stunde der litauischen Gemeinschaftsbewegung, die wie geschaffen war für solche Verhältnisse. Gewohnt an eigene Hausgottesdienste, geübt in der Auslegung der Bibel und fest verankert im Glauben, haben die Stundenhalter unter den widrigen Verhältnissen

101 Kibelka, Schicksalsjahre (wie Anm. 3), S. 42.

102 Arthur Hermann, Die Memelländer in der Heimat nach 1945 und ihr Verhältnis zu den Litauern, in: Jahrestagung 1988, hrsg. v. Litauischen Kulturinstitut. Lampertheim 1988, S. 115-142.

der Nachkriegszeit, als die meisten Kirchen zerstört oder anderer Nutzung zugeführt waren und die kirchlichen Strukturen nicht mehr funktionierten, das Wort Gottes ausgelegt, Trost gespendet und eine neue Kirchenstruktur aufgebaut.[103] Sie waren jedoch nicht gewohnt, in größerem Rahmen zu denken und zu handeln, sondern neigten dazu, Traditionen überzubewerten und unbekannte Wege zu meiden.

Die Lutherische Kirche Litauens unter der Leitung von Senior Erikas Leijeris zögerte 1945 keinen Augenblick, ihr Wirken auf das Memelland auszudehnen. Schließlich war man schon in den 30er Jahren für eine Vereinigung mit der memelländischen Kirche eingetreten.[104] Noch am 5. März 1945 beauftragte das Lutherische Konsistorium Pfarrer Ansas Baltris mit der Aufgabe, die Memelländer geistlich zu betreuen und sie in die Lutherische Kirche Litauens zu integrieren.[105] Baltris galt als einer der einflussreichsten litauischen Stundenhalter des Memelgebietes und hatte in den 20er und 30er Jahren für die Stärkung der litauischen Sprache in der memelländischen Kirche gekämpft. 1939 hatte er für Litauen optiert. 1941 wurde er in Tauragė zum Pfarrer ordiniert und in unmittelbarer Nachbarschaft zum Memelland, in Kretinga, als Pfarrer eingesetzt. Er war wie kein anderer für diese Aufgabe geeignet. Er kannte die Verhältnisse und alle verbliebenen Stundenhalter. Baltris beauftragte zunächst einzelne Stundenhalter mit pfarramtlichen Aufgaben. Sie übernahmen Gottesdienste, Taufen und Beerdigungen. Am Anfang ersetzten Hausgottesdienste kirchliche Sonntagsgottesdienste und die Brüderversammlungen Kirchengremien. Erst nach und nach konnten die Kirchen wieder benutzbar gemacht, Gemeinden registriert und die Stundenhalter als Kantoren, Diakone und Pfarrdiakone offiziell als „Kultdiener", wie die Geistlichen in der sowjetischen Amtssprache genannt wurden, angemeldet werden. Aber es handelte sich um eine litauische Kirche mit ausschließlich litauischsprachigen Gottesdiensten, womit einige Memelländer zumindest am Anfang Probleme hatten. Deutsch wurde in der Öffentlichkeit nicht geduldet. Nur noch in Hauskreisen und Haustaufen griff man auf die deutsche Sprache zurück. Der Stundenhalter Bruno Blaessner, der trotz aller Verbote Anfang der 50er

[103] Martin Klumbies, Erweckung und Kirchenkampf. Erinnerungen eines Memelländer Pfarrers. Ostfildern 1998. In diesem Buch wird sehr gut die Nachkriegssituation wiedergegeben, allerdings unterlaufen dem Autor etliche Fehler bei der Darstellung seiner Tätigkeit im Konsistorium.

[104] EZA, 7/3073: Verfassungsentwurf einer vereinigten evangelischen Kirche Litauens vom Mai 1935 mit einem Kommentar des deutschen Gesandten in Kaunas, Zechlin.

[105] Kibelka, Schicksalsjahre (wie Anm. 3), S. 40.

Jahre deutsch predigte, wurde verhaftet und zu zehn Jahren verurteilt.[106] Er wurde als „Handlanger Adenauers" diffamiert und 1958 in die Bundesrepublik abgeschoben. Erst nach Stalins Tod wagte man in einigen wenigen abgelegeneren Orten, z.B. in Nidden, auch auf Deutsch zu predigen.

Die evangelische Gemeinde, die Sonntagsgottesdienste und der evangelische Glaube insgesamt bedeuteten den verbliebenen Memelländern sehr viel, denn nur noch in der Kirche waren sie unter sich. Die Gemeinde war der einzige Ort, an dem man offen über seine Sorgen sprechen, Schicksalsgenossen treffen und in alten Traditionen leben konnte. Sie hatte deshalb neben dem Lob Gottes auch eine wichtige gesellschaftliche Funktion, denn sie ermöglichte Begegnung, Informationsaustausch und Abwechslung in einem harten und unsicheren Leben. In der Kirche suchte man Trost und Kraft, um in einer Welt bestehen zu können, die man nicht mehr begriff, die fremd geworden war. Dementsprechend war der Besuch von Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen sehr gut und die Verbundenheit der Gläubigen untereinander sehr stark.[107]

Die ersten Hausgottesdienste[108] und sogar Gottesdienste in der Kirche[109] fanden noch während des Krieges statt. Der Vorsitzende des Konsistoriums, E. Leijeris, gab 1946 an, dass es im Kreis Memel 3000 Gläubige gebe und 100 Jugendliche konfirmiert worden seien.[110] Diese Angaben beruhen sicherlich auf Schätzung, denn die ersten evangelischen Gemeinden wurden erst 1948/49 registriert. Die Registrierung war Voraussetzung für die Zuteilung eines Kirchenraumes, für die Erlaubnis zu Gottesdiensten und „Kulthandlungen" und zum Einstellen eines „Kultdieners". Dafür wurden die Gemeinden mit hohen Steuern belegt und verpflichtet, jede Handlung und jede Einnahme an den Staat zu melden. Ab 1948 wurden Konfirmandenunterricht, Jugendarbeit und Diakonie verboten. Den Geistlichen wurde das

---

106 Lietuvos Centrinis Valstybinis Archyvas (Litauisches Zentrales Staatsarchiv) (LCVA), R 181-3-40: Bericht des Religionsbeauftragten für das 1. Halbjahr 1954. Vgl. auch Auszüge aus dem Tagebuch von A. Baltris aus dem Jahr 1951, veröffentlicht in: Dokumente und Berichte zum Leben der Lutherischen Kirchen und Gemeinden in der Sowjetunion seit 1939/40. Gütersloh 1988, S. 171.

107 Dokumente (wie Anm. 106), S. 165-173: Auszüge aus dem Tagebuch von A. Baltris aus dem Jahr 1951.

108 Der erste Hausgottesdienst soll bereits am 9. Januar 1945 in Prökuls stattgefunden haben. Vgl. Juška, Mažosios Lietuvos bažnyčia (wie Anm. 14), S. 227.

109 Der erste Gottesdienst fand am 6. Mai 1945 in Heydekrug statt. Vgl. Heinrich Maszeik, Ich künde Hoffnung auf bessere Zeit... Aus der Chronik der Heydekruger Kirche, in: Memeler Dampfboot (1964), Nr. 7, S. 89.

110 LCVA, R 181-3-9: Bericht des Religionsbeauftragten für das 2. Quartal 1946.

Halten von Gottesdiensten außerhalb ihrer Gemeinde untersagt. Dieses Verbot wurde im Memelland lange Zeit nicht eingehalten, weil hier nur wenige Gemeinden registriert waren und noch bis in die 50er Jahre Hauskreise existierten.[111] Baltris hatte in den ersten Nachkriegsjahren etliche Stundenhalter zu Kantoren geweiht und ihnen Berechtigungsscheine als ‚Kultdiener' ausgestellt. Sie wurden 1948/49 beim Religionsbeauftragten registriert und erhielten eine Arbeitsgenehmigung. Doch 1952 entzog der Religionsbeauftragte die Arbeitsgenehmigung für Kantoren.[112] In der Folge ordinierte Baltris einige Kantoren zu Diakonen und Pfarrdiakonen und erreichte dadurch wieder ihre Anstellung als ‚Kultdiener'.[113]

In den Jahren 1948/49 konnten elf Gemeinden im Memelland mit 7169 Mitgliedern registriert werden. Die größten Gemeinden gab es in Prökuls mit 1500 Mitgliedern, in Coadjuthen mit 1100 und in Heydekrug mit 900. Da aber etliche Gemeinden sich nicht registrieren ließen oder nicht zugelassen wurden, lag die Zahl der Gläubigen sicherlich höher.[114] Baltris versuchte mehrmals vergeblich, die Gemeinde in der Stadt Memel anzumelden. Der sowjetische Staat lehnte bis 1952 die Registrierung stets ab, weil er vor allem in den Großstädten ungern Neugründungen zuließ. Doch auch ohne Registrierung hielt Baltris 1945/46 Gottesdienste in der stark beschädigten Johanneskirche. Danach meldete er die Gemeinde von Memel als Filiale seiner Gemeinde in Kretinga an und erwirkte die Erlaubnis, in einem Privathaus am Stadtrand Gottesdienste zu halten, zu taufen und zu konfirmieren. Erst 1952 erreichte Baltris die Registrierung der Gemeinde Memel, die jedoch Anfang 1955 widerrufen wurde. Daraufhin reichte der „Zwanziger" (für die Gründung einer Gemeinde brauchte man 20 Verantwortliche) der Gemeinde alle nötigen Meldeunterlagen direkt beim Amt für Religionsangelegenheiten in Moskau ein und erhielt dort die Genehmigung. Auf diese Weise wurde der Religionsbeauftragte der Sowjetrepublik Litauen umgangen.[115] 1965 umfasste die Gemeinde in Memel fast 1400 Mitglieder und wurde wieder zur größten im Memelland.

---

[111] LCVA, R. 181-3-29: Bericht des Religionsbeauftragten für das 1. und 2. Quartal 1951.

[112] LCVA, R 181-1-67: Schreiben des Religionsbeauftragten an Baltris vom 28. März 1952.

[113] Nacionalinė Biblioteka (Nationalbibliothek), Handschriftenabteilung: Jonas Gocentas, Atsiminimai (Erinnerungen), S. 168.

[114] Juška, Mažosios Lietuvos bažnyčia (wie Anm. 14), S. 237 f.

[115] Ebenda, S. 285-289.

Nach der Festnahme und Verbannung von drei Pfarrern und des Vorsitzenden des Konsistoriums wegen des nationalen Widerstandes zwischen 1947 und 1949 blieb die Lutherische Kirche Litauens ohne Führung. Die verbliebenen Pfarrer wählten auf der Pfarrkonferenz vom 26. April 1950 Baltris zum Vorsitzenden des Konsistoriums. Als Sekretär und Kassierer wurde Kantor Martynas Klumbys aus Ramutten, Memelland, gewählt.[116] Damit waren zwei Memelländer im dreiköpfigen Vorstand des Konsistoriums. Die Wahl spiegelte zugleich die gewachsene Bedeutung der memelländischen Gemeinden innerhalb der Gesamtkirche wider. Die Memelländer machten fast die Hälfte aller Lutheraner in Litauen aus und waren gut organisiert. Die Lutherische Kirche besaß noch immer keine den sowjetischen Verhältnissen angepasste Verfassung, denn Leijeris hatte eine staatliche Oberaufsicht abgelehnt. Baltris seinerseits bemühte sich um die Legalisierung der Kirche. Sein Verfassungsentwurf sah zwei halbautonome Kirchenkreise vor: Memelland und Großlitauen.[117] Dieser Verfassungsentwurf kam jedoch nicht zum Tragen, möglicherweise wegen des memelländischen Kirchenkreises, denn der Sowjetstaat duldete keinen Hinweis auf die Besonderheit des Memellandes. Faktisch bauten die memelländischen Gemeinden unter dem Konsistorium von Baltris weiter ihre Sonderstellung aus. Im Unterschied zu den Gemeinden in Litauen gestalteten sie ihre Gottesdienste weiterhin nach der Agende der Unierten Kirche, benutzten ihre früheren Gesangbücher und bestärkten ihre gemeinschaftlichen Traditionen. Diese Sonderstellung wurde von den großlitauischen Gemeinden und Pfarrern mit Argwohn beobachtet und war einer der Hauptgründe für den Kirchenstreit auf der 1. Synode von 1955 und die daraus entstehende Spaltung der Kirche.

Baltris starb am 29. Januar 1954. Mit seinem Tod verloren die memelländischen Gemeinden ihren anerkannten Führer und die eigentliche Klammer zur Lutherischen Kirche Litauens. Niemand aus der Gemeinschaftsbewegung war in der Lage, ihn zu ersetzen. Baltris hatte zwei seiner engsten Mitarbeiter, Martynas Klumbys und Jurgis Sprogys, zu Pfarrdiakonen und später zu Pfarrern ordiniert, aber sie besaßen weder seine Autorität noch seine charismatischen Begabungen. Gleich nach Baltris' Tod gab es Meinungsverschiedenheiten

[116] Akten des Konsistoriums: Protokoll der Pfarrkonferenz vom 26. Apr. 1950 (Archiv M. Klumbies).

[117] Ansas Baltris, Dienoraštis (Tagebuch) 1951 (Archiv M. Klumbies).

im Konsistorium zwischen dem bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden, Vilius Burkevičius, und Klumbys. Man kam überein, ein neues Konsistorium auf der einzuberufenden 1. Synode wählen zu lassen. Für die Übergangszeit übernahm der bisherige stellvertretende Vorsitzende den Vorsitz. Auf der Synode sollte auch eine neue, an die sowjetischen Verhältnisse angepasste Kirchenverfassung angenommen werden. Die Verfassung musste der sowjetischen Rechtsprechung genügen und konnte daher nur in Zusammenarbeit mit dem Religionsbeauftragten verfasst werden. Über den Umgang mit den staatlichen Stellen gab es im Konsistorium keine Einigkeit. Sehr schnell wurde deutlich, dass die Anhänger der Gemeinschaftsbewegung das Verhältnis zum Staat anders beurteilten als der Großteil der Pfarrer aus Litauen. Die Gemeinschaftsbewegung wollte die Kontakte auf das Notwendigste beschränken. Burkevičius meinte dagegen, mit Verhandlungen und Nachgiebigkeit der Kirche mehr zu erreichen. Auch über die Aufgaben des Konsistoriums innerhalb der Kirche gab es keine einheitliche Meinung. Die memelländischen Vertreter pochten auf eine größere Eigenständigkeit der Gemeinden. Burkevičius und seine Mitbrüder aus Litauen neigten eher dazu, dem Konsistorium mehr Macht zukommen zu lassen.[118] Auf der 1. Synode vom 22. Mai 1955 setzte sich Burkevičius durch. Er ließ keine Diskussion über die Verfassung zu, da sie bereits mit dem Religionsbeauftragten vereinbart sei, und gestaltete die Wahlen so, dass nur seine Anhänger in das Konsistorium gewählt wurden.[119] Etliche Delegierte verließen aus Protest die Synode. Gleich nach der Synode formierte sich die Opposition, zu der vor allem die memelländischen Gemeinden gehörten. Aus Litauen schloss sich der Opposition lediglich Pfarrer Milias Preikšaitis mit seinen vier Gemeinden an. 16 von 28 Gemeinden verweigerten somit die Anerkennung des neuen Konsistoriums.[120] Die Opposition beklagte sich beim Religionsbeauftragten und forderte ihn auf, das Konsistorium abzusetzen.[121] Als der staatliche Beistand ausblieb, verlangte die Opposition von Burkevičius, die Synode zu annullieren und das alte Konsistorium wieder einzusetzen.[122]

---

118 Hermann, Tradition (wie Anm. 8), S. 179-197.

119 Akten des Konsistoriums: Brief der Opposition an den Religionsbeauftragten vom 25. Mai 1955 (Archiv M. Klumbies).

120 LCVA, R 181-3-43: Bericht des Religionsbeauftragten über die 1. Jahreshälfte 1955; Bericht des Religionsbeauftragten über die 2. Jahreshälfte 1955.

121 Akten des Konsistoriums: Brief der Opposition an den Religionsbeauftragten vom 25. Mai 1955 (Archiv M. Klumbies).

122 Akten des Konsistoriums: Brief der Opposition an den Vorsitzenden des Konsistoriums vom 27. Juli 1955 (Archiv M. Klumbies).

Das neue Konsistorium ging seinerseits mit administrativen Mitteln gegen die Opposition vor. Als Klumbys die Kasse und die Konsistoriumsakten nicht hergeben wollte, wurde er mit Versetzung bzw. Absetzung bedroht. Doch die Gemeinde von Heydekrug hielt zu ihrem Pfarrer. Sie erwirkte vom Religionsbeauftragten eine Arbeitsgenehmigung, da nach sowjetischem Recht allein die Gemeinden über Einsetzung und Entlassung ihres Pfarrers entschieden. Auf der anderen Seite belohnte der Staat die Nachgiebigkeit des Konsistoriums. Es durfte fortan einen Kalender herausgeben, einige Gemeinden wurden neu registriert.[123] Beide Seiten waren fortan auf den Beistand des Staates angewiesen und der Religionsbeauftragte als Schiedsrichter gefragt.

Die schwere wirtschaftliche Lage, die Benachteiligung gegenüber den Neusiedlern und der Streit in der Kirche bewogen 1958 die meisten Memelländer, die Ausreise nach Deutschland zu beantragen, nachdem die Sowjetunion mit Deutschland einen Vertrag geschlossen hatte, ehemalige deutsche Staatsangehörige ausreisen zu lassen. Über 8000 Memelländer verließen in den nächsten zehn Jahren die Heimat, darunter die meisten Stundenhalter und auch Pfarrer Klumbys. Nach diesem Exodus hörten einige Gemeinden im Memelland auf zu existieren, andere verloren etwa die Hälfte ihrer Mitglieder. Die geschwächten Gemeinden söhnten sich größtenteils mit dem Konsistorium aus, andere blieben noch bis 1990 in der Opposition. Aber es gab zu keiner Zeit Bemühungen seitens der Opposition, eine eigenständige Kirche zu gründen. Als 1970 Jonas Kalvanas sen. zum Vorsitzenden des Konsistoriums und anschließend zum Bischof gewählt wurde, schlug er einen versöhnlicheren Ton an. Er meldete stets auch diejenigen Gemeinden und Geistlichen beim Staat an, die ihn nicht anerkannten, sodass wenigstens nach außen hin die Einheit der Kirche hergestellt war.

Seit der Umsiedlung eines großen Teiles der Memelländer 1958–1960 nach Deutschland gab es in der Kirche um die deutsche Sprache keine Bemühungen mehr, denn die Verbliebenen sprachen in der Regel auch zu Hause Litauisch.[124] Sowjetisierung, Industrialisierung und Moder-

[123] LCVA, R 181-3-43: Bericht des Religionsbeauftragten über die 2. Jahreshälfte 1955.

[124] Kibelka führt aus, dass die Verbliebenen ihr Deutschtum zu verbergen suchten und ihre Namen lituanisierten, weil sie nicht wegen ihrer deutschen Herkunft

nisierung machten auch vor den Evangelischen nicht halt. Die Jugend zog es in die größeren Städte. Der Staat erlaubte Jugendlichen und Führungskräften nicht, Kontakte zur Kirche aufzunehmen. Manche von ihnen besuchten die Kirche heimlich und ließen ihre Kinder in entfernteren Kirchen taufen. Doch die meisten passten sich an. In der Kirche blieben die Älteren und die einfache Bevölkerung übrig. Sie waren jetzt die Träger der Gemeinden. In den 70er Jahren starben nach und nach die Pfarrer mit theologischer Ausbildung aus, sodass nur noch Bischof Kalvanas als Volltheologe übrig blieb. Die neuen Geistlichen wurden noch bis in die 60er Jahre von den älteren Pfarrern lediglich angelernt und anschließend ordiniert. Ab 1970 nahmen die Kandidaten an den theologischen Fernkursen in Riga teil und arbeiteten bereits während der Ausbildungszeit in den Gemeinden. Die meisten Geistlichen übten ihr Amt ehrenamtlich neben einer bezahlten Berufstätigkeit aus. Das Gemeindeleben war bis auf die Gottesdienste sehr eingeschränkt.

Die staatliche Aufsicht hielt noch bis in die 80er Jahre an. Die Zahl der Gemeindemitglieder nahm kontinuierlich ab, wie auch die der Taufen, Trauungen und Beerdigungen, zumindest laut Angaben, die dem Religionsbeauftragten gemeldet wurden. In der Gemeinde Heydekrug zum Beispiel, die 830 eingetragene Mitglieder besaß, wurden 1971 nur noch vier Kinder getauft, drei Paare getraut, fünf Tote beerdigt, 23 Jugendliche konfirmiert und 98 Personen gingen zum Abendmahl.[125] Neun Jahre früher waren in derselben Gemeinde noch 18 Kinder getauft, acht Paare getraut, zwölf Tote beerdigt und acht Jugendliche konfirmiert worden.[126] Das Konsistorium nahm diese Entwicklung mit Sorge wahr, aber es beobachtete zugleich auch eine positive Veränderung: „Der Glaube bleibt nicht mehr an der Oberfläche, sondern dringt in das innere Leben der Menschen, in ihr Herz. Das Schwinden der Zahl der Gläubigen äußert sich positiv in der Qualität. Der Glaube ist keine Mode mehr. Er ist heute vor allem reine Über-

Benachteiligungen auf sich nehmen wollten (Schicksalsjahre [wie Anm. 3], S. 272). Dabei wird meiner Meinung nach zu wenig beachtet, dass der Großteil der verbliebenen Gemeindeglieder auch schon früher zu Hause litauisch sprach und litauische Namen besaß, die germanisiert worden waren.

125 LCVA, R 181-1-185: Akte des Religionsbeauftragten. Angelegenheiten der Lutherischen Kirche in den Jahren 1972/73.

126 LCVA, R 181-1-168: Bericht von Pfarrer Preikšaitis über seine Gemeinden an den Religionsbeauftragten aus dem Jahr 1963.

zeugung, persönliche Entscheidung und die Suche nach Antwort auf die Fragen nach den letzten Dingen, auf die keine Wissenschaft und kein Atheismus eine Antwort geben können."[127]

Die Kirche nach 1990

Dieser Glaube, der in der Tiefe lebte, überdauerte die Sowjetzeit. Als die staatlichen Fesseln in den Jahren 1988–1990 fielen, zeigte sich schnell, wie viel Kraft noch in dieser Kirche schlummerte.[128] Allein in den Jahren 1989/90 wurden im Memelland zu den bestehenden elf zwölf ehemalige Gemeinden wieder gegründet. Die Zahl der Gläubigen stieg enorm an, darunter auch aus dem Kreis der Gebildeten und Jugendlichen. Eine Umfrage aus dem Jahr 1994 ergab, dass im Memelland 23 Gemeinden mit 4805 eingetragenen Mitgliedern bestanden.[129] Der neue Aufbau fand unter sehr schwierigen Verhältnissen statt. Soweit noch Kirchengebäude vorhanden waren, waren sie entweder in einem schlechten baulichen Zustand oder zweckentfremdet. Häufig zögerten die Ortsverwaltungen die Rückgabe des kirchlichen Eigentums hinaus. Die Renovierung musste größtenteils aus eigenen Mitteln erfolgen, wobei finanzielle Unterstützung meistens von den Kirchen aus Deutschland und Skandinavien kam. Der damalige Bischof, Kalvanas sen., legte das Hauptgewicht kirchlicher Arbeit schon sehr früh auf Rückgabe, Renovierung und Bau von Kirchen.[130] Er war davon überzeugt, dass dort, wo eine Kirche stehe und arbeite, sich auch Gläubige wieder einfinden würden. Unter den neuen Vorzeichen von Demokratie und staatlicher Freiheit gaben auch die letzten vier Gemeinden den Widerstand gegen die Kirchenleitung auf. Auf der 5. Synode von 1990 konnte die Einheit der Kirche endgültig wiederhergestellt werden.[131]

---

127 LCVA, R 181-1-147: Bericht von Kalvanas an den Religionsbeauftragten über die Entwicklung in seiner Kirche 1944–1964 vom 9. Nov. 1964.

128 Arthur Hermann, Aufbruch und Beharrung der Lutherischen Kirche Litauens in den Wendejahren 1985–1996, in: Festhalten am Bekenntnis der Hoffnung, hrsg. v. Christian Herrmann. Erlangen 2001, S. 225-238.

129 Juška, Mažosios Lietuvos bažnyčia (wie Anm. 14), S. 247.

130 Akten des Konsistoriums: Sitzung des Konsistoriums vom 24. März 1990.

131 Bericht über die 5. Synode 1990, in: Kalendorius (1991/92), S. 25-39.

Erneuerung, Aufbruch und Wiederaufbau kennzeichnen somit das letzte Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.[132] Trotz der großen Probleme sind mittlerweile fast alle zurückgegebenen Kirchen renoviert, und einige neue Gebetshäuser wurden gebaut. Alle größeren Gemeinden, selbst solche unter 500 eingetragenen Mitgliedern, können sich wieder einen Pfarrer leisten. 1992 wurde in Klaipėda ein evangelisches Theologiezentrum für die Ausbildung evangelischer Pfarrer und Religionslehrer ins Leben gerufen. 1995 richtete die Universität Klaipėda einen Lehrstuhl für evangelische Theologie ein. Lehrkräfte aus Deutschland, Skandinavien und den USA ergänzen das Lehrangebot. Die Zahl der Studenten schwankt zwischen 30 und 50. Einige Absolventen des Theologiezentrums und der Universität Klaipėda vertiefen ihr Studium an ausländischen Universitäten. Mittlerweile ist der Nachholbedarf an Pfarrern schon fast gedeckt.

Die memelländischen Gemeinden geben seit 1992 die gemeinsame Zeitschrift „Keleivis" („Der Wanderer") heraus. Noch bis 1998 benutzten die Gemeinden des Memellandes die gewohnte altpreußische Agende. Auf der 6. Synode 1995 wurde eine Liturgiekommission eingesetzt, die eine Gottesdienstordnung für alle Gemeinden in Litauen ausarbeitete. Mit diesem Schritt wurde die Integration der memelländischen Gemeinden in die Lutherische Kirche Litauens abgeschlossen, auch wenn gewisse Frömmigkeitsformen und Traditionen der Gemeinschaftsbewegung noch immer sichtbar sind.

Nach 1990 entdeckte ein Teil der Memelländer seine Verbundenheit mit Deutschland wieder. Diese Menschen schicken ihre Kinder auf die deutsche Schule in Klaipėda, sind aber darüber hinaus weiterhin in ihren Ortsgemeinden integriert. In einigen Gemeinden werden besonders in der Sommerzeit, wenn Gäste aus Deutschland kommen, auch deutschsprachige Gottesdienste gehalten. Die Vermischung von Lutheranern aus dem Memelland und Litauen wird immer intensiver. Besonders in den Stadtgemeinden machen Lutheraner aus Litauen mittlerweile einen beträchtlichen Teil der Gläubigen aus, wie auch umgekehrt etliche Memelländer ihre neue Heimat in Vilnius oder Kaunas gefunden haben. Trotzdem setzen die memelländischen Gemeinden ganz bewusst auf die Pflege der kleinlitauischen Tradition. Sie tragen viel zum Erwachen und zur Herausbildung einer neuen Identität des Memellandes bei.

---

[132] Arthur Hermann, Aus der Evangelisch-Lutherischen Kirche Litauens, in: Kirche im Osten 39 (1996), S. 140-149; Die Evangelischen Kirchen Litauens 1995–1999, in: Kirche im Osten 42/43 (1999/2000), S. 138-144.

Die Lutherische Kirche dieser Region ist ein wichtiges Bindeglied zur Geschichte und Kultur des Landes. Sie ist die einzige Einrichtung, die alle Wechsel der Zeit überstanden hat. Deshalb wird im Memelland die evangelische Kirche noch immer mehr beachtet als die Katholische Kirche, obgleich etwa 60-70% der heutigen Memelländer Katholiken sind. Ein ‚Neumemelländer' meint dazu: „Was bedeutet es, ein Bewohner von Klaipėda zu sein, da nach dem Zweiten Weltkrieg fast gar keine früheren Bewohner übriggeblieben sind? ... Für mich bedeutet Klaipėda eine bestimmte Struktur des Gedächtnisses, und zugleich ein dauerndes Erinnern an etwas, was in Verbindung steht mit Menschen, die verschiedenen Kulturen angehören und verschiedene Sprachen sprechen."[133] Die Lutherische Kirche trägt zu diesem Erinnern wie auch zur Zugehörigkeit zu verschiedenen Kulturen und Sprachen im Memelland in hohem Maße bei.

[133] Leonidas Donskis, Klaipėda moderniosios atminties žemėlapyje. Identiteto paieškos XXI amžiaus mieste (Memel auf der Landkarte des modernen Gedächtnisses. Identitätssuche in einer Stadt des 21. Jahrhunderts), in: Akiračiai (2001), H. 1, S. 5.

Klaipėda auf der Landkarte des modernen Gedächtnisses. Ein Essay über die Identitätssuche in einer Stadt des 21. Jahrhunderts*

von Leonidas Donskis

Diesen Essay widme ich George Birman, der mir geholfen hat, New York und Klaipėda kennen zu lernen.

Klaipėda ist im Litauen der Gegenwart zum Inbegriff des westlichen, offenen Raums geworden. Mehr als ein litauischer Politiker und Journalist bezeichnen Klaipėda unverhüllt als Hochburg des wirtschaftlichen und politischen Liberalismus in Litauen. Nicht selten kann man in der Presse sogar auf Überlegungen über die Zweckmäßigkeit einer Verlagerung der Hauptstadt von Vilnius nach Klaipėda stoßen (die allerdings über das Niveau des journalistischen Tagesgeschäfts nicht hinausgehen). Klaipėda, das lange als dritte Stadt Litauens gegolten hatte, scheint bereits den Titel der zweiten Stadt des Landes erobert zu haben und überholt auch wirtschaftlich Kaunas, das eigentlich tiefere litauische geistige und künstlerische Traditionen hat.

Mir, der ich in Klaipėda geboren und aufgewachsen bin, erscheinen solche Überlegungen oft etwas visionär und von der Lebenswirklichkeit der Stadt entfernt. Das Leben jeder Stadt verfügt über eine Kontinuität, die in die Steine, Mauern, Gebäude und vor allem ins Gedächtnis der Menschen eingeschrieben ist. Ich erinnere mich gut an das Klaipėda der Sowjetzeit, weil ich dort meine Kindheit und meine Studienzeit verlebt habe. Aber auch damals verstand ich, dass etwas sehr Wichtiges aus dem Lebensalltag dieser Stadt verschwunden war. Jetzt ist mir klar, dass dieses „Etwas" die alten Einwohner gewesen sind, die sich an das alte deutsche, litauische und jüdische Klaipėda der Zwischenkriegszeit hätten erinnern können. Das im Zweiten Weltkrieg zerstörte und danach durch sowjetische Neuansiedler wiederaufgebaute Klaipėda wurde zu einer Stadt, die die Auferstehung zu neuem Leben imitierte – wie wohl viele Städte mit ähnlichem Schicksal in der ehemaligen Sowjetunion und anderen „Volksdemokratien". Klaipėda verlor die Klaipėdaer, d.h. die alten Einwohner und kulturellen Gemeinschaften, in deren Gedächtnis und Alltag eine Stadt sich ständig neu erkennt und mit Sinn erfüllt wird.

---

* Aus dem Litauischen übersetzt von Claudia Sinnig, Berlin.

Mein Stadtführer durch Gedächtnis und Selbstverständnis, ein Mensch, der mir geholfen hat, meine Heimatstadt neu zu finden und zu begreifen, ist daher nicht zufällig ein alter Klaipėdaer, der schon seit vielen Jahren in New York lebt: George Birman, ein Freund meines Vaters. Er wurde in Königsberg geboren, lebte in Gargždai und verbrachte vor dem Krieg viel Zeit in Klaipėda: Er besuchte das Vytautas-der-Große-Gymnasium, und sein Literatur-Lehrer war Antanas Venclova. Um diesem Bild der Vergangenheit einen weiteren Pinselstrich hinzuzufügen und zugleich die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden, sei erwähnt, dass im Jahre 1937 in Klaipėda Tomas Venclova geboren wurde.[1] Birman erinnert sich, wie viele seiner Schicksalsgenossen, die heute in den USA leben, detailliert an das Klaipėda der Zwischenkriegszeit. Er erinnert sich auch gut an seine dramatische Flucht aus der Stadt und aus Litauen nach Österreich. Nachdem er sein Studium abgeschlossen und ein Ingenieurdiplom erhalten hatte, zog er schließlich nach New York.

Jede Stadt hat ihre archaische und moderne Mythologie. Wir sind alle mehr oder weniger an der Schaffung und Erhaltung der Mythen unserer Heimatstädte beteiligt, wir alle lieben Stadtgeschichten, die in die Literatur eingegangen sind oder, wenn sie diesen Status nicht erreicht haben, auf dem Wege der mündlichen Überlieferung von Generation zu Generation weitergegeben werden. Wenn ich gefragt würde, ohne was ich mir New York nicht vorstellen könne, würde ich sofort antworten – ohne die Filme von Woody Allen und die Erzählungen meines Freundes George Birman über das Leben von Manhattan. Aber das Erstaunlichste ist, dass ich mir ohne George Birmans Erzählungen auch meine Heimatstadt nicht mehr vorstellen kann. Wahrscheinlich muss man seine Heimatstadt verlassen, damit man sie aufs Neue finden kann. Dafür bedarf es auch einer vergleichenden Perspektive, die einem nur die existenzielle Erfahrung eines Weltenbummlers oder Exilanten vermitteln kann. Die Erzählungen Birmans und seiner Schicksalsgenossen – Juden aus Klaipėda, die dort geboren und bis zum Zweiten Weltkrieg gelebt haben, die Suche nach den Gräbern ihrer Eltern und Nächsten in Klaipėda und dem Umland, mit ihrem Heimweh und den Kindheitserinnerungen sowie den zu einer modernen Stadtmythologie verflochtenen kleinen Geschichten (klein, weil über diese Menschen und Schicksale niemals jemand eine historische Arbeit schreiben wird, und sie selbst niemals in die großen

1 Vgl. hierzu den Beitrag von Claudia Sinnig in diesem Band, S. 279-306.

historischen Narrative eingehen werden) – haben mir geholfen, aufs Neue zum Klaipėdaer zu werden.

Als ich New York besuchte, habe ich oft mit Birman die interessantesten Orte von Manhattan, Brooklyn und Queens erforscht. Normalerweise sprechen wir Englisch, obwohl er Litauisch sehr gut spricht und frei liest. Wenn er mit seinem historischen und kulturellen Gedächtnis in Klaipėda unterwegs ist (und wir dabei im Zentrum von New York sitzen), dann gehen wir hin und wieder ins Litauische über, erweitern dadurch jedes Mal die Grenzen von New York und haben teil an der Erhaltung des Mythos nicht nur von Klaipėda selbst, sondern auch von New York. Ist doch New York eine Welt, die in einer Stadt konzentriert ist. Die New Yorker Intellektuellen, die Einwohner von Manhattan, Museen, Buchläden, Cafés und die Carnegie Hall vertreiben schnell die naive Illusion, dass es etwas gibt, das es in New York nicht gibt oder das nicht bekannt ist.

New York ist ein Modell von kultureller Imagination und Gedächtnis und zugleich auch ein Ort, an dem aus Träumen die beliebtesten Meisterwerke der Weltkunst entstehen, an dem die in einer engen Wohnung sorgfältig aufbewahrte kleine Welt ihrer Reproduktionen auf die Welt der Originale der großen Meister übertragen wird. Um einen Terminus von André Malraux zu gebrauchen, wird hier vom Museum der Imagination ins Reale Museum übertragen. New York ist ein Ort, an dem die Sehnsucht vom Staunen verdrängt wird. In New York erfüllen sich große und kleine kulturelle Träume. New York ist für mich immer die Möglichkeit, noch einmal das Metropolitan Museum of Art und die Frick Collection zu besuchen und Stunden mit den für mich so wertvollen Gemälden von Jan Vermeer, Rembrandt, anderen niederländischen Meistern und den französischen Impressionisten des 19. Jahrhunderts zuzubringen. Zugleich ist New York für mich die Möglichkeit, Stunden im Museum of Modern Art zu verleben, wo mich niemand von den geliebten Werken Marc Chagalls, Amedeo Modiglianis oder Alberto Giacomettis losreißen kann. New York ist eine Stadt, in der man eines schönen Tages mit seiner Frau beim Guggenheim-Museum sitzt und Woody-Allen-Filme diskutiert und ihn dann plötzlich selbst sieht, wie er in Richtung Central Park geht. Und endlich ist New York eine Stadt, in der man einen alten Klaipėdaer trifft, unglaublich genaue und informative Erzählungen über das Klaipėda der Zwischenkriegszeit hört und Klaipėdaer Identität und Heimweh empfindet. Wahrscheinlich weil man in New York so klar wie nirgendwo sonst die wirkliche Dimension und den Wert der Dinge begreift: Nicht umsonst schrieb Josif Brodsky,

dass man in New York besonders realistisch seine wirkliche und nicht die illusionäre Bedeutung und Stellung in der Welt verstehe.

Also lässt sich Klaipėda in New York aufs Neue finden und lieben. Besonders heftig erlebe ich die Sehnsucht nach Klaipėda in Städten am Meer: in Visby, Stockholm und Helsinki. Wenn ich am Meer sitze, beginne ich zu begreifen, dass mich die Heimatstadt durch die Welt führt. Diese Vision meiner Heimatstadt erweitert die Grenzen meiner Vorstellungskraft und diktiert zugleich gebieterisch meine Schönheitskriterien für andere Städte. Und immer häufiger erinnere ich mich an die Verse von Konstantin Kavafis, dass man seiner Stadt nicht entkommen kann – sie wird einen immer verfolgen und an sich erinnern. Sogar wenn man am Meer in irgendeinem Baltimore oder Boston sitzt, spürt man, dass einen diese Städte eben dadurch bezaubern, weil sie – obgleich sie Klaipėda überhaupt nicht ähnlich sind – Vorstellungskraft und Gedächtnis anregen und an die Silhouetten und das ständige Atmen des Meeres in der Heimatstadt erinnern.

Doch wirklich an Klaipėda binden kann man sich nur, wenn man seine Vergangenheit verstanden hat. Ohne diesen Bezug zum historischen und kulturellen Gedächtnis mag Klaipėda im Vergleich zu Vilnius, Riga oder Tallinn als recht provinzielle Stadt erscheinen. In Klaipėda gibt es zu wenig an moderner intellektueller und künstlerischer Kultur, als dass es von selbst als modernes kulturelles Zentrum gelten könnte. (Ähnliches ließe sich wohl auch über die Hauptstädte aller drei baltischer Staaten sagen, wenn man versucht, sie nur als Ausdruck moderner nationaler Projekte zu begreifen und ihre multikulturelle Vergangenheit übergeht – dies gilt insbesondere für das kosmopolitische und große Vilnius, das überhaupt nicht in den Rahmen einer einzigen Kultur eingepasst werden kann.) So kommt einem in Klaipėda unverzüglich die Tatsache zu Bewusstsein, dass Städte mit reicher Geschichte die Grenzen einer Kultur sprengen und nicht selten nur im Kontext mehrerer Kulturen oder aus vergleichender historischer Perspektive adäquat interpretiert werden können. Eine Stadt, die aus diesem Kontext herausgerissen wird, kann ihre wirkliche, d.h. europäische Dimension verlieren und zu einer völlig provinziellen Erscheinung werden. In dieser Hinsicht ist Tomas Venclova zu verstehen, der in seinem berühmten Essay „Vilnius als geistige Lebensform", den er zusammen mit Czesław Miłosz verfasste, feststellt, dass Vilnius ihm immer irgendwie größer als seine Bewohner vorgekommen sei.

Ein zeitgenössischer polnischer Dichter und Essayist bekannte, dass er die wahre Dimension von Danzig und seinen Platz in Europa erst nach dem Lesen von Günter Grass' „Danziger Trilogie" begriffen habe. Für mich war auch das Bekenntnis eines jungen ukrainischen Schriftstellers von großem Interesse, der meinte, je mehr er sich in das polnische und jüdische Lwów vertiefe, desto offensichtlicher werde, dass der Platz für seine Geburtsstadt allein in der ukrainischen Kultur nicht ausreiche und sie unvorstellbar sei ohne ihren anderen Namen, Lemberg, der in Kultur und Gedächtnis mehrerer dort einst angesiedelter nationaler Gemeinschaften festgeschrieben sei. Ohne seine jüdischen und polnischen Schichten wäre Lwów nur ein Schatten jener Stadt, die – wie Wien, Budapest, Prag, Warschau, Krakau oder Vilnius – eine typische multikulturelle, vielschichtige mitteleuropäische Stadt ist.

Ist es also denkbar, Klaipėda, diese Stadt mehrerer Kulturen, ohne die deutsche und die jüdische zu verstehen? Wenn wir dem schwerlich widerlegbaren Argument zustimmen, dass es ohne den Nationalismus auch die modernen mittel- und osteuropäischen Staaten nicht gäbe und Litauen ohne die Schaffung eines Nationalstaates niemals auf der politischen Weltkarte der Gegenwart aufgetaucht wäre, sollten wir unbedingt hinzufügen, dass nur ein liberaler Nationalismus – der einer feinfühligen und respektvollen Behandlung anderer nationaler Gemeinschaften, Minderheiten und ihrer Kulturen Raum lässt und zugleich den unvergleichlichen Wert und die Einzigartigkeit aller Kulturen anerkennt – die Kontinuität der großen multikulturellen mitteleuropäischen Städte sichern kann. Obwohl Klaipėda sich recht stark von diesen unterscheidet (allein schon weil es den Städten Nordwesteuropas näher steht), ist es gleichfalls eine vielschichtige kosmopolitische Stadt, die sich keine einzelne Kultur je allein symbolisch aneignen konnte und kann.

Die Stadt an sich ist Erinnerung. Aber diese Erinnerung darf man nicht deformieren, indem man tendenziös und selektiv nur die genehmen Fakten oder Episoden auswählt und alles andere, das in der angestrebten Vision für das eigene Volk und seine Geschichte keinen Platz hat, an den Rand drängt. Wie Lewis Mumford treffend bemerkt hat, wird Zeit in der Stadt sichtbar. Ihm zufolge erschafft die moderne historische Vorstellung das Museum – jene Institution, die die kulturell objektivierte und angehaltene Zeit aufbewahrt. Aber auch die Stadt selbst kann als Prototyp eines Museums verstanden werden, bildet sie selbst doch einen ästhetisch geordneten Raum, der Zeit organisiert und festhält. Wenn die Stadt als Erinnerungsprozess durch den

von politischen Ideologien diktierten Willen, die Geschichte umzuschreiben, verzerrt wird, ist ihre Vielschichtigkeit und Polyphonie in Gefahr. Dann kann sie grob deformiert und in eine sich selbst negierende Zeit verwandelt werden, die die Vergangenheit zerstört und unerwünschte, aber real existierende oder einst existente Schichten ihrer Kultur zudeckt. Die Stadt ist ein besonders fragiler Prozess der menschlichen Erinnerung und Vorstellung, und hin und wieder sind ein unterbrochener Generationswandel, der Verlust der alten Bewohner und auch die brutale politische und ideologische Destruktion unausweichlich.

Auf den ersten Blick kann es so scheinen, als sei das Umschreiben von Geschichte nicht so tödlich und destruktiv wie die physische Zerstörung der Stadt, insbesondere ihrer Altstadt, aber in Wirklichkeit bedingen diese Prozesse einander und sind sogar ohne einander undenkbar. Wer beschließt, die Geschichte einer Stadt umzuschreiben bzw. radikal umzuinterpretieren, der wird früher oder später auch beschließen, sie physisch zu verändern. Aber auch die umgekehrte Abfolge dieses Prozesses ist denkbar. Wenn die kommunistischen Regime Städte zerstörten, als sie gegen Zeit und Geschichte kämpften (und in Westeuropa im Zeichen des ‚social engineering' Architektur und Kultur ‚modernisiert' wurden), so birgt dieser nicht liberale, nicht demokratische Nationalismus stets die Gefahr einer Unterordnung der Kultur unter die Politik in sich. Sobald irgendeine politische Ideologie oder Form sozialer Konstruktion Geschichte und Gedächtnis in Angriff nimmt und sie in einer ihr genehmen Richtung zu transformieren versucht, werden zuerst die Städte fragmentiert und teilweise zerstört. Selbst eine auf den ersten Blick so unschuldige Sache wie die Änderung von Straßennamen ist Symptom und Beginn dieser destruktiven sozialen Konstruktion.

Die Geschichte von Klaipėda gestattet es, das Eindringen moderner politischer Ideologien und Manipulationen in das Stadtleben zu erforschen. Historisch betrachtet ergab es sich, dass die im Wesentlichen deutsche Stadt nach dem Ersten Weltkrieg zu einem Teil von Litauen wurde. Danach von den Nazis annektiert und nach dem Krieg erneut an Litauen zurückgegeben (nur diesmal an das von der Sowjetunion inkorporierte Litauen), verlor die Stadt nicht nur ihre einstigen Straßennamen sowie Schichten ihrer authentischen Geschichte und Kultur, sondern auch die Architektur selbst und die einst ästhetisch organisierten Räume. Im Laufe des Zweiten Weltkriegs stark zerstört, wurde Klaipėda, wie auch die anderen großen litauischen Städte, urbanistisch und architektonisch „modernisiert": Nach der brutalen

Invasion der sowjetischen Urbanistik und Architektur geriet es zu einer typischen grauen und gesichtslosen Industriestadt, die sich in nichts von anderen sowjetischen Industriezentren unterschied.

Als ich während meiner Studienzeit zum ersten Mal Fotografien des alten Klaipėda sah, war ich davon überzeugt, dass Klaipėda eine völlig zerstörte Stadt gewesen sei. Als ich diese Stadt sah, die vom Funktionalismus des beginnenden 20. Jahrhunderts und der frühen Moderne in anziehender Weise geprägt war, die Eleganz eines Europa der Vorkriegszeit ausstrahlte und zweifellos ihren eigenen Stil gefunden hatte, fühlte ich mich sehr bedrückt. Mich ließ der Gedanke nicht los, dass es das niemals wieder geben werde und dieses Klaipėda einfach aus dem historischen und kulturellen Gedächtnis getilgt sei. Zum Glück habe ich mich getäuscht. Allmählich begann Klaipėda sich zu erholen, schöner zu werden und verwandelte sich aus einer grauen, gesichtslosen Industriestadt in eine jugendliche, dynamische und sogar äußerlich anziehende Stadt. Ich erinnere mich gut, wie das Klaipėda meiner Kindheit war und wie es nach 1990 geworden ist. Eine wirklich herausragende Rolle bei der Wiedergeburt dieser Stadt wurde Klaipėda aufrichtig liebenden Stadtvätern wie Alfonsas Žalys zuteil, dem es nicht nur gelang, die Altstadt zu restaurieren, sondern auch, nicht wenige Künstler und Intellektuelle in die Stadt zu holen.[2]

Das Auftauchen von Hochschulen, Studenten und Intellektuellen in Klaipėda veränderte die Stadt so stark, dass sie nicht wieder zu erkennen ist. Die Gründung der Universität im Jahre 1991 bezeichnet daher den Beginn einer neuen Zeitrechnung in der Geschichte von Klaipėda. In dieser Universität hielten herausragende Vertreter des litauischen Exils Vorlesungen: der in Klaipėda geborene Tomas Venclova, Aleksandras Štromas, der hier lebte und arbeitete, Alfred Erich Senn, Algis Mickūnas und Vytautas Kavolis, der 1995 Ehrendoktor der Universität wurde. Kavolis verband mit Klaipėda als neuem geistigen Zentrum viele Hoffnungen, stellte es sich als eine Stadt mit nordwesteuropäischer Ausrichtung vor und betrachtete seine Universität als Focus kritischer gesellschaftlicher und kultureller Studien.

Eine besonders wichtige Rolle im akademischen und intellektuellen Leben Klaipėdas spielen inzwischen das an der Universität eingerichtete Zentrum für Geschichte Westlitauens und Preußens und der Lehrstuhl für Geschichte. Dank der Historiker der Universität sind Klaipėda und Westlitauen nicht nur zu intensiv bearbeiteten Forschungsobjekten geworden, sondern auch zum Ort internationaler

2 Vgl. den Beitrag von Vygantas Vareikis in diesem Band, S. 117-147.

akademischer Foren sowie einer Art von intellektuellem Gravitationszentrum. Die akademischen Initiativen und Projekte, die gemeinsam mit deutschen, britischen, polnischen, skandinavischen und baltischen Historikern verfolgt werden, haben das Zentrum in eine akademische Institution von internationalem Rang verwandelt, für Klaipėdas intellektuelles Leben bildet es einen qualitativ neuen Kontext und verschafft ein völlig neues Gefühl für akademische Kriterien. Auch wenn diese Veränderungen heute vielleicht noch nicht ganz ins öffentliche Bewusstsein gedrungen sind und geschätzt werden, so werden sie sicherlich in Zukunft besser begriffen und angemessen bewertet werden. Das Forschungszentrum wurde vom langjährigen spiritus movens des Lehrstuhls für Geschichte, Alvydas Nikžentaitis, eingerichtet. Obgleich Mediävist, ist er durch seine an sich enge Spezialisierung nicht begrenzt; die Arbeiten dieses weitsichtigen Intellektuellen auf dem Gebiet der kritischen Historiografie (besonders seine Analysen von historischen und kulturellen Stereotypen) stoßen nicht selten in die Sphäre der Gesellschafts- und Kulturkritik vor.

Als Klaipėdaer bin ich stolz darauf, dass Historiker dieser Universität wie Alvydas Nikžentaitis und Vygantas Vareikis eine herausragende Rolle bei der Erforschung des Holocaust in der litauischen Geschichte spielen und die ersten wissenschaftlichen Foren in diesem Land organisierten, die der Analyse des Holocaust gewidmet waren. In dieser Hinsicht setzen sie jene Strömung innerhalb der litauischen intellektuellen Kultur fort, die im Exil von Vytautas Kavolis, Aleksandras Štromas, Tomas Venclova, Alfred Erich Senn, Saulius Sužiedėlis und der Redaktion der liberalen Monatszeitung „Akiračiai" geschaffen wurde, und zwar den kritischen, argumentativ untermauerten Blick auf die politische Geschichte und Gegenwart des eigenen Landes, sowie die Annahme von intellektueller und moralischer Verantwortung für dieses Land, seine Politik und Kultur.

Ich bin stolz darauf, dass Klaipėdas Historiker – zusammen mit ihren Kollegen in Vilnius und Kaunas – Klaipėda und ganz Litauen sein historisches Gedächtnis zurückgeben und es nicht ummodellieren und selektiv politisch bequeme und sichere Themen auswählen. Dank solcher akademischer Freunde verstärkt sich auch die Kontinuität meiner eigenen Klaipėdaer Identität. Wenn Klaipėdaer zu sein nicht daran hindert, sondern dabei hilft, sowohl Litauer als auch Jude und Mitteleuropäer zu sein, dann möchte auch ich Klaipėdaer sein. Dabei ist es dann unwichtig, dass ich physisch seltener in Klaipėda bin. Bis heute organisiert und stützt Klaipėda mein Gedächtnis und meine menschliche Identität. Wenn Klaipėdaer zu sein unvereinbar wäre mit

einer Existenz als Weltbürger mit schwieriger Identität, die sich aus mehreren Sprachen und Kulturen zusammensetzt, dann müsste ich zwischen einzelnen Stücken meiner Identität wählen, von denen ein jedes mir unendlich wichtig ist. Ich würde eine solche Wahl nicht wollen, denn sie würde mein Bewusstsein endgültig fragmentieren und mein geistiges Leben deformieren. Ich bin inzwischen davon überzeugt, dass dies eine rein theoretische Überlegung ist, die niemals eintreten wird.

Klaipėda als historischer und kultureller Erinnerungsprozess besitzt eine weitere, besonders wichtige Dimension: Die erwähnten Historiker und ihre Kollegen in anderen Ländern interessieren sich nicht nur für das litauische, sondern auch für das Klaipėda der deutschen, jüdischen, russischen sowie anderer Gemeinschaften und Kulturen. Es sind Menschen, für die es absurd ist, die Schicht der deutschen Kultur und Geschichte Klaipėdas im Namen einer Stärkung des litauischen Anteils zu ignorieren. Genauso absurd erscheint ihnen auch die Idee, dass Historiker die Geschichte und das kulturelle Gedächtnis ihres eigenen Volkes bedienen sollen. Dank solcher Menschen wird Klaipėda immer toleranter und politisch und kulturell pluralistischer. Hierzu gibt es einen weiteren wichtigen Aspekt: Akzeptanz und Respekt für den Anderen erweitern auch den öffentlichen Raum und die Grenzen des öffentlichen intellektuellen und politischen Diskurses. Wenn die in der Stadt herrschende geistige Kultur den politischen und kulturellen Pluralismus nicht ablehnt, sondern unterstützt, dann können die politische Stabilität in der Stadt und die Demokratie überhaupt nur gewinnen.

Der spürbaren Festigung von Toleranz und politischem und kulturellem Pluralismus in Klaipėda dient auch die Gründung des Lithuania Christian College (LCC). Und dies gilt nicht nur für die vom College angebotene Ausbildung und seine akademische Umgebung, sondern auch für die Gründungsgeschichte selbst. Das durch Bemühungen von US-Amerikanern und Kanadiern eingerichtete humanwissenschaftliche College, in dem in englischer Sprache gelehrt wird, stieß allein in Klaipėda auf eine wohlgesonnene und freundschaftliche Atmosphäre. Der Gedanke, ein College mit christlicher, nicht jedoch katholischer Orientierung zu gründen, hatte dagegen in Panevėžys zunächst klar ablehnende Reaktionen hervorgerufen. Leider wurde diese Reaktion durch die katholische Hierarchie gefördert. Vytautas Kavolis, der den Vorgang kommentierte, meinte, Litauen sei vor internationaler Schande allein durch den Stadtrat von Klaipėda (damals angeführt von Vytautas Čepas) bewahrt worden, der ausländischen Akademikern

gestattet habe, eine wissenschaftliche Einrichtung mit einer von ihnen selbst gewünschten Orientierung in Klaipėda zu gründen.

Was heißt es also, ein Klaipėdaer in Klaipėda zu sein, in dem nach dem Zweiten Weltkrieg fast keine alten Bewohner geblieben sind? Was heißt das für einen Menschen des 21. Jahrhunderts, der immer weniger Zeit in seiner Heimatstadt verbringt und immer weniger jene Fäden spürt, die ihn mit dem verbinden, was einst als Gesellschaft der Stadt bezeichnet wurde? Für mich ist Klaipėda eine bestimmte Gedächtnisstruktur und zugleich auch ständiges Erinnern an etwas, das Menschen verbindet, die verschiedenen Kulturen angehören und in verschiedenen Sprachen sprechen. Für mich ist es nicht nur mit dem Meer und der mir lieb gewordenen Meereslandschaft verbunden, sondern auch ein Ort, an dem ich mich stets aufs Neue der litauischen Sprache und Kultur zugehörig fühle. Klaipėda ist für mich verbunden mit George Birman, der in New York lebt, und den von ihm selbst aufgenommenen Fotografien des alten Klaipėda mit den deutschen Straßennamen der Stadt. Klaipėda ist für mich eine Miniatur des Daseins des Menschen in einer stark fragmentierten heutigen Welt, aber zugleich auch ein Ort, an dem es möglich ist, das fragmentierte und berstende Bewusstsein und Gedächtnis des heutigen Menschen zusammenzufügen.

Zugleich verbindet sich Klaipėda für mich mit einem ständigen Neuanfang, denn in dieser Stadt, die im 20. Jahrhundert von Hand zu Hand und von einem politischen Regime zum anderen gegangen ist, musste alles noch einmal von vorn begonnen werden. Vielleicht ist sie ja deshalb so anziehend für mutige, das Risiko und sogar Abenteuer nicht scheuende Neuansiedler. Da es keine alten und echten Klaipėdaer mehr gibt, kann sich keiner als ‚dynastischer' Klaipėdaer bezeichnen. Zum Klaipėdaer kann man nur auf eine Weise werden: bewusst und freiwillig. Klaipėda ist eine Gemeinschaft aus symbolischer und überlegter freier, bewusster Entscheidung. Klaipėda ist die Neue Welt von Litauen, die es wagt, die Alte Welt von Tradition und Kultur allein deshalb herauszufordern, weil Klaipėda gleichsam nichts hat, was es konservieren könnte. Es ist geradezu dazu verurteilt, modern und innovativ zu sein. Im weiteren Sinne kann Klaipėda ganz einfach nichts anderes als liberal sein, denn sonst würde es sich in die Karikatur einer Konservierung nicht existenter (oder brutal unterbrochener und daher wenig verwurzelter) Traditionen verwandeln. Vielleicht böte sich diese Erklärung als ein Einstieg für jene an, die versuchen, das Rätsel von Klaipėdas Liberalität und Offenheit im Vergleich zu den anderen großen Städten Litauens zu begreifen. Hin und wieder

wird man nicht zu einem Liberalen aus dem Wunsch heraus, die von der eigenen Kultur konservierte und von der politischen Macht verteidigte Tradition kritisch zu betrachten und neu zu bewerten, sondern weil es einfach nichts zu konservieren gibt.

Mir scheint oft, dass Klaipėda ein großes kreatives Laboratorium werden könnte, eine Stadt, in der verschiedene kreative Seminare und ‚Brainstorming' für jene Gebiete stattfinden könnten, auf denen es noch etwas Neues zu sagen gibt: internationale, interdisziplinäre Seminare zu den Sozial- oder Geisteswissenschaften, experimentelles Theater und Kunst in Form kreativer Werkstätten, Seminare für kreatives Schreiben, innovative und überraschende Literaturabende. In dieser Hinsicht kann ich mir Klaipėda ohne Künstler und Intellektuelle wie den Regisseur des „Glückstheaters", Schauspieler und Künstler Benas Šarka, den Dichter und Musiker Gintaras Grajauskas und den Dramaturgen, Dichter und Theaterkritiker Rolandas Rastauskas (meiner Überzeugung nach einer der besten Essayisten in der gesamten litauischen Publizistik und intellektuellen Journalistik) nicht vorstellen. Bombastische offizielle Präsentationskunst passt zu Klaipėda überhaupt nicht, weder im akademischen noch im künstlerischen Bereich. Klaipėda befreit sich ja nur dann von seinem unglückseligen Provinzialismus, wenn es aufhört, Vilnius oder Kaunas zu imitieren und auf authentische, provokative Dinge setzt wie die Werke von Šarka, Grajauskas und Rastauskas oder die berühmten Jazzabende und -festivals im Café „Kurpiai". Zugleich kann ich mir Klaipėda ohne seine Bohème, die in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten besonders gediehen ist, nicht vorstellen.

Aber für mich ist Klaipėda in erster Linie mein Gedächtnis und jener wichtige Faden, der die ganze Struktur meiner Identität verbindet. Natürlich wird in der modernen Welt Identität nicht geerbt, sondern frei konstruiert. Dadurch unterscheidet sich wohl die moderne Welt auf der Ebene der Identität des Individuums grundlegend von der vormodernen oder traditionalen Gesellschaft. Identität ist für den Menschen des 21. Jahrhunderts keine historische oder kulturelle Gegebenheit, sondern bewusstes, freies Handeln. Aber um seine eigene Identität zu erschaffen, bedarf es der Entscheidungsmöglichkeit – wie man ein Mensch sein kann und sich selbst mit der einen oder anderen Kultur und ihrer Geschichte in Beziehung setzt. Wenn es diese Entscheidungsmöglichkeit nicht gibt, dann wird keine Identität geschaffen, sondern einfach auf dem Wege der Tradition übernommen, ohne sie kritisch zu durchdenken oder auf dem Feld anderer Möglichkeiten zu erproben.

Klaipėda gibt mir diese Entscheidungsmöglichkeit. Und dafür bin ich der Stadt dankbar. Meine symbolische Schuld kann ich nur abtragen, wenn ich mich immer wieder bewusst entscheide, meine menschliche Identität zu durchdenken: Warum bin ich Klaipėdaer? Die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Stadt, Gemeinschaft oder Kultur erinnert nicht selten an eine Berufswahl oder andere biographische Entscheidungen. Bewusst und frei wählt man nur dann, wenn man etwas hat, unter dem man wählen kann, und nicht schon im Voraus jemand für uns entschieden hat. Man wählt und schätzt das, was einem wichtig und teuer ist, was man in sich oder seiner Umgebung nicht verlieren möchte, denn ein solcher Verlust würde den Verlust eines wesentlichen Teils unseres Selbstverständnisses oder unserer Eigenart bedeuten. Und endlich wählt und schätzt man das, was durch nichts ersetzbar ist, denn jeder Ersatz dessen, was uns teuer und wesentlich ist, kann unsere Persönlichkeit, unseren moralischen Charakter unwiderruflich und bis zur Unkenntlichkeit verändern.

Klaipėdaer zu sein, bedeutet für mich also die Fixierung, geistige Verarbeitung und Erinnerung meiner Erfahrung. Vor seiner Kindheit und Jugend kann man nicht davonlaufen, und Klaipėda ist für mich in erster Linie mit meiner Kindheit und Jugend verbunden. Klaipėda ist für mich platonische Anamnese, ein langsames Erinnern meiner Erfahrung. Wenn ich in Amerika, England, Schweden oder Finnland bin, fühle ich oft, dass alle meine Gedanken um die Zukunft oder die Arbeit kreisen und ich dort ziemlich selten an meine Vergangenheit denke. Klaipėda wirft mich unweigerlich auf meine Vergangenheit und zugleich auf den Wunsch zurück, sie in meinem Gedächtnis zu bewahren. Zugleich erfasst mich in Klaipėda ein seltsames Gefühl: Ich fühle mich hier immer fremder, denn nur, wenn ich dort bin, verschwindet aus irgendeinem Grund sogleich mein Vermögen mitzufühlen – ohne mich für andere zu interessieren und an andere zu denken (dies ist ja so natürlich, wenn man sich in anderen Ländern und Gemeinschaften aufhält), schlüpfe ich in eine mir selbst unangenehme solipsistische Schale und denke nur über mich selbst und meine Erlebnisse nach. Aber kann man nicht für andere nur so interessant sein, wie man sich für andere interessiert?

Die Klaipėdaer Identität. Was ist das? Von mir habe ich schon gesagt, dass ich in Klaipėda ein seltsames Gefühl des Gespaltenseins habe: Alles ist hier sehr vertraut und zugleich fremd. Vertraut, weil alles leicht wieder zu erkennen und zu benennen ist. Fremd, weil ich verzweifelt versuche, den sich von mir immer weiter entfernenden Erinnerungs- und Erlebnishorizont anzuhalten. Vielleicht versuche

ich ja einfach nur eine Gegenüberstellung mit jenem Klaipėda zu vermeiden, das ich bereits fast nicht mehr kenne und das sich immer weiter von der Stadt meiner Kindheit und Jugend entfernt. So gesehen, ist das alles für einen alten, echten Emigranten leichter, der von seiner Heimatstadt nichts mehr weiß und nur mit fernen Erinnerungen und Abstraktionen lebt. Der Weltenbummler bindet sich an konkrete Orte und Menschen, der alte Emigrant aber liebt nur Worte und Begriffe. Die Bindung des Weltenbummlers an Dinge und Menschen und die des Emigranten an Worte und Ideen schafft eine wichtige Trennlinie zwischen dem Bewusstsein der beiden. Wie dem auch sei, diese Spannung zwischen der Erinnerung und dem Wunsch, nicht zu vergessen, schafft wohl den grundlegenden Rahmen meiner Klaipėdaer Identität. Im Westen ist es nicht schwer, leicht und elegant zu sein. Dort ist man nicht verwurzelt, und alles fängt dort jeden Tag von neuem an. Meine Lebensgeschichte besteht dort eigentlich nur aus meinem beruflichen Lebenslauf. Wenn ich aber in Klaipėda bin, spüre ich plötzlich, dass ich zu einem ungeschickten, introvertierten Osteuropäer werde.

Von der Klaipėdaer Identität anderer Menschen zu sprechen, fällt mir schwer. Ich erwähnte schon, dass Klaipėda eine jugendliche, spannende und dynamische Stadt ist, aber zugleich lässt mich der Gedanke nicht los, dass die Klaipėdaer – und die Litauer überhaupt – viel weniger am Meer hängen und es in ihrem Lebensalltag mit weniger Sinn erfüllt ist, als dies für, sagen wir, Letten und Esten der Fall ist (von Schweden und Finnen gar nicht zu reden). Und dies ist vermutlich ein Ausdruck dafür, dass ins Nachkriegsklaipėda vorwiegend Binnenlandbewohner gezogen sind, in deren Bewusstsein und Landschaftsvision Fluss und See viel tiefer verwurzelt sind als das Meer. Das Meer ist noch immer ein recht isoliertes und entferntes Realium im Leben der absoluten Mehrheit der Klaipėdaer. Mir scheint, dass diejenigen Klaipėdaer, die sich für ihre urbane Identität interessieren, noch auf dem Wege zu einer Konstruktion sind. Sich im negativen Sinne zu definieren, fällt dem Klaipėdaer dagegen recht leicht: Jeder kann sagen, dass er kein Bürger von Vilnius oder Kaunas ist. Aber sich positiv zu definieren und zu sagen, wodurch sich die Klaipėdaer Identität auszeichnet und was ihr Inhalt ist, wäre viel schwerer. (Dies widerspricht keineswegs meiner Behauptung, dass Klaipėda die Neue Welt von Litauen ist: Jahrhunderte lang konnten Amerikaner von sich nur sagen, dass sie keine Briten und keine Europäer seien, und die Anhänger der englischen Krone, die gegen den Antimonarchismus

ihrer Mitbürger opponierten und vor ihm nach Kanada flohen, werden später erklären, dass sie keine Amerikaner seien.)

Das Prinzip der Imagination überwiegt in Klaipėda eindeutig das Prinzip der Wirklichkeit. In jenem Klaipėda gibt es viel mehr, was die Menschen bereit wären, auf jeden Fall zu erhalten. Klaipėda bleibt also ein vor sich selbst liegendes Projekt, das die historische und kulturelle Vorstellung anregt. Und zugleich auch die politische Vorstellung, denn nicht umsonst wird stolz verkündet, dass Klaipėda die liberalste und offenste Stadt in Litauen sei. Das Klaipėda der Gegenwart ist eine junge Stadt, die unausweichlich ihre Traditionen entdecken muss. Wahrscheinlich ist sie auch deswegen unter den großen Städten im heutigen Litauen einmalig.

Ist Klaipėda Provinz? Ist das Leben in der Stadt provinziell? Diese Fragen werden ständig neu in der Klaipėdaer Presse besprochen. Ich erwähnte bereits, dass das offizielle Klaipėda immer dann provinziell wird, wenn es beginnt, seine interessantesten und kreativsten Künstler und Intellektuellen zu ignorieren, und sich zugleich an dem beteiligt, was Algirdas Julius Greimas einmal als Katzenkulturkonzert bezeichnet hat. Ich muss bekennen, dass ich diese offizielle, repräsentative und pompöse Kultur überhaupt nicht mag, die Klaipėda und Litauen noch immer nicht abgelegt haben. Aber sobald in Klaipėda das bereits geschilderte intellektuelle Leben die Oberhand gewinnt, ändert sich alles grundlegend – Klaipėda wirkt sehr westlich und überhaupt nicht provinziell. Für Klaipėda sind Paraden und Pomp mehr als schädlich. Dabei könnten dort stärker verschiedene literarische Mystifikationen, ein literarischer ‚Hooliganismus', ja überhaupt eine Alternativkultur kultiviert werden. Ironie und Leichtigkeit passen zu Klaipėda unvergleichlich besser als übertriebener Ernst und Ichbezogenheit. Nicht umsonst ist der Jazz mit Klaipėda eng verwachsen (der übrigens ein bedeutender Teil der Klaipėdaer kulturellen Identität sein könnte).

Ich stimme nicht mit dem geflügelten, hin und wieder in der Presse auftauchenden Wort überein, es gebe keine Provinz, da sie nur in der Seele des Menschen existiere. Dies ist ein nur zum Teil richtiger Gedanke, der ergänzt werden sollte. Leider existiert die Provinz, und dies ist an sich keineswegs eine Tragödie. Zur Tragödie gerät das stille Verlöschen begabter Menschen in der Provinz dann, wenn dies weder von ihnen selbst noch von ihrer Umgebung bemerkt oder begriffen wird. Provinz ist das, was die Skala der menschlichen Möglichkeiten einschränkt und dem Menschen nicht gestattet, sich zu verwirklichen. Wenn man tausendmal am Tag wie einen Fluch nur für den schönen Selbstbetrug die Phrase wiederholt, Provinz sei das, was über sie

gedacht und geredet werde, dann wird sie davon leider nicht zu einem kulturellen und intellektuellen Zentrum.

Die Provinz fängt mit der Verwechslung (oder dem bewussten, zynischen Ignorieren) von wesentlichen Begriffen und Wertmaßstäben an. Die Provinz ist das Unvermögen oder der Unwillen, anständig zu spielen und sich an alle Regeln zu halten. Liegt doch das Wesen der Provinz in der heiligen Überzeugung, dass die eigenen Regeln und Maßstäbe, selbst wenn sie prinzipiell unvereinbar sind mit allgemein akzeptierten Regeln und Maßstäben, besser und annehmbarer sind. Deshalb wird die Provinz unausweichlich zum Symbol für Korruption, Favoritentum und Klientelismus. Eine notwendige Komponente der Provinz ist auch eine antiwestliche Einstellung – das Predigen mit feierlichem, ärgerlichem Gesichtsausdruck, dass es keinen Grund gebe, sich vor dem Westen zu erniedrigen. Und überhaupt, dass ‚sie' von uns lernen müssten, und nicht wir von ‚ihnen'. Andererseits fängt die Provinz auch mit der heiligen Überzeugung von der – geradezu prädestinierten – Überlegenheit der eigenen Gesellschaft und Kultur über andere Gesellschaften und Kulturen an. In diesem Sinne gibt es zweifellos auch nicht wenig Provinzialismus in Westeuropa und Nordamerika, sobald dort Untertöne von Verachtung und Herablassung zu hören sind, wenn die Rede auf die Länder Osteuropas kommt.

Aus der Provinz fliehen jene, die sich weigern, ihr Recht auf Anerkennung und normale Arbeit mit erniedrigenden moralischen Kompromissen und dem Aufgeben echter Maßstäbe zu bezahlen. Die Provinz ist für jene unerträglich, die die Machtspiele der Kleinen nicht spielen wollen. Die Provinz misst die Eigenen und die Fremden mit zweierlei Maß. Die Provinz ist intellektuelles und moralisches Unvermögen, ganzheitlich, konsequent und anständig zu sein. Wenn man aus der Provinz flieht, flieht man vor Zynismus und fehlendem Respekt vor den Menschen, vor einem Chaos von Ideen und Werten, vor Lüge und Selbstbetrug. Zugleich auch vor der für Kleingeister typischen, sturen Überzeugung, dass alles das menschlich und unausweichlich sei. Zu einem Provinzbewohner wird man, wenn man sich von Idealen und Alternativen lossagt. Die Initiation zum Provinzbewohner beginnt mit einer Absage an die Ideen und Regeln des anständigen Spiels und zugleich mit dem Unglauben gegenüber Anstand und moralischer Integrität. Das verschlagene Lächeln des pragmatischen Spielers, stille Verachtung und Mitleid mit den „Naiven" und Idealisten bedeuten die echte (Selbst-)Inauguration zum Provinzbewohner.

Es ist tatsächlich so, dass Provinz und Provinzialismus weniger geografische als vielmehr moralische Kategorien sind. Es ist tatsächlich so, dass es auch im Westen viel moralischen Provinzialismus gibt. Aber es ist nicht wahr, dass der Ausweg in der schizophrenen Spaltung in einen geistigen, moralischen Provinzbewohner in der Öffentlichkeit und einen angeblichen Geistesaristokraten in der kreativen Einsamkeit besteht. Es ist nicht wahr, dass es geistig und moralisch sinnvoll ist, einen Teil seiner menschlichen Substanz und Persönlichkeit zu verwandeln, sodass er sich für provinzielle Spiele eignet, und sich mit dem anderen Teil der Persönlichkeit der Selbstironie hinzugeben und sich von sich selbst abzugrenzen. Und endlich ist nicht wahr, dass man sich gegen Provinzialismus überall und immer behaupten kann, indem man dafür Kraft und Alternativen in der eigenen Seele findet. Wenn man zu einer Institution gehört und ihre geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze einhält, muss man sich früher oder später entscheiden: entweder für das Aufbegehren und die Forderung, anständig zu spielen, oder für eine moralische Spaltung in einen angepassten Provinzbewohner und in denjenigen, der jenen im eigenen Innern verachtet, aber nicht die Kraft hat, dem moralischen Sumpf zu entkommen und der zugleich ein einsamer Kreativer ist, der seine Ambitionen nicht verwirklichen kann.

Ein isolierter und einsamer Mensch kann sich gegen den Provinzialismus nicht behaupten. Der Mensch braucht andere Menschen und auch eine angemessene berufliche und schöpferische Umgebung. Wenn man sich unter Zynikern und Faulpelzen befindet, kann man sich ihrem Umfeld nicht lange widersetzen und muss ihnen entweder den Krieg erklären oder – Kräfte und Zeit für die Arbeit sparend – sich zurückziehen und sie in Ruhe lassen. Wenn man dies nicht tut, wird man selbst schnell zum Zyniker und Faulpelz, ohne es zu begreifen und zu registrieren. Den Provinzialismus überwinden kann nur intellektuelle und moralische Offenheit, kultiviert als Teil der Berufsethik und der allgemeinen politischen Kultur. Der Provinzialismus drückt sich immer als Zeichen menschlicher Schwäche aus und verführt zugleich tückisch dazu, mit Spielen, Geschmeidigkeit und Anpassungsfähigkeit ständige, schwere Arbeit, Begabung und Disziplin an den Rand zu drängen. Eben deswegen ist das internationale berufliche und schöpferische Leben wertvoll, weil verschiedene Länder und Kulturen einander helfen, den Provinzialismus abzulegen. Eine Stadt, die dem Provinzialismus mehr oder weniger erfolgreiche Alternativen entgegensetzt, tut dies dank der Kultivierung einer Vielfalt von

Menschen und Institutionen sowie der erwähnten Politik der Offenheit.

Nach diesen Darlegungen kann man noch einmal fragen, ob Klaipėda Provinz sei. Meine Antwort ist folgende: nicht mehr als Vilnius oder Kaunas. Vilnius wird sehr provinziell, seitdem es aufgehört hat, höhere Anforderungen an sich selbst zu stellen und internationale Maßstäbe anzulegen. Seinen moralischen Provinzialismus verdeutlichen besonders die Arroganz des akademischen und offiziellen Vilnius und die Verachtung für andere litauische Städte. Aber durch die Menge und Vielfalt seiner Institutionen, Menschen und Begabungen übertrifft Vilnius sowohl Kaunas als auch Klaipėda bei weitem. Kurz, alles hängt davon ab, in welchem Kontext man den Provinzialismus erörtert und von welchem seiner Aspekte die Rede ist. Ich erwähnte bereits, dass Klaipėda hinsichtlich der politischen und religiösen Toleranz sowie seines historischen Gedächtnisses keineswegs provinziell ist; im Gegenteil: In dieser Hinsicht hat es eine nicht geringe Überlegenheit über andere litauische Städte erlangt, Vilnius eingeschlossen. Überdies löst sich Klaipėda, wenn auch allmählich, vom Provinzialismus, indem es immer mehr davon aufdeckt und erörtert, was Vytautas Kavolis als Archive der Traditionen und des Gedächtnisses bezeichnet hat. Die Mumifizierung und Anbetung von Traditionen ist der direkteste Weg in den intellektuellen und moralischen Provinzialismus, aber ihr kritisches Aufdecken und Interpretieren im Lichte der Gegenwart und ein klares Verständnis ihrer Grenzen und Alternativen sind ein Zeichen von modernem Denken und geistiger Sensibilität. Ohne diese Aufdeckung und Umdeutung der Archive der Traditionen und des Gedächtnisses ist die Konstruktion einer eigenen modernen Identität undenkbar.

Warum wird das heutige Klaipėda immer häufiger als die offenste und liberalste Stadt in Litauen bezeichnet? Stimmt diese Behauptung wenigstens in gewissem Maße mit der Wirklichkeit überein oder ist sie nur ein Aushängeschild für Eigenlob? Ich denke, dass diese Worte einen Grund haben. Zu den aktivsten und am meisten gefeierten Bürgern von Litauens Neuer Welt wurden in den letzten Jahren Menschen, die nach Klaipėda aus anderen Städten (vorwiegend aus Vilnius) umzogen und diesen Schritt bewusst aus freier Entscheidung für eine symbolische Gemeinschaft getan haben. Dies gilt sowohl für den ehemaligen Bürgermeister von Klaipėda, Eugenijus Gentvilas, als auch den tragisch ums Leben gekommenen ehemaligen stellvertretenden Bürgermeister Rimantas Ulevičius sowie weitere Angehörige ihrer Generation, die mit ihren Ideen und Initiativen Klaipėda viel wirt-

schaftliche Dynamik und politische Offenheit verliehen. Sie alle sind nicht als Klaipėdaer geboren, sondern zu ihnen geworden und haben dadurch teil an der Erschaffung Klaipėdas als Gemeinschaft aus freier Entscheidung. Für die Herausbildung einer symbolischen Struktur, einer Zukunftsvision und eines Zusammengehörigkeitsgefühls der Bürger einer Stadt sind bestimmte Schichten einer modernen Stadtmythologie förderlich. Die Idee der Offenheit und Liberalität Klaipėdas, obgleich sie ihre Entsprechung in der Wirklichkeit hat, ist zweifellos zugleich ein Beispiel der modernen Mythologie der Stadt. Und von der modernen Mythologisierung ist es nur ein Schritt bis zur Konstruktion politischer Rhetoriken, die die Bewohner beeinflussen und ein Gefühl von politischer Gemeinschaftlichkeit und Einmaligkeit schaffen.

Am meisten verwurzelt (und zugleich am interessantesten) im heutigen Klaipėda ist die politische Rhetorik der Liberalen. Der Erfolg dieser politischen Partei in den letzten Parlamentswahlen in Litauen, bei denen sie durch eine Koalition mit dem Neuen Bündnis (Naujoji Sąjunga) und anderen Partnern der Koalition der Neuen Politik viele Sitze im Seimas gewann, lässt sich nicht nur durch die Popularität des einen oder anderen Politikers der Koalition erklären, sondern auch aus der völlig neuen Rolle Klaipėdas in der litauischen Wirtschaft und Politik. Die Tatsache, dass der Vorposten des Liberalen Bündnisses (Liberalų Sąjunga) in Wirklichkeit in Klaipėda liegt und die wichtigsten Strategen dieser Partei auch Klaipėdaer sind, spricht für sich.

Ich habe in der Vilniuser Universität zwischen 1991 und 1993 gelehrt und erinnere mich sehr gut daran, wie die Philosophie-Professorenschaft der Universität und eine kleine Gruppe zukünftiger Mitglieder der Partei der Liberalen aus Kaunas die Grundlagen dieser Partei, ihre langfristige Strategie und ihr kurzfristiges politisches Programm entwickelten. Ich erinnere mich auch gut an die Tatsache, dass die Partei lang am Rand des politischen Spektrums ein Schattendasein fristete und lediglich den Willen bekundete, aus akademischen Problemen Politik zu machen, und zugleich eine doktrinäre Sicht auf Gesellschaft und Politik vertrat. Natürlich demonstrierte die Partei zugleich auch ihre fantastische Distanz zur politischen Wirklichkeit des Landes. Viele Politiker jener Zeit machten sich über die Liberalen als einer politischen Partei lustig, die von der Wirklichkeit meilenweit entfernt und von Akademikern (genauer: von Philosophen) dominiert war.

Alles hat sich geändert, seitdem die Partei von Eugenijus Gentvilas angeführt wird und Klaipėda zu ihrem strategischen Zentrum wurde.

Der gegenwärtige Erfolg des Liberalen Bündnisses wäre nicht möglich gewesen ohne Gentvilas und seine Umgebung, die vorwiegend aus jungen, energischen Menschen besteht. Ich weiß nicht, ob diese Partei einen solchen Erfolg verdient hat und ob sie die Prüfung der Macht erfolgreich bestehen wird, insbesondere, wenn man ihre recht bunte, provisorische, zufällige und eklektische Zusammensetzung bedenkt. Ich möchte nur unterstreichen, dass die erstaunlich schnelle Transformation dieser politischen Kraft von einer peripheren und wenig bestimmenden politischen Gruppierung zu einer der großen und bedeutenden politischen Parteien des Landes sich nur aus zwei einander bedingenden Gründen erklären lässt: zuallererst aus dem Vermögen von Gentvilas und zweitens dadurch, dass Klaipėda in den Vordergrund des wirtschaftlichen und politischen Lebens aufgerückt ist. Der Wahlsieg der Liberalen symbolisiert nicht nur den Rückzug des Konservativen Bündnisses (Konservatorių Sąjunga), sondern auch den seiner wichtigsten sozialen Basis Kaunas.

Wie dem auch sei, es lohnt sich, noch einmal zur politischen Rhetorik der Liberalen zurückzukehren, die bezeichnend ist für die Suche Klaipėdas nach einer politischen Identität und den sich abzeichnenden Konturen dieser Identität. Das interessanteste Moment ist der Vergleich von Klaipėda mit Amsterdam, der das erste Mal vor einigen Jahren während der Wahlen zum Stadtrat ausgesprochen wurde. Gentvilas wurde Bürgermeister, und der Wahlslogan der von ihm angeführten Liberalen Partei (den sich ein ehemaliger Politologie-Student von mir und Absolvent der Universität Klaipėda ausgedacht hatte) lautete: „Trau dich, wie in Amsterdam zu leben, damit du nicht wie in Minsk leben musst" (der zweite Teil der Losung war in Russisch geschrieben). Natürlich ist der Vergleich Klaipėdas mit Amsterdam, milde gesagt, recht übertrieben und sehr weit von der Wirklichkeit entfernt. Aber der Erfolg dieses Wahlslogans wie auch der auf ihn gründende Sieg von Gentvilas (im damals noch konservativ regierten Litauen) sagt viel aus – weniger über den Slogan als vielmehr über den Kontext des städtischen Lebens, die Sehnsüchte der Bürger und ihr politisches Selbstverständnis.

Amsterdam steht dabei nicht als Chiffre für die Europäische Union und die NATO (Schlüsselworte in der heutigen litauischen politischen Rhetorik), sondern verweist auf die im 17. Jahrhundert so hoch entwickelte Stadt, die zu Recht noch heute als Symbol für westeuropäische Freiheit und Offenheit, von Pluralismus und Toleranz gilt. Amsterdam war Jahrhunderte lang nicht nur durch seine liberalen Wirtschaftsgesetze und seinen Reichtum berühmt, sondern auch

durch religiöse und politische Toleranz. Amsterdam war die Stadt, in der im 16. und 17. Jahrhundert viele Juden aus Spanien und Portugal Zuflucht fanden, die von der Inquisition verfolgt und aus diesen Ländern vertrieben worden waren.

Mit der Verbindung des multiethnischen Klaipėda mit dem durch multikulturelle Tradition und religiöse und politische Toleranz berühmten sowie wirtschaftlich jahrhundertlang blühenden Amsterdam wurde nicht nur an die an einer liberalen Gesetzgebung interessierte Privatwirtschaft und an die entstehende Mittelklasse appelliert, sondern auch an die Klaipėdaer anderer Nationalitäten und Kulturen. Weniger gebildete Wähler, die die Geschichte Amsterdams und der Niederlande nicht kennen, mussten intuitiv spüren, dass die Gegenüberstellung von Amsterdam und Minsk, d.h. dem autoritären Regime von Aleksandr Lukašenko im benachbarten Weißrussland, eine Entscheidung zwischen westlichem Erblühen und postsowjetischer Armut, liberaler Demokratie und Autoritarismus, der Existenz in Europa und wirtschaftlicher und politischer Isolation bedeutete. Die Wähler, so scheint es, fühlten sich auch nicht vom russischsprachigen Teil des Slogans gekränkt, denn der Slogan (obgleich er auf der Grenze zwischen gutem Geschmack und politischem Takt balanciert) wurde nicht als Ausdruck von Russophobie verstanden, sondern regte vielmehr zu einer Entscheidung für Klaipėdas Offenheit, Liberalität und zukünftiges wirtschaftliches Erblühen an, eine für alle vorteilhafte Entwicklung.

Ich habe nicht die Absicht, die Frage zu erörtern, wie nahe Klaipėda diesem Ideal kommen kann und wie weit es vom wirklichen Amsterdam, nicht vom Amsterdam der Wahlkampagne, entfernt ist. Aber allein der Erfolg dieses Slogans ist interessant. Ablehnende Reaktionen gab es nicht. Das heißt, die Autoren dieser riskanten Losung hatte ihr politisches Gespür nicht getrogen: Ein nicht geringer Teil der Einwohner von Klaipėda stellt sich seine Stadt offenbar wirklich als eine Hafenstadt vor, die in nicht allzu ferner Zukunft erblühen, reich, liberal, offen für die ganze Welt und westlich sein kann. Zugleich zeugt der Vorgang von der starken Wirkung der Ideen einer größerer wirtschaftlicher Selbstständigkeit, einer Verringerung der Einflussnahme aus Vilnius, von wirtschaftlichem Regionalismus und Dezentralisierung. Dabei gibt es eine weitere bedeutsame Nuance: die Anspielung auf Amsterdam – die Hochburg nicht nur des Liberalismus, sondern auch des Libertinismus – kann für viele Menschen auch eine Verringerung des Einflusses des konservativen Katholizismus in einer Stadt bedeuten, die nicht nur religiöse und politische Toleranz verbreiten,

sondern auch Einrichtungen legalisieren will, die in Frankreich als „Häuser der Toleranz" bezeichnet werden, und zugleich eine eigene Casino- und Glücksspielindustrie einrichten möchte.

Die Chiffre Amsterdam sagt also wirklich viel aus über das heutige Klaipėda, die Sehnsüchte seiner Einwohner und die Zukunftsvision der Stadt, und die Liberalen hätten sich zweifellos lächerlich gemacht, wenn sie Klaipėda mit Paris, London, Berlin oder New York verglichen hätten. Im Wissen, dass viele Klaipėdaer der Vilniuser Bürokratie und dem wirtschaftlichen und politischen Zentralismus in Litauen mit bitterer Ironie begegnen und Vilnius manchmal mit Moskau (d.h. der ehemaligen Sowjetunion), manchmal mit Brüssel (d.h. der Europäischen Union) vergleichen, zeichnete der erfolgreiche Vergleich mit Amsterdam das von den Menschen gewünschte Zukunftsbild ihrer Stadt nach. Zugleich lässt sich im Verweis auf Amsterdam ein weiterer politischer Unterton vernehmen: Die Klaipėdaer sprechen von Klaipėda als der freiesten, offensten und westlichsten Stadt Litauens. So sagt der Vergleich zwar nichts über das echte, nicht mythologisierte Amsterdam aus, dafür aber umso mehr über das heutige Klaipėda.

Wenn man Vilnius nicht mit seiner Bürokratie und seinen kontrollierenden Strukturen (d.h. mit dem, was im Englischen als „establishment" bezeichnet wird) verwechselt, lohnt die Beobachtung, dass Vilnius und Klaipėda zwei Städte sind, die sich gegenseitig sinnvoll ergänzen. In meinem Bewusstsein existieren Vilnius und Klaipėda schon länger als komplementäre Städte: Ich habe Vilnius immer sehr gemocht und war von ihm als einziger echt kosmopolitischen Weltstadt bezaubert, habe dort aber das Meer, die Dünen, den Sand, die Kiefern und alles andere vermisst, was sich für den Rest meines Lebens als Klaipėdaer Landschaft in mein Gedächtnis eingegraben hat. Und in Klaipėda, ich gebe das offen zu, habe ich mich immer nach der wunderbaren Atmosphäre der Universität Vilnius, der Zeit meines Doktorandenstudiums, der Barockarchitektur und Eleganz und den unendlich gemütlichen Cafés in der Altstadt von Vilnius zurückgesehnt. Ich habe bemerkt, dass ich mit dieser Befindlichkeit nicht allein bin: Viele Klaipėdaer fühlen mehr oder weniger dasselbe (besonders viele, die Klaipėda als ihre neue Stadt gewählt haben, stammen aus Vilnius oder sind frühere Klaipėdaer, die in Vilnius lebten). Am Unterschied zwischen Vilnius und Klaipėda als Miniaturen von Mittel- und Nordwesteuropa lassen sich auch die Unterschiede zwischen den Kulturen der Städte dieser europäischen Regionen verfolgen.

Nicht selten kommt mir der Gedanke, dass meine ehemaligen Studenten – Politologen, Historiker, Philologen, die die Klaipėdaer

Universität zwischen 1991 und 1998 besucht haben – viel interessantere und freiere Menschen sind als meine Generation, die Anfang der 80er Jahre studierte. Das Bild des heutigen Klaipėda wäre nicht vollständig ohne eine Erwähnung der Studentenschaft und der jungen Leute überhaupt. Um 1995 war in Klaipėda eine besondere geistige Belebung zu spüren, die im Zusammenhang mit den Studenten der Universität stand, die einen Diskussionsklub für liberales Denken gründeten, in den sie zu Vorlesungen und Debatten Dozenten der Universität einluden, die sie interessant fanden, sowie Lehrkräfte und Studenten anderer litauischer Universitäten. Die Vorlesungen und Diskussionen, die im Klaipėdaer Künstlerhaus stattfanden, wurden zu intellektuellen Ereignissen, die es zu meiner Studienzeit nicht gegeben hat. Viele Vorlesungen wurden auch von berühmten Akademikern des Exils gehalten. Diesen Diskussionsklub für liberales Denken und die Seminare und Konferenzen, die der Lehrstuhl für Geschichte an der Universität im selben Zeitraum ausrichtete, halte ich für die interessantesten und sinnvollsten Ereignisse in meinem Klaipėdaer Berufsleben. Um 1998 erlosch diese geistige Belebung und Intensität. Aber für mich bedeuten sie bis heute sehr viel: Es gab eine Zeit, in der es nicht weniger interessant (vielleicht sogar interessanter) war, in Klaipėda zu arbeiten und zu leben als an den Universitäten in Vilnius oder in westlichen Ländern. Dafür fühle ich mich meinen Studenten in großer Dankbarkeit verpflichtet.

Dieses Klaipėda also hilft mir, das fragmentierte moderne Gedächtnis und Bewusstsein zu rekonstruieren. In meiner Erinnerung existiert Klaipėda als Text, den ich jedes Mal vervollständigen und korrigieren muss. Dieser Diskurs des kulturellen Gedächtnisses setzt sich aus alten Fotografien, Kindheitserinnerungen, der Familiengeschichte, Erlebnissen aus der Studienzeit, Episoden des Berufslebens, mit Freunden verbrachten Augenblicken und auch aus Nostalgie zusammen – keiner abstrakten, sondern einer sehr konkreten, die sich auf mir sehr vertraute Orte, Dinge und Menschen richtet. Klaipėda habe ich in meinem Gedächtnis zerteilt und neu geschaffen, als ich selbst dort war, und in Vilnius, Stockholm, New York, Chicago und Tel Aviv – überall, wo ich auf Klaipėdaer aus der Vor- und Nachkriegszeit und der Gegenwart gestoßen bin.

Aber ich verstehe sehr gut, dass ich nicht das ganze Klaipėda erfassen kann, sondern nur die mir am meisten bekannten und meinem Erleben vertrautesten Fragmente seiner Geschichte und Kultur – ich bin ja ein Teil des neuen, litauischen Klaipėda. Für mich ist Klaipėda in erster Linie der litauische Teil meiner Identität, denn nirgendwo

sonst als in Klaipėda habe ich litauische Sprache und Literatur studiert (Philosophie habe ich etwas später in Vilnius studiert). Zugleich bin ich auch mit dem jüdischen Klaipėda verbunden – dank meiner Familie, meiner Großeltern, die in Palanga lebten, und meiner Kindheits- und Jugenderinnerungen. Meine Klaipėdaer und menschliche Identität insgesamt wären ohne die russische Sprache und Kultur nicht denkbar – meine Liebe zur russischen Literatur und Klaviermusik bildeten sich sehr früh heraus, aber den wohl stärksten Impuls habe ich von meinen Lehrern für russische Sprache und Literatur empfangen, und später in der Studienzeit von meinen Lehrern an der Universität. Ich habe früh russisch zu sprechen und zu lesen begonnen, daher assoziiere ich Klaipėda auch immer mit den russischen Freunden meiner Kindheit und Jugend, und auch mit den Büchern russischer Lyrik, die ich Tag und Nacht verschlang. Also bin ich auch irgendwie Teil des russischen Klaipėda. Leider verbinden mich – wie auch die absolute Mehrheit der Klaipėdaer meiner Generation – keine Fäden mit dem alten deutschen Klaipėda. Das ist eine große Lücke in meiner Klaipėdaer Erfahrung, die ich als Ausdruck des Dramas des modernen Menschen verstehe, der mit aller Kraft versucht, sein fragmentiertes und verstreutes Bewusstsein zusammenzufügen und zu integrieren.

Jeder Weltenbummler oder Emigrant aus jüngerer Zeit nimmt aus seinem Land seine Muttersprache und Landschaftsbilder mit, und zugleich auch seine Heimatstadt und eine niemals endende Suche nach der eigenen Identität.

Wisby, Schweden
Herbst 2000

Im Schatten des Untergangs.
Eine Kindheit in Memel

von Dietmar Willoweit

I.

Erinnerungen an Erlebnisse, die mehr als 50 Jahre zurückliegen, haben sich, ehe sie niedergeschrieben werden, längst zu symbolischen Bildern verdichtet. Sie vermitteln historische Wirklichkeiten in erster Linie ihrer Bedeutung wegen, Ikonen der Vergangenheit, während das Zufällige und Alltägliche überwiegend vergessen ist. Gilt das schon für weit zurückliegende Erfahrungen Erwachsener, so erst recht für die unmittelbar und naiv erlebte Welt der Kindheit. Oft erscheint jenen Menschen, die ihre frühen Lebensjahre frei von äußeren Spannungen verbringen durften, die Kindheit im Rückblick als Inbegriff von Geborgenheit und Harmonie und zugleich als Einheit von Raum und Zeit, innerhalb welcher sich eine persönliche Geschichte noch kaum erkennen lässt. Auf diese Weise den eigenen Ursprung zu verklären, ist Kindern, die in Kriegszeiten herangewachsen sind, nur in begrenztem Maße möglich. Wer in der Mitte der 30er Jahre geboren wurde, z.B. 1936, konnte in seinem Gedächtnis allenfalls einige dunkle, bruchstückhafte Eindrücke aus der Vorkriegszeit auffinden.

Solange ich denken konnte, war Krieg – Krieg als eine alltägliche, selbstverständliche Tatsache, vorerst freilich überwiegend weit entfernt, aber doch stets gegenwärtig als das beherrschende Thema der Erwachsenenwelt. Zuweilen dachte ich darüber nach, wie es wohl sei, wenn Frieden wäre – ohne Ergebnis. Was würde dann das Radio senden? Daher muss der Leser dieser Zeilen nicht überrascht sein, wenn vor allem von Bedrohlichem die Rede sein wird. Gewiss hat es auch die Idylle der Kindheit gegeben. Sie hätte das Bedrohliche in der Erinnerung vielleicht längst verdrängt, wenn alles anders gekommen wäre. So aber ist es schwierig, rückblickend die Schatten nicht zu sehen, die über dieser eigentümlichen Landschaft lagen und das Glück der Memeler, wieder zu Deutschland zu gehören, in Wahrheit verdunkelten. Ich versuche dennoch zu unterscheiden. Ein erster Abschnitt soll, soweit wie möglich, den unbeschwerten Kindheitstagen gewidmet sein und zugleich den Raum beschreiben, in dem das Kind seine ersten Erfahrungen sammelte. Dann wenden wir uns der damaligen Weltgeschichte zu, aus der Perspektive eines Fünf- bis Achtjährigen.

II.

Zur Familie dürfen die notwendigsten Informationen genügen. Der Großvater war, wie schon sein Vater, Postbeamter gewesen, aus Laukischken bei Labiau gebürtig. Sein ältester Sohn Ernst erwies sich auf der Schule in Memel als hoch begabt. Doch den eindringlichen Wunsch der Lehrer, ihn auf ein Gymnasium zu schicken, konnte die Mutter nicht erfüllen. Sie war 1915 Kriegswitwe geworden und hatte Mühe, vier Kinder „großzuziehen", wie man früher sagte. Ernst aber machte seinen Weg auch ohne höhere Schulbildung – die mittlere Reife erwarb er später durch einen Fernkurs – und wurde Prokurist in einer noch vor dem Zweiten Weltkriege an den Stinnes-Konzern verkauften Handelsgesellschaft, kaum dass er das 30. Lebensjahr überschritten hatte. Angesehen und gut verdienend, teilte er seinen Optimismus und sein Selbstvertrauen, nicht zuletzt auch seinen immer noch ungestillten Wissensdurst der Familie mit. In dieser Atmosphäre aufzuwachsen, gab Sicherheit und half später über viele Jahre äußerster Beschränkung hinweg. Die Familienfeste in der Gastwirtschaft eines Großonkels in Janischken, vor allem aber das sommerliche Leben rund um die eigene Badebude auf der Kurischen Nehrung können nicht nur als Gegenstand der Erinnerung so schön gewesen sein. Heute glaube ich, dass meine Generation den letzten Zipfel einer viel langsamer ablaufenden Zeit zu fassen bekam, die seit dem Kriegsende allmählich durch eine andere Epoche abgelöst worden ist. Für die Memeler gehörte zu den beständigen Fundamenten ihres Daseins ein enges Verhältnis zu der dem Hafen gegenüberliegenden Nehrungslandschaft. Der Sandkrug war nicht nur ein Gasthof, sondern eine Gegend und ein Zustand, Inbegriff für Erholung und kindliche Freiheiten, wie sie die Stadt nicht zu bieten hatte. Das Strandleben gehörte im Sommer zum Alltag, nicht nur einer besonderen Ferienzeit. Man hatte Zeit genug dafür. Nach der Schule und hastigem Essen drängten sich große Menschentrauben, Frauen, Kinder und Kinderwagen vor allem, an den Fähren an der Dange, um noch einige Stunden des Tages am Meer zu verleben. Nicht der Strand allein, auch die sandigen Wege dorthin durch den Kiefernwald mit einem gelegentlich zuschauenden Elch formten das Sandkrugerlebnis, wie es die Memeler als ganz selbstverständlichen Teil ihrer Existenz betrachteten. Dass ich zuweilen auf der Nehrung in der Villa einer befreundeten Familie mit Blick auf den Hafen übernachten durfte, empfand ich dagegen schon damals als Privileg.

Aus kindlicher Perspektive erschien das städtische Leben in Memel trotz des Krieges weitgehend ungestört. Auch wenn offensichtlich nicht jeder Wunsch und Appetit befriedigt werden konnten, bot doch die Vielfalt der Geschäfte mit so wunderbaren Namen wie „Kaisers-Kaffee-Geschäft" oder „Salamander", ganz zu schweigen vom Kaufhaus Lass der altersbedingten Neugier und Phantasie ein genügendes Beobachtungsfeld. Noch mehr galt dies für den großen Markt mit den zahllosen kleinen Bauernwagen und den Fischkuttern, dessen regelmäßiger Besuch zu den alltäglichen Pflichten der Hausfrauen mit den Kindern im Gefolge gehörte. In der ersten Kriegshälfte und damit in meinen frühesten Erinnerungen sind Pferde noch allgegenwärtig. Nicht nur zu den Bauern gehörten sie ganz selbstverständlich. Auch in der Stadt hatte die Kutsche noch nicht ausgedient. Jedes Kind kannte und bewunderte die stattlichen schwarzen Rösser, die fast täglich den schwarzverhängten Leichenwagen mit dem daraufstehenden Sarg durch die Straßen zogen, oft gefolgt von Kutschen mit den Trauernden. Ehe die meisten Pferde für die Wehrmacht beschlagnahmt wurden, gab es zuweilen noch Lustpartien alten Stils. Unvergesslich sind die Fahrten mit dem Pferdeschlitten durch den tiefverschneiten Wald nach Försterei, zuweilen mit den Schlitten der größeren Kinder im Schlepptau. Ich denke, nicht nur Kinder waren mit dem Leben in Memel zufrieden. Kultur wurde ebenso viel geboten, wie eine preußische Provinzstadt dieser Größe vertrug. Früher als erlaubt lernte ich das Theater kennen. Ein mir illegal ermöglichter Blick auf die Gerichtsszene in Kleists „Käthchen von Heilbronn" hat mich stärker beeindruckt als später „Peterchens Mondfahrt" oder „Frau Luna". Auch andere, damals geläufige Spektakel ließen Memel trotz seiner Randlage keineswegs aus. Die „Weißen Teufel" auf dem Drahtseil waren zu bewundern und auf dem Jahrmarkt unglaubliche Zauberkünstler und sogar leibhaftige Inder mit echten Turbanen, die allerlei Kunststücke mit ihren Krummsäbeln vorführten. Vor allem aber muss es der Hafen gewesen sein, der zum Selbstbewusstsein der Memeler wesentlich beigetragen hat. Auch während des Krieges lagen dort Schiffe aus allen skandinavischen Staaten. Der Hafen ließ etwas von fernen Ländern ahnen, ja von der Größe der Welt, die es hinter dem endlos fernen Horizont der Ostsee gab.

Ebenso wie Sandkrug gehörte auch der Stadtwald im Norden mit dem langen Waldweg nach Strandvilla am Memeler Tief zu dem einem Schulkind schon bekannten Raum der Stadt. An jedem Totensonntag standen wir in der am Anfang dieses Weges gelegenen Gedenkstätte für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges vor der meinem Großvater

gewidmeten Steintafel. Auch das Dangetal mit Tauerlauken war ein beliebtes Ausflugsziel. Ob auch das weitere Umland die Memeler sehr interessierte, scheint mir zweifelhaft. Gewiss wird es verwandtschaftliche Beziehungen gegeben haben. In meiner eigenen Familie, unter den Nachbarn und Freunden ist mir niemand in Erinnerung, den es außer zum Beeren- und Pilzesammeln – wofür die heißgeliebte Kleinbahn gut war – hinaus aufs Land getrieben hätte. Man lebte in der kleinen Stadt am Haffausgang in einer ganz und gar städtischen Gesellschaft, mit dem Rücken nach Osten gleichsam. Und so blieben die Deutschen, die das Gesicht und Leben der Stadt prägten, auch weitgehend unter sich. Ich hatte keine Ahnung davon, dass in der Umgebung der Stadt eine überwiegend litauischstämmige, oft noch zweisprachige Bevölkerung wohnte. Ein Kind konnte davon auch nicht viel bemerken, unterschied sich die Sprachmelodie der im allgemeinen ja auch deutsch sprechenden litauischen Bauern nicht von jener der deutschen oder längst deutsch empfindenden Landbevölkerung. Ein einziges Mal wurde ich für einige Tage aus einem mir nicht mehr bekannten Grund aufs Land geschickt, nach Wilkieten. Ich habe viele Einzelheiten dieser für mich ungewöhnlichen Reise im Gedächtnis behalten: der kleine Bahnhof mit den wenigen Häusern daneben und gegenüber, die auf die Ankömmlinge wartenden kleinen Bauerngespanne und die anschließende Fahrt über das flache Land nach Osten, wo sich die so charakteristischen Einzelhöfe dieser Landschaft mit ihren Gärten und dem Vieh unter mächtigen alten Bäumen duckten – jedes dieser Anwesen wie eine kleine Welt für sich, völlig verschieden von allem, was ich bis dahin kennen gelernt hatte.

Denn eigentlich war ich ein schon weit gereistes Menschenkind, hatte durch den Beruf meines Vaters im Alter von sechs Jahren das unvergessliche Krakau kennen gelernt und mehrmals auch Königsberg besucht, wo es Straßenbahnen und einen Zoo gab und ein riesiges Schloss, durch dessen prächtige Räume ich auf Filzpantoffeln andächtig geschlurft war. Das Schönste aber war der Weg nach Königsberg. Er führte über das Kurische Haff nach Cranz-Beek, wo man vom Schiff in den bereitstehenden Zug zum Königsberger Nordbahnhof umstieg. Zwei kleine Dampfer habe ich in Erinnerung, die „Memel" und die „Cranz", mit welchen man an der schier endlosen Küste der Kurischen Nehrung mit dem ständigen Wechsel von Wald und Dünengebieten vorbeiglitt. In Schwarzort, Nidden und Rossiten legten die Schiffe an, zu den kleineren, dazwischenliegenden Fischerdörfern musste man sich ausbooten lassen. Die Nehrung südlich Sandkrug war nah und fern zugleich, geheimnisvoll für ein kindliches

Gemüt wohl schon deshalb, weil sie nur auf dem Wasserwege erreicht werden konnte; der nördliche Teil der Nehrung war für den Kraftfahrzeugverkehr gewöhnlicher Menschen, von denen ohnehin nur noch ganz wenige ein Auto besaßen, gesperrt. Die Memeler bevorzugten das näher gelegene Schwarzort als Sommerfrische. In meinen eigenen Erinnerungen haben sich Bilder aus dem alten Nidden erhalten. Im Sommer 1941, als der Krieg gegen Russland bevorstand, hielt es mein Vater für richtig, seine Familie auf die Kurische Nehrung in Sicherheit zu bringen, wohin er selbst im Ersten Weltkrieg mit seiner Mutter geflüchtet war. Wir bezogen ein Zimmer in einem der Fischerhäuser südlich der Kirche und erlebten den Alltag der Fischer ebenso mit wie die Beschäftigungen der Sicherheit und Erholung suchenden Städter. Fast alles, was ich über diesen frühen Nidden-Aufenthalt aus meinem Gedächtnis hervorkramen kann, hat mit Booten und Fischern, wunderbaren Gerüchen von Räuchereien und brackigem Wasser, mit Fischen und geräuchertem Aal zu tun. Auf den Wracks alter Kähne zu spielen, während sich die Mütter einem langweiligen Kaffee im Gasthaus Blode am Haff widmeten, rief wohl ungeahnte Gefühle von Freiheit wach, die von den sonst ordentlich behüteten Stadtkindern in ihrem Alltag unterdrückt werden mussten. Einmal nahmen mich die Fischer auf ihrem Kurenkahn mit hinaus aufs Haff, wo ich mich im Bug des Bootes verkroch und den schwer arbeitenden, hünenhaften Gestalten aus der Froschperspektive zusah. Letzter Blick in eine Vergangenheit, die bald für diese Menschen sehr konkret, als Lebensform aber überall in Mitteleuropa zu Ende gehen sollte.

III.

Vor der Schule hatte ich Angst. Die Mutter musste das brüllende Kind zur Anmeldung beim Direktor den kurzen Weg von der Baakenstraße zur Simon-Dach-Schule förmlich ziehen. Der fast fünf Jahre ältere Bruder hatte die bevorstehenden Schrecken überdeutlich an die Wand gemalt: Schläge konnte es dort geben, turnen musste man, und wehe, das misslang. Die Realität im ersten Schuljahr war zwar erträglicher als befürchtet. Aber eine Ahnung von etwas Bedrohlichem kam auf, das ich bisher nicht bemerkt hatte. Der Führer erschien mir bis dahin von unendlicher Größe und Güte, war er doch selbst nach Memel gekommen, um das Memelland wieder nach Deutschland zu holen. Nun aber stand vor mir täglich eine Lehrerin, von deren Begeisterung für den Führer, von dem sie oft erzählte, ich mich bedrängt fühlte. Einem

Mitschüler mit Namen Adolf, der im Rechnen versagte, verpasste sie unter dem Ausruf „Du trägst den Namen unseres Führers!" kräftige Ohrfeigen. Aber nicht nur dieser Fanatismus, den ich aus meiner Familie nicht kannte, erzeugte Angst. Zur Aufrechterhaltung der Disziplin wurde nach uralter schulischer Tradition auch der Rohrstock eingesetzt, auch bei den Erstklässlern. Dabei gab es, was die Zahl der Schläge auf die ausgestreckte Hand betrifft, Steigerungsmöglichkeiten und Ansätze eines feinsinnigen Sadismus. Ein zwei Jahre älterer Freund und Spielkamerad musste eines Tages vor uns Abc-Schützen erscheinen, um die ihm zugedachten Hiebe mit dem Rohrstock vor unseren Augen zu empfangen. Der Schulbesuch war für mich mit Furcht verbunden, nicht zuletzt auch deshalb, weil schlechte Leistungen bestraft wurden und es mir nicht gelingen wollte, so schön zu schreiben, wie verlangt. Auch die stets gegenwärtige Mahnung „Wenn das der Führer wüsste!" trug nicht dazu bei, die Ängste des Kindes zu mindern. An Führers Geburtstag aber durften auch wir Knirpse im Karree antreten und Lieder singen, wenn wir auch von den Reden nicht viel verstanden.

Ich weiß nicht, ob die meisten Menschen an Hitler glaubten, hatte aber keinen Grund, daran zu zweifeln. Jedenfalls gab es Unterschiede. Den aufdringlichen Nationalsozialismus meiner Lehrerin in der ersten Klasse musste ich nur ein Jahr ertragen. Ihre Nachfolgerin im nächsten Schuljahr war ein normaler, freundlicher, Vertrauen erweckender Mensch. In der Familie wurde die nationale Begeisterung des der Partei beigetretenen Vaters durch die litauische Herkunft der Mutter gemildert. Sie hat die politische Trunkenheit, die damals viele Deutsche befallen hatte, niemals richtig verstehen können. Aber so ganz genau wusste ich über ihre Herkunft aus Libau und Kaunas nicht Bescheid. In der Familie wurde nur deutsch gesprochen. Es war nicht gut, nicht Deutscher zu sein. Bedenkliche Gesichter der Nachbarn sind mir in Erinnerung. Aber auch, dass Kunos Vater in einem anderen Nachbarhaus eine wunderbare litauische Briefmarkensammlung besaß. Der litauische Hintergrund dieser Familie ist mir erst viel später klar geworden, als sich Kuno viele Jahre nach dem Kriege Kunobertas nannte. Mancher, dessen Eltern oder Großeltern einst vom Land in die Stadt gezogen waren, versuchte, seine vielleicht litauischen Wurzeln durch ein betontes Bekenntnis zum Deutschtum zu übertönen. Wer nüchtern blieb und vor allem unter dem sinnlosen Krieg litt, konnte, wie überall in Deutschland, seinem Unmut nicht einfach freien Lauf lassen, ohne sich dem großen Risiko gefährlicher Denunziationen auszusetzen. In unserer Familie war es eine entfernter ver-

wandte Tante – zwei Söhne bewunderte ich als höhere HJ-Führer –, deren Zornausbrüche über den Krieg und seinen Urheber gewaltsam unterbunden werden mussten, indem man ihr buchstäblich den Mund zuhielt. Die Erwachsenen hatten also auch Angst. Rückblickend scheint es mir fast unglaublich, dass ich im Alter von sieben oder acht Jahren ein Gefühl für die allgegenwärtige politische Bedrohung entwickelt haben sollte. Aber es gibt Indizien dafür. Ein Kind verfügt wohl über wache Instinkte, wenn es um Anpassung und Überleben geht. Ich hatte nicht nur gelernt, statt „Guten Tag" „Heil Hitler" zu sagen, sondern wusste auch, dass manche Leute einen anschnauzten, wenn dazu nicht korrekt der rechte Arm gehoben wurde. Bei den Umzügen der HJ so die Fahnen zu grüßen, war strenges Gebot, dessen Verletzung die jugendlichen HJ-Führer auch Erwachsenen gegenüber in gröbster Weise rügen durften. Und auch der Satz „Wollen Sie meinen Ausweis sehen?", den unerwartet irgendwelche Zivilisten wegen irgendetwas mit drohendem Unterton von sich gaben, war mir geläufig. Ein solcher Mensch nahm meinem Bruder und mir auf dem abendlichen Heimweg vom Kino immerhin eine Taschenlampe ab, deren Licht ja feindlichen Fliegern hätte verraten können, wo Memel liegt. Wer solches Unrecht erleidet, wird vorsichtig.

Viel mehr aber als von den erst geahnten Tücken des Regimes wurde die kindliche Vorstellungswelt durch den Krieg ausgefüllt. Er war noch fern und doch allgegenwärtig. Einen ersten, handgreiflichen Kontakt hatte es zwar im Sommer 1941 vor dem Beginn des Unternehmens „Barbarossa" gegeben. Überall waren Soldaten einquartiert, auch bei uns in dem für ein Dienstmädchen bestimmten Zimmer unter dem Dach. Den ersten Fliegeralarm erlebte ich in diesem Sommer in Nidden, wo sich eine russische Maschine wohl für die auf der Nehrung aktiven Flieger interessierte, gerade als wir bei einigen Luftwaffenhelferinnen oder ähnlichen Amtspersonen einen Kaffee einnehmen wollten. Ernster sahen schon die Trümmer aus, die russische Bomben in der Stadt hinter der Werft hinterlassen hatten. Aber dann gab es vom Kriege lange Zeit nur Großartiges zu hören. Tägliche Sondermeldungen berichteten vom Vormarsch der deutschen Wehrmacht in bald allen Ländern Europas. Und das Schönste daran: Wir kamen nicht als Feinde, sondern als viel umjubelte Freunde, denen sich viele Freiwillige anderer Völker anschlossen. Ich war über die Länder Europas, über die Verbündeten, die Feinde und die Neutralen durch meinen älteren Bruder gut informiert. Mir war auch klar, dass die Engländer mit ihrem dicken Churchill, über den sich die HJ auf Umzügen lustig machte, nicht mehr lange durchhalten würden. Erst

recht nicht die Bolschewiken – so hießen die Russen in amtlichen Verlautbarungen stets –, weil sie ja noch viel zu primitiv waren und mit ihren Haustieren in demselben Zimmer lebten, wie man Zeichnungen in Zeitungen entnehmen konnte. Die „Illustrierten" und die so spannenden Wochenschauen brachten die Erfolge der deutschen Wehrmacht auch uns Kindern nahe. Also spielten wir vor allem Soldat und Krieg im Freien wie mit Papiersoldaten im Kinderzimmer. Nichts war selbstverständlicher, wohl auch in den Augen der Erwachsenen. Denn der Satz „Du willst doch auch einmal Soldat werden" gehörte zum Standardrepertoire erzieherischer Mahnungen aller möglichen Leute. Das Kriegsspiel offenbarte freilich gewisse Ambivalenzen. Mein Bruder, der nicht einmal eine ordentliche HJ-Uniform besaß und daher immer am Ende marschieren musste, litt unter allerlei Gemeinheiten, die sich die nur wenige Jahre älteren HJ-Führer erlaubten. Und auch der ältere Spielkamerad aus der Töpferstraße, der schon einen solchen Rang bekleidete, gehörte zu jenen, denen man auch im Spiel nicht trauen konnte. Hinzu kam, dass eine Niederlage nicht immer zu vermeiden und eine Tracht Prügel dann die Folge war. Im Spiel beanspruchte auch der Gegner, wenn er schon die Engländer oder Russen spielten musste, jedenfalls faire Behandlung. Doch es schien, dass mancher davon nicht viel wissen wollte.

Es gab also immer auch die andere Seite, die Nichtdeutschen, nicht nur im Spiel, nicht nur in Gedanken, sondern auch in der Realität. Freundliche Verbündete sind die Italiener auf Süderspitze gewesen, die bei Fliegeralarm die in regelmäßigen Abständen aufgestellten Nebeltonnen öffneten, worauf sich ein weißes, gasförmiges Gemisch über den Hafen legte, das fürchterlich zum Husten reizte. Warum diese italienische Spezialtruppe später verschwunden war, hat mir niemand erklärt. Freundliche Mitmenschen waren auch die in der Stadt verstreut lebenden und arbeitenden Kriegsgefangenen aus Frankreich. Vier von ihnen wohnten in einer Buchbinderei in der Töpferstraße, die direkt an den großen Hof grenzte, in dem wir zu spielen pflegten. Der fast tägliche Kontakt war nicht nur freundschaftlich, sondern zuweilen auch einträglich, weil dieser oder jener etwas ergattern konnte, was es bei uns sonst nicht gab, Nugat zum Beispiel. Die beiden Offiziere aus dieser Gruppe waren in der Stadt auch in ihrer französischen Ausgehuniform mit dem charakteristischen runden Käppi, wenn nicht gar mit einem Degen, anzutreffen. Ihre Gefangenschaft war kaum mehr als eine Ehrenhaft, die das Gefühl, dass auch der Gegner Respekt verdiene, befriedigte. Einen anderen Eindruck hinterließ der Besuch in einer Torfstecherei in der Nähe von Prökuls. Für diese war offenbar

die Firma meines Vaters verantwortlich, der mich einmal in seinem der Firma gehörenden Pkw Marke „Adler" mitnahm, um den dort arbeitenden französischen Kriegsgefangenen Kleidung zu bringen. Es war ein dunkel verhangener Tag, der diese einsame Moorlandschaft in der Nähe des Haffufers, die ich noch niemals besucht hatte, wohl noch trüber erscheinen ließ, als sie es ohnehin ist. So machten auch die Gefangenen, die sich einzelne Kleidungsstücke heraussuchten, einen traurigen Eindruck. Niemand lachte hier, wie doch zuweilen unsere Franzosen in der Stadt. Es erleichterte mich, dass mein Vater ihnen etwas Gutes tat.

Es muss noch im Sommer 1941 gewesen sein, als tage- und wochenlang in endlos erscheinenden Kolonnen Tausende von russischen Kriegsgefangenen durch die Straßen Memels geführt wurden. Die müden Gestalten mit ihren fremdartigen Uniformen und Kopfbedeckungen müssen eine ganze Zeit lang zum alltäglichen Bild der Stadt gehört haben. An einem heißen Sommertag reichte eine Frau den durchziehenden Russen Wasser. Der deutsche Bewacher goss es auf die Straße. Ich verstand das nicht. Rückblickend ein Mosaiksteinchen, das in dem Kinde, noch kaum bewusst, Zweifel nährte. Oder begann ich zu lernen, dass es Menschen von verschiedenem Wert gab? Zum Beispiel auch die beiden polnischen „Fremdarbeiter", denen ich im Lebensmittelladen in der Nähe, wohin ich allein zum Einkaufen geschickt worden war, begegnete. Sie wollten Brot oder Kartoffeln kaufen, aber mit Lebensmittelmarken, für die man, wie ich wusste, nur Seife erhielt. Weder die Verkäuferin noch eine dort anwesende Hausfrau machten den geringsten Versuch, die Polen über ihren Irrtum aufzuklären. Schweigende, abweisende Gesichter, ich wagte nicht, etwas zu sagen. Das Gift des Rassendünkels begann seine Wirkung zu tun, auch bei ganz einfachen Menschen, denen kein Pole irgendetwas getan hatte. Die kleine Szene hat sich sicher nach meinem Aufenthalt in Krakau im Sommer 1942 abgespielt. Dort wohnten wir einige Wochen lang bei einer polnischen Familie in Untermiete. Die Vermieterin war eine nette Frau, die mich freundlich zurechtwies, wenn ich Unfug trieb. Auch wenn wir Deutschen in einem eigenen Restaurant aßen, so waren doch vielfältige Kontakte zu Polen, mit denen sich meine Mutter einigermaßen verständigen konnte, ganz normal – in Verkehrsmitteln, bei Besichtigungen, an den bunten Verkaufsständen in der Tuchhalle usw. Auch die Deutschen, die ich in Krakau sah und hörte, fielen mir nicht besonders auf. Merkwürdig zwar, dass in Krakau eine Musikkapelle der HJ durch die Straßen zog – woher kamen die eigentlich, wo es hier doch so viele Polen gab? Und auch

der schreiende deutsche Soldat, der in der Bergbahn Zakopanes dem polnischen Schaffner nichts zahlen wollte, während der Rest seiner Truppe damit keine Probleme hatte, blieb mir als Einzelfall in Erinnerung. Ich hatte die Zeit in Krakau mit Hilfe eines ausführlichen Fotoalbums stets in guter Erinnerung behalten und wohl auch eine gewisse Sympathie für die Polen bewahrt. Deshalb verletzte mich das Verhalten der beiden Frauen in dem Memeler Lebensmittelladen, auch wenn mir das oft höhnische Gerede über die „Polacken" natürlich bekannt war. Als meine Mutter mit mir einmal die Ambulanz im Krankenhaus aufsuchen musste, tröstete es mich zu sehen, dass es neben dem Behandlungsraum für die deutschen Patienten einen solchen für die Polen gab – sauber getrennt, aber immerhin.

Ist mir in Krakau sonst nichts aufgefallen? Doch. Durch das Ghetto führte eine Straßenbahnlinie, die wir jedenfalls einmal benutzt haben. Das Ghetto erschien mir menschenleer. Nur an einer Straßenecke spielten einsam zwei Kinder. Das ist alles. Ich habe dieses Bild niemals mehr vergessen. Was ich meinen Vater damals fragte und was er antwortete, weiß ich nicht mehr. Dass die Juden etwas Besonderes waren, ist mir spätestens damals bewusst geworden, zumal ich in Krakau hin und wieder jemand mit dem Davidstern auf einer Armbinde sah. Dieses Symbol war mir jedenfalls bekannt, wie auch ein gehässiges Liedchen über die Juden, das mein Bruder von der HJ nach Hause gebracht hatte. Aber Näheres wusste ich nicht. An antisemitische Parolen im Gespräch kann ich mich nicht erinnern, weder in der Familie noch in der Verwandtschaft oder in der Nachbarschaft, nicht einmal in der Schule. Vielleicht war der Judenhass des Regimes dem kindlichen Gemüt einfach noch nicht zu vermitteln, sodass davon nichts haften blieb. Ich möchte aber eher glauben, dass die Erwachsenen in ihrem nationalen Überschwang und in ihrer Verehrung Hitlers dieses Thema mieden, weil es ihnen unangenehm war. Denn bis zum März 1939 hatte man mit den deutschen Juden Memels friedlich und freundschaftlich Tür an Tür gelebt. Für meine Familie galt das in einem wörtlichen Sinne. Das neu erbaute, mit etwa zwölf Wohnungen recht große und moderne Haus in der Baakenstraße war von der Unternehmerfamilie Holzhauer, die zunächst selbst dort gewohnt hatte, teils an Christen, teils an Juden vermietet worden. Meine Mutter hat später oft von den jüdischen Nachbarn erzählt.

Wohl deshalb hat sich in meinem Gedächtnis jene grauenhafte Erinnerung tief eingegraben, die auch andere Memeler meiner Generation mit sich herumtragen. Wir sollten es nicht hören, was die Erwachsenen hinter vorgehaltener Hand tuschelten. Memeler Poli-

zisten hatten nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Litauen dicht hinter der deutschen Grenze Juden erschossen, auch 1939 geflüchtete Memeler Juden und solche, die den Schützen persönlich bekannt waren. Vergeblich baten die Opfer um Schonung. Wenn meine Erinnerung nicht trügt, hat mein Vater diese Nachrichten von einem selbst beteiligten Angehörigen der Polizei erhalten. Das Faktum an sich ist ja bekannt. Als eine dunkle Erinnerung kann ich hinzufügen, dass die Geschichte dieser Mordtat furchtbar schockierend gewirkt haben muss. So jedenfalls habe ich die Erwachsenen wahrgenommen. Vermuten kann ich nur, dass der zum Mörder gewordene Informant meines Vaters diese Belastung einfach nicht allein tragen konnte.

IV.

Auch ein Kind wusste nicht nur abstrakt und allgemein, dass ein Krieg mit Sterben verbunden war. Es konnte sich täglich selbst durch einen Blick auf die letzte Seite des „Memeler Dampfboot" überzeugen. Sie war voller Todesanzeigen mit dem schwarzen Eisernen Kreuz. Tag für Tag. Und das doch wahrscheinlich überall in dem großen Deutschland. Ich habe mir überlegt, ob nicht eines Tages alle Soldaten tot sein würden. Aber bis dahin dauerte es sicher noch lange. Auch in der nächsten Verwandtschaft gab es frühzeitig Gefallene. Ein Onkel hatte in Frankreich den Tod gefunden und war auf dem Memeler Friedhof beerdigt worden. Einen irgendwo abgestürzten Flieger geleitete eine Militärkapelle mit Trauermärschen zu Grabe. Solche Beerdigungen konnten auch Kinder nachspielen. Aber dann verlor der Tod diese individuellen Züge. Es war derselbe Lebensmittelladen, von dem schon die Rede war, in dem das Wort „Stalingrad" so ausgesprochen wurde, dass ich sofort begriff: Es war dort der Wehrmacht etwas Schreckliches zugestoßen. Bald wusste ich, dass der Sohn unserer Waschfrau in Stalingrad verschollen war. Und dann kam der Abend, an dem meine vierzehnjährige Cousine aus Hamburg, die ich bis dahin nicht gekannt hatte, still am Tisch im Kreise ihrer Memeler Verwandten saß, nachdem sie ihre Eltern im Feuersturm ihrer Heimatstadt verloren hatte. Ihr Schicksal dürfte mich tiefer erschüttert haben, als es mir damals und später bewusst geworden ist. Der Krieg verlor seinen Glanz. Der Vater war längst beim Militär, wenn auch zunächst ungefährdet in Riga. Fliegeralarm und Luftschutzkeller gehörten jetzt zum Leben, obwohl Memel von Bomben ja noch lange verschont blieb. Aber die Sandtüten im Flur, die Anprobe von Gas-

masken, erste gemeinsame Stunden im Keller, dazu die ständigen Kontrollen der Verdunkelung – das alles ließ die Bedrohung aus der Luft doch als recht real erscheinen. Irgendwann war ich wieder in Königsberg, nun in einer Ruinenstadt. In Memel beruhigte man sich gegenseitig mit geradezu unglaublichen Behauptungen, z.B. dieser: Die Stadt sei aus der Luft zwischen Haff und Land gar nicht zu sehen.

Den Verlauf der Ostfront steckte mein Bruder auf einer Landkarte im Kinderzimmer mit Fähnchen jeweils nach dem neuesten Stand ab. Danach konnte auch ein Kind erkennen, dass es rückwärts ging. Die Kriegsschiffe – U-Boote, Torpedoboote und Truppentransporter – lagen zwar weiterhin unbeschäftigt im Hafen und die Wehrmacht hatte in der zweiten Kriegshälfte eine Wachablösung mit klingendem Spiel eingeführt, die täglich zur selben Stunde durch die Straßen marschierte. Aber schließlich waren die Fähnchen auf der Landkarte in der Gegend von Goldap nach Ostpreußen hineingerückt. Ein Freund der Familie erschrak vor diesem Anblick zutiefst und meinte, die Russen würden uns abschneiden. Ich hielt das für ausgeschlossen, obwohl mein sich entwickelnder strategischer Verstand dem Mann nicht unrecht geben konnte. Es gab weitere beunruhigende Vorzeichen. Eines Tages erschienen Matrosen in unserer Straße und begannen, den Boden aufzureißen, um irgendwelche Unterstände anzulegen. Züge nach Litauen verließen den Bahnhof mit einem Waggon vor der Lokomotive, um diese vor Minen zu schützen, die Partisanen legen könnten. Es kam nun auch vor, dass hin und wieder feldmarschmäßig ausgerüstete Truppen die Stadt durchquerten. Die Erwachsenen begannen über die Bedrohung zu sprechen. Meine Großmutter wusste von einem Mann zu erzählen, der am Himmel einen Engel über Ostpreußen habe fliegen sehen.

Großmutter, Tante und Cousinen waren 1944 wegen der Fliegergefahr in das Pfarrhaus von Plicken hart an der litauischen Grenze übergesiedelt. Als wir sie besuchten, muss es Juli gewesen sein. Das Korn stand schon hoch, es war heiß. Plicken war ein typisch memelländisches Dorf mit der Besonderheit, dass hier eine Kleinbahnlinie endete. Kirche, Pfarrhaus und Schule standen ziemlich allein in der Landschaft, während sich die einzelnen Höfe im größeren Umkreis um dieses winzige Zentrum verteilten. Ich musste nur wenige Schritte gehen, um im Grase liegend die Stille des Landes zu genießen, das Summen der Insekten und das Gezwitscher der Vögel. Nach einer Weile aber hörte ich noch ein anderes Geräusch. Wie ein ganz fernes Gewitter hallte Geschützdonner von Osten herüber, an- und abschwellend, aber unverwechselbar auch für das Kind. Wenig später

standen an einem Abend, es war der 31. Juli 1944, einige Nachbarn und ihre Kinder beisammen und sprachen über die bevorstehende Evakuierung der Stadt am nächsten Tag. Schaulen war gefallen. Ich wusste ungefähr, wo auf der Landkarte diese litauische Stadt lag und hatte keine allzu großen Befürchtungen. Anders die Erwachsenen. Sie kannten offenbar die strategische Bedeutung dieses Ortes aus der Geschichte des Ersten Weltkriegs. Daher hatte die Marine durchgesetzt, dass Memel von der Zivilbevölkerung rechtzeitig und planmäßig zu räumen war, ein seltener Fall in Ostpreußen. Am nächsten Morgen gingen wir mit einigem Gepäck zur Dange, wo ein Motorschiff namens „Alte Liebe" auf uns wartete. Eine Musikkapelle intonierte „Muß i denn zum Städele hinaus", und ab ging es über das Kurische Haff, aber nun in der Nähe des Festlandes nach Labiau über das unruhige Mündungsgewässer des Memelstromes an der Windenburger Ecke, wo ich mit Erstaunen das mir unbekannte Phänomen der Seekrankheit beobachtete, stolz, davon unbehelligt zu bleiben. Einen Tag nur ertrug meine Mutter das Leben im Flüchtlingstransport mit einer Nächtigung im Heu. Dann machten wir uns selbstständig, steuerten eine Tante in Swinemünde an und verlebten einen wunderbaren, langen Sommer am Strand in einer hübschen Pension, unterbrochen nur durch einen nächtlichen Großangriff englischer Bomber auf Stettin, die ihren Weg über Swinemünde nahmen. Vielleicht sollte ich erwähnen, dass wir bei unserer Anreise am 2. August vor dem Umsteigen in Stettin wegen Luftalarms sofort den Luftschutzkeller des Bahnhofs hatten aufsuchen müssen. Die Menschen dort starrten uns erschreckt an. Sie verstanden, wer wir waren, die ersten dieser Art im Großdeutschen Reich. Einige wurden aggressiv. Andere fassten sich und beruhigten uns.

„Die Front steht fest." So hörten wir in Swinemünde allenthalben von jedem, der aus Memel kam oder mit dem nordöstlichen Kriegsschauplatz zu tun hatte. Auch mein Vater, der als Sanitäter einen Verwundetentransport aus dem Baltikum nach Swinemünde begleitet hatte und eines Nachts plötzlich bei uns auftauchte, wird uns ermutigt haben. Jedenfalls beschloss meine Mutter Anfang Oktober, nach Memel zurückzufahren, um Wintersachen zu holen. Niemand hinderte uns an der Rückkehr. Wir wussten nicht, dass wir passend zum Termin der russischen Herbstoffensive in Memel eintrafen. Die Stadt war viel leerer als gewohnt, aber doch nicht verlassen. Am folgenden Tag fuhren wir hinaus zu einem Besuch bei der Großmutter und den bei ihr lebenden Verwandten in Plicken, also nahe an die litauische Grenze. Die nächste Nacht muss voller Schlachtenlärm gewesen sein.

Ich hatte im Schlaf davon nicht viel mitbekommen. Am Morgen war alles still, aber meine Mutter beschloss, nach Memel zurückzukehren. Der Ortsgruppenleiter stand in Parteiuniform am Bahnhof und hatte den bekannten Satz von der fest stehenden Front auf den Lippen. In Memel angekommen, sahen wir die Stadt in Auflösung. Die einen hasteten zum Bahnhof, die anderen zum Hafen. Die SA und weiß Gott wer noch verlud Akten. Die uns ganz neue Botschaft lautete: Die Russen können jeden Augenblick hier sein. Von deutschem Militär war weit und breit nichts zu sehen. In unserem Hause trafen wir eine Lehrerin, auch eine Hundertfünfzigprozentige, die im Treppenhaus laut verkündete, man mache jetzt einen Ausflug auf die Kurische Nehrung. Zu meinem Ärger ging meine Mutter auf eine Einladung der Holzhauers nicht ein, sie zum Kaffee in ihrer Nehrungsvilla zu besuchen. Sie entschied sich mit der richtigen Begründung, die Russen würden doch zum Haff durchstoßen und die Stadt abschneiden, für den Fluchtweg über See und setzte ihn sofort in die Tat um. Schon um die Mittagszeit gingen wir an Bord der „Nordland", einen leicht bewaffneten Truppentransporter, der ausweislich der Markierung an der Kommandobrücke erst ein einziges feindliches Flugzeug abgeschossen hatte. Im Salon des Schiffes saß neben uns eine neunzigjährige Frau, wie schon in einer anderen Welt. Wo sollte sie noch hin, dachte ich so oder ähnlich. Nach stundenlangem Warten wurde die Besatzung langsam nervös. Ein Marineoffizier schrie herum. Doch wartete man die Nacht ab. In der Dunkelheit brachten Sanitätsfahrzeuge Verwundete, die auf ihren Tragen in die Laderäume des Schiffes gehievt wurden. Der Anblick wirkte beruhigend. Es gab also irgendwo noch funktionierende Wehrmachtseinheiten. Dann schlief ich auf einem Sessel ein. Das Auslaufen des Schiffes in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober 1944 habe ich nicht bemerkt. Als ich am nächsten Morgen sehr früh erwachte, fuhren wir auf hoher See, U-Boote als Geleitschutz neben uns, ein weiteres Transportschiff am Horizont weit hinten. Die Fahrt nach Danzig verlief störungsfrei. Den Fliegeralarm wegen eines russischen Aufklärers nahmen wir nicht ernst. Ich fühlte mich, unter einer Vierlingsflak kauernd, sicher. Das Chaos der nächsten Tage im Memelland blieb uns erspart.

In diesen Tagen entschieden sich Lebensschicksale. Die Verwandten wurden in alle Winde zerstreut und blieben zum Teil verschollen. Eine Cousine ging im Memelland verloren. Jahrzehnte später tauchte sie wieder auf, Wolfskind, Analphabetin. Der Vater hatte alle Illusionen längst verloren, als er Anfang April 1945 bei Fischhausen im Samland fiel.

Junge Memelländer in der Fremde

von Erich Kussau

Vor rund 70 Jahren fiel es mir wie den meisten Altersgenossen sehr schwer, in andere Länder zu reisen, kostete doch allein das Ein- und Ausreisevisum 150 Litas (60 Reichsmark): Wer verdiente schon mehr als 200 bis 250 Litas im Monat?

Doch Vater Staat verschaffte uns die Möglichkeit, für 18 Monate ein anderes Land und die uns fremde Kultur Litauens kennen zu lernen: Ab dem Jahrgang 1909 waren wir im litauischen Heer wehrpflichtig. In der zweiten Jahreshälfte 1911 geboren, zog ich Anfang Mai 1934 mit meinem „sandukas" (verschließbare Holzkiste, unter das Bettgestell zu schieben) zur Memeler Kaserne, die Deutsche, Franzosen, Litauer und später auch Russen als Soldaten gesehen hatte. Mit Marschmusik ging es, wenn auch nicht begeistert, zum Bahnhof.

Fast 24 Stunden waren wir unterwegs, an verschiedenen Stationen wurden Rekruten ausgeladen, endlich Kaunas/Kowno, damals litauische Hauptstadt. Etwa 6 km Fußmarsch, jetzt ohne Musik, die „sandukai" rumpelten hinter uns auf Pferdewagen über das Kopfsteinpflaster nach Šančiai/Schanzen, wo viele Litauen-Deutsche lebten. Die alten Kasernen aus der Zarenzeit in der Juozapavičiaus gatvė füllten sich mit Rekruten, ich landete beim 3. Artillerie-Regiment, es war am frühen Nachmittag.

Überraschungen

Manches hatten wir von ausgedienten Freunden und Kollegen erfahren, doch nun erlebten wir, wie die Haarpracht fiel, kahl geschoren ging es zur Kleiderkammer, um die „Klamotten" zu empfangen. Leichte Baumwollhosen und Blusen („palaidinė"), khakifarben. Auf zum Umziehen, Zivilzeug als festes Bündel auf der Kammer abgeben, in die Stuben. Stuben? Ein riesiger Raum für 150 Mann, an beiden Enden große Türen, dazwischen freier Gang zum Antreten der Batterie, durch drei über dem Gang offene Ziegelmauern in vier Teile gegliedert, in dreien bzw. sechs standen zweistöckige Betten, der erste nach dem Haupteingang hatte lange Tische und Bänke für Unterrichts- und Schreibzwecke, in der Mitte Tisch und Hocker für den Wachhabenden (UvD, aber kein Unteroffizier, sondern ein Gefreiter

oder Kanonier), rechte Hälfte Gewehr- und Kleiderständer für die Mäntel. Spinde gab es nicht, jeder hatte ja seinen „sandukas". Ausgangsuniform hatten wir nicht, die verpasste einem der Kammerwachtmeister, so man einmal den Ausgangsschein („leidžiamas") vom Spieß bekam.

Kaum hatte man ein Bett und den Platz für seinen „sandukas" gefunden, ging es um 17 Uhr ab in den Pferdestall. Anders als in der preußisch-deutschen Armee putzten und versorgten auch Kanoniere und Telefonisten die Pferde. Für mich als Städter war das die größte Überraschung! Neugierig folgte ich dem Wachtmeister bei der Pferdeverteilung, ein brauner alter Wallach, zu keinem Gespann gehörig, „wartete" auf mich, kein Beißer oder Schläger, mit dem kam ich gut zurecht.

Gliederung des Regiments und der Räumlichkeiten

Das Regiment hatte drei Abteilungen zu je zwei Batterien, von denen nur eine personalmäßig existierte, die andere hatte nicht einmal einen ausreichenden Kaderbestand, der zudem seinen Dienst in der ersten Batterie versah. 24 Geschütze waren zwar vorhanden, nicht aber Pferde dafür, Munitionswagen gab es ohnehin nicht. Jede Abteilung hatte einen Kasernenblock mit dem Haupteingang in der Mitte und je einem an den Blockenden, die Hälfte für die Kader-Batterie war verschlossen und leer. Unten waren Schreibstube, Chefzimmer, Waschraum u.a. Der Waschraum gehörte auch zu den „Überraschungen", ein langer primitiver Blechzylinder halbiert, mit etwa 1,20 m Abstand übereinander in einem Gestell, der obere Halbzylinder mit leicht hochschiebbaren Stöpseln, in ihn wurde das von der Pumpe geholte Wasser geschüttet, der untere diente als Waschbecken. Das zum Waschen nötige Wasser (nur nicht zu viel) gab der Stöpsel frei. Im Sommer wurde diese Patentanlage im Freien aufgestellt. Ebenso prächtig war die Toilette am Ausgang der Schlafabteile, Kasematten („kasematai") genannt: offene Löcher im Fußboden, ohne Spülung, wie ich sie 1943 auch in der Bretagne in Klöstern gesehen habe.

Die Schlafgelegenheit in den Kasernen ist wichtig für jeden, in welchem Land er auch Soldat ist. Strohsäcke in den zweistöckigen Eisenbetten waren mit zwei weißen Laken ausgestattet, zwischen die man sich legte, darüber die Wolldecke gebreitet. Ein Laken wurde mit langer Unterhose und Unterhemd jeden Samstagabend gewechselt, Stroh wurde alle paar Wochen aus dem Stall-Lager getauscht. Schlicht

und einfach, aber sauber. Läuse habe ich nie erlebt. Jedes Bett hatte am Fußende ein Klappgestell, darauf legte man zur Nacht Hose und Feldbluse, die Reiterstiefel – Schnürschuhe gab es nicht – standen darunter, über ihnen breitete man die Fußlappen voller Schweiß aus, Strümpfe unbekannt. Das war ein „Duft", wenn man um 24 Uhr von Stallwache auf die Bude kam! Rabatz beim Bettenbauen kannten wir nicht. Unter dem Bett standen die zwei „sandukai", sie bargen unseren Essnapf (Blech), Waschzeug, Schreibpapier und sonstige private Dinge. Stabil, wie sie waren, nutzten wir sie auch als „Stühle".

Verpflegung

Hier musste sich der deutsche Gaumen umstellen, kalorienreich war die Verpflegung, aber gelinde gesagt eintönig. Gegessen wurde in dem großen Speiseraum neben der Küche, der vier Batterien gleichzeitig Platz bot. Roggenbrot gab es reichlich, morgens teilte der Furier eine kleine Butterration und etwas Zucker aus, neben ihm stand eine große Schüssel mit Kommissbrot, in drei Teile zerschnitten, jeder konnte sich morgens, mittags und abends nach Belieben bedienen. Der Überschuss einiger Tage wurde zu Kwass verarbeitet, so kam er uns zugute. Den Kaffee, Muckefuck, schlürfte man aus den Blechnäpfen, Trinkbecher gab es nicht. Mittags gab es in dieser Reihenfolge: Sauerkohlsuppe, Beetenbartsch, Graupensuppe, selten Erbsensuppe, dazu 100 g Pökelfleisch oder 150 g Rindfleisch, selten Hammelfleisch. Vorweg Kartoffel-, Kohl- oder Erbsenbrei, auch hier ein gleichmäßiger Ablauf. Abends in ähnlicher Reihe wieder Suppen, wobei mich meine Erinnerung etwas im Stich lässt, da ich bald „Selbstversorger" wurde. In der ersten Kasematte stand ein großer Zinkbehälter mit Zapfhahn, der musste um 17 Uhr mit abgekochtem heißen Wasser gefüllt werden. Hier holte ich mir eine Schüssel heißes Wasser, in das ich Kakaopulver rührte. Dazu gab es Brot aus dem Speiseraum und Butter, Schinken, Wurst aus der Kantine, die öfter auch Käse hatte. Dazu musste man die nötigen Litas haben, ich hatte in den letzten Berufsmonaten in der Bank daran gedacht.

Die Kantine war ein reiner Verkaufsraum, aber auf der anderen Seite der Juozupavičiaus gatvė hatte eine alte Frau einen kleinen Laden, den wir Memelländer verbotenerweise gern aufsuchten. Hier konnte man besonders an den Sonntagen gemütlich sitzen und sich an Weißbrot, Butter, Milch, Käse und Obst laben, eine schöne Abwechslung. Bier habe ich nie gekauft, da ich keins trank.

Etwa im November 1934 geschah etwas, was ich später nie mehr erlebt habe. Wer kennt Bratklopse (Frikadellen) aus schierem Gänsefleisch? Damals begann in Kowno der Neumann-Sass-Prozess gegen memelländische Politiker, die mit der NS-Ideologie sympathisierten. Litauen hatte bis dahin jährlich eine große Zahl von Gänsen nach Deutschland exportiert. Aus Protest gegen den Prozess verhängte das Reich in diesem Herbst ein Einfuhrverbot. Wohin mit den Gänsen? Beamte und andere Kreise wurden gezwungen, bestimmte Stückzahlen zu kaufen, das minderte den Überschuss nicht besonders, so erhielt das Heer für seine Verpflegung beachtliche Gänselieferungen. Unsere Küche kochte in Graupensuppen Gänse in Stücken, von den Knochen nicht sorgfältig abgelöst, das ergab fettreiche Suppen mit beachtlichen Fleischmengen. Manchmal machte sich die Küche die Mühe, das Fleisch zu lösen, zu Klopsfleisch zu mahlen, zu formen und zu braten. Das waren dann Klopse, groß wie eine Faust, nie mehr und nirgendwo habe ich solche „Trümmer" gegessen. Leider hörte dieser Segen im Frühjahr 1935 auf.

Tagesablauf

04.45	Wecken durch Trompetensignal des Stabstrompeters
05.00-06.00 (oft 06.30)	Stalldienst
06.00-07.45	Waschen, Frühstück
07.45	Morgenappell
08.00-11.00	Ausbildung
11.00-12.00 (oft 12.30)	Stalldienst
12.00-14.00	Mittagessen, Ruhepause
14.00-17.00	Ausbildung
17.00-18.00 (oft 18.30)	Stalldienst
18.00-20.00	Abendessen, Freizeit
20.00	Trompetensignal
20.00-20.45	Abendappell, Wach- und Dienstbekanntgabe, Sonstiges

Zu Bett gehen war freigestellt, in den drei Schlaf-Kasematten Licht aus! In der Unterrichts-Kasematte um 22.00 Uhr Licht aus! Sonntags dreimal Stalldienst; 09.00–10.30 Kirchgang für Katholiken, dienstfrei für Evangelische.

Beim Abendappell auf dem Mittelgang angetreten, gab der Spieß die Wacheinteilungen u.a. bekannt und ließ mehr oder weniger lange Schimpfkanonaden auf alles Mögliche los. Zum Schluss wurden das Gebet „Maria, du allerherrlichste Lilie" und die Nationalhymne „Lietuva, tevynė mūsų" („Litauen, unser Vaterland") gemeinsam gesungen. Wir Evangelischen sangen das Gebet nicht, trotzdem sind mir heute noch beide Texte gut bekannt.

Die Ausbildung

In den ersten zwei Monaten: Fußdienst ohne und mit Waffe; Reiten mit Voltigieren in der sandigen Reitbahn (Reithalle gab es nicht), der Wachtmeister mit einer langen Peitsche, in der Kreismitte, mehr für die Männer als für die Pferde; Fahren vom Sattel mit der Protze ohne Geschütz; Geschütz-Exerzieren (kein Kanonenberg zum Rauf- und Runterschleppen der Geschütze).

Ende Juni, nach genügender Begutachtung, Ausmusterung: Kanonier, Fahrer, Nachrichtenmann, die Sparte konnte man wählen. Ich meldete mich als Kanonier. Eine bestimmte Zahl musste in die Lehr-Batterie versetzt werden. Dort entfiel zwar jeder Stalldienst, weil die Batterie weder Pferde noch Geschütze hatte, die wurden aus den drei Batterien „geliehen", aber die praktische wie theoretische Ausbildung war wesentlich anstrengender, dieser entging ich durch meine Meldung. Nach 10 Monaten kamen die Männer – inzwischen zu Gefreiten, die besten zu Reserve-Unteroffizieren befördert – in die Batterien zurück.

Im Umgang mit Zahlen vertraut, lernte ich nun als Richtkanonier das Rundblickfernrohr wie das Richten gründlich kennen. Hier waren die meisten Memelländer gegenüber den Litauern im Vorteil, überwiegend wurden diese gute Fahrer. Es gab aber auch aus unserem Kreis einen ausgezeichneten Reiter, der im Batteriestab den störrischen, bissigen Hengst „Ikarus" des Abteilungs-Kommandeurs ausritt und betreute.

Ein bevorzugter Ausbildungsplatz war das Gelände des 5. Forts oberhalb Panemūnė am linken Memelufer, wohin wir „aufgesessen" über die Vorortstraße rumpelten. Oben angekommen durften wir Feldblusen und Hemden ablegen. Der Sommer 1934 war sehr heiß. Uns angenehm, schonten wir dem Staat die „Klamotten" und genossen Sonnenbäder. Mit nacktem Oberkörper! Bei den „Preußen" undenkbar!

Großzügig waren die Litauer gegenüber Kranken. Nach gründlicher Untersuchung hatten sie ausgedient. Es gelang aber auch einigen Simulanten, darunter einem mir gut bekannten Memeler, vom Wehrdienst als untauglich freizukommen. Es dürften innerhalb von drei Monaten etwa 30 Mann gewesen sein.

Ausrüstung, Waffen u.a.

Anfangs hatten wir ausschließlich deutsche Weltkriegskarabiner 98 k ohne Seitengewehre. Später tauchten die Mausermodelle FN (belgisch) und Z Brno (tschechisch) auf. Einige Reitersäbel trugen Stube- und Stall-Wachhabende als Kennzeichen ihres Dienstes. In anderen Artillerie-Regimentern gehörte der lange Säbel zur Ausgangsuniform. Gewehrappelle fanden häufig statt.

Die Geschütze waren deutsche Feldkanonen 16/n.A. Kaliber 75 (?) mm. Diese trugen an den Rohrverschlüssen die schöne Aufschrift „Ultima ratio regis" mit den Initialen Wilhelms II., darüber die Kaiserkrone! Ein Geschütz, das mein Vater 1914–1918 zur Genüge bedient hatte und das ich 1941 bei der Wehrmacht in Preußisch Eylau wieder fand.

Stahlhelme und Tornister lagen auf Kammer, sie erhielten wir vor dem Abmarsch zum Truppenübungsplatz. Gasmasken und Brotbeutel kannten wir nicht, ebenso keine Zeltbahnen. Bei Nachtübungen legte man einige der dicken Mäntel auf die Erde und bedeckte sich, eng aneinander geschmiegt, mit den übrigen. Regen habe ich dabei nie erlebt. Kuriosum: Alle, auch die unberittenen Kanoniere, trugen klirrende Sporen.

Vorgesetzte, Strafen

Dienstgrade der Wehrpflichtigen:	Gefreiter, Unteroffizier der Reserve
Dienstgrade der Berufssoldaten:	Unteroffizier, Wachtmeister, Hauptwachtmeister – stets mit Dienststellung „Spieß" verbunden
Dienstgrade der Offiziere:	Rangstellung wie in der Wehrmacht

Kollektivschinden als Strafe, Hinlegen u.ä. gab es nicht. Ausgangssperren waren sinnlos, da jeder Ausgangsschein eine „Gnadengabe" des Spießes war, dafür hörte man dauernd: „Nimm eine Stunde!" Wurde nicht sofort „zu Befehl" erwidert, „noch eine!" Die „Stunde", eine Freizeitberaubung, wie ging sie vor sich?

Der Bestrafte schnappte seinen Karabiner und trat um 19.00 Uhr, nie allein, im Mittelgang an, mit dem Gesicht zur Außenwand. „Das Gewehr über", nicht umgehängt, stand man eine Stunde, ohne sich zu rühren oder, wie Ehrenposten, die Schulter zu wechseln. Das war keine Meditationsübung, die Wut kam einem hoch, wenn der Aufsichthabende vor Ablauf der Zeit „wegtreten" befahl. Angeblich nicht still genug, musste die Stunde am nächsten Abend wiederholt werden. Die „schwere Stunde", feldmarschmäßig mit Stahlhelm, Mantel und Tornister (voller Ziegelsteine), wurde selten verhängt. Die Arten entsprachen dem leichten und dem geschärften Arrest.

Der Hauptwachtmeister durfte eine Stunde verhängen, davon machte mein erster Spieß mehr als reichlich Gebrauch. Aus der Zarenarmee stammend, warf er unter wisperndem Spucken sein „Nimm eine Stunde" herum. Wir wurden geduzt, nur die Offiziere gebrauchten das „Sie". Die Leutnants als Zugführer konnten drei leichte bzw. eine schwere Stunde austeilen, das steigerte sich beim Batteriechef auf fünf leichte bzw. drei schwere Stunden.

Die Litauer waren sehr sangesfreudig, stets sangen sie ihre vielen Lieder („dainos") in jeder Marschkolonne, deren Texte wir Memelländer nicht kannten. Ein Leutnant achtete sehr auf das Singen, wehe, wenn man schwieg, schon hatte man eine Stunde weg. Dem entging ich durch kräftiges „la-la-la" mit Bassstimme, bis ich die Texte vom Hinhören gelernt hatte.

Wehrsold, Ausgang, Urlaub

Als monatlichen Wehrsold erhielten wir 5 Lit (2,10 RM), dafür konnte man fünf Päckchen Tabak und dazu Zigarettenpapier kaufen. So rauchten die Litauer „Haus Dreherburg" und bettelten dauernd um Tabak, den sie oft lose in einer Hosentasche aufbewahrten. Ich rauchte nicht, wenn ich auf das Betteln hin meine Hosentaschen auskehrte, gab es Ärger, bis sie wussten, dass bei mir nichts zu holen war.

Deutlich sagten uns die Schilder mit der Aufschrift KAM an den Kasernengebäuden etwas über den Wehrsold. KAM war die Abkürzung für „Krašto apsaugos ministėrija" (Landesverteidigungsmi-

nisterium", wir aber lasen „kareiviams alga maža" („wenig Wehrsold für die Soldaten")!

Wozu braucht der Soldat Ausgang? Am Sonntag nach dem Essen, doch nur dann, teilte der Spieß auf Bitten und nach seinem Ermessen Ausgangsscheine aus. Nur mit diesen konnte man von der Kammer eine Ausgangsuniform holen, ohne sie wäre man im Sommer mit der leichten „palaidinė" und im Winter mit der abgetragenen und nach Pferden riechenden dicken Uniformjacke in der Stadt aufgefallen.

Nach Wachende um 13 Uhr bis zum Abendappell war man dienstfrei. In der Nähe der Kaserne wohnte ein etwas älterer verheirateter Freund aus Memel bei seinen litauendeutschen Schwiegereltern. Hier hatte ich eine gute Bleibe. Dort hingen ein Anzug mit Hut von mir. Die Artilleriekaserne war nicht eingezäunt, sie hatte keine Torposten, zur Hauptstraße hin standen KAM-Verwaltungsgebäude. So gelangte ich leicht nach beendetem Wachdienst in meine Bleibe, „verkleidete" mich und fuhr mit dem Bus in die etwa 7 km entfernte Stadtmitte. Gern suchte ich die Deutsche Buchhandlung in der Laisvęs alėja/ Freiheitsallee auf, auch wenn ich nicht immer etwas kaufte. Stieg in den Bus vorne ein Vorgesetzter unseres Regiments ein, dann beim nächsten Halt „raus!". Erwähnt sei, dass es vor der Vereidigung, die im sechsten Dienstmonat stattfand, gar keinen Ausgang gab.

Urlaub konnte man mehr oder weniger abschreiben. Normalerweise wurde man bei 18 Monaten Wehrdienst am Ende des 17. Monats entlassen, damit sollte ein Monat Urlaub abgegolten sein. Meine Jahreshälfte jedoch musste wegen Spannungen mit dem Deutschen Reich auch den 18. Monat ausdienen. Ich erhielt nach einem schweren Unfall, der gute vier Wochen Behandlung im Militärhauptlazarett in Kowno erforderte, anschließend fünf oder sechs Wochen Genesungsurlaub.

Wach- und Arbeitsdienste

Im zweiten Halbjahr war unsere Batterie von der Pferdepflege außer Stallwachen befreit, dafür jedoch restlos mit Wach- und Arbeitsdiensten belegt.

Wachposten, die mittags um 13 Uhr vergattert wurden, gab es nur am Geschützschuppen. Nach zwei Stunden Wache folgten zwei Stunden Ruhe (Schlaf) und zwei Stunden Bereitschaft auf der Wachstube. Nach den 24 Stunden Wachzeit war man dienstfrei (Ruhezeit).

Je zwei Wächter („sargai") bewachten die verschiedenen Lager wie Bekleidung, Ausrüstung u.ä. in ebenerdigen Gebäuden zwischen Dienstschluss (18 Uhr) und Wecken (5 Uhr). Sie lösten sich um 24 Uhr ab. Während der Tageszeit gingen sie dem Batteriedienst nach. Ihre Ruhezeit verbrachten sie schlafend auf der Stube. Sie wurden nicht vergattert.

Dann gab es eine Streife von zwei Mann, die die Nacht über im gleichen Turnus wie Wächter im umfangreichen Kasernenbereich patrouillierte. Dieser Dienst war mir nicht unbeliebt, man konnte sich unterhalten. Ich beherrschte die litauische Sprache, so lernte ich dabei die Mentalität der Bauern- und Landjugend kennen. Zwei Deutsche wurden nie gemeinsam eingeteilt. Die Streife wurde auch nicht vergattert.

24 Stunden Dienst mussten der Unterkunftswachhabende (in der Wehrmacht UvD) und der Stallwachhabende ohne Ruhepause ausüben. Weiter gab es tagsüber einen Küchenwachhabenden. Diese Wachhabenden waren nie Unteroffiziere, allenfalls Gefreite, meist aber „verständige Mannschaften" („sumani eiliniai").

Je vier Ordner („tvarkiniai") wurden für den Revier- wie für den Stalldienst zu zweit im Vierstundentakt eingesetzt. In den Zwischenzeiten hatten sie Arbeitsdienst oder Nachtruhe.

Die Stallordner hatten die Pferdeäpfel auf den Misthaufen zu tragen, bei etwa 25 Pferden für einen Ordner ging diese Arbeit nie aus. Anstrengend waren die Zeiten von 4 bis 5 Uhr und von 17 bis 18 Uhr. Da musste in der Frühe die Unterstreu – Stroh auf Holzfußböden der Boxen, Stallgassen mit Kopfsteinpflaster – mit einer Karre auf den Misthaufen befördert werden. Tagsüber standen die Pferde auf den Dielen, abends wurde noch brauchbares Stroh vom Misthaufen, ergänzt durch frisches Stroh, wieder in die Boxen gebracht.

Die Revierordner hatten die „Kasematten" mit Strauchbesen zu fegen, vorher wurde der Holzfußboden mit Wasser besprengt, dazu nahm man große Schlucke und „prustete" sie in die Gegend. Dann mussten die viereckigen, mit Sand gefüllten kleinen Holzkästen, die als Spucknäpfe und Ablage für die Kippen dienten, sauber gehalten werden. Ebenso hatten die Ordner für „Sauberkeit" in den Toiletten zu sorgen und vor allem darauf zu achten, dass der erwähnte Zinkbehälter immer mit Trinkwasser gefüllt war. Der mit „Stunden" freigiebige Spieß überwachte alles in Revier und Stall. Einen Futtermeister, wie bei den Preußen, gab es nicht.

Die Wachdienste wurden nachts durch den „Offizier vom Dienst" und seinen Gehilfen, einen Wachtmeister, persönlich kontrolliert.

Dazu „schlichen" sie sich in der Dunkelheit heran, sie mussten zeitig mit „Halt" angerufen werden. Der OvD konnte mit der Trillerpfeife ein Signal geben, das zu erwidern war. War man manchmal in den vierten Stunden etwas „eingedöst" und trillerte auf Verdacht sein Gegensignal, war das gefährlich, konnte doch der OvD im Gelände unterwegs sein und es hören, ohne dass er gepfiffen hatte.

Die vielen Wach- und Ordnungsdienste brachten es mit sich, dass man oft nur jede dritte, manchmal auch nur jede vierte Nacht durchschlafen konnte. Die Nächte vorher waren durch Wächter- oder Streifen-Dienst halbiert. Es kam auch vor, dass man in der zweiten Hälfte der Nacht nach einem 24-Stunden-Wachdienst Streifen gehen musste, schließlich hatte man 6 Stunden Ruhezeit gehabt und die halbe Nacht geschlafen. Es war für die Friedenszeit schon anstrengend, was uns jungen Menschen abverlangt wurde.

Da im Dezember 1934 der Neumann-Sass-Prozess, NS-Umtriebe im Memelland, in Kowno begann, schliefen wir die Nächte als Alarm-Truppe angekleidet, ohne Stiefel. Zum Glück wurden wir nie alarmiert. Eine Vergünstigung hatte unsere Batterie in diesem Halbjahr: Wecken erst um 6 Uhr.

Gegen die ansehnliche Winterkälte waren wir für den Wachdienst gut ausgestattet. Jeder Mann trug eine dreiviertellange Lederjacke mit Innenpelzfutter, über die konnte der dicke knöchellange Uniformmantel angezogen werden. Auf Posten und Streifen trug man über der Lederjacke einen stoffbezogenen fußlangen Wachpelz, in dem sich die Minusgrade aushalten ließen.

Die Reiterstiefel wurden gegen Filzstiefel mit dicken Ledersohlen, bis über die Knöchel lederbezogen, ausgewechselt. Ich habe nie an den Füßen gefroren.

Sanken die Temperaturen unter -15 °C, wurden die Wachzeiten halbiert, einerseits angenehm, andererseits fielen mehr ebenso verkürzte Ruhezeiten an. Stahlhelme, deutsches Weltkriegsmodell, trugen wir nur während der Wochen auf dem Truppenübungsplatz.

Da im zweiten Halbjahr jede Ausbildung wegfiel, hatte die Batterie mancherlei Arbeitsdienste zu leisten. So mussten täglich einige Männer zum Küchendienst in die Küche abgestellt werden. Dann standen im Gelände einige große Vorratsbottiche, in die Sauerkraut eingestampft werden musste, eine anstrengende, Kraft fordernde Arbeit. Das Zuggeschirr der Pferde musste regelmäßig geputzt werden, ohne Putzmittel. Es wurde nur mit Sand, Wasser und Lumpen „geschmirgelt". Dann waren die Pferde auf der sandigen Reitbahn, die ein großes Rechteck zwischen Kasernengebäude und Geschütz-

schuppen bildete, an der Trense im Laufschritt zu bewegen. Ich habe oft Pferde in die nahe Lehrschmiede zum Hufbeschlag geführt. Reinigungsarbeiten verschiedener Art fanden sich immer, niemand blieb beschäftigungslos.

In gewissen Abständen zog die Batterie in die Pirte, eine Art Sauna, die sehr beliebt war. War man in der Zeit zu einer unbedingt nötigen Arbeit eingeteilt, musste man allein in dieses Dampfbad gehen, was mir oft gelang, dann konnte man eine Stunde Badezeit leicht überziehen. Im Sommer gab es das Freibad an einer seichten Stelle im Memelstrom, an der man sich vom Hauptmann bis zum Kanonier nackt „vergnügen" konnte. Zum Schwimmen war es dort zu flach.

Im dritten Halbjahr ab Mai 1935 begann der zweite Ausbildungsbetrieb, der ab und zu durch Arbeitsdienst unterbrochen wurde. So holten wir z.B. im zweispännigen Kolonnenwagen Kies aus dem Memelstrom für den Bau einer Umfassungsmauer, eine beliebte Arbeit; denn damit war der Vormittag ausgefüllt und man hatte eine gewisse Freiheit genossen.

Sprachprobleme, Kameradschaft

In unserer Batterie, etwa 120 Mann stark, gab es außer den Litauern 13 Memelländer, einen Litauen-Deutschen, vier Juden und einen Russen. Die Kommandos verstanden alle Anderssprachigen bald. Ob alle auch dem Unterricht folgen konnten, weiß ich nicht, darüber haben wir Memelländer nie gesprochen. Wir hatten zwar alle in der Schule die großlitauische Sprache mehr oder weniger unwillig gelernt, manche konnten auch das von ihr in manchen Wörtern und in der Aussprache abweichende Preußisch-Litauisch, doch im Unterricht haben einige schlecht und recht nachgeplappert, was der Ausbildende ihnen vorsagte. Ein deutscher Memeler machte das grundsätzlich, damit erreichte er ein großes Gelächter der gesamten Batterie. Man konnte es sich leisten, eine Benotung oder Strafe hat er selbst von dem vortragenden Leutnant nicht erhalten.

Es war uns nie verboten, in der Freizeit deutsch zu sprechen, ebenso wenig habe ich als Deutscher irgendeine Diskriminierung erlebt, auch nie etwas Derartiges von anderen Einheiten erfahren, anders als daheim in Memel, wo solche Schikanen durch litauische Behörden nicht selten waren.

Selbstverständlich verhinderte der Sprachunterschied eine enge Kameradschaft mit den Litauern. Wir hatten uns mit der Zeit samt

Betten in einer der sechs Schlafkasematten zusammengefunden, auf Betten oder „sandukai" sitzend, gab es manche Gespräche über alle möglichen Fragen und Probleme, die uns damals bewegten. Ja, wir erlaubten uns sogar, nicht sehr lautstark, miteinander zu singen. Einer von uns, der vom Lande stammte, kannte einen Schatz von Küchenliedern, wie „Mariechen saß weinend im Garten" oder ein Wildschützenlied, der Text ist mir entfallen, die brachte er uns bei. Manchmal hörten litauische Kameraden aufmerksam zu.

Die verschiedensten Kameradschaftsgruppierungen der Litauer haben uns nicht interessiert; wie sie als Einzelne dachten, habe ich am ehesten auf Streifen erfahren. Sehr beliebt war bei ihnen das Singen ihrer schönen Volkslieder, besonders an den Sonntagnachmittagen. Es war kein Hunger, wie man in Memel boshaft meinte, wenn der Gesang aus der dortigen Kaserne erschallte.

Die meisten Kameraden hatten dicke Diarien, in die sie voneinander, besonders auf der Wachstube, noch nicht vorhandene „dainos" abschrieben. Mir scheint, dass die langen Sowjetjahre diese Liebe stark verdrängt haben. Selbst Volksmusikchören, die in Lüneburg gastierten, waren manche Lieder, deren Textanfänge ich heute noch kenne, unbekannt.

Für Geselligkeit wie in den Wehrmachtskantinen war in der Kantine gar kein Raum vorhanden, ich kann mich nicht entsinnen, ob man Flaschenbier kaufen und auf die Stube nehmen konnte. Ich trank keinen Alkohol, ich meine, kein Bier in den Kasematten gesehen zu haben.

Die vier Juden waren nur an ihren hohen Feiertagen beurlaubt, an den Sabbaten mussten sie jeden Dienst mitmachen. Ihr Verhältnis zur Waffe habe ich nicht vergessen. Beim ersten Karabinerscharfschießen zielte einer von ihnen mit dem Ausruf „Ui, ich zitter" (auf Litauisch) auf die Scheibe und schoss drei „Fahrkarten".

Den Russen hatte der Spieß, der selbst aus dem Zarenheer stammte, „gefressen". Er stand fast jeden Abend seine Stunde und musste bei der Entlassung die nicht gestandenen Stunden auf „Kammer abgeben".

Ich weiß nicht, ob das Kartenspielen auf den Kasematten verboten war, die Spieler verzogen sich immer in den Waschraum im Erdgeschoss. Unter uns Memelern war das Spielen nicht üblich.

Starke Spieler, bis in die Nacht hinein, waren die Berufsunteroffiziere. Es kam öfter vor, dass sie versuchten, uns anzupumpen, wenn wir schon schliefen. Unter ihnen waren das Fluchen und die vielen litauischen und russischen Schimpfworte sehr verbreitet. Die

Kameraden standen ihnen dabei nicht nach. Am häufigsten fiel der hässliche russische Mutterfluch.

Eine gewisse Abwechslung bot der große Leseraum mit vielen Zeitungen und Zeitschriften, so man der Sprache mächtig war. Von den litauischen Kameraden wurde er viel aufgesucht.

Im Kasernenbereich wohnten keine verheirateten Vorgesetzten, niemand von ihnen hatte einen Burschen oder Putzer. Der Regimentskommandeur lebte allein in einem hölzernen Flachbau an der Hauptstraße, anscheinend ledig, denn die Fensterscheiben waren im unteren Drittel mit Zeitungspapier beklebt. Er war leicht jähzornig, daher gefürchtet, so habe ich ihn einmal in meinem Dienst als Küchenwachhabender erlebt. Der Besuch des Küchenbereichs war eins seiner Steckenpferde, hier musste das Lager immer verschlossen sein.

Der Truppenübungsplatz Gaižiūnų polygonas

Dieser lag gute 40 km nordöstlich von Kowno am Neris (Wilija). Dort verbrachte ich in beiden Sommern je sechs Wochen. Mitte Juli erreichten wir im Nachtmarsch, Stahlhelme, Kanoniere aufgesessen, das Lager. Dort erwarteten uns große Baracken mit Raum für mehrere Batterien, zweistöckige durchgehende Pritschen, Strohsäcke dicht nebeneinander. Täglich gab es Ausfahrt ins Gelände, Stellungen suchen und tarnen, Schießen mit Übungsmunition und vor allem Scharfschießen. Dabei wurden Stellungen in angrenzenden Dörfern zwischen Gehöften bezogen und in das Lagergelände hineingeschossen, so bestreute man größere Entfernungen. Scharf geschossen wurde nur indirekt. Ich habe als Richtkanonier das Geschütz nie auf bewegliche Ziele gerichtet.

Manches war lockerer als in der Kaserne, dafür war außer sonntags Wecken um 2 Uhr. Ab in die Ställe, Pferde füttern und tränken; denn um 4 Uhr begann der Abmarsch, je nach Witterung Mäntel an, Stahlhelm auf, fast immer abgesessen. Die ungleichmäßige Gangart der Pferde versetzte einen oft in Trab.

Gegen 14 bis 15 Uhr zurück ins Lager, schnell essen, Fahrer die Pferde versorgen und putzen, Kanoniere Geschütz reinigen, besonders die Rohre nach Scharfschießen. Das konnte sich bis 17, 18 Uhr hinziehen, danach dienstfrei bis zum Abendappell.

Dann ging man gern an die Lagergrenzen, dort warteten schon Bauersfrauen aus den umliegenden Dörfern mit Himbeeren, Blaubeeren, Milch, Butter, Eiern, „sūris“ (Hartkäse) und Frühäpfeln. Da

haben wir Memelländer manchen Litas ausgegeben. Wir durften nicht in die Dörfer gehen.

Im zweiten Sommer zogen wir in ein Zeltlager unter Bäumen mit Einzelzelten für je drei Mann. Rechteckige Erdgruben, etwa 50 cm tief, waren mit einem Rost aus Ästen belegt, darauf lagen Strohsäcke, überdacht von Zeltbahnen in Spitzdachform. Vor dem Fußende der Strohsäcke war der Aushub so tief, dass ein Mann aufrecht stehen konnte, doch saßen die drei Kameraden meist auf den Strohsackenden, wahrlich kein bequemer Aufenthalt, Camping einfach! Die Ränder der breiten Zeltgassen waren durch wahre Kunstwerke aus Reiser verziert, hier standen auch Bänke aus dünnen Birkenstämmen, in solchen Arbeiten waren die Litauer geschickt.

Jedoch war dieser Sommer sehr verregnet, sodass man nicht oft zum Sitzen auf den Bänken kam. Am Ausbildungsdienst, der inzwischen mehr Können von uns verlangte, änderte das Regenwetter nichts, man hatte ja die vom Regen voll gesogenen schweren Mäntel über den dünnen Sommerblusen („palaidinės"). Zurück von der Übung, wenn kein Regen fiel, wurden Telefonkabel zwischen Bäume gespannt, die Mäntel darüber gehängt, darunter Reisig zusammengetragen, angezündet und „geräuchert". Hoffentlich waren die Mäntel bis zum anderen Morgen trocken. Die Stiefel versuchte man, in der Nacht mit Stroh auszutrocknen, die Fußlappen wurden darüber gelegt. Strümpfe gab es nicht. Die Fußlappen waren weitaus praktischer als die quadratischen der Wehrmacht, aus Leinen oder Nessel, rechteckig lang, konnte man sie bis in die untere Wade wickeln.

Wo die Küchen waren und wo wir unsere simple Verpflegung holten, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Bei den Übungen bezogen wir manchmal Geschützstellungen, die, wie das Gelände überhaupt, sehr beerenreich waren. Dort haben wir eifrig in den Zwischenzeiten Himbeeren und Drunkelbeeren, etwas rauschig, Blaubeeren ähnlich, jedoch größer, gepflückt, und das „im Dienst".

Leider war Schwimmen in dem Fluss Neris nicht erlaubt, er hatte wohl eine zu starke Strömung. So wurde auch die Batterie nicht geschlossen hingeführt.

Dafür konnte man in dienstfreien Zeiten, besonders an den Sonntagnachmittagen, die benachbarten Lager der Infanterieeinheiten aufsuchen, um dort unter den Memelländern gute Freunde oder alte Bekannte zu finden.

Stimmungsvoll waren die Abendappelle, gemeinsam für alle Einheiten im Lager. Die Musikkapellen der Infanterie – unser Regiment hatte keine – intonierten Gebet und Nationalhymne, ein gewal-

tiger „Männerchor“ erscholl bei sinkender Sonne, das sprach das Gemüt an.

Das war der Truppenübungsplatz, primitiv, entbehrungsreich, manchmal anstrengend und trotzdem eine gern mitgenommene Unterbrechung des öden Kasernenlebens.

Ich machte Ende Oktober 1935 noch eine Drei-Tage-Übung im Raum Mariampolė mit, da bewegten wir uns frei über die abgeernteten Felder und hausten bei den Bauern auf den Heuböden, Zelte hatten wir ja nicht. Das war der Ausklang meiner 18 Monate währenden Dienstzeit. Der Versuch, in den letzten Wochen die Kurzhaarstoppeln ein wenig heranwachsen zu lassen, wurde vom Spieß immer wieder boshaft durch „Stunden“ unterbunden. So ging es endlich fast kahlköpfig nach Hause, erst um Weihnachten herum hatte man wieder ein halbwegs ziviles Aussehen.

Litauens Heer und sein Feindbild

Litauen war arm und sparte an vielen Enden, so auch am Heer, das ohnehin oft nur aus Kadereinheiten bestand. Soweit ich mich erinnere, gab es neun Infanterie-Regimenter, drei Reiter-Regimenter, vier Artillerie-Regimenter, eine schwere Artillerie-Abteilung, ein Pionier-Bataillon, ein Nachrichten-Bataillon, eine Panzerwagen-Abteilung (nur Räder-, keine Kettenfahrzeuge), eine Fliegertruppe, eine Kriegsschule (für aktive- und Reserveoffiziersausbildung).

In die Kriegsschule wurden alle Abiturienten einberufen, wogegen sich die memeldeutschen wohl meist mit Erfolg wehrten. Mir ist nur ein einziger Memeler Reserveleutnant bekannt.

Das Feindbild war Polen. Obwohl es so gut wie keinen Unterricht gab und das Heer nie dem polnischen gewachsen gewesen wäre, sangen wir fast täglich aufhetzend: „Nach Wilna, nach Wilna, alle, die wir es können, schauen wir nicht auf die Zahl der weißen Adler, nach Wilna, nach Wilna, in das geliebte Land, zu Gediminas, zu unsern Brüdern“.

Im Herbst 1939 erhielt Litauen das Wilna-Gebiet von den Sowjetrussen, bezahlte es aber teuer, mit 50 Jahren Freiheitsverlust!

Im März 1938 gab es einen Grenzzwischenfall mit Polen. Die Lage war kritisch, wir hatten schon die Mobilmachungsbefehle erhalten. Doch dank den Bemühungen Deutschlands einigten sich die Streitenden und es gab keine Einberufung.

Das Deutsche Reich wurde uns als Feindbild nie vermittelt, trotz der angespannten Lage im Herbst 1934 infolge des Neumann-Sass-Prozesses wegen nationalsozialistischer Umtriebe im Memelland. Die Ursache für die um einen Monat hinausgeschobene Entlassung meines Jahrganges ist mir nicht bekannt. Die Tatsache, dass die erwähnte Drei-Tage-Übung im Raum Mariampolė, nahe der deutschen Grenze, stattfand, lässt vermuten, dass es hier einen Zusammenhang mit der litauischen Deutschlandpolitik gab.

Lang, lang ist's her! Ich habe bis 2002 zehn Jahre in Lüneburg gelebt und hatte dort einen guten Kontakt zu allen Mitarbeitern im Nordost-Institut. So bat man mich, meine Erlebnisse im Litauischen Heer aufzuschreiben. Ich habe es versucht und sie manchmal mit den Verhältnissen in der Deutschen Wehrmacht, die ich auch kennen gelernt habe, verglichen.

Manches habe ich vergessen. Ich danke Gott für das Erinnerungsvermögen, das ich nach fast 70 Jahren in meinem Alter noch habe.

REZENSIONEN

Kęstutis Kasparas, Lietuvos karas (Der litauische Krieg). Kaunas: Lietuvos politinių kalinių ir tremtinių sąjunga 1999, 624 S.*

Die Geschichtsschreibung der Sowjetzeit hat sich als eine Mischung aus Fakten, Fälschungen und Propaganda herausgestellt. Vor mehr als zehn Jahren wurde in Litauen erneut begonnen, die Nachkriegsgeschichte zu erforschen. Derzeit wird dem Thema des Partisanenkriegs große Aufmerksamkeit geschenkt. Seit 1990 wurden viele Artikel verfasst, Memoiren von Partisanen veröffentlicht, mehrere Periodika[1] herausgebracht und Dokumentarfilme gedreht. Als die Archive geöffnet wurden, war man bemüht, sowohl sowjetische Quellen als auch Dokumente von Partisanen[2] zu veröffentlichen. Jedoch gibt es nur wenige wissenschaftliche Studien, die sich nicht ausschließlich Rankes Konzeption verpflichtet fühlen. Erwähnenswert ist die Monografie des Exilhistorikers K. Girnius[3] über den „Partisanenkrieg in Litauen", die vor einem Jahrzehnt geschrieben wurde und ihren wissenschaftlichen Wert noch nicht verloren hat. Unter den Quellenpublikationen des zurückliegenden Jahrzehnts nehmen die Bücher „Lietuvos partizanai 1944–1953 m."[4] sowie „Pasipriešinimo istorija. 1944–1953 metai"[5] eine herausragende Stellung ein, da ihnen die Verbindung von Archivmaterial, Dokumenten von Partisanen und Erinnerungen von Augenzeugen gelingt. In diesem Zusammenhang steht auch das 1999 erschienene Buch von K. Kasparas „Lietuvos karas". Den Zeitraum des Partisanenkampfs bezeichnet der Autor aufgrund der bewaffneten militärischen Auseinandersetzungen als litauischen Widerstandskrieg oder einfach als litauischen Krieg (S. 15).

---

* Aus dem Litauischen übersetzt von Claudia Sinnig, Berlin.

1 In den Periodika „Laisvės kovų archyvas" und „Genozidas ir rezistencija" werden Probleme der sowjetischen und deutschen Okkupation sowie die Geschichte des Widerstands erörtert.

2 Erwähnenswert sind die Dokumentensammlungen „Laisvės kovos 1944–1953 metais" (Der Freiheitskampf in den Jahren 1944–1953). Kaunas 1996, und „Partizanai apie pasaulį politiką ir save" (Die Partisanen über die Weltpolitik und sich selbst). Vilnius 1998.

3 K. Girnius, Partizanų kovos Lietuvoje (Partisanenkämpfe in Litauen). Vilnius 1990.

4 N. Gaškaitė, D. Kuodytė, A. Kašėta, B. Ulevičius, Lietuvos partizanai 1944–1953 m. (Die litauischen Partisanen in den Jahren 1944–1953). Kaunas 1996.

5 N. Gaškaitė, Pasipriešinimo istorija. 1944–1953 metai (Geschichte des Widerstands. Die Jahre 1944–1953). Vilnius 1997.

Die aktiven Kämpfe gegen die Sowjets zwischen 1944 und 1953 werden in der Geschichtsschreibung traditionell in drei Perioden unterteilt, von denen die erste (1944–1946) als Phase spontaner Kämpfe gilt, die zweite (1946–1948) durch gut organisierte Partisanenverbände charakterisiert wird, während die dritte (1948–1953) sich durch die Schaffung einer einheitlichen Partisanenführung und der schließlichen Niederschlagung des Widerstands hervorhebt. Die neue Monografie erforscht zum ersten Mal nur die erste Periode der Widerstandskämpfe, die der Autor als offensive Periode bezeichnet (S. 15).

Einen wichtigen Platz im Buch nimmt ein Überblick über Quellen und Historiographie ein. Die größte Aufmerksamkeit wird dabei den im Litauischen Sonderarchiv (ehemals KGB-Archiv) lagernden Akten zuteil, wobei zugleich die Frage erörtert wird, inwieweit die sowjetischen Dokumente verlässlich sein können. Kürzer wird das Material behandelt, das in anderen litauischen Archiven lagert (S. 35). Die Aussagekraft der Dokumente und Erinnerungen wird kritisch bewertet und auf verschiedene Fehler hingewiesen (S. 43). Publikationen, angefangen von sowjetischen Fälschungen (S. 36) und endend mit den Arbeiten von Historikern aus der jüngsten Zeit (S. 67), werden umfassend besprochen. Kasparas äußert sich scharf über Beiträge in heutigen Zeitungen und Zeitschriften; er erblickt in ihnen einen schreibwütigen Primitivismus, der eine „mangelnde Achtung vor dem Leser und der Vergangenheit seines Landes" (S. 51) zeige. In „Lietuvos karas" wird damit die bisher umfassendste Übersicht über Quellen und Historiographie gegeben.

Schwerer fällt eine Einschätzung der Darstellung selbst. Das größte Interesse des Autors gilt den Aktionen der Partisanen (der Schaffung erster Organisationsstrukturen, den Kampfhandlungen an sich, Änderungen der Taktik sowie dem Kampf gegen Kollaborateure). Aber dies ist keine Geschichte des Partisanenkriegs im engeren Sinne, denn Kasparas versucht, eine Gesamtbild der Ereignisse, die sich gegen die zweite sowjetische Okkupation und den Terror richteten, zu entwerfen: vom Widerstand gegen die Einberufung in die Armee bis zum Scheitern der ‚Wahlen'. Gleichzeitig werden die Peripetien der internationalen Situation aufgezeigt, die die Voraussetzungen für die Besatzung Litauens schufen, insbesondere die Entwicklung der Politik der Nichtanerkennung der gewaltsamen Annexion und die wirklichen Einstellungen der westlichen Verbündeten, die sich mit den Sowjets gut stellen wollten (S. 69-94). Das Buch gibt eine kritische Wertung der Untergrundorganisationen und ihrer Verbindungen zu den Partisanen. Der Historiker bemüht sich um eine neue Sicht auf die Ent-

wicklung des organisierten Widerstands und polemisiert mit Girnius über die Wichtigkeit der Litauischen Befreiungsarmee (S. 182-187).

Bereits im Laufe der ersten zwei Jahre änderte sich naturgemäß die Taktik des Partisanenkampfes. Ganz am Anfang hatten sich große Gruppen gebildet, die ziemlich offen handelten, Zusammenstöße mit großen Militärformationen nicht mieden und für kurze Zeit Kleinstädte besetzten. Die Partisanen, die einen fast offenen Krieg führten, erlitten große Verluste. Später begann man, die Taktik zu ändern, sich in kleinere Gruppen zu teilen, konspirativer zu handeln und mit den Kräften hauszuhalten. Hinsichtlich des Taktikwandels hebt die bisherige Historiographie im allgemeinen den Übergang zwischen den Perioden des Partisanenkrieges hervor. Kasparas dagegen bemüht sich, detailliert zu verfolgen, wie sich die Handlungsweise der Partisanen in jenen beiden Jahren veränderte.

Leider stößt man in der Monografie auch auf grobe Fehler. Wenden wir uns zunächst dem bereits erwähnten historiographischen Überblick zu. Kasparas schreibt: „Hin und wieder kann nur ein einziger Satz, ausgesprochen von einem autoritativen Historiker, die Schlussfolgerungen einer ganzen Arbeit ausstreichen" (S. 63). Als Beispiel dient ihm die Studie von Gaškaitė, „Pasipriešinimo istorija. 1944–1953 metai", die Egidijus Aleksandravičius im Vorwort kritisch bewertet. Doch dramatisiert Kasparas die Situation, indem er die Bemerkungen von Aleksandravičius nur teilweise zitiert und sie in verzerrende Zusätze einbettet.

In den Passagen über Eigentumsrequirierungen und Konfiszierungen durch die Partisanen berücksichtigt er nicht die wesentlichen Unterschiede zwischen den beiden, von ihm synonym gebrauchten Begriffen (S. 280). Das ‚Partisanenrecht' reglementierte die Art und Weise der Versorgung streng, unter anderem auch die Anwendung von Konfiskation und Requirierung. Bei der Requirierung wurde ein Teil der Werte genommen und dem Besitzer eine Quittung gegeben. Requiriert wurde nur von reicheren Einwohnern, die die Kämpfer nicht durch Spenden unterstützten. Konfiszierungen dagegen waren Bestrafungen, und das Eigentum wurde ohne Gegenleistung einbehalten. Sie wurden angewendet gegen Bürger, die sich am Volk „schuldig" gemacht hatten, oder gegen jene, die mit den „Bolschewiken" gemeinsame Sache machten. Deshalb erscheint es fragwürdig, wenn der Autor fast überall schreibt, dass die Partisanen den einen oder anderen sowjetischen Amtshalter oder „stribas" (lit. Bezeichnung von Kollaborateur, aus dem russischen „istrebitel'"; dt: „der Vernichter"; d. Red.)

mit Requirierung und nicht Konfiszierung seines Eigentums bestraften (S. 276, 428 u. 444).

Ein Überblick über die Geschichte des Widerstands sollte die Ereignisse allseitig widerspiegeln, ohne davon auszugehen, etwas befinde sich jenseits der Grenzen der Forschung oder sei weniger bedeutsam. Im Buch wird die Frage überhaupt nicht gestellt, ob es unberechtigte Handlungen der Partisanen, unnötige Zusammenstöße oder Fälle von Eigenmächtigkeit gab. Von vornherein scheint alles klar zu sein, denn der Autor behauptet: „jede Liquidierung und jeder Überfall hatte einen Grund und wurde hervorgerufen oder provoziert durch die eine oder andere Handlung der betroffenen Person selbst" (S. 272). Wahrscheinlich ist es meistens auch so gewesen, jedoch sollte darauf hingewiesen werden, dass die Nachkriegszeit in Litauen auch eine Zeit persönlicher Konflikte, von Denunziationen und von Abrechnungen war, sodass Gewalt sich nicht nur zwingend gegen Schuldige richtete. Zum „Spitzel", „sowjetischen Aktivisten" oder „Bolschewikisierenden" konnte man nicht selten durch eine Denunziation rachsüchtiger Nachbarn werden, um dann von den Partisanen zusammengeschlagen zu werden oder eine noch härtere Strafe zu erhalten. Die Führung der Partisanen bemühte sich auf jede Weise, übereilte oder unangemessene Bestrafungen der Bevölkerung zu vermeiden. Rache übende Kämpfer oder nachlässige Vollstrecker der Rechtsordnung gerieten daher selbst schnell vor das Kriegsgericht.

Eine in Kasparas' Monografie entwickelte Grundthese behandelt die sowjetischen Bestrebungen, das Land offen zu kolonisieren und seine bisherigen Bewohner physisch zu vernichten, d.h. einen Genozid an Litauern zu verüben. Aber die These stützt sich auf bloße Behauptungen (S. 175, 179 u. 374), und nur an einigen Stellen wird zu erklären versucht, weswegen der sowjetische Terror nach Meinung des Autors als Genozid zu bezeichnen ist. Im Anschluss an einen Überlick über die Strafaktionen des NKVD behauptet Kasparas: „Die von Beginn der Besatzung an verübten Kriegsverbrechen nahmen im Winter 1944/45 offen den Charakter des Genozids an. (...) Der Mord an unreifen Jugendlichen und alten Männern mit körperlichen Gebrechen und die Verbrennungen von Höfen konnten weder legitimiert noch erklärt werden durch die Sowjetisierung, die Mobilisierung oder selbst die Notwendigkeit des Kampfs gegen die Partisanen" (S. 256). Aber etwas später liefert der Autor eine andere Erklärung: „(...) was aus Sicht der ortsansässigen Bevölkerung sinnlose Grausamkeit war, war aus der Sicht der Besatzer bewusste, gut durchdachte Politik: da sie den Widerstand bis zum 1. Januar 1945 vernichten wollten, muss-

ten alle bestraft werden, ‚ohne Sentimente', nach dem Prinzip ‚der beste Litauer ist ein toter Litauer'" (S. 256). Niemand bezweifelt die mörderischen Handlungen der Sowjets, aber solche Schlussfolgerungen entsprechen nicht der Definition des Begriffs Genozid. An anderer Stelle passt sich der Autor der Konjunktur an und erklärt, dass „die am meisten terrorisierten Menschen die Familien der Partisanen (Eltern, Brüder und Schwestern, Kinder, andere Verwandte) waren sowie ihre Bekannten, die man verdächtigte, zu ihnen Verbindungen zu unterhalten, und jene, die sie unterstützten. Die auf Verwandtschaft beruhende legale Verantwortlichkeit bezeugt, dass das Wesen der Unterdrückung des Widerstands nicht in der Vernichtung der Regimegegner bestand, sondern im Genozid am gesamten litauischen Volk" (S. 376). Hier wird versucht, den Genozid mit einer fehlerhaften Argumentation zu begründen. Eine auf Verwandtschaft beruhende legale Verantwortlichkeit kann auf die Terrorisierung unschuldiger Menschen hindeuten, sie beweist aber noch nicht das Bestreben, ein ganzes Volk zu vernichten, denn sie überschreitet die Grenzen von Familien und Verwandtschaft nicht. Die Verwandten der Partisanen gerieten ins Visier von NKVD, KGB und „stribai" vor allem, weil man sie anzuwerben und mit ihnen die Kämpfer aus den Wäldern zu locken versuchte.[6] Die Überredungsversuche waren von Gewalt begleitet. Nicht wenige Partisanen unterhielten Verbindungen mit ihren in der Legalität lebenden Familien und erhielten von ihnen wichtige Informationen sowie materielle Hilfe. Den Besatzern erschienen Repressalien gegen die Familien der Partisanen als durchaus effektives Mittel, mit dem die Kämpfer demoralisiert und zu ihrer ‚Legalisierung' angeregt werden konnten. Die Sowjets hatten zweifellos ihre eigene Vorstellung von Recht, aber Begriffe wie „Volksfeind" und „Familie eines Volksfeinds" wurden nicht nach nationalen Kriterien angewendet.

Im Buch wird behauptet, dass die Handlungen der Sowjets gegen die Litauer als Volk gerichtet waren. Als Ziel der Einberufung zur sowjetischen Armee wird das Bestreben bezeichnet, „die Blüte des Volkes – die Jugend und die jungen Männer – im Kriegsfeuer zu vernichten, dadurch die weitere biologische Entwicklung des Volkes zum Stehen

6 Es ist wichtig zu verstehen, dass die Quelle des Terrors in erster Linie das verbrecherische sowjetische System war, das die Verbannung der Partisanenfamilien legalisierte. Andererseits litten die Verwandten der Kämpfer stark unter den eigenmächtigen Handlungen aller möglichen Beamten und „stribai". Für diese Verbrechen ist teilweise das sowjetische System selbst verantwortlich, denn es tolerierte solche Eigenmächtigkeiten recht weitgehend.

zu bringen und freien Lebensraum für Kolonisten aus den ‚Bruderrepubliken' zu schaffen" (S. 163). Es sieht so aus, als habe der Autor den Sowjets die Idee vom ‚Lebensraum' zugeschrieben. Jedoch bewogen rein militärische Aspekte die Sowjets zur erzwungenen Einberufung von litauischen Staatsbürgern (nicht nur von Litauern, sondern auch von Polen, Weißrussen, Russen und anderen) in die Armee, denn es ging darum, den Krieg gegen Deutschland schneller zu gewinnen.

Stellenweise werden Fakten aus den Quellen recht frei übernommen. So sind aus den weit über 100 getöteten NKVD-Soldaten, die Daumantas erwähnt, im Buch „Lietuvos karas" nur etwa 100 NKVD-Soldaten geworden (S. 265). Vielleicht hatte der Autor ja gute Gründe, solche Veränderungen vorzunehmen, aber dann hätte er sie erklären müssen. Eine Erklärung verlangt auch die Übersicht über die Säuberungsaktion von Žuvintas-Paliai, in deren Zusammenhang behauptet wird: „Die Opfer auf Seiten der Besatzer werden nicht erwähnt, aber es waren nicht weniger als die Verluste der Partisanen" (S. 394).

Es ist nicht leicht, die Monografie von Kasparas abschließend zu beurteilen. Sie liefert einerseits viele neue Fakten über die erste Etappe des Partisanenkriegs (z.B. die Umstände des Eintreffens des stellvertretenden NKVD-NKGB-Kommissars Kruglov in Kaunas, S. 236 u. 247). Das überzeichnete Bild der Untergrundorganisationen wird richtiggestellt, und das Ausmaß der sowjetischen Verbrechen mit einer Fülle von konkreten Beispielen aufgezeigt. Andererseits ist das Buch mit eindeutigen Wertungen des Autors durchsetzt. Am Ende sei deshalb ein Satz von Kasparas zitiert: „(...) für eine wirkliche Darstellung der Geschichte des Widerstands sind bestimmte moralische Eigenschaften vonnöten (ein Konformist wird niemals den Sinn eines kompromisslosen Opfers verstehen und seiner Konzeption nur das anpassen, was für ihn heute nützlich ist)" (S. 65). Vielleicht ist es ja auch so. Jedoch sollte nicht vergessen werden, dass für die Geschichtswissenschaft das Bemühen um Unparteilichkeit und die Vermeidung einer Idealisierung jedweden Ereignisses das wichtigste Fundament ist.

Gintautas Žebelis, Klaipėda

Sąjūdis Klaipėdoje. Dokumentinė knyga (Der Klaipėdaer Sąjūdis. Ein dokumentarisches Buch), hrsg. v. Kostas Kaukas. Klaipėda: Klaipėdos universiteto leidykla 1998, 440 S., zahlreiche Abbildungen.*

Die Entstehung des Sąjūdis in Klaipėda lässt sich nicht aus dem allgemeinen litauischen Kontext herauslösen. Die ersten Nachrichten über die Herausbildung einer nationalen Bewegung erreichten die Stadt im Sommer 1988. Damals erschienen in Klaipėda die Texte der berühmten Vorlesung „Staat und Kultur" von Arvydas Juozaitis im Künstlerverband und etwas später auch Videoaufnahmen vom Meeting der Litauischen Freiheitsliga („Lietuvos Laisvės Lyga") am 15. Juni an der Kathedrale in Vilnius. Am 6. Juli versammelten sich im Saal des Instituts für Denkmalserhaltung viele der späteren aktiven Sąjūdis-Mitglieder (Gintaras Tomkus, Vytautas Šliogeris, Edmundas Andrijauskas, Dionizas Varkelis und andere). Auf der Sitzung wurde eine Resolution über die Gründung der Initiativgruppe Klaipėda der Litauischen Bewegung für Umgestaltung (i.e. Perestrojka; d. Red.) angenommen.[1] Am 10. Juli wurde begonnen, die erste Publikation des Klaipėdaer Sąjūdis, „Persitvarkimo naujienos" („Nachrichten über die Umgestaltung"), vorzubereiten, die nach einigen Ausgaben in „Mažioji Lietuva" („Kleinlitauen") umbenannt wurde. Die Zeitung veröffentlichte sowohl verschiedene aktuelle Berichte aus der Stadt als auch Nachrichten aus anderen litauischen Städten.

Am 3. Oktober 1988 fand die städtische Sąjūdis-Konferenz statt, in deren Verlauf auch endgültig der aus 25 Mitgliedern bestehende Rat der Umgestaltungsbewegung „Sąjūdis" der Stadt Klaipėda gebildet wurde. Das erste Aktionsprogramm wurde im Juli 1988 veröffentlicht. Dabei handelte es sich im Wesentlichen um eine Mischung aus nationalen und demokratischen Ideen unter dem Deckmantel kommunistischer Rhetorik. Anfangs war man bemüht, Konfrontationen mit offiziellen Instanzen zu vermeiden, deshalb wurde ein Großteil der praktischen Unternehmungen auf politisch weniger bedenkliche Themen gelenkt: Ökologie und Kultur. Die erste große Versammlung der Initiativgruppe war ein am 4. August am Karton- und Zellulosekombinat organisiertes ökologisches Meeting. In der Stadt fanden sich

* Aus dem Litauischen übersetzt von Claudia Sinnig, Berlin.

1 Erinnerungen von E. Andrijauskas, in: K. Kaukas, Sąjūdis Klaipėdoje (Der Klaipėdaer Sąjūdis). Klaipėda 1998, S. 23.

verschiedene zu kritisierende Bereiche, wie etwa die Hafenbetriebe oder die minimale Ausstattung der Stadtreinigung. Zu einer ganz Litauen erfassenden Veranstaltung wurde die Menschenkette um die Ostsee am 3. September, als sich an der Küste etwa 100 000 Menschen versammelten.

Die Aktionen mit politischem Charakter entsprachen den in ganz Litauen organisierten Veranstaltungen. Am 23. August fand eine Zusammenkunft mit vielen tausend Menschen statt, die an den Molotov-Ribbentrop-Pakt erinnerte. Am 19. Oktober gab es eine feierliche Veranstaltung, zu der die litauische Fahne auf dem Turm des Musiktheaters gehisst wurde. Anfang 1989 wurde zum ersten Mal seit dem Krieg des Anschlusses des Memellands an Litauen gedacht, der 66 Jahre zurücklag, und am 16. Februar nahmen an der Gedenkveranstaltung zur Ausrufung der Unabhängigkeit Litauens ungefähr 30 000 Menschen teil.[2]

Im Frühjahr 1989 lässt sich schließlich eine klare Hinwendung des Sąjūdis zur Politisierung seiner Aktivitäten feststellen, da man an den Wahlen zum Obersten Sowjet der UdSSR teilnahm und sich Ende 1989 auf die Wahlen zum Obersten Sowjet der Litauischen SSR und der örtlichen Vertretungen vorbereitete.

Bei der Betrachtung der Tätigkeit des Sąjūdis in Klaipėda und seines Einflusses auf verschiedene Aspekte des gesellschaftlichen Lebens stoßen wir auf mehrere Probleme. Für einen wesentlichen Zug und Erfolgsgaranten ließe sich die Fähigkeit beschreiben, Menschen vieler unterschiedlicher Bildungswege, Interessen und Anschauungen um sich zu scharen, die dieselben Ideen vereinigten. Aber wie lange kann eine so uneinheitliche Verbindung geschlossen und effektiv funktionieren? Warum wurde die fundamentale Idee der Unabhängigkeit langfristig nicht zu einem einenden, sondern zu einem trennenden Faktor? Die Organisierung einer Volksbewegung ist mit der Notwendigkeit der Mobilisierung der ganzen Gesellschaft direkt verbunden. Wie lang muss ein Volk erweckt werden? Wie und auf welche Weise tut man es?

Entgegen der Besonderheit der Stadt, in der in den Jahren des sowjetischen Systems ein dominierender Kreis von Menschen mit technischer Bildung entstanden war, bildeten eher Geisteswissenschaftler und Künstler den Organisationskern des Sąjūdis: der Journalist Gintaras Tomkus, die Architekten Vytautas Šliogeris und Edmundas Andrijauskas, der Geograf Eugenijus Gentvilas, die Historiker

2 Kaukas, Sąjūdis (wie Anm. 1), S. 427.

Vytautas Plečkaitis und Rimantas Ulevičius oder der Schriftsteller Kostas Kaukas. Technokraten wie Sigitas Kudarauskas oder K. Miniotas stellten einen vergleichsweise kleinen Anteil dar. Die grundlegenden ideellen Impulse, die auf Resonanz in breiten Schichten der Gesellschaft stießen, stammten von den Geisteswissenschaftlern, während die Technokraten um Einfluss bei der praktischen Regierung des Staates bemüht waren.

Die Vorbereitung verschiedener öffentlicher Aktionen hatte eine große positive Bedeutung für die Mobilisierung des Volkes. Das Streben nach Unabhängigkeit, die Verurteilung und Analyse des Molotov-Ribbentrop-Pakts und die klare Position der Opposition gegen die offizielle Politik der Machthaber bildeten Anknüpfungspunkte für ein qualitativ neues politisches Bewusstsein der Gesellschaft. Aber der äußere Hintergrund solcher Veranstaltungen, der die Menschen am stärksten beeinflusste, nahm nicht selten theatralische Züge mit allen charakteristischen Elementen an. Das schmerzhafte Gedenken an die 50-jährige Zugehörigkeit zur Sowjetunion beeinflusste häufig auch ihrem Wesen nach positive, optimistische Feste, auf denen eine feierliche, konzentrierte und ernsthafte Stimmung vorherrschte. In diesem Sinne ist auch das 1989 erstmals öffentlich stattfindende Gedenken an den Anschluss des Memellands an Litauen am 15. Januar 1923 zu verstehen. Die Veranstaltungen an jenem Tag ähnelten eher einem Gedenken an einen Unglückstag in der Geschichte des Volkes als an eine Feier: Opfermessen für die Gefallenen, Segnungen von Kränzen und Fahnen. Die allgemeine Stimmung wurde durch die Reden verstärkt. Der Philosoph Arvydas Juozaitis meinte: „Dies taten zum Opfer bereite Menschen und das Volk dieser Menschen. Wir haben bewiesen, dass die tiefsten seelischen Bestrebungen untrennbar verbunden sind mit physischem Opfer, mit dem physischen Tod. Wenn wir bereit sind, für unser Land zu sterben, dann ist es unseres."[3]

Dieses in den ersten Jahren der Emanzipation des Volkes entstandene Modell gesellschaftlicher Veranstaltungen hat sich leider auch nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit nicht geändert. Es lässt sich insgesamt die Herausbildung einer bestimmten Struktur bemerken: heilige Messe – feierliche Prozession – Meeting. In diesem Kontext ließe sich einerseits die wirklich bemerkenswerte gesellschaftliche Mobilisierung jener Zeit und das damit verbundene Zusammengehörigkeitsgefühl erblicken. Aber einen anderen Aspekt dieser

---

3 Arvydas Juozaitis, Laisvė (Freiheit), in: Mažioji Lietuva vom 16. Januar 1989.

Politik benannte der Philosoph Arvydas Šliogeris: „Ihrem Wesen nach war die Politik der Sąjūdis rituell und charismatisch. Deshalb ist es logisch, dass die größten Siege dieser Politik in rituellen Handlungen erblickt werden – der Menschenkette um das Meer, dem Baltischen Weg, in Reden und Meetings. So überwuchert der Ritualismus die pragmatischen Elemente."[4]

Bei den am 26. März stattfindenden Wahlen der Abgeordneten zum Obersten Sowjet der UdSSR wurden alle drei von der Sąjūdis aufgestellten Kandidaten gewählt: Vytautas Čepas, Sigitas Kudarauskas und Zita Šličytė. Dieses Ereignis rief große Beachtung hervor und wurde als wichtiger Sieg der Anhänger der Sąjūdis bezeichnet.

Dennoch legte Sąjūdis in der poltischen Arena mehr Gewicht auf die in der zweiten Hälfte des Jahres 1989 beginnende Vorbereitung zu den Wahlen zum Obersten Sowjet der Litauischen SSR im Februar 1990. Im Zusammenhang mit diesen Wahlen erfolgte die wirkliche Politisierung des Sąjūdis.

Max Weber war der Auffassung, dass für den Fortgang der westlichen Zivilisation auf der Herrschaftsebene Juristen mit Universitätsabschluss einen entscheidenden Einfluss hätten.[5] In diesem Sinne lassen sich viele Klaipėdaer Sąjūdis-Mitglieder, die Politiker werden wollten, entweder zu den Technokraten (Stasys Malkevičius, Sigitas Kudarauskas) oder zu den Geisteswissenschaftlern (die Mathematiklehrerin R. Hofertienė, der Psychologe Vytautas Čepas, der Historiker Vytautas Plečkaitis) zählen. Echte Juristen waren nur Narcizas Rasimavičius und Zita Šličytė.

Die bereits erwähnten Probleme sowie das Nichtvorhandensein politischer Parteien spiegelten sich in der Herausbildung der Wahlblöcke und -programme wider. Die wesentlichen Besonderheiten dieser Phase drückte der Philosoph Vytautas Radžvilas aus: „In der Wahlplattform (des Sąjūdis) gibt es das Wichtigste einfach nicht – wie soll das alles verwirklicht werden? (...) Dem Sąjūdis als Massenbewegung des Volkes fehlen v.a. Spezialisten, die man ohne Zögern in die Herrschaftsstrukturen schicken könnte. Wie bezaubernd ein Mensch als Persönlichkeit auch sein mag, er muss kompetent sein."[6]

---

4 Arvydas Šliogeris, Sąjūdžio žingsnis į politiką: principai ir faktai (Der Schritt des Sąjūdis in die Politik: Prinzipien und Fakten), in: Atgimimas vom 9. Februar 1990.

5 Max Weber, Politika kaip profesinis pašaukimas (Politik als Beruf), in: Politologija (Politologie). Vilnius 1991, S. 36 f.

6 Vytautas Radžvilas, Rinkimai – dvi nuomonės (Die Wahlen – zwei Meinungen), in: Atgimimas vom 29. September 1989.

Diese Probleme scheinen in vielen Wahlerklärungen des Klaipėdaer Sąjūdis auf. Ein Teil ist von emotionalem Populismus[7] gekennzeichnet, ein anderer von Begrenztheit, während ihre Grundakzente unter Berücksichtigung nur der jeweils eigenen, nicht selten recht spezifischen beruflichen Besonderheiten gebildet wurden. In ihnen vermissen wir besonders ein gesamtstaatliches Denken und Deklarationen globalerer Veränderungen im Leben des Landes beim Übergang vom sowjetischen System zum kapitalistischen. Dass dies kein kurzlebiges Problem war, zeigten schon die Schwierigkeiten im postsowjetischen wirtschaftlichen und politischen Leben Litauens.

Ideelle Unstimmigkeiten begannen schon bei den Wahlen zum Stadtrat im Jahre 1989 deutlich zu werden. Die zentrale Uneinigkeit bestand in der Frage, wie und auf welche Weise die Unabhängigkeit Litauens erreicht werden solle. Es kristallisierten sich zwei Meinungen heraus: Die einen Sąjūdis-Mitglieder sprachen sich für einen möglicherweise langsameren, jedoch durchdachten und auf rationalem Handeln begründeten Weg aus. Die andere, radikaler eingestellte Gruppe erblickte in der Unabhängigkeit im Wesentlichen einen auf sein eigenes Ziel gerichteten Prozess, für sie bestand der höchste Wert in der Tatsache der Ausrufung der Unabhängigkeit an sich; deshalb sollte man zu ihr so schnell wie möglich voranschreiten.

Dieser Widerspruch, der im Laufe des Jahres nur schärfer wurde, erreichte seinen Höhepunkt im Juni des Jahres 1989, als Vytautas Plečkaitis vorschlug, im Stadtrat eine radikale Fraktion zu gründen.[8] Obwohl diese Idee nicht verwirklicht wurde, blieb die formale Spaltung erhalten. Sie wurde besonders deutlich, als sich die Wahlen zum Obersten Sowjet der Litauischen SSR näherten. Die Kritik an der Zugehörigkeit zur Litauischen Kommunistischen Partei (LKP) wurde zu einem grundlegenden Wahlargument, dessen Kernargument darin bestand, ein Mitglied der Litauischen Kommunistischen Partei könne kein wahrer Kämpfer für die Unabhängigkeit sein.

Es wurde schon erwähnt, dass ein wichtiger Erfolgsgarant der Sąjūdis in der Fähigkeit bestand, Menschen verschiedener Einstellungen und Weltanschauungen zu vereinigen. In den Reihen der Unabhängigkeitsbewegung waren von Anbeginn ihrer Existenz nicht wenige Vertreter der LKP zu finden. Die litauische Intelligenz der Sowjetzeit durchlebte einige wesentliche Transformationen. Die stille,

---

7 Stabdyti dvasinį moralinį genocidą (Den geistig-moralischen Genozid stoppen), in: Mažioji Lietuva vom 7. Februar 1990.

8 Kaukas, Sąjūdis (wie Anm. 1), S. 242.

apolitische Existenz garantierte ein recht gut versorgtes Leben und gesellschaftliches Ansehen, denn Alternativen zur sowjetischen Kultur, einen kulturellen Pluralismus gab es nicht. Deshalb irrte zur Zeit der Emanzipierung des Volkes so mancher Intellektuelle zwischen der kommunistischen Vergangenheit und nationalen Ambitionen umher. Die einen Kommunisten versuchten, auch im Sąjūdis die Verbindung zur Partei zu erhalten,[9] und vermieden es dabei nicht, das noch in der Sowjetzeit entstandene Bild vom Schriftsteller als einer Person mit besonderem Ansehen[10] auszunutzen, der zur öffentlichen Beichte oder Reue[11] überging (Kostas Kaukas, Aleksandras Žalys). Andere KP-Mitglieder bemühten sich, sich von der Partei ganz abzugrenzen (Narcizas Rasimavičius).[12]

Andererseits ist das Beispiel des langjährigen Vorsitzenden des Klaipėdaer Exekutivkomitees Alfonsas Žalys erwähnenswert, der während der Sowjetzeit ein eher unbedeutender Funktionär war, jetzt aber eine konstruktive Politik verfolgte, die der Stadt viel Nutzen einbrachte. Žalys war wohl der erste Vertreter der sowjetischen Herrschaft, der sich offen für die Grundideen des Sąjūdis aussprach. Das Exekutivkomitee unterstützte viele vom Sąjūdis ausgerichtete Aktionen. Seine moderate Haltung bzw. die Vermeidung des Schwankens zwischen verschiedenen ideologischen Polen demonstrierte die Möglichkeit eines anderen Handlungsmodells in der sich verändernden Situation.

Von der anfänglichen Einheit des Sąjūdis im Jahre 1988 war am Ende des darauffolgenden Jahres, als sich die Wahlen zum Obersten Sowjet der Litauischen SSR näherten, nichts mehr übrig geblieben. Am leichtesten war es, bei möglichen Konkurrenten im Wahlkampf die Mitgliedschaft in der LKP zu kritisieren. Es entstand eine seltsame Situation, denn von den 25 Mitgliedern des Stadtrats des Sąjūdis waren elf Kommunisten und vier von ihnen Mitglieder des Zentralkomitees der Partei. Diese Position vertraten insbesondere Zita Šličytė, Narcizas Rasimavičius und Vytautas Plečkaitis.[13]

---

9 Kreipimasis į Lietuvos ir Klaipėdos komunistus (Das Hinwenden zu den Kommunisten Litauens und Klaipėdas), in: Mažioji Lietuva vom 18. Oktober 1989.

10 Girdzijauskas, Atviras laiškas (Offener Brief), in: Literatūra ir menas vom 12. Mai 2000.

11 Kaukas, Sąjūdis (wie Anm. 1), S. 328.

12 Ebenda, S. 324.

13 Ebenda, S. 323.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1989 traten neue Widersprüche zutage, und zwar zwischen den Mitgliedern des Stadtrates und ihrem Publikationsorgan „Mažioji Lietuva", in dem viele Klaipėdaer Sąjūdis-Mitglieder arbeiteten. Im Herbst 1989 kam es zum Konflikt. Die Journalisten der Zeitung wollten die finanziellen Angelegenheiten selbstständig verwalten und damit ihren Lebensunterhalt verdienen. Andererseits war ein Teil des Stadtrats mit der gegen Sąjūdis in den Veröffentlichungen geübten Kritik nicht einverstanden und der Ansicht, die Zeitung solle ein Medium sein, das nur dem Stadtrat genehme Informationen verbreite. Dieser Widerspruch ist deswegen interessant, weil er einige Tendenzen zutage treten lässt, gegen die sich die Sąjūdis-Mitglieder selbst ausgesprochen hatten: die Existenz nur einer Meinung und die Unannehmbarkeit von Kritik. Dies war nicht der einzige Fall in Litauen. Auf ähnliche Probleme stießen auch andere Sąjūdis-Publikationen wie „Vasario 16", „Atgimimas" und „Respublika". Auf große Resonanz stieß in Klaipėda der im Oktober 1989 in „Mažioji Lietuva" veröffentlichte Artikel von Vytautas Radžvilas „Sąjūdiso erozija" („Die Erosion von Sąjūdis"),[14] in dem der Versuch unternommen wurde, einen kritischen Blick auf einige Aspekte der Tätigkeit des Sąjūdis zu werfen. Die Reaktion eines Teils der Sąjūdis-Anhänger war recht stürmisch. Die Kritik wurde als eine schlau gesponnene Verschwörung gesehen, Ideen von dunklen Mächten und Sicherheitsdiensten kursierten. Die Nutzung von feindlichen Kräften und Verschwörungstheorien als Argument wurde zu einer wichtigen Waffe im Kampf gegen Kritik, die sich besonders nach der Ausrufung der Unabhängkeit in Litauen verbreitete. Kurz und knapp drückte das Wesen solcher Erklärungen Ende 1989 Audrius Butkevičius aus: „Sollen uns die Feinde kritisieren."[15]

Der Sąjūdis und mit ihm auch seine Presse stiegen als Gegengewicht zum sowjetischen System auf, das viele Sphären der Gesellschaft kontrolliert hatte. Ein Jahr nach seiner Entstehung fand bereits im Sąjūdis selbst eine Diskussion über „Rechte und Pflichten" der Presse statt.[16] Das Argument eines gewichtigen Teils der Sąjūdis-Aktivisten bestand in der Aussage: „Von welcher Freiheit redet Ihr, wenn vor uns der schwere Weg in die Unabhängigkeit liegt."[17]

---

14 Vytautas Radžvilas, Sąjūdžio erozija (Die Erosion von Sąjūdis), in: Mažioji Lietuva vom 4. Oktober 1989.

15 Mažioji Lietuva vom 17. November 1989.

16 V. Bartusevičius, Pasvarstymas apie apynasrį „Mažajai Lietuvai" (Überlegung zum Maulkorb für „Mažioji Lietuva"), in: Mažioji Lietuva vom 7. Februar 1990.

17 Ebenda.

Nachdem sich „Mažioji Lietuva“ von ihm losgelöst hatte, verwirklichte der Stadtrat des Sąjūdis seine verlegerischen Ambitionen im Januar 1990 in der neuen Zeitung des Sąjūdis „Klaipėdos keleivis“ („Der Reisende Klaipėdas“), deren Redakteur Kostas Kaukas wurde. Dass dieser Schritt nicht für die Gesellschaft, sondern nur für den Stadtrat notwendig war, bezeugt die Tatsache, dass von der Zeitung nur einige Ausgaben erschienen, um im Wesentlichen als Wahlkampfbulletins für die verbliebene Zeit bis zu den Wahlen zum Obersten Sowjet der Litauischen SSR zu dienen.

Der Anfang des Jahres 1990 bezeichnet eine neue Etappe, während der die Wahlen zum Obersten Sowjet der Litauischen SSR und die Ausrufung der Unabhängigkeit stattfanden, die Einfluss sowohl auf die Gesellschaft als auch auf den Sąjūdis selbst hatten. Die Politisierung der Bewegung führte zu einigen neuen Tendenzen. Einige Sąjūdis-Aktivisten begannen, eine politische Karriere zu verfolgen, andere zogen sich aus der aktiven Tätigkeit zurück. Auf diese Weise verließen zur Jahreswende 1989/90 einige der Klaipėdaer Gründer die Bewegung: Vytautas Šliogeris, Edmundas Andrijauskas und Gintaras Tomkus. Tomkus befasste sich mit der Herausgabe von „Mažioji Lietuva“, und für Andrijauskas wurde die konfliktgeladene Atmosphäre unannehmbar, die damals in der Bewegung herrschte.[18]

Bei den am 24. Februar 1990 stattfindenden Wahlen zum Obersten Sowjet der Litauischen SSR siegten alle in Klaipėda vom Sąjūdis unterstützten Kandidaten: E. Gentvilas, R. Hofertienė, P. Giniotas, J. Karvelis, Narcizas Rasimavičius, S. Malkevičius, Vytautas Plečkaitis und auch der Vorsitzende des Exekutivkomitees Alfonsas Žalys.

Aidas Rūtė, Klaipėda

[18] Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 383.

Saulius Sužiedėlis, Historical Dictionary of Lithuania. Lanham, Md./London: The Scarecrow Press, Inc. 1997, XXXIV u. 382 S. (European Historical Dictionaries. 21).

Der in den USA aufgewachsene und dort lehrende Osteuropahistoriker litauischer Herkunft, Saulius Sužiedėlis, Mitherausgeber des „Journal of Baltic Studies“ und Verfasser wichtiger Studien zur Ge-

schichte Südwestlitauens (Užnemunė) und einer Kirchengeschichte Litauens, hat als Alleinautor die anspruchsvolle Aufgabe auf sich genommen, ein historisches Wörterbuch über Litauen zu entwickeln. Auch wenn er seine Arbeit im Vorwort als eine „Einführung für den Nichtspezialisten, der einen Wegweiser zu den wesentlichsten Meilensteinen der Vergangenheit Litauens benötigt", bezeichnet (S. IX), ist damit der Anspruch auf einen umfassenden Überblick mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit nicht aufgegeben. Eher scheint in dieser Begrenzung ein gewisses Understatement zu liegen, denn der Band wird gewiss in manchen Einzelheiten dem Informationsbedürfnis des Fachpublikums gerecht. Ebenso sicher dient er jedoch der raschen oder auch punktuellen Unterrichtung aller, denen das Land an Nemunas (Memel) und Nėris historisch und aktuell fremd war und ist.

„Wenige Länder haben so extreme Wechselfälle der Geschichte erfahren wie Litauen", bemerkt der Reihenherausgeber (Jon Woronoff) in seiner kurzen Einleitung (S. VII) und spielt damit auf die Epochen zwischen der mittelalterlichen europäischen Großmacht und dem faktischen Verschwinden Litauens aus der öffentlich wahrgenommenen europäischen Geschichte an. Vier dem Wörterbuch zu Anfang beigegebene Kartenskizzen machen diese höchst unterschiedlichen historischen Situationen zwischen dem Großfürstentum und der gegenwärtigen Republik sinnfällig. Eine Chronologie der wesentlichsten Daten und eine 46 Seiten umfassende Einführung in das Land, seine Bevölkerung und Geschichte bis 1996 leiten den Band ein, wobei der Schwerpunkt auf den Entwicklungen und Ereignissen des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts liegt.

Dem folgt das eigentliche Wörterbuch zwischen den Stichwörtern „Academy of Sciences" und „Žemaitija", mit Personennamen, Ortsbezeichnungen und Sachbegriffen. Eindeutig dem litauischen Ethnos zuzuordnende Namen scheinen in heutiger litauischer Schreibweise auf, werden oft in Klammern durch die polnischen, russischen oder deutschen Versionen ergänzt. Umgekehrt wird bei anderen, vorwiegend aus der älteren Geschichte bekannten Namen verfahren, deren Träger sich selbst polnisch schrieben, etwa die Mitglieder der Familie „Radziwill", die in Klammern auch als „Radvila" oder „Radvilas" geführt werden. Ähnlich verläuft der Umgang mit Ortsnamen: „Tilsit" wird mit der deutschen Bezeichnung eingeordnet, denen wiederum das litauische „Tilžė" und das russische „Sovetsk" beigefügt wurden. Spezifisch litauische Sachbegriffe wie „Taryba" oder „Sąjūdis" bleiben meist original und erklären sich aus dem Artikeltext. Andere dagegen sind englisch gelistet wie die „Teutonic Knights" oder „Riflemen's

Union", wo wiederum die litauische Bezeichnung „Šaulių Sąjunga" in Klammern folgt. Was im ersten Fall sinnvoll erscheint, weil es sich nicht um eine litauische Organisation handelt, wird im zweiten zweifelhaft, wo es um die spezifischen militärischen Freiwilligenverbände in der Republik zwischen den Weltkriegen geht. Gelegentlich helfen Querverweise aus dem englischsprachigen Dilemma mit der verwickelten litauischen Historie und ihren linguistischen Niederschlägen: So wird man am alphabetischen Ende vom Stichwort „Žemaitija" wieder zurückverwiesen auf die auch im Englischen gebräuchliche lateinische Form „Samogitia", die auch in der europäischen Geschichte die größte Rolle spielte. Ein wirklich stringentes Prinzip ließe sich für die Gestaltung der Einträge kaum durchhalten, die pragmatischen Lösungen werden dem Englisch Lesenden das Auffinden gesuchter Stichwörter nicht wirklich erschweren, zumal im „Appendix" die wichtigsten Ortsnamen viersprachig synchronisiert zu finden sind. Dort gibt es auch eine chronologische Auflistung der litauischen Herrscher und litauisch-polnischen Könige sowie der jeweils regierenden Politiker der Zeit nach 1918.

Bemerkenswert ist die ausführliche und sorgfältig gegliederte Bibliographie, die Sužiedėlis dem Wörterbuch beigegeben hat. Bemerkenswert deshalb, weil der Autor im Hinblick auf das des Litauischen nicht mächtige Publikum weitgehend auf Veröffentlichungen in litauischer Sprache verzichtete und zur politischen Geschichte und Kultur des Landes zahlreiche Titel zusammentrug, die in polnischer, russischer und westeuropäischen Sprachen zugänglich sind. Naturgemäß finden sich unter dieser Bedingung überwiegend gedruckte Quellen und Sekundärliteratur in englischer, weniger in deutscher und französischer Sprache. Erfreulich, dass in diesem Rahmen auch eine drei Seiten umfassende Bibliographie zur Geschichte der Juden in Litauen zu finden ist, die auch unter mehreren Stichwörtern im lexikalischen Teil berücksichtigt wird. Außerhalb des anglo-amerikanischen Blickfeldes des Verfassers blieben jedoch einige wesentliche deutschsprachige Publikationen. Bei fast vollständiger Auflistung der einschlägigen Periodika fehlen zum Beispiel das „baltische jahrbuch" und die ihm nachfolgenden „Annaberger Annalen". Ebenso wurden die inzwischen 15 Bände der Jahrestagungen des Litauischen Kulturinstituts in Lampertheim nicht berücksichtigt. Dass unter den raren fremdsprachigen Gesamtdarstellungen der Geschichte Litauens M. Hellmanns „Grundzüge der Geschichte Litauens" fehlen, mag ja Zufall sein, ihr Autor beklagte sich allerdings schon seinerzeit, sie sei – aus unterschiedlichen Gründen – sowohl in Sowjetlitauen als

auch bei Rezensenten in der Emigration auf Ablehnung gestoßen. Nach dem Zufallsprinzip zusammengewürfelt erscheinen die sechs Titel, die am Schluss der Bibliographie zu Preußisch-Litauen angeführt werden (S. 372). Dazu gab es auch schon vor 1996 wichtigere Arbeiten in deutscher und englischer Sprache.

Der weitgehende Verzicht auf litauischsprachige Literatur in der Bibliographie entbindet den Verfasser von der Aufgabe, in nennenswertem Umfang wissenschaftliche Arbeiten aus den Jahrzehnten der Sowjetrepublik aufzunehmen. Schaut man die Gliederungspunkte ab „Soviet Lithuania (1940–1941)" bis zur wiedererlangten Unabhängigkeit durch, entdeckt man keinen Titel mehr, der in Litauen oder sonst irgendwo in der Sowjetunion erschienen wäre. Die hier zu findenden Studien, ganz überwiegend von Exillitauern verfasst, widmen sich in der Mehrzahl der Unterdrückung und dem litauischen Widerstand dagegen. Dem entspricht ganz augenfällig die Wahrnehmung von Geschichte in der erwähnten Chronologie des Geschehens zu Anfang des Bandes: Ereignishaft in Daten ab 1944 gefasst, erscheint die Geschichte der Sowjetrepublik Litauen fast ausschließlich als eine Chronik des Widerstandes gegen die Okkupation und die schließliche Selbstbefreiung daraus.

Wenn der Leser bei erster, flüchtiger Kenntnisnahme den Eindruck gewinnt, die gut 45 Jahre währende politische Geschichte der Litauischen Sowjetrepublik (Lietuvos TSR) habe im Übrigen keinerlei erwähnenswerte Daten und Vorgänge aufzuweisen, muss das wohl der Perspektive des Autors zugeschrieben werden. Es ist der Blickwinkel des Auslandslitauers und des dennoch am nationalen Geschick nicht unbeteiligten Historikers, der die Darstellung insgesamt prägt. Innerhalb der einzelnen Artikel tritt dieser Eindruck jedoch oft in den Hintergrund, zumal hier auch den Protagonisten des kommunistischen Regimes faktenreiche Beiträge gewidmet sind. In der kurzen Bewertung einzelner Persönlichkeiten und ihrer Tätigkeit für oder gegen Bevölkerung und Land, etwa des langjährigen Chefs der KP Litauens, Antanas Sniečkus (S. 275 ff.), dürfte man in Litauen selbst mitunter auf andere Akzente stoßen. Dass der gesamte Band vom Topos der wiedererrungenen Unabhängigkeit dominiert wird, verraten gleichwohl zahlreiche Artikel des Wörterbuches. So wird zum Stichwort „Kaunas" (S. 149 ff.) die ältere Geschichte der Stadt relativ ausführlich behandelt, für die Sowjetzeit nur die Industrialisierung in einem Satz erwähnt und gleich darauf wieder der antisowjetische Widerstand mit der Selbstverbrennung des Studenten R. Kalanta

(1972) sowie die besondere Rolle der Unabhängigkeitsbewegung in der Stadt 1989/90 thematisiert.

Für den Nutzer der angesprochenen Zielgruppe legt diese Art selektiver Darstellung der jüngsten Geschichte Litauens etwas Vorsicht beim Umgang mit dem Band nahe. Er wird aber andererseits auch für diesen Zeitraum Informationen finden, die er anderorts nur mit erheblichem Aufwand erreichen könnte. So sind zum Beispiel die Artikel über politische und gesellschaftliche Organisationen in der ersten Republik zwischen 1920 und 1940 in ihrer gedrängten Präzision besonders wertvoll, ebenso die Auskünfte über die verschiedenen Widerstandsbewegungen in Litauen und in der Emigration. In Wörterbüchern zur Geschichte muss man nicht unbedingt Beiträge zur kulturellen Entwicklung finden. Umso erfreulicher, dass im vorliegenden „Dictionary" Stichwörter zu den wichtigsten Leitfiguren der Kirchen- und Kulturgeschichte und Artikel zu Sprache und Literatur (S. 165 ff. bzw. 172 ff.) Litauens enthalten sind. Leider fehlt Entsprechendes über Musik und Theater, obwohl beides gerade für die nationale Identitätsfindung im 20. Jahrhundert und das kulturelle Selbstbewusstsein in der Gegenwart eine bedeutende Rolle spielte und spielt.

Hinsichtlich der politischen, wirtschaftlichen und statistischen Daten für die jüngste Vergangenheit ist zu beachten, dass sie den Stand von 1996 wiedergeben und deshalb, wie bei Arbeiten der enzyklopädischen Spezies nicht anders möglich, sechs Jahre später teilweise überholt sind. Die geringe Halbwertzeit solcher Informationen ist aber auch der stürmischen gesellschaftlichen und politischen Entwicklung in Litauen selbst zuzuschreiben. Das macht eine baldige Neuauflage dieses Nachschlagewerkes wünschenswert.

Manfred Klein, Keutschach/See

Mažosios Lietuvos enciklopedija (Kleinlitauische Enzyklopädie) (MLE). Bd. 1: A-Kar. Vilnius: Mokslo ir Enciklopediju Institutas 2000, 776 S., zahlreiche Abbildungen.

Der erste Band der Kleinlitauischen Enzyklopädie (MLE) stellt einen gewissen Höhepunkt in der Erforschung der Geschichte und des Kulturlebens Preußisch-Litauens aus litauischer Sicht dar. In das

alphabetisch geordnete Nachschlagewerk mit ca. 3000 Artikeln fließen Erkenntnisse von rund 200 renommierten, sich seit langem mit der Thematik beschäftigenden Autoren aus Litauen und dem Ausland ein. Unter den Autoren finden wir alles, was Rang und Namen hat, als Chefredakteur zeichnet der Sprachwissenschaftler Z. Zinkevičius, sein Stellvertreter ist der bekannte Erforscher der Architektur Preußisch-Litauens, M. Purvinas, ein Kleinlitauer.

Besonders aktiv waren Kleinlitauer aus Kanada und den USA: Der Vorsitzende des Kleinlitauischen Fonds (Mažosios Lietuvos Fondas), Vilius Pėteraitis, Sprachwissenschaftler wie auch Organisator und Koordinator, trug tatkräftig – auch materiell – dazu bei, dass die Enzyklopädie in dieser Form erscheinen konnte.

Wer über Litauen schreibt, kann die Geschichte der Beziehungen zu Preußisch-Litauen nicht ausblenden. Diese Beschäftigung mit Preußisch-Litauen hat in Litauen selbst eine lange Tradition, denn hier liegt die Wiege der gedruckten litauischen Schriftkultur. Und nicht nur das: Das nationale und kulturelle Zusammenwachsen Litauens zu einer Nation kann man sich ohne den Einfluss aus Ostpreußen schlechthin nicht vorstellen. Hingewiesen sei im Vorfeld der anzuzeigenden Enzyklopädie auf einige Studien:

1970 erschien ein Sammelband mit Texten deutschsprachiger Autoren des 19. Jahrhunderts zur Ethnographie Kleinlitauens in litauischer Übersetzung.[1] Erwähnt seien auch die Studien der exillitauischen Forscher Martin Brakas[2] und des bereits genannten Vilius Pėteraitis.[3] Pėteraitis prägte mit seinen Forschungen zu Fluss- und Wassernamen in Ostpreußen entscheidend das kartographische Konzept der Enzyklopädie. 1995 erschienen unter der Ägide des unermüdlichen Sammlers und Erforschers der traditionellen litauischen Kultur und Mythologie, Norbertas Vėlius, die beiden wohl umfangreichsten Sammelbände zur Geschichte, Ethnografie und Volksüberlieferung der Kleinlitauer, die sich selbst als Lietuvininkai oder Mažlietuviai bezeichneten.[4] Doch auch Institutionen haben viel zu den Forschungen beigetragen: Stellvertretend seien das Forschungszentrum für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Uni-

1 Lietuvininkai (Kleinlitauer), hrsg. v. V. Milius. Vilnius 1970.
2 Lithuania Mirror, hrsg. v. M. Brakas. New York 1976.
3 Vilius Pėteraitis, Mažoji Lietuva ir Tvanksta (Kleinlitauen und „nordwestliches Ostpreußen"). Vilnius 1992.
4 Lietuvininkų kraštas (Das Land der Kleinlitauer), hrsg. v. Norbertas Vėlius. Kaunas 1995; Lietuvininkų žodis (Das Wort der Kleinlitauer), hrsg. v. dems. Kaunas 1995.

versität Klaipėda/Memel sowie die seit 1993 von A. Hermann und A. Lepa herausgegebene Zeitschrift „Annaberger Annalen" erwähnt.

Die vorliegende Enzyklopädie stellt in ihrer Gesamtheit mehr dar als eine Zusammenfassung der eben erwähnten Forschungen, sie zeichnet vielmehr auch ein bestimmtes Bild vom dem, was man unter Mažoji Lietuva (Kleinlitauen) im Sinne der Herausgeber verstehen soll, und zwar in historischer, geografischer und ethnischer Hinsicht: „Die MLE umfasst das historische Kleinlitauen – vom Memelland im Norden bis Goldap im Süden, von Labiau im Westen bis nach Litauen im Osten; anders gesagt: die historischen Gebiete Nadrauen, Schalauen und Pilsaten, deren Anschluss an Litauen der Kleinlitauische Rat 1919 auf der Versailler Friedenskonferenz gefordert hatte – und die benachbarten Gebiete, in denen nur vereinzelt Kleinlitauer lebten, also den nordwestlichen Teil oder die Königsberger Region (Tvanksta), zu der das ganze Samland und Natangen sowie die nördlichen Teile von Barten und dem Ermland gehören."[5]

Dieser Definition entsprechend sind die Landkarten zu Kleinlitauen gestaltet (Innenseite des Buchdeckels, S. 31, 125 u. 368). Der Rezensent möchte die Bedeutung des Kleinlitauischen Rates von 1919 nicht in Frage stellen; doch selbst wenn man die gewöhnungsbedürftigen Bezeichnungen Pilsotas (für Memelland) und Tvankstė (für Königsberg) akzeptiert, so ist es doch schlicht bedauerlich, dass eindeutig deutsche Stadtgründungen (z.B. Memel) an keiner Stelle der Karten als solche vermerkt sind. Zudem ist bekannt, dass der litauische Einfluss in den größeren ostpreußischen Städten nur rudimentär war.

Orientiert man sich als deutschsprachiger Leser an den Landschaftsbezeichnungen nach dem Preußischen Wörterbuch,[6] dann zählt nach dem Willen der Herausgeber der Enzyklopädie zu Kleinlitauen nicht nur das nördlich und südlich des Memelflusses (lit. Nemunas) liegende Memelland und die östlichen Gebiete, sondern auch das nördlich und südlich des Pregel (lit. Prieglius) liegende Samland, Natangen und Barten, nach Süden hin ein Gebiet bis zur sog. Potsdamer Linie, die sich in etwa vom Frischen Haff, südlich von Heiligenbeil (lit. Šventapilė) über Goldap (lit. Galdapė) bis zum polnischen Kreis Suwałki erstreckt.

Hierzu sei differenzierend angemerkt, dass der litauische Einfluss (z.B. in Form des Eindringens von Lituanismen in die niederpreußische Mundart, das niederdeutsche Platt) sicher im Memelland und den

5 Vilius Pėteraitis, Vorwort, in: MLE, S. 11.

6 Preußisches Wörterbuch, hrsg. v. E. Riemann. Bd. 1, Lfg. 1 (Einführung). Neumünster 1974, S. 3.

östlichen Gebieten am stärksten verbreitet war, wie bereits die Sprachuntersuchungen von Natau[7] und Ziesemer[8] belegen, dass aber nicht von einer durchgehenden litauischen Sprachebene ausgegangen werden kann.

Die beiden Bände des Preußischen Wörterbuchs von Herrmann Frischbier (Berlin 1882/83) legen Zeugnis für den erheblichen Einfluss der litauischen Sprache auf das niederdeutsche Platt gegen Ende des 19. Jahrhunderts ab. Selbst in plattdeutschen Textsammlungen nach 1945, z.B. Alltagserzählungen aus Ostpreußen, lassen sich verblüffend viele Lituanismen nachweisen.[9] Diese lassen sich einerseits über Wörterbücher und vergleichbare Quellen in ihrem Sprachbestand bis auf ethnografische Eingrenzungen seit dem 18. Jahrhundert belegen, andererseits bilden sie in den Texten integrierte situative Sprachfärbungen, die den Sprechern in ihrem Quellenhorizont gar nicht bewusst sein müssen, d.h. sie sind in den vorliegenden Texten niederdeutsch-ostpreußischer Sprecher lebendiger Sprachbestand. Der Wochenmarkt in Gumbinnen hieß bis 1945 Turgus (lit. turgus), wohin man sich mit dem Krepsch (lit. krepšis, Korb, Beutel) auf den Weg machte, um nur ein Beispiel anzuführen. Dass das Sprachrepertoire einer mennonitischen Erzählerin aus dem Kreis Elchniederung noch in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts[10] über 100 Lituanismen aufweist, zeigt doch, wie tief litauisches Sprach- und Gedankengut auch unter der deutschsprachigen Bevölkerung Ostpreußens verbreitet war.

Dies betrifft besonders die praktisch allgegenwärtigen Orts- und Gewässernamen altpreußischen bzw. litauischen Ursprungs. Daher ist es besonders verdienstvoll, dass die Orts- und Gewässernamen in der MLE alphabetisch deutsch-litauisch, polnisch-litauisch und russisch-litauisch (S. 759-775) aufgelistet werden, da viele dieser Namen im Zuge der ‚Kolonisierung' von deutscher Seite (insbesondere im Jahre 1938) und von sowjetischer Seite nach 1945 von der Landkarte verschwanden.

Hervorzuheben ist, dass das Bild Kleinlitauens in der MLE auf einer spezifischen Interpretation von Ethnos und Volk fußt. Unter ethnischer Kultur (lit. etninė kultūra) der Kleinlitauer wird die historisch gewachsene Gesamtheit der materiellen und geistigen Erzeugnisse

---

7 Otto Natau, Mundart und Siedelung im nordöstlichen Ostpreußen. Königsberg 1937.

8 Walther Ziesemer, Die ostpreußischen Mundarten. Breslau 1924.

9 Ulrich Tolksdorf, Eine ostpreußische Volkserzählerin. Marburg 1980; Reinhard Goltz, Martin Schröder, „Eck vertäll miene Jeschichte". Marburg 1997.

10 Tolksdorf, Volkserzählerin (wie Anm. 9), S. 25.

verstanden und darauf hingewiesen, dass die litauischen Bauern über Jahrhunderte einen eigenen nationalen Identitätstypus entwickelt haben. Diese gut dokumentierte traditionelle bäuerliche Kultur geriet im Zuge des gerade gegen Ende des 19. Jahrhunderts sich beschleunigenden Akkulturationsprozesses immer mehr in die Defensive. Politische, wirtschaftliche und über die staatlichen Institutionen auch kulturelle und sprachliche Dominanz des Deutschen führte zu einem spezifischen Anpassungsdruck, sodass das Litauische an den Rand gedrängt wurde.

Für diesen Vorgang wird etwas unglücklich ein Begriff, der für unser Thema weder international noch im großem Litauischen Wörterbuch[11] nachweisbar ist, gewählt, nämlich Ethnozid (lit. etnocidas). Anders als beim Genozid, der physischen Vernichtung eines Volkes, handelt es sich hier nach Ansicht der Herausgeber um die systematische Ausrottung ethnischer Eigenschaften, und damit der nationalen Identität und kulturellen Eigenheit eines Volkes, wofür die Chiffren Germanisierung und Kolonisierung stehen. Dieser Prozess habe dazu geführt, dass bis 1940 wesentliche Elemente der kleinlitauischen materiellen und geistigen Kultur verschwanden.

Die Schwäche der Interpretation liegt eindeutig in der Nichtbeachtung der beiden Kategorien „Ethnos" und „Demos". Es macht wenig Sinn, quasi mit dem Lineal ethnische Grenzen (lit. etninės ribos) zu ziehen und zu versuchen, die Bevölkerung in klar umrissene Ethnien einzuordnen, um sie dann mit spezifischen nationalen Eigenschaften und einem besonders gearteten nationalen Willen auszustatten. Selbst wenn sich der Autor des Stichworts „etnocidas" hier auf den großen preußischen Gewährsmann Immanuel Kant berufen könnte, der sich in der „Nachschrift eines Freundes" zu Christian Gottlieb Mielckes „Littauisch-deutsches und Deutsch-littauisches Woerterbuch" von 1800 über die Bildung und Erhaltung der Reinigkeit der littauischen Sprache äußerte („Ein von allem Hochmuth, oder einer gewissen benachbarten Nation, wenn jemand unter ihnen vornehmer ist, ganz unterschiedener Stolz, oder vielmehr Gefuehl seines Werths, welches Muth andeutet und zugleich für seine Treue die Gewaehr leistet."[12]), so bleiben das planimetrische Spiele, die der sozialen Realität entbehren.

---

11 Lietuvių kalbos žodynas (Litauisches Wörterbuch). 2. Aufl., Vilnius 1968.

12 Immanuel Kant, Nachschrift eines Freundes, in: Littauisch-deutsches und Deutsch-littauisches Wörterbuch, hrsg. v. Christian Gottlieb Mielcke. Königsberg 1800.

Die ostpreußische Kultur- und Sprachenlandschaft erinnert eher an einen bunten Flickenteppich, auf dem in historischer, geografischer und sozialer Dimension verschiedene Ethnien (Deutsche, Litauer, Polen und Juden) in einem mehr oder weniger direkten Kommunikationsprozess dem Land jene Farbe gaben, durch das es sich auszeichnete.

Im Zweiten Weltkrieg und danach fand durch nazistische und stalinistische Terrormaßnahmen eine systematische physische Vernichtung bzw. Vertreibung der eingesessenen Bevölkerung statt, sodass nach 1945 auch das staatstragende deutsche Element von der Landkarte verschwand. So haben die Ereignisse während und nach dem Zweiten Weltkrieg das fragliche Gebiet grundsätzlich ethnisch, sozial und kulturell verändert.

In seinem Geleitwort fasst der Redaktionsleiter Zinkevičius das Anliegen der MLE wie folgt zusammen: „Die größte Bedeutung wird der litauischen Sachwelt Kleinlitauens zuteil. An zweiter Stelle stehen dann unsere stammesverwandten Prussen, die dieses Gebiet einst bewohnten, an dritter Stelle – die Sachwelt der Deutschen, die dieses Gebiet über lange Zeit hinweg regierten, und schließlich die neueste, unserem Gedächtnis gegenwärtige aufgesetzte russische Schicht" (S. 16). Entsprechend diesem Leitmotiv befasst sich der größte Teil der ca. 3000 Artikel mit kleinlitauischen Persönlichkeiten, Forschern und Freunden, historischen Personen (880), gefolgt von Ortschaften (490), Flüssen und anderen Naturgegenstände (280), sowie Burg- und Grabanlagen (170). 160 Beiträge sind Vereinen, Glaubensgemeinschaften und ev. Pfarrern gewidmet, 140 dem Presse- und Verlagswesen usw.

An dieser Stelle soll noch besonders auf das umfangreiche Bild- und Fotomaterial aus verschiedenen privaten Archiven hingewiesen werden. So befinden sich am Ende eines jeden Buchstabens wertvolle ergänzende Fotos von Kulturdenkmälern, Landschaften, Persönlichkeiten usw., was das Gesamtbild der MLE optisch entscheidend auflockert.

Wie immer man die Inhalte der Enzyklopädie bewertet, die Herausgeber und Autoren haben große Arbeit geleistet, und eine weitere Beschäftigung mit dem Thema Ostpreußen und Kleinlitauen, sei es von litauischer oder deutscher Seite, wird dieses Werk nicht ignorieren können.

Gerhard Bauer, Bielefeld

1941 m. birželio sukilimas. Dokumentų rinkinys (Der Juniaufstand 1941. Eine Dokumentensammlung), zusammengest. v. Valentinas Brandišauskas. Vilnius: Lietuvos Gyventojų Genocido ir Rezistencijos Tyrimo Centras 2000, 378 S.

Die Aufarbeitung des Zweiten Weltkriegs ist mittlerweile auch in Litauen in vollem Gang. Berücksichtigt man, dass in Litauen freie Forschung erst seit 1988 möglich ist, dann kann man nur staunen, wie schnell die litauischen Historiker begonnen haben, auch diese Forschungslücke zu schließen. In den letzten fünf Jahren ist dazu eine ganze Reihe bedeutender Monografien erschienen.[1] Dabei stehen vor allem die Ereignisse der ersten Kriegsmonate in Litauen, also Juni bis September 1941, im Mittelpunkt des Interesses der Historiker und besonders der Öffentlichkeit. Der am 23. Juni 1941 ausgebrochene Aufstand gegen die zurückweichende Rote Armee und die Racheakte gegen die Juden und sowjetische Aktivisten in den ersten Kriegsmonaten wurden nach dem Krieg von der litauischen Gesellschaft unterschiedlich gesehen. Die Organisatoren und Teilnehmer des Aufstandes, die 1944 größtenteils Litauen verließen und ins Exil gingen, verklärten den Aufstand und damit ihre eigenen Aktivitäten und blendeten heikle Themen wie die Zusammenarbeit mit den Nazis und die Beteiligung am Judenmord weitgehend aus. Eine solchermaßen idealisierte und verfälschte Sicht aus dem Exil wurde nach 1990 von der Öffentlichkeit im freien Litauen mehrheitlich übernommen und fand Anhänger im konservativen Lager. Den Höhepunkt einer solchen Bewertung stellte der schlecht vorbereitete Versuch der Konservativen Partei im Parlament im Sommer 2000 dar, den 23. Juni zum staatlichen Feiertag auszurufen. Das verheerende Echo im Ausland, aber vor allem die eindeutigen Aussagen litauischer Historiker bewogen schließlich den damaligen Parlamentspräsidenten Landsbergis, den Staatspräsidenten zu bitten, das bereits angenommene Gesetz nicht zu unterschreiben.

---

1 Valentinas Brandišauskas, Siekiai atkurti Lietuvos valstybingumą (1940.06–1941.09) (Bemühungen um die Wiederherstellung der litauischen Staatlichkeit [Juni 1940 bis September 1941]). Vilnius 1996; Arūnas Bubnys, Vokiečių okupuota Lietuva (1941–1944) (Litauen unter deutscher Besatzung [1941–1944]). Vilnius 1998; Petras Stankeras, Lietuvių policija 1941–1944 metais (Litauische Polizei 1941–1944). Vilnius 1998; Lietuvos žydų žudynių byla. Dokumentų ir straipsnių rinkinys (Die Akte des Mordes an litauischen Juden. Sammlung von Dokumenten und Abhandlungen), zusammengest. v. Alfonsas Eidintas. Vilnius 2001.

Die Ereignisse der ersten Kriegsmonate spalten damit noch immer die Öffentlichkeit, nicht aber die Historikerzunft in Litauen. Diese durchschaute sehr schnell die idealisierende Darstellung und trug entscheidend zur Entmythologisierung des Aufstandes und vor allem zum Eingeständnis der litauischen Beteiligung am Judenmord bei.

Ein Problem bei der Erforschung der Ereignisse der ersten Kriegsmonate ist der Mangel an Primärquellen. Die zahlreichen nach dem Krieg verfassten Erinnerungen sind nicht als authentische Zeugnisse anzusehen. Schon 1941/42 war man allerdings um ‚Authentizität' bemüht. Sowohl die Aufständischen als auch die nach Russland geflüchtete sowjetlitauische Regierung erließen Anweisungen, Erlebnis- und Situationsberichte der ersten Kriegsmonate zu verfassen. Am 7. Juli 1941 wies der damalige Innenminister der Provisorischen Regierung in Kaunas alle lokalen Behörden an, Berichte über die örtlichen Juniereignisse zu erstellen. Auch das im Juli 1941 errichtete „Museum über den Roten Terror" sowie das Partisanenbüro zogen bald schriftliche Erkundigungen ein. Die Sowjets ihrerseits befragten im Sommer 1942 nach Russland geflüchtete Funktionäre über ihre Erlebnisse auf der Flucht. Alle diese zeitnahen Quellen wurden nach dem Krieg in litauischen Archiven aufbewahrt, von sowjetischen Behörden und Historikern ausgewertet und in Teilen veröffentlicht.[2] Nach 1988 dienten sie unter anderem dem Herausgeber dieser Dokumentation dazu, eine Monografie über den Aufstand von 1941 zu verfassen.[3] Die Veröffentlichung der Dokumente stellt daher keine Sensation dar, erleichtert es aber den Forschern und besonders einem breiten Publikum, die damalige Situation, die Sichtweise von Handelnden und Betroffenen sowie die Atmosphäre der Zeit zu verstehen. Sensationell war dagegen die Entdeckung der Sitzungsprotokolle der Provisorischen Regierung in der Litauischen Nationalbibliothek Ende 2000, also kurz nach Erscheinen der hier zu besprechenden Dokumentation. Die Protokolle wurden bereits Anfang 2001 veröffentlicht.[4] Sie ergänzen und erweitern die Dokumentation von Brandišauskas.

---

2 Masinės žudynės Lietuvoje 1941–1944. Dokumentų rinkinys (Massenmorde in Litauen 1941–1944. Dokumentensammlung). Tl. 1-2, Vilnius 1965–1973.

3 Brandišauskas, Siekiai atkurti (wie Anm. 1).

4 Lietuvos laikinoji vyriausybė. Posėdžių protokolai 1941 m. birželio 24 d. – 1941 m. rugpiūčio 4 d. (Litauische Provisorische Regierung. Sitzungsprotokolle vom 24. Juni 1941 bis zum 4. August 1941), zusammengest. v. Arvydas Anušauskas. Vilnius 2001.

Die uns vorliegende Dokumentensammlung ist in fünf Abschnitte gegliedert: 1) Anweisungen zum Sammeln der Berichte; 2) Berichte über die Kämpfe gegen die Rote Armee; 3) Berichte über den Wiederaufbau der lokalen Verwaltung und deren Tätigkeit; 4) Das Tagebuch des Erzbischofs Juozapas Skvireckas; 5) Erlebnisberichte sowjetischer Aktivisten.

Obwohl die einfordernden Behörden sehr klare Vorgaben machten, ähneln die Berichte nicht selten Heldensagen. Die Aussagekraft der einzelnen Darstellungen ist daher nicht sehr groß, sie wurden oft von einfachen Menschen geschrieben, deren Wirkungsradius eingeschränkt und deren Kenntnis ausschließlich auf ihren Ort beschränkt war. Aber auch führende Persönlichkeiten waren auf Gerüchte und später auf eine durch die deutsche Zivilverwaltung zensierte Berichterstattung angewiesen, wie das Tagebuch des Erzbischofs Juozapas Skvireckas verdeutlicht. In langen Passagen wiederholt Skvireckas Schlagzeilen der wenigen ihm zugänglichen litauischen und deutschen Zeitungen. Das Tagebuch ist mit wenigen Ausnahmen in seiner Banalität fast erschreckend. Der Erzbischof ist mehr am Frontverlauf und an der Sicherung seines Besitzes als am Schicksal seiner Landsleute und besonders der Juden interessiert. Schlagartig wird die Feststellung von Liudas Truska verständlich, Litauen habe weder 1940 noch 1941–1944 „politisch und historisch denkende Führer" besessen.[5] In ihrer Gesamtheit geben die Berichte jedoch die verworrene und dramatische Situation der ersten Kriegswochen recht plastisch wieder. Aus ihnen wird die Begeisterung der meisten Litauer über den Einmarsch der Deutschen deutlich, der die ungeliebte Sowjetherrschaft beendete, aber auch der Hass auf die litauischen Kommunisten und vor allem auf die Juden, denen man generell Verrat am litauischen Staat und Zusammenarbeit mit den Sowjets vorwarf, obwohl das in Wirklichkeit nur punktuell geschah. Offensichtlich wurde der Aufstand zudem keineswegs generalstabsmäßig vorbereitet. Die Aufständischen handelten in der Regel spontan. Es fehlte ihnen an Bewaffnung und Führung. Die Kriegshandlungen beschränkten sich auf die Besetzung von Verwaltungsgebäuden und Festnahmen sowjetischer Funktionäre und versprengter Rotarmisten. Die neu errichteten lokalen Behörden, vielfach mit Beamten aus der Unabhängigkeitszeit besetzt, führten zumindest am Anfang die Anweisungen der deutschen Besatzer äußerst willfährig aus. Auch Anordnungen zur

5 Liudas Truska, 1941–1944: kas buvo lietuvių priešas Nr. 1 (Wer war 1941–1944 der Feind Nr. 1)?, in: Kultūros Barai (2002), H. 4, S. 85-90.

Einrichtung von Ghettos für Juden, ihre Ausgrenzung aus der Öffentlichkeit und die Beschlagnahme ihres Eigentums fanden bei den litauischen Aufständischen Zustimmung, zumal die Provisorische Regierung, die immerhin noch zwei Monate lang ein Schattendasein führen durfte, in ihren Erlassen an die lokalen Behörden die deutschen Befehle weiterleitete. Wer aber in den Berichten Belege für Morde an Juden sucht, wird enttäuscht werden. Es gibt bestenfalls Andeutungen, denn die Täter wussten, dass sie mit solchen Taten alle Grenzen überschritten und in der litauischen Gesellschaft keine Anerkennung finden würden. Die litauische Gesellschaft war bereit, die Juden auszugrenzen und auszubeuten, aber eine massenhafte Ermordung stand auf einem anderen Blatt. Folgt man einer neueren Publikation, dann ermordeten etwa genau so viele Litauer Juden, wie andere Litauer Juden retteten, obwohl Hilfe für die Juden in der Regel mit dem Tode bestraft wurde.[6]

Die Texte der Sammlung verdeutlichen auch die Hintergründe für den – geschichtlich gesehen – unerwarteten Hass der Litauer auf die Juden: Nicht so sehr antisemitische oder rassistische Gründe, sondern die Gleichsetzung von Juden und Kommunisten bewog einen Teil der Partisanen, sich am Holocaust zu beteiligen.[7]

Arthur Hermann, Heidelberg

6 Das Judentum in Vilnius gibt die Zahl der geretteten Juden mit 3000 an. An der Rettung beteiligten sich ca. 2700 Litauer. In Judenmorde waren ca. 2000-3000 Litauer verwickelt. Vgl. Lietuvos žydų (wie Anm. 1), S. 163 u. 190.

7 Joachim Tauber, 14 Tage im Juni: Zur kollektiven Erinnerung von Litauern und Juden. Vortrag auf der Jahrestagung des Litauischen Kulturinstituts 2001 (im Druck).

Alfonsas Eidintas, Vytautas Žalys, Alfred Erich Senn, Lithuania in European Politics. The Years of the First Republic, 1918–1940, hrsg. v. Edvardas Tuskenis. New York: St. Martin's Press 1997, 250 S.*

Im anzuzeigenden Buch geht es um die Entwicklung des litauischen Volkes im 20. Jahrhundert, wobei die Phase der litauischen Republik zwischen 1918 und 1940 im Mittelpunkt der Betrachtungen steht. Die wichtigsten Autoren des Buches, Alfonsas Eidintas und Vytautas Žalys, sind im sowjetischen Litauen aufgewachsene Historiker, die es

* Aus dem Litauischen übersetzt von Claudia Sinnig, Berlin.

aber vermocht haben, sich wissenschaftliche Qualifikationen der Gegenwart anzueignen. Die von Eidintas geschriebenen Kapitel spiegeln stärker das Leben im Innern Litauens wider, während Žalys sich mit der internationalen Lage Litauens von 1918 bis 1940 befasst. Einführung und Schlussteil des Buches hat der US-Historiker Alfred Erich Senn geschrieben, einer der wichtigsten Spezialisten für litauische Geschichte im Westen. Das Buch trägt somit Züge einer kollektiven Monografie. Da sich Eidintas und Žalys bei der Abfassung ihrer Texte auf Arbeiten von Historikern aus Litauen gestützt haben, die sich von früheren ideologischen Vorgaben gelöst haben, stellt das Buch eine Art Quintessenz der Bemühungen der litauischen Historiografie und, wie eine positive Rezension bemerkt, auch ein Modell für zukünftige Forschungen dar.

Obgleich im Zentrum des Buches die Existenz des litauischen Staates von 1918 bis 1940 steht, ist ein Teil der Entstehung des modernen litauischen Volkes im 19. Jahrhundert, ein anderer der Situation nach dem Zusammenbruch der Staatlichkeit im Jahre 1940 bis zu seiner Wiederherstellung 1990 gewidmet. Die Begründung für ein solch weites Ausgreifen gibt Senn am Beginn des Buches: „The purpose of this book is to explain how Lithuanian national consciousness grew from an unstructured instinct to a firm sense of nationhood in the course of this century" (S. 1).

Senn tendiert also dazu, dem litauischen Volk nicht den Status eines historischen Volkes (im Sinne Hegels) zuzuerkennen. Ihm zufolge hatten die Litauer im Jahre 1918 keinerlei staatliche Strukturen, ja selbst die kulturelle Identität sei nicht klar definiert gewesen. Aber 20 Jahre Eigenstaatlichkeit hätten ein starkes litauisches Selbstverständnis geschaffen, das für die Okkupanten nicht mehr „verdaubar" gewesen sei, was 1991 von mehr als einem sowjetischen Funktionär bedauert worden sei, denn ohne das „Wespennest" Litauen wäre das Leben in der Sowjetunion leichter gewesen. Senns These, 1918 habe nicht eine litauische Nationalbewegung einen litauischen Staat geschaffen, sondern erst die Existenz der Staatlichkeit bis 1940 habe ein litauisches Nationalbewusstsein hervorgebracht, dürfte von manchen litauischen Autoren nicht unwidersprochen akzeptiert werden.

Denn das würde bedeuten, dass die Entstehung des litauischen Staates in den Jahren 1918–1920 weniger von lokalen als vielmehr von äußeren Ereignissen bestimmt wurde. Obwohl es kein Kriterium gibt, mit dem sich bestimmen ließe, in welchem Maße innere und äußere Ereignisse eine Rolle gespielt haben, lässt sich eine wichtige methodologische Grundhaltung wahrnehmen: Senn schlägt in seiner Einfüh-

rung vor, sich von einem kühlen, objektiven Blick „von außen" auf das Forschungsprojekt leiten zu lassen und sich damit gleichsam von litauischen Sentiments abzugrenzen.

Alfonsas Eidintas indessen, obgleich Meister eines flüssigen und undogmatischen Stils, erzählt breit, fast enzyklopädisch von der Entstehung des litauischen Staates, seiner inneren Entwicklung und seinem Untergang und bleibt doch, so scheint es, „im Innern" des zu beschreibenden Objekts. Dies signalisieren Kapitelüberschriften wie „Restoration of the State" oder „The Nation creates its State". Die Unabhängigkeitserklärung vom 16. Februar 1918 schildert er beispielsweise auf traditionell ‚litauische' Weise: Die Mitglieder der Taryba treffen sich an diesem 16. Februar und verkünden die Souveränität; sowohl die Hausnummer des Gebäudes als auch der Zeitpunkt werden minuziös registriert.

Jedoch bleibt völlig unklar, auf welche realpolitische Logik sich dieser Akt stützen konnte. Bekannt ist, dass seine Besonderheit darin bestand, die eigentliche Entscheidung über die litauische Staatsform und Grenzen einem Gründungsseimas zu überlassen. Praktisch bedeutete dies freie Wahlen auf einem Gebiet von etwa vier Gouvernements, in denen Einwohner litauischer Nationalität schwerlich auch nur die Hälfte der Bevölkerung ausmachten. Was für ein Litauen hätte ein solcher Seimas ausrufen können, wo doch die späteren Parlamente – zwar von einer litauischen Mehrheit gewählt, jedoch auf einem halb so großen Gebiet – nur mit Mühe regierungsfähige Mehrheiten zu Stande brachten? 1926 wurde dann auch diese Mehrheit abhängig von den Stimmen der nationalen Minderheiten, und bald darauf endete die Epoche des Parlamentarismus in Litauen insgesamt.

Aber Eidintas mag keine Komplikationen. Ruhig beschreibt er, welche Parteien an den Wahlen zum Gründungsseimas teilnahmen, wann die Wahlen stattfanden und wie sich die Stimmen auf die 112 Sitze verteilten; für ihn scheint es nicht wichtig zu sein, dass bei den Wahlen zum Gründungsseimas nicht einmal die Hälfte der nach dem Wahlgesetz vorgesehenen 229 Abgeordneten gewählt wurde.

Auf S. 43 steht fälschlicherweise, dass die vom Gründungsseimas angenommene provisorische Verfassung das Eigentumsrecht garantiert habe. Dieses Recht wurde mehr oder weniger nur respektiert, solange die Rechte (die Nationale Fortschrittspartei und die Christlich-Demokratische Partei) regierte. Der von der Mitte und der Linken dominierte Gründungsseimas jedoch machte den Weg für die Umverteilung des Bodens frei, und es bleibt bis heute unklar, wie man die Landreform bewerten soll. Traditionell wird die Meinung vertre-

ten, dass die Aufteilung des Bodens unter der Mehrheit der Litauer den Bolschewismus in Litauen verhindert habe. Jedoch belegen konkrete Forschungen, dass 1920 ausgerechnet Sowjetrussland die litauische Regierung zu einer radikalen Bodenreform aufforderte. Eidintas registriert wenigstens die negative Einstellung der „tautininkai" zur Bodenreform (S. 48).

Im Zentrum der Betrachtungen von Eidintas' Darstellung steht das politische System Litauens und sein Einfluss auf das litauische Selbstverständnis. Dies ist ein sehr wichtiger Aspekt, denn eine der Ursachen für den Untergang des Staates bestand zweifelsohne in der Unfähigkeit, ein Gleichgewicht zwischen legislativer und exekutiver Gewalt herzustellen. Jedoch wird aus den Passagen nicht ersichtlich, ob es überhaupt Bemühungen gab, ein solches Gleichgewicht zu schaffen.

Insgesamt rechtfertigt sich die „registrierende" Methode von Eidintas zumindest teilweise. Sie entlässt den Verfasser zwar aus der Pflicht tieferer Analyse und dem Ausloten verschiedener Optionen, gestattet es aber immerhin, dort etwas zu schreiben, wo andere vielleicht nichts geschrieben hätten.

Žalys demonstriert ein stärkeres Bemühen, der Introvertiertheit zu entkommen. Sein Abschnitt zu „Lithuania's Geopolitical Situation and the Dimensions of Lithuanian Foreign Policy" besticht gleichzeitig durch Gründlichkeit und Kompaktheit. Das ganze Wesen der litauischen Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit wird durch einige treffende Wendungen ausgedrückt, wie z.B. „unwilling revisionism" (S. 60) oder „[it is] sometimes difficult to understand whether Lithuania was carrying out its own policy, or whether the Soviet Union was using it as a Trojan horse in the Baltic" (S. 64).

Bei seinen starken Verallgemeinerungen vermeidet Žalys nicht immer ein Abrutschen ins Tendenziöse, vor allem, wenn es um Details geht. Beispielsweise bezeichnet er die Strategie der Litauer im Herbst 1920 treffend als „having put all their eggs in the Russian basket" (S. 73). Dennoch hält er den polnischen Angriff auf Litauen am 22. September 1920 lediglich für einen zufällig nutzbaren Vorwand, damit Litauen die russischen Bol'ševiki durch sein Territorium ziehen lassen konnte. Er übersieht dabei, dass nach dem litauisch-russischen Vertrag vom 6. August 1920 die Rote Armee das Recht erhielt, sich auf dem Litauen zuerkannten Territorium entlang der Linie Grodno – Lida – Molodetschno festzusetzen und Litauen praktisch während des gesamten September 1920 sowohl diplomatisch (in den Verhandlungen mit Polen in Kaunas, Kalvarija und Suwałki) die Sowjetunion unterstützte als auch militärisch (fast die ganze Armee wurde in der

Region Suwałki – Augustów zusammengezogen) die russische Armee absicherte. Man versprach sich davon sowohl eine Garantie für die eigene Sicherheit als auch eine Möglichkeit, die zukünftige Rote Armee zu kontrollieren (sic!). Erst die Nachricht von der russisch-polnischen Übereinkunft in Riga öffnete den Litauern die Augen für den Korb, in den sie ihre Eier besser hätten legen sollen.

Žalys stellt zu Recht fest, dass nach dem Marsch von General Żeligowski die Litauer die Losung „Ohne Vilnius werden wir nicht ruhen" annahmen. Doch wird nicht deutlich, was diese Parole praktisch bedeutete. Unerwähnt bleibt die bekannte Tatsache, dass litauische Diplomaten die Sowjets um Hilfe bei der Verhinderung des Plebiszits Ende 1920 baten[1] und sich wegen des Hymans-Projekts im Sommer 1921[2] an Moskau wandten. Andererseits unterstreicht Žalys stark die Absage der litauischen Regierung vom März 1922 an ein Engagement mit den Sowjets: „Kaunas rejected Moscow's offer of cooperation and refused to join a military alliance with Soviet Russia" (S. 104). Dagegen werden die im Dezember 1925 dem nach Kaunas gereisten sowjetischen ‚Außenminister' Čičerin von litauischer Seite vorgelegten Projekte über ein militärisches Bündnis diplomatisch als „proposals, some of them far reaching" (S. 109) bezeichnet.

Hier geht es, um nicht missverstanden zu werden, nicht allein um Ausdrucksweisen. Meiner Meinung nach schätzt Žalys die Situation nach dem Herbst 1920 nicht völlig zutreffend ein. Zwar gibt er Polen die Schuld an der Okkupation von Vilnius, weiß aber keine Alternativen aufzuzeigen: Was wäre geschehen, wenn z.B. Polen gezwungen gewesen wäre, seine Truppen aus Vilnius abzuziehen? Und wenn die Litauer mit der Losung „Ohne Vilnius werden wir nicht ruhen" nicht letztlich dazu beitrugen, ihren eigenen Staat zu zerstören, dann bleibt unklar, was genau sie mit dieser Losung beabsichtigten.

Ein gewisser Impuls für diese Unbestimmtheit geht wohl von Senn selbst aus, denn in seiner Einführung zieht er die unerwartete Parallele, Polen habe aus der Geschichte nichts gelernt, da es im Herbst 1920 wie schon 1569 zu Zeiten der Lubliner Union eine gemeinsame Grenze mit Russland angestrebt habe, was zur Folge ge-

---

1 Vgl. z.B. den Bericht von D. Zaunius vom 21. Dezember 1920 über ein Gespräch mit A. Joffe, in: Zentrales Staatsarchiv Litauens, F. 383, Ap. 7, B. 76, S. 6.

2 Vgl. Dokumenty vnešnej politiki SSSR (Dokumente zur Außenpolitik der Sowjetunion). Bd. IV, Moskva 1960, S. 31 u. 432.

habt habe, dass es zwischen Litauen und Russland keine gemeinsame Grenze gegeben habe (S. 8). Jedoch hängt dieser effektvolle Vergleich insofern in der Luft, als Senn keine Alternative aufzuzeigen vermag.

Es ist schade, dass aus der Darstellung von Žalys aus irgendeinem Grund die Hintergründe der Entstehung der Baltischen Entente „herausgefallen" sind. Vielleicht blieb deshalb auch die weitere Erörterung der so genannten Neutralitätspolitik der baltischen Staaten und Litauens unzureichend.

Eidintas, Žalys und Senn sind Autoren, deren Stil und Auffassungen recht unterschiedlich sind, aber das von ihnen gemeinsam betreute Projekt überzeugt. Ein modernes Bild Litauens im 20. Jahrhundert ist entstanden. Geholfen haben dabei zweifellos Professionalität und Erfahrung der Autoren, aber auch die gelungene verlagstechnische Gestaltung des Buches dürfte zum Erfolg beitragen.

Česlovas Laurinavičius, Vilnius

Judenmord in Litauen. Studien und Dokumente, hrsg. v. Wolfgang Benz u. Marion Neiss. Berlin: Metropol-Verlag 1999, 183 S.

Die Öffnung der litauischen Archive und die verstärkte Auswertung von Materialien, die im Zuge von Ermittlungs- und Gerichtsverfahren in Deutschland, den Vereinigten Staaten, Australien und Litauen gesammelt wurden, hat in den 90er Jahren der Erforschung des Holocaust in Litauen einen starken Schub verliehen. Der zu besprechende kleine Sammelband mit Aufsätzen und Dokumenten ging aus einer Konferenz mit litauischen, amerikanischen und deutschen Historikern hervor, die im Dezember 1996 im Berliner Institut für Antisemitismusforschung stattfand und der Diskussion der neueren Forschungsergebnisse diente.

Der Eröffnungsaufsatz des amerikanischen Historikers Mike Mac Queen, infolge seiner Ermittlungstätigkeit für das Washingtoner Justizministerium bei der Verfolgung litauischer Kriegsverbrecher einer der besten Kenner der litauischen Archive, ist in seiner englischen Erstfassung einer der anregendsten Überblicke zum Kontext des Holocaust in Litauen. In überzeugender Weise diskutiert MacQueen die Wirkung des litauischen Nationalismus sowie der außenpolitischen Ereignisse der Jahre 1938 bis 1941 auf die spezifische Er-

scheinungsform des Antisemitismus in Litauen. In Verbindung mit der traditionellen katholisch-ländlichen Judenfeindschaft und den antijüdischen Verdrängungskampagnen im wirtschaftlichen Bereich in den 30er Jahren lud sich der litauische Antisemitismus stark auf. Ein besonderes Anliegen der Arbeiten MacQueens ist es, immer wieder danach zu fragen, ob nicht ein Teil der antisemitischen Schubkraft aus der eigenen litauischen Verstrickung in das Sowjetregime und deren Verleugnung herrührt. Zuverlässig stellt MacQueen im Weiteren die Mordphasen während der deutschen Besatzung dar und betont zu Recht die große Rolle, die den rechtsextremen Führungskräften im litauischen Militär- und Polizeiapparat seit Ende Juli 1941 zukam. Die Teilnahme von litauischen Schutzmannschaftsbataillonen an den Massenmorden und – wieder ein Spezifikum MacQueens – die Tätigkeit der litauischen Sicherheitspolizei besonders im Vilnius-Gebiet werden quellengestützt erörtert. Hierzu eine kleine faktische Korrektur: Die lange kursierenden Zahlen zu den sowjetischen Deportationen im Juni 1941 (35000 Deportierte, darunter 6000 Juden) sind überhöht und wurden mittlerweile nach unten korrigiert. Im Juni 1941 fielen etwa 17500 Personen, darunter knapp 3000 Juden, der Deportation ins Innere der Sowjetunion zum Opfer. Die hier vorgelegte deutsche Fassung ist leider schlecht übersetzt und daher mit vielen kuriosen Stilblüten versehen – bis hin zu Rückübersetzungen aus dem Englischen von bereits publizierten deutschen zentralen Quellen. Der Text sollte in der etwas längeren englischen Fassung in dem 1998 erschienenen Heft der „Holocaust and Genocide Studies", das den Holocaust in Litauen behandelt, gelesen werden.[1]

Jürgen Matthäus, einer der besten Historiker zur deutschen Besatzungspolitik in Litauen während des Zweiten Weltkrieges, gelingt es in seinem Aufsatz zur deutschen Besatzungspolitik im Ersten Weltkrieg, die Monografien von Gerd Linde (1965), Abba Strazhas (1993) und Vejas Gabriel Liulevičius (2000) zu ergänzen.[2] Basierend auf Akten aus litauischen Archiven fragt Matthäus nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten der beiden deutschen Besatzungsre-

1 Michael MacQueen, The Context of Mass Destruction: Agents and Prerequisites of the Holocaust in Lithuania, in: Holocaust and Genocide Studies 12 (1998), Nr. 1, S. 27-48.

2 Gerd Linde, Die Deutsche Politik in Litauen im Ersten Weltkrieg. Wiesbaden 1965; Abbas Strazhas, Deutsche Ostpolitik im Ersten Weltkrieg. Der Fall OberOst, 1915–1917. Wiesbaden 1993; Vejas Gabriel Liulevičius, War Land on the Eastern Front. Culture, National Identity and German Occupation in World War I. Cambridge 2000 (Studies in the Social and Cultural History of Modern Warfare. 9).

gime vor allem in weltanschaulicher Hinsicht. Seine Untersuchung zu der unteren deutschen Verwaltungsebene, den Kreishauptmännern, im Ersten Weltkrieg zeigt, dass die deutsche Militärverwaltung wie überhaupt das kaiserliche Offizierskorps antisemitisch dachte. Die Juden galten zwar noch nicht als Trägergruppe marxistisch-revolutionärer Ideen, doch betrachtete die deutsche Judenpolitik sie bereits vor allem als ‚wirtschaftliches' und ‚hygienisches' Problem. Es gab keine direkt antisemitische Politik. Die jüdische Eigenständigkeit im Land, das Gemeinde- und Publikationswesen wurde beibehalten, die jüdischen Feiertage geachtet. Das größte Problem für die Juden Litauens stellte die Verarmung durch die angestrebte Monopolisierung des Handels seitens der Militärverwaltung dar. Doch selbst diese Verdrängungspolitik blieb noch weit hinter der russischen Deportationspraxis des Jahres 1915 zurück. Als 1941 die Deutschen Litauen überfielen, rechnete keiner der älteren Juden mit einer genozidalen antijüdischen Politik der Besatzer.

Der zweite Aufsatz von MacQueen zu den Beziehungen zwischen Polen, Litauern und Juden in Vilnius von 1939 bis 1944 ist ein exzellenter Überblick zu den komplizierten Verhältnissen in dieser multiethnischen Stadt, dessen Schwerpunkt auf Fragen nach den polnischen Organisationen und ihren Aktivitäten liegt. Für den Rezensenten, der des Polnischen nicht kundig ist, ist MacQueens Auswertung der polnischen Literatur, die in den letzten Jahren fundierte Arbeiten vorgelegt hat, von hohem Wert. Der Autor zeichnet ein recht düsteres Bild der polnisch-jüdischen Beziehungen während der Zwischenkriegszeit. Er schildert die heftigen Auseinandersetzungen zwischen Polen und Litauern 1938/39 und informiert bündig und präzise über die sowjetische und deutsche Besatzung.

Knut Stang, dessen Beitrag nachträglich in den Konferenzband aufgenommen wurde, fasst einen Teil seines 1996 erschienenen Buches zur Kollaboration in Litauen zusammen.[3] Leider wiederholt Stang zahlreiche Spekulationen, schlicht falsche Darstellungen und kurzschlüssige Behauptungen, die schon in Besprechungen seines Buches durch die litauischen Historiker Saulius Sužiedėlis und Arvydas Anušauskas sowie durch den Rezensenten kritisiert wurden – wie sich

[3] Knut Stang, Kollaboration und Massenmord. Die litauische Hilfspolizei, das Rollkommando Hamann und die Ermordung der litauischen Juden. Frankfurt a.M. 1996.

zeigt, ohne nachhaltiges Echo auf Seiten des Autors.[4] Stang bettet seine Darstellung in den Versuch ein, Theorien der britischen Kolonialismusforschung auf die deutsche Politik in Litauen anzuwenden. Mir scheint der Erkenntnisgewinn jedoch gering zu sein.

In einem kurzen, informativen Text berichtet Ruth Kibelka über die sowjetischen Morde kurz vor Kriegsausbruch im Juni 1941 vor allem in Rainiai und Pravieniškis, denen mehrere hundert Häftlinge zum Opfer fielen. Kibelka gibt die Fakten nach dem grundlegenden Buch von Anušauskas[5] wieder, und es gelingt ihr, einige lesenswerte Schlaglichter auf die Geschichtspolitik der litauischen Gesellschaft zu werfen.

In seinem zweiten Aufsatz geht es Jürgen Matthäus darum, dass die Ermordung der Juden nicht lediglich von der Umsetzung Berliner Beschlüsse her erklärt werden kann, sondern in Wechselwirkung mit komplexen, vor Ort wirksamen Einflussfaktoren zu untersuchen ist. Matthäus hat diesen Ansatz bereits 1997 in dem ausgezeichneten Begleitband zur Ausstellung des US Holocaust Memorial Museum über das Ghetto in Kaunas erläutert.[6] Im Anschluss an neuere Arbeiten, vor allem von Dieter Pohl zu Galizien und Christian Gerlach zu Weißrussland,[7] versucht er, die These anhand der Geschichte des Ghettos in Kaunas mit neu erschlossenem Material aus litauischen Archiven zu illustrieren. Doch vermag das Ergebnis nicht ganz zu überzeugen. Die quellennah und gekonnt geschriebenen Passagen zum Ghetto stehen relativ unverbunden neben den übergreifenden Thesen. Denn diese fußen vor allem auf Überlegungen zur weltanschaulichen Disposition und der faktischen Tätigkeit der verschiedenen Einsatzkommandos der Sicherheitspolizei, und eben nicht auf der konkreten Geschichte des Ghettos und dessen Einbettung in die deutsche Besatzungspolitik. Zu pauschal erscheint es mir zudem, die in

---

4 Saulius Sužiedėlis, in: Journal of Baltic Studies 39 (1998), Nr. 1, S. 84-88; Arvydas Anušauskas, in: Genocidas ir Rezistencija 3 (1998), Nr. 1, S. 121-128, und in: Lietuvos Rytas vom 15. Januar 1998; Christoph Dieckmann, in: Repression und Kriegsverbrechen. Die Bekämpfung von Widerstands- und Partisanenbewegungen gegen die deutsche Besatzung in West- und Südeuropa. Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 14 (1997), S. 184-190.

5 Arvydas Anušauskas, Lietuviu tautos sovietinis naikinimas 1940–1958 (Die sowjetische Vernichtung des litauischen Volkes 1940–1958). Vilnius 1996.

6 Hidden History of the Kovno Ghetto. United States Holocaust Memorial Museum. Boston (u.a.) 1997.

7 Dieter Pohl, Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941–1944. Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens. München 1996; Christian Gerlach, Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944. Hamburg 1999.

Litauen außergewöhnlich hohe jüdische Opferzahl allein aus dem Zusammentreffen von deutscher ‚Gründlichkeit' und litauischer Kollaborationsbereitschaft erklären zu wollen, wie Matthäus meint (S. 101). Deutsche ‚Gründlichkeit' und Kollaborationsbereitschaft gab es schließlich in allen deutsch besetzten Gebieten, und Matthäus konkretisiert seinen Verweis auf regionale Interessen und selbstverursachte Sachzwänge auf der Basis eines radikalisierten Antisemitismus nicht (S. 102). Gleichwohl liefert er einen gelungenen knappen Querschnitt zur mörderischen deutschen Politik in Litauen. Hervorzuheben ist auch, dass er sensibel und nüchtern nach Handlungsspielräumen der jüdischen Verwaltung innerhalb des Ghettos in Kaunas fragt. Einerseits fungierte sie tatsächlich als deutsches Herrschaftsinstrument, andererseits versuchten die führenden Personen mit Elchanan Elkes an der Spitze gleichwohl, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um das Los der jüdischen Bevölkerung in dieser „ökonomisch vorübergehend nützlichen, aber jederzeit liquidierbaren Zwangsgemeinschaft" (S. 109) zu erleichtern. Doch ließen der permanente Ausnahmezustand und der ständige extreme materielle Mangel faktisch wenige Möglichkeiten offen.

Fast 40 % des Buches macht der vier Texte umfassende Dokumententeil aus. Angesichts der Fülle des neu zugänglichen unveröffentlichten Materials erscheint die Entscheidung bedauerlich, zwei Texte (die Erzählung von Józef Mackiewicz zur Mordstätte Paneriai bei Vilnius und den autobiografischen Text von Abraham Wajnryb zum Ghetto Vilnius) aufzunehmen, die bereits an leicht zugänglicher Stelle (Bd. 10 der Dachauer Hefte 1994) erschienen sind.

Die beiden übrigen Dokumente stammen aus dem Ermittlungsverfahren gegen das Einsatzkommando 3 der deutschen Sicherheitspolizei. Dabei handelt es sich zum einen um den hochinteressanten Bericht des ehemaligen SA-Sturmführers Gustav Hörmann, den dieser 1946 vor der jüdischen historischen Kommission in Landsberg abgab. Hörmann war seit Frühjahr 1942 der für das Ghetto in Kaunas zuständige Beamte des deutschen Arbeitsamtes und gehörte damit zu einer der wichtigsten deutschen Gruppen, die mit der Politik gegenüber den Juden in Litauen befasst waren. Sein Bericht gewährt einen seltenen Einblick in die Mentalitäten und Aktivitäten der deutschen Täter vor Ort. Bei der Fülle der von Hörmann erwähnten Personen sowie der zahlreichen Ungenauigkeiten seiner Erinnerung in Bezug auf Daten und Zahlen wäre eine genauer kommentierte Edierung sinnvoll gewesen. Dennoch wird der Wert der Veröffentlichung des Dokumentes auch durch die leider häufigen Fehler bei der Übertra-

gung der Vorlage nicht in Frage gestellt. Der Grund für den Abdruck der Aussage des ehemaligen Ghettopolizisten Jehoshua Rosenfeld aus dem Jahre 1957 erschließt sich hingegen nicht. Zwar rekapituliert Rosenfeld nüchtern die zahlreichen Massenmorde durch Deutsche und Litauer im Ghetto Kaunas, doch sind die wesentlichen Informationen bereits mit zum Teil größerer Präzision im Aufsatz von Matthäus zur Geschichte des Ghettos gegeben worden.

Man kann bei der Lektüre dieses ersten, viele Themenbereiche ansprechenden deutschsprachigen Sammelbandes zum Judenmord in Litauen viel lernen. Etwas mehr Sorgfalt bei der Übersetzung, Kommentierung und Lektorierung hätten dem Buch allerdings gut getan.

Christoph Dieckmann, Frankfurt a.M./Freiburg

Einsatz im „Reichskommissariat Ostland". Dokumente zum Völkermord im Baltikum und in Weißrußland 1941–1944, hrsg. v. Wolfgang Benz, Konrad Kwiet u. Jürgen Matthäus. Berlin: Metropol Verlag 1998, 305 S. (Nationalsozialistische Besatzungspolitik in Europa 1939–1945. 6).

Ein gutes Lesebuch erkennt man in der Regel daran, dass man es möglicherweise in einer einzigen Sitzung von der ersten bis zur letzten Seite durchliest, darüber hinaus aber auch später immer wieder zur Hand nimmt. Während letzteres für den von Wolfgang Benz, Konrad Kwiet und Jürgen Matthäus edierten Band „Einsatz im Reichskommissariat Ostland" durchaus zutrifft, kann von ersterem sicher keine Rede sein – ein Umstand, der die erfolgreiche Arbeit der drei Herausgeber noch unterstreicht. Der Untertitel erklärt, warum. „Dokumente zum Völkermord im Baltikum und in Weißrußland 1941–1944" sind demnach in dem Band versammelt, der als sechster in der sich durchweg durch hohe wissenschaftliche Qualität auszeichnenden Reihe „Nationalsozialistische Besatzungspolitik in Europa 1939–1945" erschienen ist.

Insofern mag mancher die Bezeichnung „Quellensammlung" dem hier gewählten „Lesebuch" vorziehen. Dennoch liegt der Gewinn des Bandes gerade auch in seiner Fähigkeit, durch das Nebeneinander verschiedener Dokumente weniger den Eindruck eines historiografischen

Puzzles zu erzeugen als vielmehr ein durchaus geschlossenes und aussagekräftiges Bild der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zu vermitteln. Diese Kohärenz allerdings beruht vor allem auf dem Schrecken und der Bestürzung, den die abgedruckten Zeugnisse vermitteln – und wer wollte davon schon rund 270 Seiten am Stück lesen?

Für die Zusammenstellung der Dokumente haben die drei Herausgeber einen wahren Archivmarathon absolviert und mehr als ein Dutzend Einrichtungen von den USA über Israel bis zu verschiedenen deutschen Lesesälen nach einschlägigem Material durchforstet. Ihren besonderen Wert erhält die Sammlung jedoch durch den überwiegenden Anteil von Exzerpten aus Beständen der erst seit kurzem und immer noch nicht leicht zugänglichen Archive Litauens, Lettlands, Estlands und Weißrusslands. Sprachliche Probleme und eine vergleichsweise altmodische Infrastruktur – von der geografischen Entfernung einmal abgesehen – erlauben nur selten den schnellen Zugriff, sondern erfordern meist ausgedehnte Arbeitsaufenthalte. Den immensen historiografischen Wert der in den Staats-, aber auch in den Bezirksarchiven (hier vor allem das Oblastarchiv Brest) einer Bearbeitung harrenden Materialien belegt schon die limitierte Auswahl des Herausgebertrios.

Inhaltlicher Schwerpunkt der Sammlung ist die mörderische deutsche Besatzungspolitik vor allem gegen die jüdische Bevölkerung im Reichskommissariat Ostland (RKO), jenem Kunstprodukt deutscher Okkupationsverwaltung, das aus den ebenso typisch wie unzutreffend stets in einen Topf geworfenen baltischen Staaten sowie Teilen Weißrusslands gebildet wurde. Neben dem Reichskommissariat Ukraine kann einzig das RKO als Case study für zumindest ansatzweise in die Tat umgesetzte deutsche Neugestaltungsziele auf sowjetischem Territorium gelten. In allen anderen Fällen wie etwa dem geplanten Kommissariat Moskowien verhinderte der Kriegsverlauf die Umsetzung aller Ostreich- und Lebensraumutopien.

Folgerichtig stehen am Anfang des Bandes auch die „Rahmenplanungen" der deutschen Eliten. Von ihnen aus schreitet die Präsentation der Dokumente sowohl in Zeit und Raum als auch im Konkretisierungsniveau voran. Auf die noch in Deutschland konzipierten allgemeinen Regelungen der Vorbereitungsphase folgen daher die Morde der so genannten ersten Tötungswelle im zweiten Halbjahr 1941, an die sich ihrerseits die Ghettoisierung, die zweite Tötungswelle 1942/43 und schließlich die abschließende Phase der Konzentrationslager anschließen. Die Gewichtung ist dabei durchaus nicht einheitlich, was wohl auch auf die ungleiche Überlieferungsdichte für die ein-

zelnen Abschnitte und hier insbesondere die Jahre 1941 und 1944 zurückzuführen ist. Neben einer ausführlichen Dokumentation der Rahmenplanungen bildet daher die Mittelphase des Ghetto-Systems einen klaren Schwerpunkt. Kaum mehr als ein Epilog ist dagegen der den KZs gewidmete Abschnitt. Dies ist insofern bedauerlich, als es wünschenswert gewesen wäre, den bislang wenig beachteten Lagern in den sowjetischen Gebieten eine stärkere Gewichtung einzuräumen. Insbesondere hätte dies auch die Möglichkeit gegeben, den Weg von West nach Ost und vom Beginn des Ostfeldzuges im Sommer 1941 bis zur Räumung des RKO drei Jahre später kreisförmig nachzuzeichnen. Die Illustration der nur in einleitenden Ausführungen angedeuteten Odyssee deportierter Juden von Klooga und Salaspils über Stutthof nach Auschwitz und Dachau hätte dabei auch zu zeigen vermocht, dass die Leiden der Besatzungszeit für viele Opfer auch nach dem Abzug der deutschen Truppen noch nicht beendet waren.

Das Ausmaß der vor allem der jüdischen Bevölkerung zugefügten Leiden wird dabei durch das Fehlen eines diskursiven, kommentierenden Filters mit oft brutaler Direktheit präsentiert. Während das in den Erzählfluss eingereihte Zitat eine fast zwangsläufig historisierende Distanz mit sich bringt, macht die Aneinanderreihung der 260 vollständig oder auszugsweise wiedergegebenen Dokumente nur allzu deutlich, was die abstrakten Bilanzen der Mörder wirklich bedeuteten. Aus Estland konnte schon Ende 1941 der judenfreie Status des Landes gemeldet werden, in Litauen überlebten kaum 5% der einst großen jüdischen Gemeinde. Nur unwesentlich mehr Menschen entgingen Einsatzgruppen, Wehrmacht und einheimischen Kollaborateuren in Lettland und Weißrussland. Diese Zahlen füllt „Einsatz im Reichskommissariat Ostland" mit Details des Vernichtungsprozesses.

Mit blankem Entsetzen liest man den Bericht des Kommandeurs der Sicherheitspolizei und des SD in Litauen, SS-StdF Karl Jäger, wonach das Infektionskrankenhaus im Ghetto von Kaunas „nebst Einrichtung, Kranken und Med. Personal in Brand" gesetzt wurde (S. 188). Zutiefst erschütternd ist auch für den mit derartigen Dokumenten vertrauten Historiker die Kälte in der Sprache der Mörder, wenn der SS- und Polizeistandortführer Libau Tag für Tag den Wetterbericht Seite an Seite mit der Statistik ermordeter Juden ins Kriegstagebuch einträgt und dazu noch den guten Gesundheitszustand seiner Männer betont (S. 90-98). Von den Herausgebern selbst hervorgehoben wird das – übrigens nicht nur in Kaunas, sondern auch in Vilnius und Šiauliai ausgesprochene – Verbot von Geburten im Ghetto und die drohende Erschießung schwangerer Frauen als „Absage an jede Zivilisation"

(S. 9). Jäger dagegen zuckte bei der Erörterung entsprechender Vorschläge – ähnlich wie in seinen bekannteren Berichten, in denen er pedantisch und mit Krämerseele jedes Exekutionsopfer des EK 3 einzeln auflistete – nicht einmal mit der sprichwörtlichen Wimper (S. 111). In der Tat sind wenige Dokumente klarere Zeugnisse der Barbarei als Jägers Meldungen an seine Vorgesetzten, wohl auch, weil bei ihm im Gegensatz zu seinen EK- und SK-Kollegen die brutale Sprache kaum durch Intellekt und euphemistisches Tarnvokabular gebremst wurde. Zwei größere, weitgehend unbekannte Berichtfragmente Jägers im vorliegenden Band zeugen von dieser „besonderen Qualität".

Indes waren es nicht allein die üblichen SS-Verdächtigen, kaltblütige Mörder wie Jäger und Eduard Strauch oder fanatische Antisemiten wie Kurt von Gottberg, die den Völkermord betrieben. Unter den übrigen Besatzungsorganen wie auch unter der einheimischen Bevölkerung fanden sie nicht nur Helfer, sondern auch Männer ‚mit Ideen und Eigeninitiative'. Zu den stärksten Momenten des Bandes gehören daher die vielen Befehle und Weisungen von Wehrmachtsoffizieren, die aktiv zur Entrechtung, Diskriminierung und Verfolgung von Juden, Kommunisten und so genannten Partisanenverdächtigen – ein Sammelbegriff für alle unerwünschten Individuen und Gruppen – beitrugen. Von derartigen Anordnungen lassen sich übrigens noch Dutzende weitere allein im Freiburger Bundesarchiv-Militärarchiv finden. Dass Ghettoisierungs- und Kennzeichnungsmaßnahmen durchaus nicht nur in Ausführung höherer Befehle erfolgten, sondern regelmäßig auch genuiner Eigenmotivation entsprangen, wird deutlich, wenn der Ortskommandant Riga die „Vernichtung des Judentums zur Aufgabe des deutschen Volkes" und damit auch der ihm unterstellten Männer erklärt (S. 170). Oder wenn ein Oberstleutnant in Minsk alle Russen per se als „geschulte Verbrecher schlimmster Sorte" betrachtet und seine Bildung mit dem Hinweis unterstreicht, „als Dienstanweisung [kämen] nur Karl May oder Edgar Wallace in Frage" (S. 78). Und auch die Reichsbahn hat ihren Auftritt als Zuarbeiter der Vernichtung durch Deportation nach Fahrplan. Die Sorge galt dabei weniger dem Schicksal der als quasifreiwillige „Aussiedler" oder offen als „Juden" apostrophierten Opfer als vielmehr dem Zustand der Waggons am Ende der Reise. Möglichst sollten daher die Insassen selbst die Reinigung nach Ankunft ausführen (S. 133 f.).

Die große Anschaulichkeit der Vielzahl entsprechender Quellenfunde wird noch intensiviert durch die sinnvoll eingeschobenen

Fallbeispiele. Insbesondere die intensiven und detaillierten Dokumentationen des Ghetto-Systems in Kaunas und der Verknüpfung von „Bandenkampf" und Judenmorden in Baranowice 1942/43 tragen erheblich zur Verdichtung des Gesamtbildes bei, in geringerem Maße auch das Beispiel Lettlands im Zuge der ersten Mordwelle im zweiten Halbjahr 1941.

Etwas problematisch erscheint indes eben jene Einteilung in zwei große Wellen, die die Herausgeber erklärtermaßen von Raul Hilbergs klassischer Unterscheidung übernehmen.[1] Gerade mit Blick auf das Ostland deuten neuere Studien aber darauf hin, dass Differenzierungen vor allem innerhalb der ersten Mordwelle – nämlich nach Zielgruppen und Selektionskriterien – erforderlich sind.[2] Mit der Ausdifferenzierung der ersten stellt sich deshalb – auch in dem hier versammelten Quellenmaterial – die so genannte zweite Welle vor allem als regionale Schwerpunktverlagerung auf die weißrussischen Territorien dar. Während in den baltischen Staaten bis zum Spätherbst und Winter 1941 die Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung in sukzessiven Ausweitungen der Mordaktionen bereits ausgelöscht worden und der finale Schritt lediglich infolge des eklatanten (Fach)Arbeitskräftemangels ausgeblieben war, lebten im „Generalbezirk Weißruthenien" Anfang 1942 noch rund 130 000 Juden. Auf ihre Ermordung konzentrierten die deutschen Besatzer daher 1942/43 ihre Bemühungen, die ihr besonderes Gepräge durch den gerade in Weißrussland zunehmend eskalierenden Partisanenkampf erhielten. Das stellt auch der vorliegende Band deutlich heraus.

Ist dies letztlich eine Frage der historischen Beurteilung, so betrifft ein eher grundsätzlicher Kritikpunkt das bedauerliche Defizit an estnischen Dokumenten in der Sammlung, das wohl aus dem vergleichsweise geringen jüdischen Bevölkerungsanteil resultiert. Hinzufügen ließe sich außerdem, dass der Rezensent sich mancherorts einen vollständigen Abdruck der Dokumente mit Verteiler, Betreff etc. und eine Ermittlung aller Vornamen für das Register gewünscht hätte.

---

1 Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden. 3 Bde., 9., erneut durchgesehene Aufl., Frankfurt a.M. 1999.

2 Christoph Dieckmann, Der Krieg und die Ermordung der litauischen Juden, in: Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945. Neue Forschungen und Kontroversen, hrsg. v. U. Herbert. Frankfurt a.M. 1998, S. 292-329; Peter Longerich, Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung. München/Zürich 1998, S. 362-369.

Diesen unbedeutenden Mängeln stehen jedoch die gute Auswahl und Präsentation des Quellenmaterials, die hervorragenden Schaubilder und die souveränen Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, in denen Wolfgang Benz' oft gezeigtes Talent zur Verdichtung ohne Verkürzung zum Tragen kommt, gegenüber. Hervorzuheben ist zudem der Umstand, dass mit dem Völkermord im RKO ein in der deutschen Öffentlichkeit eher unbekannter Teil der deutschen Besatzungsherrschaft explizit thematisiert wird. Zentraler Vorwurf an den Band von Benz, Kwiet und Matthäus kann daher nur sein: Er ist zu kurz.

Kim Christian Priemel, Freiburg i.Br.

Heinz Teufel, Dietmar Willoweit, Land am Kurischen Haff. Eine Bildreise. Hamburg: Ellert & Richter 2000, 96 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Menschen und Orte am Kurischen Haff halten Nachsaison. „Kurschskaja Saliw" nennen seine Anrainer heute das Haff oder auch „Kuršių Marios". Dem Ende der Prussen ist das Ende der Deutschen gefolgt, und mit ihnen gingen die Kuren und bald alle der alteingesessenen Litauer. Die Deutschen kommen wieder, als Gäste, und mit ihnen Bilderbücher wie das hier zu besprechende. Nur kommen sie nicht mehr aus Königsberg, sondern aus Berlin und Papenburg, aus Stuttgart und vielleicht auch aus Freising. Rauschen und Nidden, Swetlogorsk und Nida, Neukuhren und Schwarzort, Pionerskij und Juodkrantė werden wieder „Asyl der Professoren, der Pastoren, der Gymnasialdirectoren, der Beamten und des ganzen unseligen Geschlechts der Hieronymus Jobse, welche hier ihre Herbarienseelen vier Hundstagswochen lang vom feuchten Seewind durchziehen lassen. Alle Tage um 10 Uhr Morgens sieht man sie, das Handtuch um den Leib, mühsam die Dünen emporklettern, unten im Angesicht des keuschen Meeres die Kleider ablegen und in nackter Schöne als Borghese'sche Fechter auf dem Sande spazieren."[1] Ferdinand Grego-

[1] Ferdinand Gregorovius, Idyllen vom Baltischen Ufer [1852]. Königsberg 1934; 6. Aufl., Marburg 1947, S. 40.

rovius, der sein Samland mit Italien tauschte, hat solche „Idylle vom Baltischen Ufer" seiner Sammlung „Figuren, Geschichte, Leben und Szenerie aus Italien" zugefügt. Das war vor 150 Jahren.

Gregorovius zog seinen Vergleich nicht allein. 50 Jahre vor ihm fuhr Wilhelm von Humboldt aus Russland zurück nach Berlin. Am 10. Oktober 1809 schrieb er an Frau Caroline nach Rom: „Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll. Ein schmaler Strich toten Sandes, an dem das Meer unaufhörlich auf einer Seite anwütet, und den an der andern eine ruhige große Wasserfläche, das Haff, bespült. Die ödesten Sandhügel, die schrecklichsten traurigen Kiefern, die ganze Stunden lang, so weit man sehen kann, bloß aus dem Sande, ohne einen einzigen Grashalm emporwachsen, und nur oben durch die Luft zu leben scheinen, eine Stille und Leere selbst von Vögeln auf dem Lande, die dem Brausen des Meeres nichts zu übertäuben gibt, nur einzelne große Möven, die am Ufer hinschweben. Dann auf einmal, aber freilich selten, eine ordentliche Oase (wie auch in den *Landes* von Bayonne, wenn Du Dich erinnerst), hübsche Wiesen, gute Weide, schöne Bäume, ein freundliches Dorf."[2]

So lassen sich erneut die Deutschen locken, nach den Heimwehtouristen nun auch der neugierige Urlauber wieder. Wohl ihm soll die vorliegende Bildreise helfen. Fotografiert hat sie versiert und zu schön Heinz Teufel, kommentiert Dietmar Willoweit, gebürtig aus Memel und Professor für Bürgerliches und Kirchenrecht in Würzburg. Der Fotograf sieht das Land am Haff mit Urlauberaugen, und so wollen es die Bilderbücher des Verlages. Winter findet nicht statt, vereiste Wege, Menschenketten wie schwarze Perlen in der Frostwüste des Haffs nach Strömlingen angelnd, eisiger Sturm durch die Fenster der Pensionen und das Holz der Fischerhäuser, und ebensowenig findet der Leser die Zeit des Schaktarp, die Zeit „zwischen den Zweigen". Es sind jene Wochen, in denen frisches Eis das Hochwasser des Deltas überzieht oder das Eis im Frühjahr zu tauen beginnt, zu dünn, um Mensch und Gefährt zu tragen, zu fest, um Booten die Fahrt zu erlauben.

Schaktarp, das war auch die hohe Zeit der Konventikel, der Surinkimas, frommer Erweckung auf Höfen und in Weilern, Stunden und

---

2 Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, hrsg. v. Anna von Sydow. 3. Bd.: Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst. Briefe aus Rom und Berlin-Königsberg 1808–1810. Berlin 1909, S. 254 f.

Tage des Gebets, des Gesangs und der Predigt, wortgewaltig und frei bis zur Häresie. Die Kirche lebte aus der Schrift, auf Distanz, verwaltete die Sakramente, war deutsch. Das Volk lebte und lebt aus dem Wort, sprach und spricht und singt litauisch, die Schöpfung rückt ihm auf den Leib, das Leben mit dem Tod ist seine feste Burg. Dies war das Litauen des Memellands, wie es heute gemach hervortritt.

Ernst Wiechert, Hermann Sudermann und Eva Simonaitytė haben jene bäuerliche Gesellschaft im Übergang erzählt, eine Gesellschaft des Schaktarp. Eine Gesellschaft im Übergang birgt dieses Land auch heute. Wenig berichtet unser Bilderbuch von ihrer Armut, ihrem Elend auch, von ihrer Seelenlosigkeit und ihrer nur sehr schüchtern keimenden Hoffnung. Der litauische Staat hat die Kirchen der kleinen Schar daheimgebliebener Protestanten zurückgegeben. Doch wer singt in der heimeligen Kirche Niddens über dem wunderbaren Friedhof, singt, wie Ludwig Passarge in seinen Bildern „Aus Baltischen Landen" den Gottesdienst der Fischer beschrieben hat? Auftrumpfend erbauen Großlitauens Katholiken inmitten Niddens ihre Kirche. Doch was hilft sie, wenn die nachwachsenden Bewohner selbst im Priester den Atheisten erkennen? Ein tapferer Pope hat Rossittens winzige Kirche wiederaufgebaut zum Trost und zur Hoffnung. Doch die Gräber auf Rossittens Friedhof seitab des Dorfes sind aufgewühlt, und keine Düne kommt und deckt sie zu.

Im Bildband Teufels und Willoweits überstrahlen das Rostrot und Seeblau der Niddener Farben alle Mühen der Gegenwart. Schweigen wir von banalen Bildunterschriften, sorgloser Wiedergabe der Namen und recht spontaner Auswahl der Quellen. Denn touristisches Wohlwollen könnte den Anwohnern des Haffs helfen, das Gedächtnis ihrer Region mit ihren Leben zu verbinden und so Sicherheit zu gewinnen. Erst solche Sicherheit schafft ihnen die Kraft, ihre wirtschaftlichen und politischen Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Noch ist der leise Wohlstand Schwarzorts und Niddens locker gegründet, doch jeder Urlauber, den das Thomas-Mann-Festival in den Niddener Sommer lockt, bringt ein Stück Sicherheit mit.

Noch sind es wenige, die sich locken lassen. Und die Ruhe am Haff ist gut für Mensch und Natur. Die Nehrung bleibt ein „schönes, naturfrisches Volkslied". Immer noch dringt ein wenig Heidentum durch. Es wird übermächtig, wenn die Saison der Gäste zuende geht.

Heinrich Wolfgang Seidel hat den spätsommerlichen Ausnahmezustand einer Niddener Nachsaison beschrieben, in seiner Novelle „Elk" von 1934. Satt an Überdruss folgt der altadlige Kammerherr Justus von Ahlimb dem Drang, sein mäßig erfreutes Junggesellenleben

mit der Weite und Mystik des Ostens zu tauschen. Er bleibt haften am Gasthof überm Haff, der alt ist und verbaut, doch mit den Errungenschaften der Zeit und einer funkelnden Veranda versehen, die sich wie ein Gürtel um die Herberge legt. Als das Gewimmel den Gasthof verlässt, verlängert Ahlimb seine Ferien ein wenig ins Jenseits hinein. Der Kammerherr verliert die Orientierung, gerät ans Haus jener Kudlutas, von der man sagt, dass sie gänzlich unbekleidet in die Ostsee stürze und dass sie den Männern nahe trete. Gutmütig ist sie, anfechtbar, phantastisch. Ahlimb springt über die Hecke und kommt mit der Kudlutas ins Gespräch: „Meine Tür ist offen," sagt die Kudlutas, „will der Herr nicht eintreten? Bei mir ist es warm, ich habe Decken, und wir werden ein Feuer anzünden, ich habe auch ein Kleid mit Glöckchen und kann tanzen – es hat sich noch nie jemand bei mir gelangweilt. Soll ich Kartenkunststücke vorführen – ah, ich bin geschickt, der Herr wird sehen! Ich weissage die Zukunft!"[3]

Dietmar Albrecht, Lübeck

Bodo Steinberg, Das Paradies an der Bernsteinküste. Geschichten aus Ostpreußen. München: Langen Müller 2000, 221 S.

Erinnerungsprosa zu Ostpreußen gibt es wie Sand an der Bernsteinküste. Seit Kriegsende, Flucht und Vertreibung hat sich dieses Genre im Literaturbetrieb etabliert. In den ersten Jahrzehnten nach 1945 kam dabei vorwiegend die Erlebnisgeneration zu Wort. Spätestens seit dem Fall des „Eisernen Vorhangs" erschienen auch Bücher von Autoren der zweiten und dritten Generation, wenngleich zwangsläufig aus einer anderen Perspektive. Die Verfasser können nicht ihre Erinnerung befragen, sondern erarbeiten sich – aus welcher Motivation auch immer – eine Fülle an Sekundärwissen, um dem Gegenstand gerecht zu werden. Ein herausragendes Beispiel dafür ist Ulla Lachauer (Jahrgang 1951) mit den „Ostpreußischen Lebensläufen" (erschienen 1998). Sie schildert zehn ausgewählte Lebensläufe, die auf unterschiedlichste Weise mit Ostpreußen verbunden sind. Sie führte dazu Interviews mit

3 Heinrich Wolfgang Seidel, Elk [1934], in: Abend und Morgen. Erzählungen. Gütersloh 1950, S. 197.

den Betroffenen, verließ sich beim Schreiben nicht nur auf deren Erinnerungen, sondern recherchierte eingehend historische Fakten, verarbeitete beides – Erinnerungen wie Fakten – und setzte sie bisweilen gegeneinander. Dabei ist ein sehr lesenswertes Buch herausgekommen.

Bodo Steinberg (Jahrgang 1947) gehört derselben Generation wie Lachauer an. Sein Buch erschien 2000 und sollte auch an dem gemessen werden, was bereits zum Thema erschienen ist. Steinberg scheint allerdings die umfängliche „Ostpreußen"-Literatur nicht zu kennen oder ignoriert sie gar; er will dennoch nicht nur einen Prosaband vorlegen, sondern gleichzeitig historisch in das Thema einführen und einen Serviceteil für Interessierte bieten. Alles in allem also – ein ehrgeiziges Unternehmen, an dem Steinberg allerdings bereits in den Anfängen scheitert.

Das Buch beginnt mit einem „Vorwort", in dem der Autor innerhalb einer Buchseite zu sehr widersprüchlichen Aussagen gelangt, wie sich Ostpreußen dem heutigen Besucher präsentiert. Schwärmt Steinberg eingangs davon, dass es von seinem ehemaligen Charakter, seiner Eigenart, nicht viel verloren habe, beklagt er kurz darauf, dass „insbesondere der russische Nordteil" nicht mehr mit dem Zustand vor 1944 zu vergleichen sei (S. 9). Zumindest fragwürdig und durch nichts belegt ist das pauschale Konstrukt der „neuen Ostpreußen", die nach dem Krieg in diese Gegend zogen, die Prägung des Landstrichs erfahren haben und „Ostpreußen mit polnischem, litauischem oder russischem Paß" geworden sein sollen (S. 9). Es ist sicherlich unbestritten, dass es Enthusiasten und Idealisten gibt, die sich mit dem ostpreußischen Erbe beschäftigen, es bewahren, pflegen und sich damit einen Zugang zu ihrer jetzigen Heimat erschließen – stellvertretend sei hier die Gesellschaft „Borussia" im heutigen Olsztyn (Allenstein) genannt. Dass sich jedoch die Mehrheit der heutigen Bewohner des Landstrichs als Ostpreußen fühlt, ist plakatives Wunschdenken.

Das Kapitel „Zur Geschichte Ostpreußens" (S. 11) ist schlichtweg eine Katastrophe. Nun würde das Ansinnen, Ostpreußens Historie von den Anfängen bis 1945 auf 22 Buchseiten abhandeln zu wollen, selbst ausgewiesene Spezialisten und begnadete Schreiber vor eine schwierige Aufgabe stellen. Steinberg ist keines von beidem. Seine Literaturrecherchen waren wohl eher mager und willkürlich, wie das Quellenverzeichnis (S. 221) unfreiwillig preisgibt. Doch anstatt den unkundigen Leser in die Materie einzuführen, entlässt er selbst den informierten Leser ratlos, denn neben der fehlenden Akzentuierung auf das Wesentliche finden sich gravierende, unerfreuliche Fehler.

Darauf kann hier jedoch nur beispielhaft eingegangen werden. Vorangestellt werden muss zudem, dass der Autor seiner Ankündigung, sich auf das 20. Jahrhundert zu konzentrieren (S. 11), weil die drei Erzählungen des Bandes in jenem Zeitraum spielen, sofort zuwiderhandelt. Denn die ersten 14 Seiten sind den Anfängen, der Ansiedlung und Verschmelzung verschiedener Völker und der Rolle des Deutschen Ordens in der späteren Provinz Ostpreußen gewidmet. Bei der Fülle von Grenzverschiebungen, Ereignissen und Namen wäre im Übrigen eine Landkarte hilfreich gewesen. Längere Auslassungen zum Stamm der Altpreußen (Prussen) fehlen hingegen nicht, auch wenn sich der Autor zu Widersprüchen versteigt: Während er sie einerseits bereits im 13. Jahrhundert für assimiliert respektive tot erklärt (S. 15), heißt es bald darauf: „Noch heute leben kleine Gruppen von ihnen vor allem in Masuren [sic!] und dem russisch-litauischen Memelgebiet [sic!] und verblüffen ihre Gesprächspartner mit ihrem polnisch-russisch-deutschen Sprachgemisch, reich gespickt mit prussischen und masurischen Ausdrücken" (S. 17). Das ist schlichtweg falsch. Zutiefst ärgerlich ist auch die Darstellung der Ereignisse bei Tannenberg von 1410. Der renommierte Historiker Hartmut Boockmann äußerte sich einmal folgendermaßen: „Die Schlacht von Tannenberg ist ein lehrreiches Ereignis auch deshalb, weil man von ihr keineswegs weiß, was man von ihr angesichts ihrer Bedeutung zu wissen glaubt. Die spätere Interpretation der Schlacht hat sich so sehr vor diese selbst geschoben, daß man sich jahrzehntelang mit sekundären Nachrichten zufriedengegeben und nicht danach gefragt hat, was man denn hier wirklich wissen kann, was die Quellen mit Sicherheit überliefern."[1] Nun will Steinberg keineswegs eine Neuinterpretation der Schlacht abgeben. Er orientiert sich dagegen an einer Prosa, die bereits vor rund 150 Jahre erschien und nie Anspruch auf die historische Wahrheit erhob: nämlich an Ernst Wiecherts historischem Roman „Heinrich von Plauen". Mit Verlaub: Was hat eine solche „Quelle" unkommentiert in einem historischen Abriss zu suchen? Steinberg strickt damit alte Mythen fort, wie beispielsweise die Überreichung der Schwerter an Jagiello und Witolt durch Ulrich von Jungingen (S. 20).

Was wir zum 20. Jahrhundert lesen, ist nicht minder fragwürdig. Ganz sicher erinnert das Tannenbergdenkmal heute nicht mehr an den „Kampf deutscher und russischer Armeeeinheiten im Jahre 1914"

1 Hartmut Boockmann, Ostpreußen und Westpreußen. Berlin 1992 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 184.

(S. 28). Es steht nämlich schon lange nicht mehr. Weiter heißt es: „Nach Kriegsende [Erster Weltkrieg; L. M.] fiel[en] (...) große Teile Ostpreußens an Litauen." (S. 28). Gemeint ist dabei wohl das Memelgebiet, das so aber nicht benannt wird. Dann: „1923 wurde das Memelgebiet jedoch von Litauen annektiert (...)" (S. 30), als ob es sich um einen gänzlich anderen Teil Ostpreußens handelte als den eben erwähnten. Völlig nebulös sind die Ausführungen zu einem „Litauischen Bund" in Kaunas, von dem wir nur erfahren, dass „ein vorrangiges Ziel war, die [litauische] Nationalpartei zu stürzen und die zahlreichen politischen Opfer vorwiegend aus dem Bannfeld der UdSSR und dem Deutschen Reich zu retten" (S. 29). Dass Litauen 1940 seine Unabhängigkeit verlor, lag nach Steinberg an den „inneren sozialen und parteipolitischen Spannungen" (S. 30); es fällt kein Wort zum Hitler-Stalin-Pakt. Fehlerhaft sind zudem auch einzelne Angaben zur Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus Ostpreußen nach 1945.

Was uns Steinberg im Weiteren als „Ostpreußische Geschichten" verkauft, ist die Niederschrift dreier ostpreußischer Biografien. Sie sind weder gut erzählt, noch erfahren wir etwas über Ostpreußen, was nicht schon woanders und vor allem besser zu lesen gewesen wäre – bei allem Respekt vor den Lebensläufen, die der Autor in das Licht der Öffentlichkeit stellt. Er hat es auch nicht vermocht, den gesammelten Stoff sinnvoll zu gewichten. Die Schilderung von unbeschwerten Kindheiten in Ostpreußen sind zu ausufernd und wirken doch allesamt farblos und stereotyp. Wo es interessant werden könnte, hört Steinberg zu erzählen auf. So spielt in der zweiten Erzählung der „Litauische Bund" anfangs eine tragende Rolle, ohne dass man mehr über ihn erfährt als im historischen Teil des Buches; dann verliert sich die Handlung im Privaten und – leider – Banalen. Oder die Geschichte von Erna Sempf, die 1945 auf Anweisung eines sowjetischen Kommandanten mit einem fremden Polen „zwangsverheiratet" wird, um als Erna Kempinski weiterhin in Ostpreußen leben zu können. Sie bleibt mit diesem Mann ein Leben lang verbunden, hat zwei Kinder mit ihm und kommt nach 1990 als Spätaussiedlerin nach Deutschland. Eine spannende Biografie, doch erfahren wir nichts über das Zusammenleben der beiden, außer dass man „ein harmonisches, glückliches Leben" (S. 203) geführt habe. Kein Wort über Sprach- oder Identifikationsprobleme, Konflikte bei der Erziehung der Kinder. Wenn die Protagonistin beispielsweise 1950 ihre deutsche Freundin, die ebenfalls mit einem Polen verheiratet ist, im nun polnischen Hohenstein besucht, liest sich das so: „Jerzy und Hermines Mann saßen nur verständnisvoll grinsend in der Ecke, als wir ‚Restdeutsche' vergange-

ne Tage wie alte Ostpreußen wieder auferstehen ließen" (S. 205). So geht es das ganze Buch und dabei fließt wahlweise Wodka oder der gute Ostpreußenschnaps „Bärenfang" in Strömen. Klischees bedient Steinberg gar zu gern. So ist der Kaliningrader Michail Wolkow natürlich „das Urbild eines russischen Bären" mit reichlich russischer „Sääle". Unerträglich geradezu das immer wiederkehrende Radebrechen der Russen im Stil wie: „Wodka nix gutt für kleine Mäddchen, Wodka nur gutt für Sääle von arme Soldat!" (S. 194).

Der Serviceteil des Buches hat den Anspruch, die wichtigsten Adressen für alle Ostpreußen-Interessierten aufzuführen. Nach welchen Kriterien allerdings die Auswahl der Reisebüros und Heimatzeitungen getroffen wurde, bleibt dabei rätselhaft.

Man hätte dem Buch einen guten Lektor gewünscht, der nicht nur sprachliche Fehler und stilistische Mängel korrigiert, sondern auch mit historischem Sachverstand einen kritischen Blick auf das Manuskript geworfen hätte. Derzeit sind im Buchhandel über 500 Titel unterschiedlichster Couleur zu „Ostpreußen" lieferbar. Das zeugt von ungebrochenem Interesse am Thema – für Verlage offenbar nach wie vor ein gutes Geschäft. Es bleibt am Ende die Frage, ob nicht auch dies der Grund war, unter diesem prosaischen Titel solch einen „Schnellschuss" zu veröffentlichen.

Leonore Martin, Berlin

Yvonne Luven, Der Kult der Hausschlange. Eine Studie zur Religionsgeschichte der Letten und Litauer. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2001, 499 S. (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 17).

Mit der Aufnahme von Yvonne Luvens Dissertation in die Reihe „Quellen und Studien zur baltischen Geschichte" bekennt sich die Baltische Historische Kommission zu einem erstaunlich weiten Geschichtsbegriff. Das Dach der Geschichtswissenschaften ist bekanntlich ausladend, und was sich historisch gibt, findet sicherlich irgendwo seinen Platz darunter. Was aber ist die Religions-„Geschichte", wie Luven sie betreibt, und wie lange gehört sie – noch – zur Historie? Vorgestellt wird ein beeindruckendes Quellenmaterial, das von biolo-

gischen Beschreibungen der im Baltikum lebenden Schlangenarten über eine Darstellung des Wortfeldes „Schlange" im Lettischen und Litauischen hin zu Zaubersprüchen, Sagen und den berühmten Volksliedern der Balten, den Dainas (lett.) oder Dainos (lit.), letztendlich auch zu historischen Quellen, vornehmlich Beschreibungen des lettischen und litauischen Aberglaubens aus der Feder der jeweils herrschenden Schicht aus dem 12. bis zum 18. Jahrhundert, führt. Diese breite Basis nutzt Luven in erster Linie, um die „ursprünglichen religiösen Verhältnisse" (S. 316) der Balten zu rekonstruieren und den Beweis einer ahistorischen religiösen Kontinuität zu führen – und verabschiedet sich damit von einer historischen Arbeitsweise, wie weit auch immer man deren Grenzen ziehen will.

Ihr bereits im Vorwort erklärtes Ziel ist der Nachweis, dass nicht nur Griechen und Inder, sondern eben auch die Balten eine Wiederverkörperungslehre gekannt hätten, nach der die Verstorbenen sich nach dem Tod u.a. in Schlangen verwandelten, um in dieser Form über die Fruchtbarkeit der Felder und des Viehs zu gebieten und dem Haus Glück zu bringen (S. XVIII). Doch lässt sie uns im Unklaren darüber, zu welcher Zeit die Praxis des Schlangenkults tatsächlich bei den Balten allgemein verbreitet war und inwieweit aus den Quellen über den Kult tatsächlich ein so weitreichendes Erklärungssystem abgeleitet werden kann. Wenn sie zu Beginn ihrer Einleitung kundtut, die Balten hätten in der Zwischenkriegszeit als „klassisches Beispiel für religiöse Schlangenverehrung in Europa" gegolten (S. 1), könnte man meinen, sie wolle ein zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch lebendiges Brauchtum beschreiben und seine Wurzeln aufzeigen. Doch selbst wenn sie erklärt, den „religiösen Alltag" untersuchen zu wollen, zieht es sie eindeutig eher zur der hinter den Beschreibungen der religiösen Praxis aufschimmernden Mythologie der alteuropäischen Religionen (S. XVI). Der fehlende konkrete historische Kontext lässt zusammen mit den etwas zufällig und wenig systematisch wirkenden Verweisen auf indische, griechische und germanische Vorstellungen, so interessant sie auch sein mögen, unliebsame Erinnerungen an Zeiten aufkommen, in denen (indo)germanische Kontinuitäten um jeden Preis konstruiert werden mussten. Warum die zuerst bewusste (S. 4), später durch einige Vergleiche (S. 262 f. u. 286) wieder aufgehobene Einschränkung auf die indogermanische Religion, wenn sie doch selbst eingestehen muss, dass die Verehrung von Schlangen ein transreligiöses Phänomen ist (S. 121 ff.)? Hierzu fehlt eine klärende Stellungnahme, die über die kurze Kritik an der „überanstrengten Migrationstheorie" des 19. Jahrhunderts hätte hinausführen müssen (S. 42 ff.).

Methodisch und inhaltlich interessanter wäre es allemal gewesen, nicht die Balten miteinander, sondern mit den finnougrischen Nachbarn, den Esten, gerade trotz der unterschiedlichen vorchristlichen Religionsform zu vergleichen. Für einen solchen Vergleich wäre Yvonne Luven im besonderen Maße prädestiniert gewesen, beherrscht sie doch alle drei Sprachen des Baltikums. Mit der gewählten baltisch-indoeuropäischen Ausrichtung ihrer Arbeit hat sie aber die Verpflichtung auf sich genommen, sich mit der Geschichte ihres eigenen Forschungsansatzes auseinanderzusetzen und sich damit selbst zu hinterfragen. Hiervor zieht sie sich jedoch zu schnell auf die Darstellung der unterschiedlichen Interpretationsansätze des Schlangenkults zurück, die zudem kaum systematisiert und kritisiert werden und somit weitgehend aussagelos bleiben. Dies ist umso tragischer, als sie sich auch nicht die Mühe macht, den Leser durch eine klare Darlegung der von ihr angewandten Methoden und den Forschungstraditionen, in denen sie stehen, zu gewinnen. So bleibt es unklar, ob Luven historisch, volkskundlich oder religionswissenschaftlich arbeitet. Das Fehlen eines explizit historischen Ansatzes und der bedenkenlose Umgang mit langen Kontinuitätslinien, denen die neue deutsche Volkskunde argwöhnisch gegenübersteht,[1] legen es nahe, dass sich die Arbeit wohl tatsächlich als Beitrag zur Religionswissenschaft versteht – ein Verdacht übrigens, den die Literaturverweise untermauern. Gerade in diese nach wie vor „unbekannte"[2] Disziplin hätte Luven aber unbedingt grundlegend einführen müssen, um ihr eigenes Vorgehen und ihre Beweisführung nachvollziehbar zu machen. Aus kulturanthropologischer Perspektive steht man Ansätzen, die religiöse Vorstellungen als Ideensysteme begreifen, die von der sozialen und historischen Kontextualisierung weitgehend unabhängig sind und somit auch eigenständig untersucht werden können, ratlos bis skeptisch gegenüber;[3] in der Historiografie könnten sich wohl allein

1 Gottfried Korff, Volkskundliche Frömmigkeits- und Symbolforschung nach 1945, in: Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen, hrsg. v. Isac Chiva u. Utz Jeggle. Frankfurt a.M./New York 1987, S. 244-270.

2 Die Identität der Religionswissenschaft. Beiträge zum Verständnis einer unbekannten Disziplin, hrsg. v. Gebhard Löhr. Frankfurt a.M. (u.a.) 2002 (Greifswalder theologische Forschungen. 2).

3 Frank Robert Vivelo, Handbuch der Kulturanthropologie. Eine grundlegende Einführung, hrsg. u. mit einer Einl. v. Justin Stagl. Stuttgart 1981, S. 271 f.

Ideenhistoriker mit einem solchen Vorgehen anfreunden. Die fehlende Standortbestimmung zwischen Folklore, Religion und Historie gibt der Studie einen faden, unklaren Geschmack. Ohne die notwendige Prise Theorie köchelt Luven im engen Bereich der baltischen Folkloristik, ohne den Versuch zu wagen, neuere Erkenntnisse der volkskundlichen Religions- und Erzählforschung in West und Ost zu beachten. So erstaunt ihr relativ kritikloser Umgang mit den Werken von Wilhelm Mannhardt vom Ende des 19. Jahrhunderts und den zweifelhaften Vermutungen von Marija Gimbutas bzw. Gimbutienė, die den Beweis eines vorchristlichen Matriarchats im Baltikum führen will. Da Luven sich einer umfassenden einführenden und klärenden Stellungnahme zu ihren Vorgängern bis auf einige Ausnahmen, die sich jedoch auf die Ergebnisse, nicht aber auf die Grundlagen der Forschungen beziehen, konsequent entzieht, fällt es denn auch schwer, das von ihr Geleistete zu erkennen und zu bewerten.

Auch den Hauptteilen der vorliegenden Arbeit fehlt die überzeugende Struktur. Warum werden die mündlichen vor den historischen Quellen abgearbeitet? Der Beweisführung wäre es wohl kaum abträglich gewesen, die Zeitfolge der Niederschrift einzuhalten, und vielleicht hätten sogar einige inhaltliche Wiederholungen dadurch vermieden werden können. Leider sind die Momente der Zusammenschau der unterschiedlichen Quellengruppen ohnehin selten, wie auch der an sich schöne und umfangreiche Anhang (S. 325-460) mit den wichtigsten lettischen und litauischen „Sätzen des Volksglaubens" wenig Bezug zum Text hat und somit nutzlos bleibt. Vielleicht wäre es auch sinnvoll gewesen, nicht von „historischen" und „folkloristischen" Quellen, sondern von Fremdzuschreibungen und Selbstaussagen zu sprechen. Dies hätte die literarische Komponente der „historischen" Quellen stärker betont und die Aufmerksamkeit auf die Übernahme von Fremdzuschreibungen in das Selbstbild der Balten im 19. Jahrhundert gelenkt. Dadurch wiederum hätte das höchst interessante Übergangsgebiet zwischen Realität und Konstruktion der baltischen Identität thematisiert werden können – ein Gebiet übrigens, auf dem gerade der volkskundlichen Forschung eine besondere Rolle zukommt.

Sprachlich macht Luven es dem nicht religionswissenschaftlich gebildeten Leser – und mit dem hat sie es ja, zumindest in dieser Reihe, vor allem zu tun – durch ihre Angewohnheit schwer, Definitionen von fachinternen Termini gar nicht oder erst lange nach der Erstnennung zu geben. Wer weiß schon auf Anhieb genau zu sagen, was ein „Psychopompos" ist? Hölzern klingt ihre Übersetzung des Genres

der lett. ticējumi und lit. tikėjimai mit „Sätze des Volksglaubens", die vielleicht einfach „Volkssprüche" hätten genannt werden können. Auch hier wäre übrigens eine genauere Auseinandersetzung mit der schier end- und mitunter auch fruchtlosen Diskussion um die Genres in der mündlichen Überlieferung angebracht gewesen, wie sie in der Germanistik und Volkskunde geführt wird. Leider ist auch ihre Zitierweise nicht immer geglückt. Die Einbeziehung der vielen Quellenzitate in den Text hätte, etwa durch konsequente Verbannung der häufigen lettischen, litauischen und lateinischen Zitate in die Fußnoten zugunsten eines rein deutschen Textverlaufs und der Textlogik folgenden Verweisen auf die unterschiedlichen Lieder- und Sagentypen, leserfreundlicher gestaltet werden können. So unterstützt ihr zögerlicher und mitunter verschwommener Sprachstil die angesprochenen Mängel in der Theorie und Kenntlichmachung der eigenen Position.

Inhaltlich scheint Luven zu stark auf die großen Herren des baltischen Schlangenkultes, v.a. aber auf Haralds Biezais, fixiert zu sein. Dadurch vergibt sie es sich und dem Thema, wirklich Neues zu bringen. Zu ihrer Hauptaussage und deren religionswissenschaftlichen Herleitung kann jedoch weder aus historischer noch volkskundlicher Sicht viel gesagt werden, da sie und ihre Bedeutung letztendlich nicht nachvollziehbar bleiben. Hier muss sie sich der Kritik ihres Faches stellen. Sicherlich mag der Hausschlangenkult ideengeschichtlich auf eine allgemeine indoeuropäische Wiederverkörperungslehre zurückzuführen sein, doch schließt sich an diese Feststellung eine Reihe von leider ungestellten Fragen an, die auf den konkreten historischen und sozialen Kontext zurückführen. Ungeklärt bleibt etwa, welche Brüche die großen Umwälzungen der Bauernbefreiung, Industrialisierung und Modernisierung im 19. Jahrhundert in der baltischen Gesellschaft und somit auch im vorgestellten Kult bewirkt haben und welche Bedeutung dieser Kult seit dem Beginn der Verschriftlichung der Volksüberlieferungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für welche Schicht der lettischen und litauischen Bevölkerung tatsächlich hatte. Es gehört zur grundlegenden methodischen Problematik für alle auf historische Quellen angewiesenen Forschungsrichtungen im Baltikum, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein über keinerlei Selbstaussagen der baltischen Völker zu verfügen. Rekonstruktionen des fehlenden Quellenmaterials mit Hilfe der später aufgezeichneten mündlichen Überlieferung sind sicherlich möglich und wichtig für die Geschichtsschreibung der weitgehend „geschichtslosen" Völker des Baltikums, doch besteht hierbei besonders die Gefahr der Fort-

schreibung alter Fremdvorstellungen und Stereotype. Auf Letten und Litauer wurde bereits in den frühesten Quellen gerne das griechisch-römische Interpretationssystem übertragen – wie weit diese Fremdbeschreibung tatsächlich der kulturellen Realität entsprach, kann kaum noch nachgewiesen werden. Fakt ist, dass die Darstellung des Aberglaubens für die jeweiligen Herrscher im Baltikum ein Mittel zum Machterhalt und Machtausbau war. Die Übernahme solcher Fremdzuschreibungen als wesentlicher Bestandteil der eigenen Identität ist in der Fremdheitsforschung ein bekanntes Phänomen.[4] So stellt sich hier wiederum die Frage, welche Funktion die Berichterstattung über den Hausschlangenkult damals und heute hat. Den Schlangen wurde wohl auf der ganzen Welt auf irgendeine und vielleicht mitunter sogar ähnliche Weise besondere Aufmerksamkeit entgegengebracht – darin stellen die Balten keine Ausnahme dar. Das besondere Alter der baltischen mündlichen Überlieferung gewinnt jedoch erst durch ihre Verankerung im religiösen Alltag und der kultischen Praxis an Bedeutung. Und hier gäbe es sicherlich aktuellere Beispiele als die Erwähnung aus den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts (S. 118). Noch in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurden im südöstlichen Teil Estlands, sicherlich einem besonderen europäischen Reliktgebiet, Sagen vom Schlangenkönig erzählt, Abwehrzauber gegen Schlangenbisse weitergegeben, wurde Schlangenschnaps aufgesetzt und unter den Folgen der Schlangentötung gelitten.[5] Dort und sicherlich auch in der Peripherie Lettlands und Litauens gibt es noch Menschen, die man befragen könnte, ob sie denn in den Haus-

4 Herfried Münkler, Bernd Ladwig, Dimensionen der Fremdheit, in: Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit, hrsg. v. Herfried Münkler unter Mitarbeit v. Bernd Ladwig. Berlin 1997 (Studien und Materialien der Interdisziplinären Arbeitsgruppe „Die Herausforderung durch das Fremde" der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften), S. 11-44, hier S. 23, wobei hier allein die negative Seite der Identitätsbildung durch Fremd- und schließlich Selbstexklusion behandelt wird.

5 Im Estnischen Literaturmuseum finden sich unter der Signatur EFA Valk I-X die Materialien der von Heiki Valk geleiteten interdisziplinären Feldforschungen in Setomaa in den Jahren 1994–1996, die zahlreiche Verweise auf den „Schlangenkult der Esten" enthalten. Die Materialien des Jahres 1997 werden in nächster Zeit auch dort zu finden sein. Trotz aller Ähnlichkeiten muss auf die signifikanten Unterschiede zu den baltischen Materialien hingewiesen werden. Das Phänomen der Hausschlange scheint hier weniger bekannt zu sein. Umso häufiger finden sich jedoch Verweise auf eine „Schlangenkrankheit", die Säuglinge befällt, deren Mütter während der Schwangerschaft von Schlangen erschreckt wurden.

schlangen tatsächlich ihre Ahnen verehren. Weiterhin gilt jedenfalls die volkskundliche Grundregel: Wenn Kontinuität, dann „Kontinuität im Wandel".[6]

Ulrike Plath, Hamburg

[6] Korff, Frömmigkeitsforschung (wie Anm. 1), S. 267.

Gertrud Bense, „Giedojam taw – Wir singen Dir". Zur Textgeschichte der preußisch-litauischen Gesangbücher im 18. Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung der Liedersammlung von Fabian Ulrich Glaser (1688–1747) und ihrem Umfeld. Frankfurt a.M. (u.a.): Peter Lang Verlag 2001, 227 S., 7 Abbildungen (Hallesche Sprach- und Textforschung. 8).

Gertrud Bense ist in baltistischen Kreisen durch eine Vielzahl von Einzelstudien als gute Kennerin des preußisch-litauischen Schrifttums des 18. Jahrhunderts bekannt. Nach einer Vielzahl von Aufsätzen zum preußisch-litauischen Kirchenlied, dem ihr besonderes Forschungsinteresse gilt, legte sie nun mit „Giedojam taw" erstmals eine zusammenfassende Abhandlung zu dieser Thematik vor.

Die litauischen evangelischen Kirchenlieder stellten in der litauischen philologischen und literaturwissenschaftlichen Forschung eine in der Vergangenheit vernachlässigte Textgattung dar. Mit dem zweifachen Makel behaftet, Bestandteil des religiösen Schrifttums und darüber hinaus noch Übersetzungsliteratur zu sein, standen sie lange Zeit außerhalb des offiziellen Forschungsinteresses. Erst Anfang der 1990er Jahre lässt sich eine Intensivierung der Forschungstätigkeit durch die Arbeiten von Dainora Pociūtė[1] und im deutschsprachigen Raum durch die Arbeiten von Gertrud Bense beobachten.

[1] Dainora Pociūtė, XVI-XVII a. Prūsų Lietuvos bažnytinių giesmių kilmė ir pobudis (Die Entstehung und Charakter der preußisch-litauischen Kirchenlieder im 16. und 17. Jahrhundert), in: Senosios literatūros žanrai (Gattungen der alten Literatur). Vilnius 1992, S. 9-71; dies., XVI–XVII a. protestantų bažnytinės giesmės (Protestantische Kirchenlieder 16. bis 17. Jahrhundert). Vilnius 1995.

Obwohl die litauischen Kirchenlieder in ihrer Mehrzahl auf fremdsprachige, zumeist deutschsprachige Vorlagen zurückgehen, spricht sich Gertrud Bense vehement gegen deren Subsumierung unter dem negativ konnotierten Begriff der Übersetzungsliteratur aus. Anders als bei der Übersetzung kanonischer religiöser Texte kann der „Übersetzer" von Kirchenliedern freier mit der Vorlage umgehen, sie kann mehrfach übersetzt werden. Insofern ist die Übersetzung von Kirchenliedern mit der Übersetzung schöngeistiger Literatur vergleichbar. Dementsprechend, so die Argumentation Benses, ist der „übersetzte" Liedertext ein authentischer Text, der Produzent dieser „Übersetzung" dementsprechend der Autor. Dieser Auffassung trägt sie Rechnung durch die Einführung des Begriffes „Litauisch-Autor", worunter sie den Urheber der litauischen Version eines Gesangbuchtextes verstanden wissen will. Mit diesem Konstrukt entzieht sie sich geschickt der Diskussion um die ethnische Zugehörigkeit der jeweiligen Liederschöpfer.

In „Giedojam taw" begibt sich Gertrud Bense auf Spurensuche, wobei ihr Interesse nicht in erster Linie dem litauischen Kirchenlied selbst, sondern den Produzenten der litauischen Versionen und den deutschsprachigen Vorlagen gilt. Mit kriminalistischem Gespür fördert sie verlorengegangenes Wissen zu den Liederdichtern zutage, mit Akribie identifiziert sie die deutschsprachigen Vorlagen. Zur Illustration führt Bense umfangreiche litauische Liedpassagen an, denen sie eine interlineare deutsche Übersetzung beigibt, sodass auch des Litauischen nicht Kundige die jeweiligen Textversionen vergleichen können.

Ihrer Thematik nähert sich die Autorin retrospektiv. Ausgehend von einem preußisch-litauischen Gesangbuch aus dem Jahre 1936 aus ihrem Privatbesitz, das ihr auch für die kommenden Überlegungen immer wieder als Bezugspunkt dient, verfolgt sie die Tradierung von Kirchenliedern in den einzelnen Gesangbüchern, beginnend von den Anfängen bis hinein in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Ausführlich beschreibt sie den Aufbau des Gesangbuches – in dessen Mehrteiligkeit sich gewissermaßen die Geschichte des offiziellen preußisch-litauischen evangelischen Gesangbuches widerspiegelt – sowie die Struktur der Liedüberschriften, die sie anhand sehr umfangreicher Textbeispiele illustriert. Auf viele dieser Textbeispiele hätte die Verf. auch verzichten können, insbesondere dann, wenn sie diese allein zum Nachweis der Autorennamen benutzt (S. 48 f.).

Die Gegebenheiten des Gesangbuches von 1936 veranlassen die Verf. zur Entwicklung eines Fragenkatalogs, den sie entlang der Chronologie der Gesangbuchausgaben abarbeitet und um neue Fragestellungen erweitert.

Da ist zunächst das Problem der sog. anonymen Lieder. Die Tatsache, dass im Gesangbuch von 1936 eine Vielzahl von „Litauisch-Autoren" ungenannt bleibt, veranlasst Gertrud Bense, nach deren Spuren in früheren preußisch-litauischen Gesangbuchausgaben zu suchen. Nach und nach gelingt es ihr, diese zu identifizieren und kurze biographische Informationen zu liefern.

Aus der Mehrteiligkeit des Gesangbuches entwickelt Bense dann einen zweiten Problembereich: den der Herkunft der einzelnen Teile. Durch den Textvergleich mit anderen Gesangbuchausgaben kann sie den ersten Teil des Gesangbuches auf das Quandt-Behrendsche Gesangbuch von 1732 und den zweiten Teil auf die Glasersche Liedersammlung von 1736 zurückführen, die beide von Adam Friedrich Schimmelpfennig redaktionell bearbeitet und 1750 in einem Gesangbuch zusammengeführt wurden. Diese Tatsache ist allgemein bekannt; ihr Informationswert besteht für die Autorin darin, dass sich diese Zweiteilung auch noch im 1936er Gesangbuch erkennen lässt.

Großen Raum nimmt die Diskussion um das Problem von Mehrfachübersetzungen ein und derselben deutschen Vorlage ein (S. 72-104). Von einer Vielzahl der deutschen Kirchenlieder liegen mehrere litauische Fassungen vor, sei es, dass ältere Fassungen im Laufe der Jahrhunderte in Vergessenheit gerieten und deshalb neu übersetzt wurden, sei es, dass eine ältere litauische Fassung nicht mehr befriedigte und das entsprechende Lied deshalb überarbeitet oder neu übersetzt wurde. Das besondere Interesse Benses gilt dem Nebeneinander von zwei auf eine gemeinsame deutsche Vorlage zurückgehenden litauischen Liedtexten, wie es zuweilen im 1936er Gesangbuch zu beobachten ist. Die Tatsache, dass es zu einem als Vorlage dienenden Original zwei Übersetzungen gibt, die nebeneinander bestehen können, dient ihr als Argument für ihre Auffassung, übersetzte Kirchenlieder als authentische Texte zu betrachten.

Den Hauptteil der Monografie bildet das Werk Fabian Ulrich Glasers (S. 105-190), auf das auch im Untertitel Bezug genommen wird. Fabian Ulrich Glaser, ostpreußischer Pfarrer und Herausgeber der Liedersammlung „Kélos Nobažnos Giesmes", spielte in der wissenschaftlichen Literatur zur Gesangbuchproblematik bisher eine untergeordnete Rolle, gehörte er doch nicht zu den herausragenden Persönlichkeiten des preußisch-litauischen Geisteslebens. Für Ger-

trud Bense ist er ein typischer Vertreter der preußisch-litauischen Pfarrerschaft, und als solchen benutzt sie ihn und sein Werk, um die Gesangbucharbeit im 18. Jahrhundert zu erläutern.

Nach einigen biografischen Angaben und einer Einführung in die Glasersche Liedersammlung setzt sie sich mit der in der Lituanistik eingebürgerten These auseinander, dass Glasers deutschsprachige Vorlagen vorwiegend aus dem erstmals 1704 (2. Teil 1714) in Halle erschienenen pietistischen „Geistreichen Gesangbuch" von Johann Anastasius Freylinghausen entnommen sind. Auf Grund offenkundiger Übereinstimmungen insbesondere im Hinblick auf die Struktur, geht Bense davon aus, dass Glaser das 1731 in Königsberg erschienene Gesangbuch von Georg Friedrich Rogall benutzt hat, das seinerseits jedoch auf das Gesangbuch von Freylinghausen zurückgeht. Um diesen Standpunkt zu untermauern, gibt sie eine Übersicht sämtlicher Glaserlieder bei, in der sie neben den deutschen Autoren auch akribisch die Verbreitung der entsprechenden Lieder in den Gesangbüchern von Freylinghausen und Rogall und darüber hinaus auch in anderen zeitgenössischen Königsberger Gesangbüchern notiert.

Dass Gertrud Bense mit der Liedersammlung von Fabian Ulrich Glaser eine Nebenlinie des offiziellen Gesangbuches in den Mittelpunkt stellt, ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass sich ein Exemplar der Glaserschen Liedersammlung in der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen befindet. Überhaupt gewinnt man bei der Lektüre zuweilen den Eindruck, dass das wissenschaftliche Interesse der Autorin in besonderem Maße von der Zugänglichkeit von Quellen, insbesondere in Halle, gesteuert wird. In Halle vorhandene Quellen verleiten sie immer wieder zu ausführlichen Exkursen, während nicht in Halle vorhandene, für den Gesamtzusammenhang jedoch wichtige Quellen, wie die einzelnen Gesangbuchausgaben, nur unzureichend rezipiert wurden. Hier muss sie sich in ihren Ausführungen vielfach auf Sekundärliteratur stützen, obwohl eine Anzahl von Gesangbüchern in Deutschland durchaus zugänglich ist.

Neben der Liedersammlung hat Glaser auch eine „Hauß-, Schul- und Kirchenzucht" verfasst. Diese bisher nahezu unbekannte Handschrift veranlasst die Autorin zu einem Exkurs (S. 144-183). Sie rechtfertigt diesen mit dem Hinweis auf darin enthaltene ca. 100 Liedertexte. Diese Liederfragmente – es handelt sich zumeist um einzelne Verse, die auch als Gebetsverse aufgefasst werden können – versucht sie dem gedruckten Liedschaffen von Glaser oder einer anderen Quelle zuzuordnen. Ausführlich setzt sie sich auch hier mit der Behauptung „übersetzt aus Freylinghausen" auseinander. Dass sie der

Diskussion dieser These so viel Raum einräumt, scheint unverständlich, ist doch für die Qualität der Textvorlage letztlich nicht entscheidend, woraus übersetzt wurde, zumal die Autorin selbst einräumt, dass die Liedtexte in den von ihr untersuchten Gesangbüchern im Wesentlichen identisch sind.

Zum Schluss ihres Buches führt Gertrud Bense die Darstellung der Gesangbuchtraditionen bis ins 20. Jahrhundert fort, wobei die Bemerkungen zu den Gesangbuch-Ausgaben im 19. und 20. Jahrhundert leider außerordentlich kurz ausfallen (S. 197-207).

„Giedojam taw" bietet einen guten Überblick über die Ausgaben des preußisch-litauischen Gesangbuches, wie er für den deutschsprachigen Leser bisher nicht zur Verfügung stand. Die besprochenen Einzelprobleme fassen im Wesentlichen die Aussagen der Aufsätze von Gertrud Bense zusammen. Durch die Identifizierung der deutschsprachigen Vorlagen und die Bewusstmachung von Problembereichen hat Gertrud Bense Voraussetzungen für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit dem evangelischen preußisch-litauischen Kirchenlied geschaffen. Es bleibt zu wünschen, dass ihr Plädoyer für das Kirchenlied als Gegenstand sprach-, translations- und literaturwissenschaftlicher Forschungen nicht ungehört bleibt.

Christiane Schiller, Halle a.d. Saale

Selbstbewusstsein und Modernisierung. Sozialkultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Robert Traba. Osnabrück: fibre 2000, 196 S. (Einzelveröffentlichung des Deutschen Historischen Instituts Warschau. 3).

Vorliegender Band reiht sich ein in zahlreiche wichtige Untersuchungen über Regionen und ethnische Gruppen im sprachlich-kulturellen Grenzland Ostmitteleuropas. In seinem Mittelpunkt steht die gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung in einem nicht mehr existenten, weitgehend aus dem heutigen deutschen Bewusstsein verschwundenen Gebiet, nämlich „Preußisch Litauen" bzw. „Kleinlitauen", das ähnlich wie vergleichbare Regionen und deren ethnische Gruppen in Europa (Masuren, Schlesien, Kaschubei) eine ausgeprägte kulturelle und nationale Differenzierung im Spannungsfeld zweier

ausgeprägter Nationalismen aufweist. Der Herausgeber der Publikation, der polnische Historiker und Spezialist für Mentalitätsgeschichte in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert, Robert Traba, verweist in seiner umfassenden „Einführung", immer wieder den Vergleich mit anderen Regionen und ethnischen Gruppen suchend, auf zwei, die Untersuchungen zu Prozessen des modernen Sozial- und Nationalitätenwandels in den letzten Jahren bestimmende Hauptbegriffe: das Vereinsleben und die Modernisierung. Mit Recht erhebt er die Forderung, diese in einem breiteren Kontext zu untersuchen, um damit den Einfluss der Modernisierung auf die Tradition zu verdeutlichen. Ein grundsätzliches Problem stellt, in den Kategorien der Modernisierung gesehen, das Verhältnis von Minderheit und Mehrheit im Spannungsfeld nationaler und staatlicher Einigungsbestrebungen dar, aus dem sich Traba zufolge folgende Krisen ergeben: 1. eine Partizipationskrise, die zu Konflikten zwischen traditionellen Eliten und bisher Unterprivilegierten führt, 2. eine Integrationskrise, die durch den emanzipatorischen Kampf zur Überwindung regionaler sozialer und kultureller Unterschiede ausgelöst wird, 3. eine Penetrationskrise, die mit dem Aufbau und der Wirkung moderner Bürokratie und zentralisierenden Tendenzen einher geht. Die Selbstmodernisierung wird beim Fehlen eines eigenen Staates in den Grenzräumen unterschiedlicher Kulturen und Völker als eine bei Modernisierungsuntersuchungen bisher zumeist marginal betrachtete Bedingung für die Nationsbildung angesehen; sie spielt aber gerade bei den sich dynamisch entwickelnden nationalen Bewegungen im östlichen Europa eine entscheidende und wichtige Rolle. Dabei blieb die umfassend verstandene Kultur nicht selten der einzige „öffentliche Lebensraum, in dem Modernisierungsvorhaben realisiert werden konnten" (S. 15). Im kleinlitauischen Falle hatte die preußische Verfassung von 1850 mit Presse- und Vereinigungsfreiheit dafür die Rahmenbedingungen gewährt. Das Vereinsleben – 1885 wurde die erste nationale Vereinigung „Birutė" gegründet – stellt einen zweiten Schlüsselbegriff für die Untersuchung des sozialkulturellen Wandels im Prozess der Wechselwirkungen von Sprachen, Kulturen und Bräuchen sowie der Suche nach Selbstbewusstsein dar. Vor allem die Vereine sind als ein wichtiges Bindeglied zwischen der Gesellschaft und den nationalen und politischen Ideen der Eliten anzusehen. Mit der Gründung eigenständiger litauischer politischer Vertretungen konnte sich die moderne nationale Bewegung konstituieren. Zur Untersuchung des quantitativen und qualitativen Wandels nationaler Verhältnisse im Umfeld des Ersten Weltkrieges werden vom Heraus-

geber in einer Anlage repräsentative Berichte von Provinzialbehörden und Selbstvorstellungen von Mitgliedern verschiedener Organisationen aus den Jahren 1909, 1914 und 1922 beigefügt (S. 25-53), die ein vielfältiges Mosaik kollektiver, sich unter den konkreten politischen Umständen wandelnder, fließender bzw. sich zunehmend polarisierender multipler Identitäten zeigen und damit Kontinuität und Wandel des Vereinslebens der Kleinlitauer in Ostpreußen Ende des 19. bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts verdeutlichen helfen. Von entscheidender Bedeutung für die Veränderung des kollektiven Bewusstseins und des Vereinslebens sind die Folgen des Ersten Weltkrieges anzusehen, die Robert Traba für die Preußisch-Litauer in der Gründung des litauischen Staates als einem nationsbildenden Faktor und einem Ausgleich für die Einflüsse des deutschen Staates und in der verstärkten Politisierung der nationalen Minderheiten durch beide Staaten sieht.

Die Autoren des Bandes, Historiker und Kulturwissenschaftler aus Deutschland, Litauen und Polen, haben sich in ihren Beiträgen zum Ziel gesetzt, die sozialkulturellen Wandlungen als Folgen von Akkulturations- und Assimilationsprozessen wie auch die Veränderungen im kollektiven Bewusstsein der Preußisch-Litauer am Übergang zum 20. Jahrhundert näher zu untersuchen. Sie gehen dabei zumindest auf einen der die erwähnten wichtigen Problemkreise bezeichnenden Begriffe ein. So untersucht Vygantas Vareikis den Einfluss der in erster Linie durch die ökonomische Modernisierung im Deutschen Reich hervorgerufenen Migrationsprozesse und deren weitreichende Folgen für den Wandel der traditionellen sozialen, vor allem agrarisch geprägten Struktur Kleinlitauens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dem nach dem Anschluss des Memellandes an Litauen 1923 eine politisch motivierte Aus- und Zuwanderung bzw. eine rasche litauische Kolonisierung folgte. Die soziale Basis der Kleinlitauer blieb bei all diesen Veränderungen allerdings in Gestalt des Dorfbürgertums weitgehend bestehen. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung war der Einfluss politischer Faktoren – gerade nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 – auf das ostpreußische Schulwesen. So stellt Nijolė Strakauskaitė fest, dass die auf Germanisierung ausgerichtete Bismarcksche Schulgesetzgebung (1872–1876) und deren Fortführung im 20. Jahrhundert eindeutig das Expansionsbestreben des deutschen Staates auf dem Gebiet der Bildung und Wirtschaft verdeutlicht, die zwangsläufig jenseits jeglichen litauischen Einflusses bleiben musste und zu einer folgenschweren Verbannung des Litauischen aus dem Bildungsbereich führte. Trotz der die Min-

derheitenrechte garantierenden Weimarer Verfassung änderte sich an diesem Tatbestand auch in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen nur wenig. Kleinlitauische kulturelle Aktivitäten wurden von den ostpreußischen Lokalbehörden nicht toleriert, Schulen mit Litauischunterricht durften nicht betrieben werden und ein bedeutender Teil der Kleinlitauer verlor infolge dieser zielstrebigen Germanisierungspolitik seine nationale und kulturelle Identität. Im Memelland kam es in den 1930er Jahren zu einer verstärkten Politisierung miteinander konkurrierender deutscher und litauischer Schulen. Neben den Schulen hatte auch die Kirche den Wandlungsprozess in Preußisch-Litauen entscheidend mitbestimmt. Während in der deutschen Forschung davon ausgegangen wurde, dass die evangelische Kirche, da sie mit ihren Geistlichen um die Pflege des Litauischen bemüht war, nur wenig zur Germanisierung beigesteuert haben dürfte, warf die litauische Forschung der evangelischen Kirche vor, im Dienste der deutschen Staatsmacht das nationale Bewusstsein der Litauer in Schach zu halten und „den Haß gegen alles Katholische" zu pflegen (S. 85). So stellt Arthur Hermann in seinem Beitrag zum Verhältnis der Preußisch-Litauer und der Evangelischen Kirche Ostpreußens von 1871–1933 fest, dass nach 1890 die evangelische Kirche zunehmend von einer Unterstützung des Litauertums abgewichen war, eine „Eindeutschung ohne Druck und Zwang" befürwortet hatte und nach 1919 nur noch für die ältere litauische Generation bereit gewesen war, die „muttersprachliche Verkündigung" fortzusetzen. Die evangelische Kirche für das Aufgehen der Preußisch-Litauer im Deutschtum verantwortlich zu machen, lehnt er unter Verweis auf das breite Spektrum der Formen des Übergangs zum Deutschtum – von der freiwilligen bis zur forcierten Assimilation – allerdings ab (S. 108). Auf der anderen Seite hatte die von der Regierung des litauischen Staates forcierte Verbindung von Litauertum und Katholizismus vor allem in Kleinlitauen nicht zum Erhalt religiöser und kleinlitauischer „Nationalität" geführt.

Die kleinlitauische Bewegung in Ostpreußen, mit der sich Joachim Tauber näher beschäftigt, hatte ihre Möglichkeiten und Grenzen frühzeitig erkannt. Aus diesem Grunde hatte sie sich auf zahlreiche kulturelle Aufgaben, vor allem auf die fest in der kleinlitauischen Tradition verwurzelten Chorgemeinschaften und Gesangvereine konzentriert, mit deren Hilfe die kleinlitauische Identität in einem zunehmend deutsch dominierten Umfeld gestärkt werden sollte. Mit dem Verbot der litauischen Organisationen in Ostpreußen war eine Fortsetzung dieser kulturellen Aktivitäten nach 1935 unmöglich geworden. Gerade

die Jahre nach 1933 sind in der Erforschung der Geschichte der ostpreußischen Kleinlitauer bis heute ein Desiderat geblieben.

Auch Silva Pocytė verweist in ihrem Beitrag auf die große Bedeutung von nationalen Vereinen und einheimischen litauischen Periodika hin, die als wohl wichtigste Kulturerscheinungen in Kleinlitauen einen entscheidenden Beitrag zum Erhalt der litauischen Sprache, Kultur und Identität geleistet haben. Während bis Ende der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts vor allem religiöse Themen dominierten, kristallisierten sich mit dem Erscheinen der „Lietuviszka ceitunga" 1887 in der Presse zunehmend weltliche und religiöse Tendenzen heraus. Es kam zu einer spürbaren Polarisierung der kleinlitauischen Gesellschaft im Spannungsfeld zwischen der Loyalität zum deutschen Staat und dem großlitauischen Ideengut. Ein weiteres wichtiges Problemfeld war die Sprache als ein wichtiges Element nationaler und kultureller Identität. Die gesellschaftliche und administrative Dominanz des Deutschen hatte zwangsläufig zu einer Marginalisierung des Litauischen geführt, hatte Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit, bi- bzw. polyvalente Identitäten gefördert. Auf der anderen Seite wurde die litauische Sprache als symbolhafte Verbindung zum litauischen Volk und als Bestandteil der regionalen Spezifik gesehen. Zwischen Kleinlitauern und Deutschen hatte ein besonders intensiver Sprachkontakt bestanden, in dessen Ergebnis es zu häufiger Sprachentlehnung, zu Sprachmischung, Sprachwandel und Sprachwechsel gekommen war. Die deutsch-litauische Wortschöpfung „putzmalūnas" („Putzmühle") wird in Manfred Kleins Beitrag zum Ausgangspunkt interessanter Überlegungen, die den Zusammenhang von Sprachwandel und Akkulturation bzw. Assimilation, ihre vielfältigen Stufen und Zwischenstadien aufdecken sollten. Der Sprachproblematik gilt auch das Augenmerk von Christiane Schiller, die das „Preußisch-Litauische vor und nach dem Ersten Weltkrieg" als „eine zur schriftsprachlichen Variante der litauischen Standardsprache koexistierendes schriftsprachliches System" aus „soziolinguistischer Perspektive" betrachtet (S. 174). Die Schwierigkeit der Untersuchung ergab sich aus dem Tatbestand, dass das Preußisch-Litauische durch die Zerstörung der Sprachgemeinschaft infolge von Flucht und dezentraler Ansiedelung nach 1944/45 (durchaus vergleichbar mit dem Schicksal des Masurischen) untergegangen war, bevor sich die Sprachkontaktforschung als eigenständige Disziplin etabliert hatte. Daraus hatte sich die Notwendigkeit ergeben, vorhandene schriftliche Quellen – nicht zuletzt auch unter kontaktlinguistischer Fragestellung – zu untersuchen. In diesem Zusammenhang verweist die Autorin

nicht nur auf zeitlich und regional unterschiedliche politische, ökonomische und soziale Faktoren, die zum Sprachtod als Ergebnis einer massiven Sprachverschiebung beitragen können, sondern auch auf solche Faktoren, die speziell im kleinlitauischen Fall von durchaus spracherhaltender Wirkung hätten sein können und noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Gebiet nördlich der Memel ein hinreichendes Resistenzpotenzial zur Verhinderung von Sprachverschiebung darstellten: die Familie, der litauischsprachige Gottesdienst, die Gemeindeversammlung, die Gemeinschaftsleute („surinkimininkai"), der Gesang und das Gebet. Mit seiner besonderen Problemstellung und seinen Fragen will der Band weitere, vertiefende Studien zu den spezifischen nationalen und kulturellen Verhältnissen in Ostmitteleuropa anregen.

Hans-Christian Trepte, Leipzig

Lietuvos Žydų žudynių byla. Dokumentų ir straipsnių rinkinys. (Massenmord an den litauischen Juden. Ausgewählte Dokumente und Artikel), hrsg. v. Alfonsas Eidintas. Vilnius: Vaga 2001, 823 S., Abbildungen.

In der Ankündigung des litauischen Verlages für den im Juni 2001 erschienenen Band heißt es, das Buch solle „zeigen, wie sich das Bewusstsein für die jüdische Tragödie in Litauen entwickelt habe."[1]

Die so genannte „jüdische Tragödie" oder genauer ausgedrückt: der Mord an den litauischen Juden wurde 1941 und in den Folgejahren begangen, liegt also bereits 60 Jahre zurück. Allmählich sterben die letzten Zeitzeugen aus, von denen einige noch berichten können, wie sie den Mördern entkommen konnten, und andere, wie sie als Nachbarn die Erschießung ihrer jüdischen Nachbarn erlebten. Ist das Thema 60 Jahre später überhaupt noch aktuell?

Die Ermordung der litauischen Juden besonders im Zeitraum Juni bis Dezember 1941 stellt seit einer knappen Dekade den Schwerpunkt einer öffentlichen Diskussion in Litauen dar. Erst jetzt ist es möglich,

1 http://www.vaga.lt/archyvas.asp

sich mit der „Aufarbeitung der Vergangenheit" zu beschäftigen. Dabei zögern die Litauer immer noch, wenn es um die Frage geht, wie weit sich litauische Landsleute am Massenmord beteiligt haben, der von der deutschen Besatzungsmacht erdacht, durchgeplant und nahezu perfekt ausgeführt wurde.

In der sowjetischen Zeit wurde der Judenmord nicht thematisiert. Zwar verfolgten die Behörden nach 1944, als Litauen wieder sozialistische Sowjetrepublik wurde, Naziverbrecher, doch für die sowjetischen Ideologen gab es nur „Morde an sowjetischen Bürgern". Detaillierte Tatsachen und Zahlen sowie Zusammenhänge zur Vernichtung der litauischen Juden wurden in der sowjetischen Besatzungszeit nicht allgemein bekanntgegeben oder unterlagen einer äußerst einseitigen ideologischen Ausschlachtung. So wurden diese Ereignisse tabuisiert, wodurch zahlreiche Mythen wuchern konnten. Nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit gab es ein böses Erwachen. Während das eigene Volk jahrzehntelang geglaubt hatte, nur es selbst sei mehrfach zum Opfer geworden, stellte sich plötzlich heraus, dass es Zeiten gegeben hatte, in denen Landsleute zu Tätern und Handlangern geworden waren. Konfrontiert mit diesen Tatsachen fällt es immer noch vielen Litauern sichtlich schwer, diese Fakten zur Kenntnis zu nehmen. Die offiziellen Entschuldigungen ihrer Politiker in Israel wurden in der breiten Bevölkerung mit Unverständnis und Widerwillen aufgenommen. Die Diskussionen um die wahren Ereignisse und deren Hintergründe werden heute in beiden Ländern mit großer Emotionalität geführt.

Der kürzlich erschienene Band soll den Auseinandersetzungen einerseits ein faktologisches Fundament geben und andererseits verdeutlichen, welche Positionen inzwischen in den Debatten vertreten werden. Dabei richtet sich das Buch vor allem an eine litauische Leserschaft.

Als Herausgeber zeichnet Alfonsas Eidintas verantwortlich, ein äußerst produktiver litauischer Historiker, der seit einem knappen Jahrzehnt vorrangig für das Außenministerium seines Landes in verschiedenen Ländern tätig war und seit dem Frühjahr 2002 den Botschafterposten Litauens in Israel bekleidet. Im Rahmen dieser diplomatischen Aufgaben ist er wohl wesentlich häufiger als der Durchschnittslitauer mit der Frage nach der Aufarbeitung des jüdisch-litauischen Verhältnisses im 20. Jahrhundert konfrontiert worden.

Eidintas untergliedert seine Edition in vier große Kapitel. Ein Drittel des Buches umfasst allein sein weitreichender Essay unter dem Titel „Die Juden, der Holocaust und das gegenwärtige Litauen", der am

Anfang des Bandes steht. Darin beschäftigt er sich nicht nur mit der Situation der Juden im Vorkriegslitauen und dem Holocaust, sondern zieht die Linie weiter, schildert auch die Lage der jüdischen Bürger in der Litauischen SSR und verweist auf aktuelle Problemfälle im wieder unabhängigen Litauen, in denen Prozesse gegen litauische NS-Verbrecher bzw. Mittäter nicht zustande kamen oder verschleppt wurden. Daraufhin folgt eine Zusammenstellung von Dokumenten, u.a. der „Jägerbericht", aber auch eine Resolution vom Verband der litauischen Juden in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands 1947 bis hin zu Äußerungen von Papst Johannes Paul II. zur Shoah. Ein weiteres Drittel des Buches nehmen Reden und Aufsätze von Litauern und litauischen Juden zu historischen und gesellschaftlichen Fragen bezüglich des jüdisch-litauischen Verhältnisses ein, die vorrangig nach 1990 verfasst wurden. Ein kurzes Kapitel gibt Debatten um den litauischen katholischen Philosophen Antanas Maceina und sein nationalistisches Programm wieder. Den Abschluss bildet ein Nachwort von Alfred Erich Senn unter dem Titel „Summary of nontraditional review of Alfonsas Eidintas' book", das vor allem Eidintas' Essay zusammenfasst.

Den wohl interessantesten Teil stellen Beiträge dar, die zu der gesamten jüdisch-litauischen Debatte verfasst wurden, so u.a. der schon 1975 verfasste Beitrag von Tomas Venclova, dem wohl bekanntesten litauischen Intellektuellen, unter dem Titel „Juden und Litauer" und die Erwiderungen darauf von A. Žuvintas und Antanas Terleckas. Das Verdienst des Herausgebers besteht hier vor allem auch darin, Aufsätze zusammengestellt zu haben, die bei ihrem Erscheinen überwiegend Staub aufwirbelten, jedoch in diversen Periodika gedruckt wurden und daher auch in der litauischen Emigrationsszene und als Einzelbeiträge schwer wieder aufzufinden sind. Gerade für den litauischen Leser ist es von ungeheurem Interesse, Beiträge aus der Emigration und aus Litauen hier zusammengestellt zu finden. Für ebenso wesentlich erachte ich die Beiträge zu historischen Themen, die besonders dazu dienen, spezielle Aspekte der komplizierten Geschichte in der ersten Hälfte der 40er Jahre zu erhellen. Gerade Autoren, die in der vor zwei Jahre gegründeten „Internationalen Kommission zur Erforschung nationalsozialistischer und sowjetischer Verbrechen in Litauen" im Land tätig sind, haben wichtige Artikel verfasst, wie Valentinas Brandišauskas zur „Litauischen Aktivistenfront" und deren Haltung zur jüdischen Frage, Liudas Triuska zum Jahr 1941 oder Saulius Sužiedėlis, der sich u.a. mit Interpretationen über den litauischen Aufstand (Juni 1941) und die provisorische

Regierung auseinandersetzt. Nicht zuletzt trägt Leonidas Donskis mit seinen brillanten Überlegungen zur Philosophie von Antanas Maceina dazu bei, dem Leser ein genaueres Bild der litauischen Gesellschaft und deren Geisteshaltung vor Ausbruch des Holocaust zu vermitteln.

Wer den Gang der litauischen Debatte um die Interpretationen der Ereignisse der Jahre 1941 ff. nachverfolgen möchte, wird nicht umhin können, sich mit diesem umfassenden Werk auseinanderzusetzen. Als sicher gilt schon heute, dass ein Nachfolgeband dieser Edition in den nächsten Jahren weitere interessante Beiträge liefern wird, denn die Diskussionen in der Gesellschaft gehen weiter und auch die historische Aufarbeitung hat noch einige Lücken zu schließen.

Ruth Leiserowitz, Berlin

The Anti-Soviet Resistance in the Baltic States. Genocide and Resistance Research Centre of Lithuania, hrsg. v. Arvydas Anušauskas. Vilnius: Du Ka 1999, 272 S., Abbildungen.

Die Behandlung des Widerstands gegen die sowjetische Besatzungsmacht in den baltischen Staaten musste sich lange Zeit zwischen Realität, Mythos und Fälschung bewegen. Von der offiziellen sowjetischen Geschichtsschreibung als Banditen kriminalisiert, lebten die so genannten „Waldbrüder" in mündlichen Überlieferungen und in exilbaltischen Erlebnisberichten fort, in denen Fakten und Legenden häufig dicht beieinander standen. Die Forschung, die seit Ende der 80er Jahre geleistet worden ist, hat dagegen neue Fakten zutage gebracht, beschränkte sich aber zumeist auf einen der baltischen Staaten und legte wenig Wert auf den größeren Zusammenhang, in dem die Partisanen agierten.

Ein vom litauischen Zentrum für Genozid- und Widerstandsforschung herausgegebener Sammelband verspricht nun, Abhilfe zu schaffen. Er ist nicht nur die erste Gemeinschaftsarbeit estnischer, lettischer und litauischer Historiker zu dem Thema, sondern beinhaltet auch Beiträge, die den breiteren Kontext des Widerstands behandeln, etwa die Haltung der katholischen Kirche oder der westlichen Geheimdienste. Zudem sind fast alle Beiträge unmittelbar aus Archivquellen gearbeitet.

Die Vielfalt der behandelten Blickwinkel hätte indessen eine gewisse Übereinstimmung im Frageraster und den angewandten Konzepten der einzelnen Beiträge wünschenswert gemacht. Und gerade hier liegt ein gewichtiger Mangel des Bandes: So führen zwar die Beiträge von Valentinas Brandišauskas (S. 8-22), Juri Ciganovs (S. 122-130) und Tiit Noormets (S. 186-208) durchaus differenziert in den Widerstand gegen die sowjetische Vorkriegsbesatzung ein, doch machen eben die zum Ausdruck kommende komplexe Mischung aus grundsätzlicher Unabhängigkeitsbestrebung, teilweiser Kollaborationsbereitschaft und taktischen Bündnissen vor dem Hintergrund von Kriegs- und Okkupationserfahrung gerade in einem komparatistisch angelegten Band eine Auseinandersetzung mit bestimmten Grundbegriffen bitter nötig. Wo beginnt zum Beispiel der Widerstand und aufgrund welcher Merkmale ist er vom „passiven Widerstand" abzugrenzen? Wie unterscheidet sich dieser von einer Strategie des Stillhaltens und wo beginnt die Kollaboration – ein Begriff, der in dem vorliegenden Sammelband einzig für die Mitglieder der Kommunistischen Partei reserviert zu sein scheint? Besonders im Beitrag Vineta Rolmanes über die deutsche Besatzungszeit in Lettland (S. 131-148) verwundert die Nonchalance, mit dem der Widerstandsbegriff verwendet wird. Aktive Kämpfer gegen die Nazi-Okkupation, von Deutschland unterstützte antisowjetische Partisaneneinheiten, die jedoch bald in Widerspruch zur deutschen Besatzungsmacht gerieten, Frontkämpfer in SS-Einheiten, aber auch Menschen, die Deserteure aus diesen Einheiten versteckten – sie alle werden unter dem Etikett des nationalen Widerstands zusammengefasst. Ausgenommen bleiben nur einige feste Gruppen: Der kommunistische Widerstand findet nur beiläufig Behandlung, jüdischer Widerstand bleibt unerwähnt. Auch kritische Worte über „die Motive der pro-deutschen Bewegung und den antisemitischen Standpunkten in einigen ihrer Organisationen" (S. 9 u. 12) finden sich lediglich in dem Aufsatz von Brandišauskas zu Litauen, der insgesamt die differenziertesten Fragestellungen aufweist.

Kaum leichter in einfache Begriffe zu fassen ist auch der antisowjetische Kampf in der Nachkriegszeit. Hier erschweren es die verschiedenen Phasen – für Litauen übersichtlich dargestellt von Nijole Gaškaitė-Žemaitienė (S. 23-45) – ebenso wie die in einem eigenen Beitrag des Herausgebers hervorgehobenen gewichtigen Unterschiede zwischen den einzelnen baltischen Staaten, von den „Waldbrüdern" als klar umrissener Gruppierung zu sprechen. Diese Tatsache wird indessen nur von Mart Laar, der vor einigen Jahren eine Monografie zum Thema vorgelegt hat, in gebührendem Maße berücksichtigt. Bei

aller Vorliebe für markige Worte – „der estnische Waldbruder wusste nicht nur zu kämpfen, er wusste auch zu sterben" (S. 228) – erfährt der Leser hier, was die Waldbrüder neben „Helden an der Waffe" noch alles sein konnten. Ganze Familien auf der Flucht etwa, die manchmal sogar Tiere mitnahmen und auf kleinen Flächen im Wald Landwirtschaft betrieben (S. 218). Oder Wechselgänger, die sich einige Zeit versteckten, einige Zeit ein normales Leben auf dem Dorf führten – eine Gruppe, die die zahlenmäßige Erfassung der Partisanen erschwert. Oder eben auch solche, die zwar zur Selbstverteidigung bewaffnet waren, aber nie an einer Aktion gegen die Sowjets teilnahmen (S. 217). Dagegen erscheinen die Partisanen in Heinrihs Strods' entsprechendem Aufsatz über Lettland nur als gesichtslose Masse. Er begnügt sich im Wesentlichen mit einer Aufzählung der sowjetischen Einheiten im Partisanenkampf (was Juozas Starkauskas in einem hauptsächlich Litauen betreffenden Beitrag über die Einheiten des Geheimdienstes [S. 46-62] weitaus gründlicher tut), in einer Auflistung von Publikationen der „Waldbrüder" (über deren Inhalt wir aber in Unkenntnis gelassen werden) sowie über die Zahl der bewaffneten Auseinandersetzungen mit der Sowjetmacht.

Nachgerade ein Ärgernis ist der Aufsatz des gleichen Autoren über die „gewaltfreie Widerstandsbewegung in Lettland (1944–1958)", in dem das wichtige Thema des passiven Widerstands völlig verschenkt wird. Nicht nur erinnert die starre und statische Aufteilung der Bevölkerung in Patrioten, Unentschiedene und Kollaborateure doch arg an ähnliche Dreiteilungen aus den sowjetischen Quellen der 40er Jahre, die der Komplexität und Dynamik der Phänomene „Widerstand" und „Kollaboration" in keiner Weise gerecht werden. Auch bleibt die großspurige Eröffnung, der gewaltfreie Widerstand habe versucht, „innerhalb der existierenden Ordnung zu arbeiten, um sie zu schwächen und zu liquidieren" (S. 162), ohne weitere Belege. Indem der Autor auf jegliche Definition des „gewaltfreien Widerstands" verzichtet, kann er darunter ebenso die Verweigerung von Universitätskursen über Marxismus-Leninismus wie das bäuerliche Verstecken von Getreide oder die Unbotmäßigkeit von Partei- oder Komsomolfunktionären subsumieren. Gerade letzteres Beispiel lässt erahnen, woher Strods seine Klassifizierungen zieht: aus den Akten des KGB, die der Untersuchung zugrunde liegen und deren Klassifizierungen Strods einfach mechanisch umzukehren scheint. Wenn etwa kommentarlos ein Geheimdienstbericht von 1950 paraphrasiert wird, nach dem die Komsomolorganisation einer Kolchose als „bewaffnete nationalistische Organisation aufgedeckt und festgenommen" wurde, so zeigt

deren umstandslose Umbewertung zu einer nationalen Widerstandsgruppe wohl nur eines: den Mangel jeglicher Quellenkritik.

Größeren Wert hat dagegen Arūnas Streikus' Aufsatz über den kirchlichen Widerstand in Litauen 1944–1967 (S. 84-121). Zwar besteht auch hier das begriffliche Problem, dass der Anpassungskurs der katholischen Kirche zum Zweck des Selbsterhalts mit dem Terminus „Widerstand" sicher schlecht beschrieben ist – andere Autoren würden wohl ohne weiteres von „Kollaboration" sprechen. Doch lässt die differenzierte Beschreibung der Kirchenpolitik und ihrer häufig abweichenden Umsetzung in den Gemeinden Raum für Interpretationen. So wird sicher nicht jeder der Meinung des Autors zustimmen, die Kirche habe „durch ihre reine Existenz und Lehre" den Widerstand gegen das totalitäre System gestärkt und überdies ohnehin „nicht das moralische Recht" gehabt, „einen Vorwand zur Zerstörung der rechtlichen Struktur der Kirche zu liefern" (S. 91). Doch liegt der Wert des Beitrages bereits in der dichten Darstellung der Ereignisse.

Anders verhält es sich leider mit dem Aufsatz über den Widerstand der katholischen Kirche Lettlands (S. 174-185). Ihr Autor ist abermals Heinrihs Strods, der damit für drei von fünf Aufsätzen über Lettland verantwortlich zeichnet. Ganz abgesehen davon, dass in Bezug auf Lettland wohl zumindest ein zusätzlicher Beitrag über die evangelische Kirche angebracht gewesen wäre, kann die Darstellung der katholischen Kirche als „Stein, der von der atheistischen Macht nicht erschüttert werden konnte" (S. 178), nur noch als apologetisch gelten. Selbst der Befund, dass sie infolge von Terror und Drohungen „unter sehr starkem Einfluss der Regierung" stand, bringt Strods nicht von seiner Schwarz-Weiß-Malerei ab. In standhafter Weigerung, auch nur die Existenz von ‚Grauzonen' zwischen Loyalität und Widerstand anzuerkennen, ordnet er die Kirche aufgrund einiger Unbotmäßigkeiten ohne Einschränkung dem Widerstand zu: „Es zeigt sich, dass die Kirche zu dem kommunistischen Regime, das versuchte, sie zu zerstören, nicht loyal war und nicht loyal sein konnte" (S. 178). Die Begründung wird allerdings auch durch eine ermüdende Aneinanderreihung numerisch aufgelisteter Argumente kaum zwingender.

Zum weiteren Umfeld des baltischen Widerstands gehören die Kontakte der Partisanen zu den westlichen Staaten, die in den Beiträgen von Dalia Kuodytė und Indrek Jürjo eine gründliche Behandlung finden. Gerade letzterer, der vor einigen Jahre eine grundlegende Monografie über die Emigration und Sowjetestland vorgelegt hat,

wartet mit reichlichem Quellenmaterial und – in diesem Band fast eine Ausnahme – mit profunder Literaturkenntnis auch über sein eigenes Heimatland hinaus auf. Beide Aufsätze zeichnen nach, wie die zunächst unregelmäßigen Bemühungen sowohl der Emigration als auch ausländischer Geheimdienste (insbesondere des britischen SIS) um Kontakte mit den Partisanen bald zu einer engen Zusammenarbeit mit einer ganz anderen Organisation führten: dem KGB, das eine Reihe von Partisanenorganisationen unterwanderte oder sogar eigene gründete. Um den Schein zu wahren, bauten KGB-Mitarbeiter ganze Partisanenstellungen in den Wäldern auf, einige sowjetische Agenten gelangten sogar bis in englische Ausbildungslager. Das Fazit Jürjos zu seiner eindrucksvollen Studie bildet dann auch eine bewusste Absetzung von einigen neueren westlichen Untersuchungen: „Es ist offensichtlich (...), dass die KGB-Operationen mit den britischen, schwedischen und amerikanischen Geheimdiensten alle ihre hauptsächlichen Ziele im generellen Kontext der sowjetischen Spionageabwehr erreichten" (S. 264).

Als baltisches Gemeinschaftswerk bietet der Sammelband erstmals die Möglichkeit, sich vergleichend mit den Widerstandsbewegungen in den baltischen Staaten auseinanderzusetzen. Auch sind die Heldenlegenden meist einer wohltuenden Versachlichung gewichen und die faktische Erfassung des Themas schreitet immer weiter voran. Doch herrscht noch immer ein starrer Dualismus zwischen den Antipoden aus Widerstand und Kollaboration vor, der nur wenige Zwischentöne erlaubt. Hier gibt es noch einiges zu tun. Denn auf längere Sicht wird man wohl auch bei der Erforschung des Widerstands kaum umhin können, das Verhalten der breiten Bevölkerung mit einzubeziehen. Und spätestens dann wird ohne feinere begriffliche Werkzeuge nicht mehr auszukommen sein.

David Feest, Göttingen

Rolf-Dieter Müller, Gerd R. Ueberschär, Hitlers Krieg im Osten 1941–1945. Ein Forschungsbericht. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000, 453 S.

Der mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 beginnende und mit der deutschen Kapitulation am 9. Mai 1945 endende deutsch-sowjetische Krieg steht nach wie vor im Mittelpunkt der historischen Forschung. Überraschend ist das nicht, denn in dieser Auseinandersetzung ging es von Anfang an nicht allein um ein rein militärisches Kräftemessen, sondern um einen ideologisch bestimmten, von deutscher Seite initiierten Vernichtungskrieg, dessen Brutalität und Menschenverachtung selbst im 20. Jahrhundert ihresgleichen sucht. Hinzu kommt, dass das ‚Unternehmen Barbarossa' (so der deutsche Codename für den Überfall) entscheidende Aus- und Rückwirkungen auf den systematischen Massenmord an den europäischen Juden hatte.

Zwei seit Jahren ausgewiesene Kenner der Materie haben nun die dringend notwendige Aufgabe übernommen, die bald unübersehbare Literatur zu den verschiedenen Themenkomplexen aufzubereiten und eine mit ausführlichen Forschungsberichten versehene Bibliografie vorzulegen.

Dabei geht es Rolf-Dieter Müller und Gerd R. Ueberschär nicht um eine vollständige Erfassung der einschlägigen Veröffentlichungen, sondern um die Benennung der wichtigsten Titel. Die Autoren haben dabei den Schwerpunkt eindeutig auf die deutsche Seite gelegt; zwar werden die wichtigsten sowjetischen Arbeiten und Beiträge der DDR-Historiografie benannt, doch bilden sie aufgrund ihrer ideologischen Vorgaben nicht den Kern der Bibliografie (S. X f.). Relativ ausführlich wird dagegen die angelsächsische Forschung rezipiert.

Geordnet ist die Bibliografie nach den großen Sachthemen „Politik und Strategie" (S. 1-40, Rolf-Dieter Müller), „Die militärische Kriegsführung" (S. 73-142, Gerd R. Ueberschär), „Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg" (S. 225-271, Gerd R. Ueberschär), „Besatzungspolitik" (S. 310-338, Rolf-Dieter Müller), „Unmittelbare Kriegsfolgen" (S. 374-396, Rolf-Dieter Müller), „Verdrängung und Vergangenheitsbewältigung" (S. 410-417, Gerd R. Ueberschär) und „Fazit: Von der historischen Erinnerung zu den ‚Brücken der Verständigung' und Versöhnung sowie Probleme der öffentlichen Repräsentation" (S. 435-439, Gerd R. Ueberschär).

Jedem der Themenbereiche sind teilweise ausführliche Forschungsberichte vorgeschaltet, die dem Leser einen gelungenen Einblick in Entwicklung und Trends der Historiografie bieten. Dabei beziehen die Autoren durchaus dezidiert Stellung zu kontrovers diskutierten Themen wie etwa das Ausmaß der Wehrmachtverbrechen (S. 245 ff.) oder die immer wieder auftauchende Legende sowjetischer Angriffsabsichten im Sommer 1941 (S. 27 u. 412-416). Besonders hervorzuheben ist, dass Müller und Ueberschär zentralen Fragen und Problemen sowohl in ihren Forschungsberichten als auch in den zugehörigen Bibliografien große Aufmerksamkeit schenken. Dies gilt beispielsweise für die Motive Hitlers zum Überfall auf die Sowjetunion (S. 30-35), für die wirtschaftliche Komponente der deutschen Besatzungspolitik (S. 324-338) oder für die Bedeutung der Schlacht vor Moskau 1941 (S. 92-103).

Von den Planungen der deutschen Generalität für den Überfall bis zur Eroberung Berlins durch die Rote Armee gibt Gerd R. Ueberschär auf knapp 70 Seiten einen konzisen und kritischen Überblick zum militärischen Geschehen (S. 73-142), wobei er auch das Schicksal der einfachen Soldaten oder die Leiden der Bevölkerung Leningrads im Auge behält. Ähnlich umfassend erläutert Rolf-Dieter Müller die politischen und strategischen Komponenten im Umfeld des ‚Unternehmens Barbarossa' (S. 1-40).

Damit ist zugleich das entscheidende Charakteristikum des Bandes angesprochen. Den Autoren gelingt es nämlich, die vielfältigen Forschungstendenzen, die sich mit ‚Hitlers Kriegs im Osten' verbinden, aufzuzeigen. So bildet der deutsch-sowjetische Krieg eben auch eine, wenn auch weiterhin kontrovers diskutierte Zäsur auf dem Weg zum Holocaust. Die Verknüpfung dieses Krieges mit der „Entscheidungsfindung", d.h. dem endgültigen Entschluss zur Ermordung der im deutschen Machtbereich befindlichen Juden, wird von Gerd R. Ueberschär unter Darstellung der neuesten Arbeiten und Thesen vorbildlich vermittelt (S. 237-246). Folgerichtig enthält die Bibliografie daher auch Arbeiten zur Wannsee-Konferenz oder Standardwerke zum Holocaust, die prima facie nicht direkt mit dem deutsch-sowjetischen Krieg zu tun haben.

Das Anliegen der Autoren wird darin deutlich, dass sie am Ende des Buches nicht nur die unmittelbaren Folgen des Krieges behandeln, sondern auch auf den Umgang mit den Geschehnissen zwischen 1941 und 1945 bei Deutschen und Russen eingehen. Dabei spielt der Kalte Krieg, der in Westdeutschland antikommunistische Ressentiments konservierte, ebenso eine Rolle wie die bis heute umstrittene Deutsch-

landpolitik der Sowjetunion oder die Verdrängung des wahren Gesichts des Krieges durch die bundesrepublikanische Öffentlichkeit in den ersten Jahrzehnten nach 1945.

Auffallend ist, dass in der Bibliografie nur die alten sowjetischen Dokumentensammlungen Erwähnung finden, die sicherlich als Quellen weiterhin ihren Wert besitzen, jedoch, wie den Autoren durchaus bewusst ist, auch unter ideologiegeschichtlichen Gesichtspunkten zu betrachten sind und vor allem dazu beitragen sollten, das durchaus nicht immer prosowjetische Verhalten größerer Bevölkerungsteile entweder totzuschweigen oder diese pauschal als faschistische Helfer zu diffamieren. Dieses Defizit ist vor allem im Hinblick auf die baltischen Staaten zu konstatieren, denn litauische, lettische und estnische Historiker haben in den letzten zehn Jahren wichtige Beiträge und Dokumentationen zum Schicksal ihrer Länder unter sowjetischer und nationalsozialistischer Besatzung veröffentlicht. Stellvertretend sei die Monographie von Arūnas Bubnys über Litauen in den Jahren 1941 bis 1944 erwähnt.[1] In diesem Zusammenhang ist zu ergänzen, dass nicht nur in Litauen und Estland, wie auf S. 244 erwähnt, sondern auch in Lettland eine internationale Kommission zur Untersuchung der NS-Verbrechen und der Beteiligung von Einheimischen an ihnen eingerichtet wurde.

Leider haben die Autoren in ihrer Darstellung zu den unmittelbaren Kriegsfolgen auch den Widerstand gegen die sowjetische Wiedereroberung der baltischen Staaten völlig ausgeblendet. Dies ist unverständlich, denn für die erst 1989/91 ihre Unabhängigkeit wiedererlangenden Staaten bedeuteten der deutsch-sowjetische Krieg und die im Hitler-Stalin-Pakt zuvor zynisch besiegelte Partnerschaft der Diktatoren das Ende ihrer Unabhängigkeit. Für Litauer, Letten und Esten endete ‚Hitlers Krieg im Osten' erst nach 50 Jahren. Die sowjetischen ‚Sicherheitsorgane' brauchten bis 1953/54, um die letzten litauischen Partisaneneinheiten zu liquidieren.[2]

Doch sollen diese Bemerkungen dem grundsätzlich positiven Urteil keinen Abbruch tun, zumal die sachthematische Gliederung, die zudem innerhalb der jeweiligen Bibliografie fortgesetzt wird, das schnelle Auffinden von Literatur zu einem bestimmten Thema ermöglicht. Trotz der von den Autoren unumwunden zugegebenen Be-

1 Arūnas Bubnys, Vokiečių okupuota Lietuva (Das von den Deutschen besetzte Litauen) (1941–1944). Vilnius 1998.

2 Als Ergänzung zur Bibliografie sei erwähnt: The Anti-Soviet Resistance in the Baltic States, hrsg. v. Arvydas Anušauskas (u.a.). Vilnius 1999.

schränkungen in Umfang und Vollzähligkeit (S. X) spiegelt die überzeugende Literaturauswahl[3] die profunde Kenntnis zweier Fachwissenschaftler wider.

„Während Hitlers Ostkrieg gegen die Sowjetunion fanden die blutigsten Schlachten des Zweiten Weltkrieges statt. Zugleich kam es in und unmittelbar hinter der ‚Ostfront' zu den größten Verbrechen der NS-Herrschaft über Europa. Die Ostfront war der Schauplatz eines nach dem deutschen Überfall von beiden Seiten erbittert geführten und ideologisch motivierten Weltanschauungskampfes" (S. 73). Historiker, Studierende und interessierte Leser haben in dem vorgestellten Buch ein hervorragendes Hilfsmittel an der Hand, um sich von der Richtigkeit des obigen Zitates zu überzeugen und weiter in einen Themenbereich einzudringen, dessen Bedeutung auch für das heutige Deutschland allein wegen der Millionen von Menschen, die Opfer dieses von deutscher Seite entfesselten Vernichtungskrieges wurden, nicht in Frage gestellt werden kann.

Joachim Tauber, Lüneburg

---

3 Der Rezensent kann lediglich auf die wichtige, weil fast ausschließlich aus osteuropäischen Archiven erstellte Dokumentensammlung „Einsatz im ‚Reichskommissariat Ostland'". Dokumente zum Völkermord im Baltikum und in Weißrußland 1941–1955, hrsg. v. Wolfgang Benz (u.a.). Berlin 1998, verweisen, die in der Bibliografie nicht erwähnt wird.

Andreas Hilger, Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, 1941–1956. Kriegsgefangenenpolitik, Lageralltag und Erinnerung. Essen: Klartext 2000, 486 S., zahlreiche Tabellen, 2 Grafiken (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, N.F. 11).

Diese prämierte Kölner Dissertation von 1998 beschäftigt sich mit dem Leid der Täter, einem Thema also, das zurzeit erstmals seit der unmittelbaren Nachkriegszeit wieder öffentliche Konjunktur hat. Nachdem jahrelang west- und osteuropäische Opfer, sei es als Fremdarbeiter, Kriegsgefangene oder Zivilisten, aber auch Mentalitäten und Motivationen der deutschen Täter im Zentrum wissenschaftlicher Arbeit gestanden haben, vollzieht sich ein Perspektivenwechsel. Das zuvor verdrängte oder als politisch inkorrekt gebrandmarkte Interesse an deutschem Leid, sei es das der aus ihrer osteuropäischen Heimat

Vertriebenen oder eben das der lange Jahre von den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs internierten Kriegsgefangenen, manifestiert sich glücklicherweise auch in der seriösen Wissenschaft.

Hilgers Ansatz ist umfassend: Er beschränkt sich nicht auf die sowjetische Politik in Bezug auf die Kriegsgefangenen, sondern untersucht ebenso den Alltag in den Lagern sowie die Erinnerung der Heimkehrer. Was auf den ersten Blick als möglicherweise zu breit angelegt erscheint, die Annäherung an einen Untersuchungsgegenstand „von oben", „von unten" sowie gleichsam „hintenherum" über die Berichte der Überlebenden, erweist sich beim genaueren Studium des Buches jedoch als so eng aufeinander bezogen, dass man dem Autor zu seinem Mut nur gratulieren kann.

Es ist in erster Linie die kollektive Erinnerung der Opfer an ihren Alltag, die das (bundesdeutsche) Bild der Gefangenschaft prägte und sicher immer noch prägt. Ließ die von den Heimkehrern überlieferte Behandlung der ehemaligen Wehrmachtsangehörigen durch sowjetische Organe erwarten, dass die Politik Moskaus auf gnadenlose Ausbeutung ihrer unfreiwilligen Aufbauhelfer ausgerichtet war, dann überrascht Hilgers Ergebnis, demzufolge Moskaus Kriegsgefangenenpolitik einer „ambivalenten Linie" gefolgt sei: dem „Vorrang nationaler Interessen bei grundsätzlicher Wahrung völkerrechtlicher Standards" (S. 71). Zwar wollte die UdSSR souverän in ihrer Praxis sein und richtete sich nicht nach ihren ehemaligen Partnern in der Anti-Hitler-Koalition, doch hielt sie eine größtmögliche Übereinstimmung mit den üblichen Normen für erstrebenswert.

Dies ist das Fazit eines einleitenden, präzisen Überblicks über die rechtlichen Grundlagen der Kriegsgefangenschaft, dem sich eine Zusammenfassung der „Erwartungen an die Gefangennahme" seitens der Soldaten anschließt. Aus diesen Ausführungen zum Russlandbild der Wehrmachtsangehörigen schälen sich letzten Endes auch die Grundlagen von Erinnerung heraus. Denn Hilger zufolge hat sich die Einstellung der meisten „voenno-plennye" zum Gegner im Osten durch ihren Aufenthalt in der Sowjetunion nur selten verändert. Die konkreten administrativen Rahmenbedingungen der Lager schildert als Abschluss des ersten Kapitels schließlich eine knappe Geschichte der sog. „Hauptabteilung für die Kriegsgefangenen- und Internierten-lager" (GUPVI). Diese kluge Struktur der Gegenüberstellung beider Ebenen „von oben" und „von unten" kehrt übrigens vom Prinzip her in den meisten Kapiteln wieder.

In der Folge gliedert das Erleben von Gefangenschaft die Darstellung der Studie. Kapitel 2 behandelt die Gefangennahme, während die

beiden nächsten Kapitel sich mit den Voraussetzungen der Haft in Bezug auf die Gefangenenverwaltung bzw. den Lebensbedingungen in ihnen beschäftigen. Bei der Schilderung letzterer beschränkt sich Hilger auf die Mikroebene des Stalingrader Gebiets, womit er methodisch die zuvor allgemein beschriebenen Verwaltungsprinzipien in ihrer realen Umsetzung veranschaulicht. Deutlich wird dies auch im anschließenden 5. Kapitel, das den Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen beschreibt. Dieser hatte als Wiedergutmachung für die Kriegsschäden, die von der Okkupationsmacht verursacht worden waren, für die sowjetische Seite höchste Priorität. In der sowjetischen Realität mit ihren aus anderen, zivilen Zusammenhängen bekannten Problemen von Planungsdruck, Normeneinhaltung und Kompetenzenwirrwarr war jedoch letztlich nicht daran zu denken, dass die deutschen Internierten der sowjetischen Volkswirtschaft den erhofften Nutzen brachten, im Gegenteil. Hinzu kamen die selbst im sowjetischen Maßstab selten zufrieden stellend gelösten Fragen von Unterkunft, Verpflegung und medizinischer Versorgung für die Gefangenen. Letztere wiederum schilderten in ihren Erinnerungen die Auswirkungen der schlechten Lebensbedingungen deutlich genug. Hilger stellt heraus, dass angesichts dieser Umstände die sowjetische Propaganda, der zufolge die Arbeit eine Sache der Ehre sei, bei der das Ziel die Übererfüllung der Normen sein müsse, um ein besseres Leben zu erlangen, nur als zynisch empfunden werden konnte – Verbesserungen waren ohnehin nicht zu erwarten. Losungen, die zur Wiedergutmachung aufriefen, hinterließen keinerlei Spuren im Bewusstsein der Gefangenen: „Eine direkte oder indirekte Mitverantwortung für den Krieg (...) wurde und wird nicht thematisiert, und die katastrophale Lebenssituation in der UdSSR wurde in Fortführung des deutschen Vorwissens nahezu ausnahmslos dem System oder der Bevölkerung zur Last gelegt" (S. 208).

Nach einem Blick auf die Politische Schulung (Kapitel 6), bei dem wenig Zweifel daran gelassen wird, dass die Aussicht, aus den deutschen Kriegsgefangenen Freunde der Sowjetunion zu machen, von vornherein gering war, zumal die Verwaltung erhebliche personelle Probleme hatte, um eine kompetente Schulung auf die Beine zu stellen, kommt Hilger anhand der Erlebnisberichte erneut zu dem Schluss, dass „der real existierende Antikommunismus" – und man kann eine mehr oder weniger deutliche Aversion gegen Russen bzw. Slaven ergänzen – in „Fortführung des Rußlandbilds deutscher Soldaten vor der Gefangennahme" auch nach der Entlassung prägend blieb. Der Krieg wurde weiterhin vielfach als „unvermeidlich" oder

„gerecht" eingestuft, und die eigene Haltung der Sowjetunion gegenüber weiterhin als „unbeugsam", „kalt" oder „feindlich" bezeichnet (S. 251 f.).

Über die Schilderung der Tätigkeit von „Operativ-čekistischen Organen" (Kapitel 7) kommt Hilger dann zu der im Zusammenhang des Kapitels vielleicht etwas weit hergeholten Fragestellung, ob die Kriegsgefangenen „Opfer oder Täter" gewesen seien. Dabei bemüht er sich mit einer Unzahl von diversen Zitaten aus den Erinnerungen etwas zu langatmig um die Feststellung, dass die Internierten durchaus mehr vom Vernichtungskrieg der Wehrmacht wussten, als sie später zuzugeben bereit waren. Im Bewusstsein des Einzelnen blieben jedoch nur „tragische Einzelfälle" übrig, sodass allerhöchstens von einem kollektiven Ahnen trotz kollektiver Verdrängung die Rede sein könne.

Die letzten drei Kapitel beschäftigen sich schließlich mit der Lageratmosphäre zwischen „Hunger und Heimweh", der sowjetischen Repatriierungspolitik sowie den Lagern der Jahre 1950 bis 1965 und den Spätheimkehrern. Sie runden ein Buch ab, das auf einer beeindruckenden Fülle von Literatur und Archivmaterial beruht. Auch wenn Hilger nicht alle sowjetischen Quellen zugänglich waren, weshalb er zuweilen, wie er selbst weiß, unbelegten Ausführungen aus der sowjetischen Literatur folgen muss, ist ihm ein umfassendes Werk gelungen, das schon aufgrund des umfangreichen Zahlenmaterials bis auf weiteres als Standardwerk[1] zum Thema der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion dienen wird.

Karsten Brüggemann, Narva

[1] Vgl. jetzt ergänzend den Sammelband Voennoplennye v SSR 1939–1956. Dokumenty i materialy (Kriegsgefangene in der UdSSR 1939–1956. Dokumente und Materialien), hrsg. v. M.M. Zagorul'ko. Moskva 2000.

Die SS. Elite unter dem Totenkopf. 30 Lebensläufe, hrsg. v. Ronald Smelser u. Enrico Syring. Paderborn (u.a.): Ferdinand Schöningh 2000, 462 S.; Matthias Schröder, Deutschbaltische SS-Führer und Andrej Vlasov 1942–1945. „Rußland kann nur von Russen besiegt werden": Erhard Kroeger, Friedrich Buchardt und die Russische Befreiungsarmee. Paderborn (u.a.): Ferdinand Schöningh 2001, 256 S.

Biografische Sammelbände über NS-Größen haben Konjunktur; insofern stehen die hier vorzustellenden 30 SS-Lebensläufe in einer Reihe mit ähnlichen personengeschichtlichen Publikationen.[1] Der Auswahl der zu schildernden Viten kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, um die Geschlossenheit des Bandes und das über die einzelnen Biografien hinausgehende Gesamtbild zu wahren. Natürlich kann man an Personen wie Heinrich Himmler (S. 234-253, Johannes Tuchel) oder Adolf Eichmann (S. 134-146, Hans Safrian) nur schwerlich vorbeigehen, doch auf der zweiten Ebene der SS-Führung wäre sicherlich Spielraum vorhanden gewesen, Personen auszuwählen, deren Karriere auch symptomatisch für einen Typus innerhalb der SS steht.

Zudem stellt sich die Frage, ob nicht auf die eine oder andere Biografie hätte verzichtet werden können, für die bereits an anderer Stelle leicht zugängliche Informationen veröffentlicht wurden. Dies gilt natürlich für Werner Best (S. 60-76, Fritz Petrick), über dessen Leben die herausragende Monografie von Ulrich Herbert vorliegt, die methodisch weit über den biografischen Ansatz hinausreicht.[2] Unverständlich erscheint auch, weswegen die Herausgeber nochmals den Kommandeur der „Leibstandarte Adolf Hitler", Josef Dietrich (S. 119-133, Christopher Clark) vorstellen, dessen Lebenslauf sie bereits in einem früheren, von ihnen betreuten Band zur Militärelite

1 Die Militärelite des Dritten Reiches, hrsg. v. Ronald Smelser u. Enrico Syring. Berlin 1995; Hitlers militärische Elite, Bd. 1: Von den Anfängen des Regimes bis Kriegsbeginn; Bd. 2: Vom Kriegsbeginn bis zum Weltkriegsende, hrsg. v. Gerd R. Ueberschär. Darmstadt 1998; Die braune Elite. 22 biographische Skizzen, hrsg. v. Ronald Smelser u. Rainer Zitelmann. Darmstadt 1989; Die braune Elite II. 21 weitere biographische Skizzen, hrsg. v. Ronald Smelser, Enrico Syring u. Rainer Zitelmann. Darmstadt 1993.

2 Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft. Bonn 1996. Vgl. auch Sebastian Werner, Werner Best – Der völkische Ideologe, in: Die braune Elite II (wie Anm. 1), S. 13-25.

des Dritten Reiches aufgenommen haben.[3] Da es dabei um die Generalität des Dritten Reiches ging, sind auch die Viten der Waffen-SS Generale Paul Hausser (S. 190-207, Enrico Syring) und Felix Steiner (S. 431-440, Mark P. Gingerich) in dem konzeptionell identischen Vorläuferband veröffentlicht.[4] Auch der Chef des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) ab Januar 1943, Ernst Kaltenbrunner (S. 289-304, Peter Black), war bereits Thema einer Kurzbiographie, deren Autor ebenfalls Peter Black ist.[5]

Andererseits fehlen die Lebensläufe verschiedener SS-Männer, die man eigentlich in dem Band erwartet hätte: weder der Chef des Hauptamtes Ordnungspolizei, Kurt Daluege, noch der SS- und Polizeiführer für den Disktrikt Lublin, Odilo Globocnik, werden behandelt.[6] Nachdem die Rolle der Ordnungspolizei im Rahmen des Holocaust und der mörderischen deutschen Besatzungspolitik in Osteuropa in den letzten Jahren zu Recht immer mehr ins Zentrum der historischen Forschung gerückt ist, liegt eine Schwäche des Bandes zweifellos darin, diesen Teil des SS-Imperiums zu vernachlässigen. Globocniks Aktivitäten in Lublin sind so direkt mit der ‚Endlösung' der Judenfrage verbunden, dass die Vita des Täters unbedingt in den Band hätte mitaufgenommen werden müssen, zumal der ehemalige, wegen finanzieller Manipulationen 1939 abgelöste Gauleiter von Wien aufgrund seiner charakterlichen Schwächen einen Typus repräsentiert, der ansonsten nur durch Hermann Fegelein (S. 160-172, Volker Riess) und Friedrich-Wilhelm Krüger (S. 320-331, Larry V. Thompson) vertreten ist. Den Massenmorden der Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD nach dem Überfall auf die Sowjetunion wird zwar in den Viten von Arthur Nebe (S. 364-378, Peter Black) und Otto

3 James J. Weingartner, Josef „Sepp" Dietrich – Hitlers Volksgeneral, in: Militärelite (wie Anm. 1), S. 13-28. Firmierte Dietrich bei Weingartner noch als „Volksgeneral", so wird aus ihm im vorliegenden Band der „Landsknecht im Dienste Hitlers".

4 Mark P. Gingerich, Paul Hausser – Der Senior der Waffen-SS; Franz W. Seidler, Felix Steiner – Der Vater der europäischen SS, beide in: Militärelite (wie Anm. 1), S. 223-235 u. 510-527. Hinzu kommen die von Gerd R. Ueberschär betreuten Bände zu Hitlers militärischer Elite (wie Anm. 1), in denen sowohl Paul Hausser als auch Josef ‚Sepp' Dietrich berücksichtigt werden.

5 Peter Black, Ernst Kaltenbrunner – Chef des Reichssicherheitshauptamtes, in: Die braune Elite I (wie Anm. 1), S. 159-172.

6 Zwar liegen für Daluege und Globocnik bereits Kurzbiografien vor, doch spielte dieses Kriterium, wie im Text geschildert, offensichtlich keine Rolle für die Auswahl der Lebensläufe. Vgl. Caron Cradle, Kurt Daluege – Der Prototyp des loyalen Nationalsozialisten, in: Die braune Elite II (wie Anm. 1), S. 66-79; Peter Black, Odilo Globocnik – Himmlers Vorposten im Osten, in: Ebenda, S. 103-115.

Ohlendorf (S. 379-393, David Kittermann) die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, doch stellt sowohl für den Chef der Kriminalpolizei Nebe als auch den Amtsleiter SD-Inland Ohlendorf die Verwendung als Kommandeur einer Einsatzgruppe eine außerhalb der eigentlichen Aufgaben gelegene Tätigkeit dar. Prädestiniert für die Aufnahme in den Band wäre dagegen der Chef der Einsatzgruppe A, Franz Walter Stahlecker, gewesen, der eine steile Karriere innerhalb der Gestapo durchlaufen hatte. Die Herausgeber lassen den Leser leider im Unklaren, nach welchen Kriterien sie die aufzunehmenden Biografien ausgewählt haben.

Stattdessen beschränken sich Ronald Smelser und Enrico Syring in ihrer Einleitung (S. 9-27) auf einen kurzen Abriss der Geschichte der SS, wobei die von den Autoren selbst als zentraler Punkt einer Biografiensammlung bezeichnete Frage nach den Motiven der einzelnen Persönlichkeiten nicht einmal andeutungsweise einer Antwort zugeführt wird: „Die Motive für den Eintritt in die SS sind genauso unterschiedlich wie die Männer, die eintraten" (S. 9). Bei der Vielfalt der Aktivitäten der SS ist diese Aussage als ‚wahr' in einem absoluten Sinn zu bezeichnen, doch hilft sie dem Leser ebensowenig bei der Einordnung der Lebensläufe wie die „teilweise verblüffenden Ergebnisse", dass „[m]anche SS-, zumal Waffen-SS-Offiziere (...) gelegentlich einen beeindruckenden moralischen Mut an den Tag" legten (S. 21).

Diese Unentschiedenheit mindert die Einleitung der Herausgeber in doch erheblichem Maße, denn es lassen sich durchaus gewisse, in der Forschung auch seit Jahren angesprochene Typika für einen großen Teil der behandelten SS-Funktionäre namhaft machen. Fast alle in dem Band behandelten Männer sind um das Jahr 1900 geboren, d.h. für ihre politische Sozialisation wurden der Erste Weltkrieg, die deutsche Niederlage und die schweren Anfangsjahre der Weimarer Republik zu entscheidenden, generationsspezifischen Ereignissen und Erfahrungen. Viele der späteren SS-Männer sind der so genannten Frontgeneration zuzurechnen, viele von ihnen bewiesen persönliche Tapferkeit und erhielten Auszeichnungen (wie z.B. die späteren Höheren SS- und Polizeiführer Erich von dem Bach-Zelewski und Hanns Rauter). Für andere wie Heinrich Himmler zählte es zeit ihres Lebens zu einem Makel, nicht mehr an die Front gekommen zu sein. Auffallend ist auch, dass bei vielen der Weg schon in den 20er Jahren ins rechtsnationale Lager führte, wobei besonders die Freikorps bzw. das universitäre Umfeld eine Art Durchlaufstation für so manchen späteren SS-Funktionär bildeten. Fast alle Lebensläufe spiegeln eine klar natio-

nalistische, teilweise auch bereits rassistische politische Gesinnung lange vor dem Beitritt zur NSDAP oder der SS wider. Außerdem ist zu erwähnen, dass die meisten der behandelten Personen in relativ jungen Jahren exekutive Befugnisse erhielten, die weit über die Gewalten hinausgehen, die 30- bis 40-Jährigen in einem normierten Behörden- und Verwaltungsapparat zustehen. Die Mehrheit der vorgestellten Viten entspricht den eben geschilderten Bedingungen, von völlig unterschiedlichen Motiven für den SS-Beitritt kann daher nur in eingeschränktem Maße die Rede sein. Auch die von den Herausgebern postulierte ‚Brückenfunktion' der SS mit dem Ziel, „die überkommenen deutschen Eliten an das NS-Regime heranzuführen" (S. 10), lässt sich bei der Mehrzahl der Lebensläufe nicht erkennen: Zwar stammten viele der SS-Führer aus dem bürgerlichen Mittelstand, doch ist offensichtlich, dass der ‚Bruch' mit einer traditionellen Laufbahn bereits in den 20er Jahren stattfand. Die SS verhieß diesen Männern eine Karriere, die sie im Rahmen der ‚überkommenen deutschen Eliten' nie erreicht hätten, daher beinhaltete der Beitritt zur Schutzstaffel Heinrich Himmlers eben auch eine klare Absage an althergebrachte Karrieremilieus.

Das ‚verblüffende Ergebnis' eines ‚moralischen Mutes' beschränkt sich bei näherem Hinsehen doch recht deutlich auf die beiden ‚Vorzeigegenerale' der Waffen-SS, Paul Hausser und Felix Steiner, sowie die ‚Nur-Militärs' Wilhelm Bittrich und Herbert Gille. Dabei sollte aber nicht vergessen werden, dass sich alle vier Generale als Offiziere verstanden, die als militärische Fachleute die Courage besaßen, unsinnige und menschenverachtende Befehle nicht zu befolgen. Wie bei ihren Kollegen von der Wehrmacht gab es nur wenige, die diese Integrität besaßen, und viele, die auch die unsinnigsten Haltebefehle durchführten und verbrecherische Maßnahmen gegen die Zivilbevölkerung anordneten. Die nach 1945 kontrovers diskutierte Frage, inwieweit die Waffen-SS-Einheiten als ‚kämpfende Truppe' ohne ideologischen Hintergrund zu verstehen sind, wird leider in den betreffenden Biografien nur am Rande angesprochen; dabei hätte dies das Schlüsselthema bei der Vorstellung der Waffen-SS Generale sein müssen und nicht eine wie im Fall von Herbert Gille mehr oder weniger unkritische Deskription der verschiedenen Einsatzorte der SS-Division Wiking.

Positiv zu erwähnen ist, dass die einzelnen Biografien sowohl vom Umfang als auch von der Konzeption her einander entsprechen, was zweifellos ein Verdienst der Herausgeber ist. Wichtig für eine weitere Beschäftigung mit der jeweiligen Persönlichkeit sind die kurzen An-

gaben zu zentralen Quellenbeständen und der wichtigsten Literatur, die jeden Beitrag abschließen. Besonders lesenswert sind diejenigen Biografien, bei denen die Autoren ihren Beitrag nicht nur als chronologische Deskription eines Lebens verstehen, sondern ihre Ausführungen unter eine zentrale Frage stellen: So behandelt etwa Johannes Tuchel die Vita des Reichsführers SS vor allem unter dem Gesichtspunkt, welche ideologischen Motive Heinrich Himmler bestimmten, und Hans Safrian interpretiert das Leben Adolf Eichmanns vor dem Hintergrund der Forschungskontroverse, die den Leiter des Referats IV B 4 im RSHA alternativ als „Judenkommissar Europas" (Robert M.W. Kempner) oder als ‚mediokren Funktionär' im Sinne Hannah Arendts verstehen.

Auch Matthias Schröder entschied sich in seiner Dissertation für einen personenbezogenen Zugang zum Thema. Im Mittelpunkt stehen die beiden deutschbaltischen SS-Funktionäre Erhard Kroeger und Friedrich Buchardt. Es ist frappierend, wie deckungsgleich die Viten sich in das eben gezeichnete Bild einpassen. Sowohl Kroeger (geb. 1905) als auch Buchardt (geb. 1909) kamen bereits in den 20er Jahren in ein rechtsgerichtetes nationalistisches Umfeld, das sie früh zu überzeugten Nationalsozialisten werden ließ. Die besondere Situation der deutschbaltischen Minderheit in Lettland zeigte zudem deutlicher als im Reich, dass der Nationalsozialismus seine Anziehungskraft auch aus einem Generationenkonflikt bezog. Kroeger und seine deutschbaltischen Anhänger standen mit ihren nationalistischen Thesen in einem immer schärfer werdenden Gegensatz zur älteren deutschbaltischen Elite.

Kroeger wurde bald zum Chef der nationalsozialistischen ‚Partei' und Buchardt zum Schriftleiter der ‚Parteizeitung' in Lettland. Mit der Umsiedlung der Deutschbalten 1939 geriet Kroeger (seit Oktober 1938 in der SS) geradezu zwangsläufig in das Umfeld der gigantischen Menschenverschiebungen, die Himmler als „Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums" verantwortete. Der Zusammenhang zwischen der Ansiedlung von Volksdeutschen, der Deportierung von Polen und Juden und schließlich dem Holocaust führte Kroeger keineswegs zufällig direkt in die Vernichtungsaktionen, für die er als Führer des Einsatzkommandos 6 innerhalb der Einsatzgruppe C mitverantwortlich war. Auch Buchardt, der seit 1934 als Kroegers Mann im Reich fungierte und bereits ab 1936 für den SD arbeitete, war tief in die rassistischen Morde in Osteuropa verstrickt. 1941 war er beim SD in Lublin tätig, bevor er nach dem Überfall auf die Sowjetunion im

Einsatzkommando 7a der Einsatzgruppe B an den Massenmorden beteiligt war.

Matthias Schroeder geht es vor allem um die Rolle der beiden baltischen SS-Führer bei der Schaffung der ‚Russischen Befreiungsarmee' unter Andrej Vlasov. Wie Alfred Rosenberg traten Kroeger und Buchardt als deutschbaltische ‚Russlandexperten' für eine Zerstückelung Russlands und damit verbunden für einen Wandel der unterschiedslosen deutschen Besatzungs- und Vernichtungspolitik ein. Erst gegen Ende des Krieges sollte die deutschbaltische ‚Fraktion' jedoch Himmler von dem Potenzial, das ihrer Meinung nach in der Vlasov-Bewegung steckte, überzeugen können, sodass die Aufstellung einer ‚Russischen Befreiungsarmee' faktisch ohne Resonanz blieb. Matthias Schroeder hat im zweiten Teil seiner Arbeit (S. 112-222) die Aktivitäten deutscher Stellen um Vlasov akribisch nachgezeichnet.

Der sperrige Titel des Buches belegt, dass die einzelnen Teile relativ unverbunden nebeneinander stehen. Der rote Faden zwischen den ausführlichen Biografien von Kroeger (S. 17-79) bzw. Buchardt (S. 80-112) und der Vlasov-Bewegung ist nicht immer ersichtlich. Doch mindert das den Wert des Buches nur in geringem Maße, denn Schroeders flüssige Darstellung bietet eine Vielfalt von interessanten Aspekten sowohl zur Rolle der Deutschbalten innerhalb der SS als auch einen konzisen Überblick über die mit dem Namen Vlasov verbundenen Zielsetzungen.

Insgesamt gesehen erweitern beide Bände unseren Kenntnisstand zur SS und ihren Führern, wobei der von Ronald Smelser und Enrico Syring betreute Sammelband in konzeptioneller Hinsicht wenig überzeugen kann. Seine Stärken liegen mit wenigen Abstrichen in den einzelnen Beiträgen begründet. Die Dissertation von Matthias Schröder erweitert diesen personengeschichtlichen Zugang durch die Biografien zweier deutschbaltischer SS-Führer und bietet darüber hinaus einen anregenden Einblick in einen bis heute mit Mythen und Legenden versehenen Bereich der deutschen Ost- und Besatzungspolitik während des Zweiten Weltkrieges.

Joachim Tauber, Lüneburg

„Betr.: Sicherstellung". NS-Kunstraub in der Sowjetunion, hrsg. v. Wolfgang Eichwede u. Ulrike Hartung. Bremen: Edition Temmen 1998, 263 S.; Natalia Volkert: Kunst- und Kulturraub im Zweiten Weltkrieg. Versuch eines Vergleichs zwischen den Zielsetzungen und Praktiken der deutschen und der sowjetischen Beuteorganisationen unter Berücksichtigung der Restitutionsfragen. Frankfurt a.M. (u.a.): Peter Lang Verlag 2000. 252 S., 15 Abbildungen (Europäische Hochschulschriften. Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften. 885).

Es ist das Verdienst der Herausgeber Eichwede/Hartung, den ersten Sammelband zum Thema „Kunstraub der Nationalsozialisten in der Sowjetunion" herausgebracht zu haben. Die zahlreichen Beiträge rekurrieren dabei auf umfangreiche Recherchen in deutschen, amerikanischen und vor allem russischen und ukrainischen Archiven, die von einer 1992 eingerichteten Arbeitsgruppe der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen durchgeführt worden waren.

Trotz einer zunehmenden Zahl von Publikationen zum Thema „Kunstraub in Westeuropa" bleibt das Thema „Kunstraub in Osteuropa" weiterhin unterrepräsentiert. Dabei wurde gerade in der Sowjetunion eine ungeheure Menge an Kulturgut von verschiedenen Dienststellen der Wehrmacht, der Partei und des Deutschen Reiches abtransportiert. Mit dem Titel „Kunstraub" haben die Herausgeber dabei ein gängiges Schlagwort aufgegriffen, das jedoch gerade im Falle der Sowjetunion nicht ganz zutreffend ist; vielmehr wurden in der Sowjetunion weniger Kunstwerke beschlagnahmt als vielmehr Kulturgüter aller Art, so z.B. Bücher, historische Karten, prähistorische Funde, volkskundliche Sammlungen und Archivalien. Die einzelnen Beiträge gehen auf diese große Bandbreite durchaus ein, sodass nur im Titel diese leichte Unschärfe bestehen bleibt.

Inhaltlich gliedert sich der Band in drei Teile, die jeweils gut ausgewogen sind. Im ersten Teil wird der Raub von Kulturgütern in der Sowjetunion durch die Nationalsozialisten dargestellt, im zweiten Teil die auf den Einmarsch der deutschen Wehrmacht folgenden Evakuierungsmaßnahmen seitens der sowjetischen Kulturbehörden. Der dritte Teil beschreibt das Auffinden der Kulturgüter aus ehemals sowjetischem Eigentum auf dem Gebiet der späteren Bundesrepublik und deren Restitution durch die westlichen Besatzungsmächte. Es folgt ein Bericht zur Quellenlage sowie ein Anhang mit Quellen- und Literaturverzeichnis. Es fehlt allerdings ein Personenindex, der sicher-

lich hilfreich gewesen wäre. Drei der Beiträge (Andreas Grenzer, Gabriele Freitag und Christian Hufen) sind bereits 1997 vorab an anderer Stelle erschienen, was leider im vorliegenden Band an keiner Stelle vermerkt wurde und auch im Literaturverzeichnis nicht auftaucht.

In der Mitte des Buches befindet sich ein umfangreicher Bildteil, der sowohl Fotos als auch zentrale Dokumente wiedergibt. Bei den Fotos handelt es sich zum Teil um Propagandabilder des „Einsatzstabes Reichsleiter Rosenberg" (ERR), weswegen man eine quellenkritische Bewertung vermisst. So wird beispielsweise ein Foto des Bücherdepots in Ratibor mit gewaltigen Stapeln von geraubten Büchern wiedergegeben. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass es sich eindeutig um eine Fotomontage des ERR handelt, die dieser erstellen ließ, um seine eigene „Effektivität" beim Plündern zu demonstrieren. Auch ein Foto aus der Nachkriegszeit, das eine Angestellte des amerikanischen Kunstschutzes neben Prinz Philipp von Hessen (der nie in der Sowjetunion tätig war) und der berühmten Holbein-Madonna (die der Familie rechtmäßig seit über 100 Jahren gehörte und damit keine Raubkunst darstellte) zeigt, ist vielleicht etwas unglücklich ausgewählt. Wichtig und bedrückend dagegen sind die Fotos, die die Kriegsschäden in Schlössern und Kirchen dokumentieren.

Im ersten Teil gibt der Beitrag von Gabriele Freitag und Andreas Grenzer einen guten Überblick über die verschiedenen Kunstrauborganisationen der Nationalsozialisten in der Sowjetunion. Zahlreiche Stellen der Wehrmacht, des Staates und der Partei gründeten Dienststellen, die ausschließlich mit dem Abtransport von Kulturgütern aller Art beschäftigt waren. Die Wehrmacht ließ durch ihre Organisationen „Chef der Heeresarchive" bzw. „Chef der Heeresbibliotheken" und „Chef der Heeresmuseen" Akten, Bibliotheken und museale Gegenstände von militärhistorischem Interesse abtransportieren und im Deutschen Reich verteilen. Dagegen richtete das Auswärtige Amt ein nach seinem Leiter Eberhard von Künsberg benanntes „Sonderkommando Künsberg" ein, das in drei Einsatzkommandos bei den Heeresgruppen Nord, Mitte und Süd außenpolitisch wertvolles Material beschlagnahmte. Ebenso hatte sich das „Ahnenerbe", eine pseudowissenschaftliche Einrichtung Heinrich Himmlers, auf bestimmte Bestände in der Sowjetunion spezialisiert. Es bildete ein „Sonderkommando Jankuhn", benannt nach dem renommierten Prähistoriker Herbert Jankuhn, das sich ausschließlich auf den Abtransport urgeschichtlichen Materials in der Ukraine und im Kaukasus konzentrierte. Die Tätigkeit dieses Sonderkommandos wird noch einmal ein-

gehender beleuchtet in dem Beitrag von Christian Hufen („Gotenforschung und Denkmalpflege. Herbert Jankuhn und die Kommandounternehmen des ‚Ahnenerbe' der SS", S. 75-96). Dabei ist besonders bedeutsam, dass die vom „Sonderkommando Jankuhn" geraubten Kulturgüter nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mehr aufgefunden werden konnten.

Die noch heute bekannteste Kunstrauborganisation war sicherlich der bereits erwähnte „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg" unter der Leitung Alfred Rosenbergs, der in der Sowjetunion sowohl Akten und Bücher als auch Kunstwerke konfiszieren ließ. Weitgehend ausgeklammert ist leider die Tätigkeit des „Sonderkommandos Vorgeschichte in der Sowjetunion" unter der Leitung von Hans Reinerth, das Unmengen an prähistorischem und volkskundlichem Material abtransportieren ließ und sogar eigene Grabungen in der Sowjetunion durchführte. Die machtpolitische Stellung Rosenbergs in der Sowjetunion wurde hierbei unterbewertet. Als Beleg führen die Autoren z.B. an, dass Museumsbestände aus Minsk auf Befehl Himmlers von der SS ins Reich verschickt wurden. Jedoch wurde dabei übersehen, dass diese Minsker Bestände im Zuge der machtpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Himmler und Rosenberg schließlich letzterem übergeben wurden, sodass dies als Beleg für die These seiner Machtlosigkeit kaum tauglich ist.

Rosenberg konnte seine Machtstellung 1942 erheblich ausbauen, als es ihm gelang, einen „Führererlass" vom 1. März 1942 zu erwirken, der die Aufgabe des ERR „zur Bekämpfung der Juden, Freimaurer und der mit ihnen verbündeten weltanschaulichen Gegner des Nationalsozialismus" als „kriegsnotwendig" erklärte; infolge dieses Erlasses konnte Rosenberg seine Machtansprüche besser durchsetzen und einen „Sonderstab Bildende Kunst" in der Sowjetunion einsetzen. Bei der Schlussfolgerung, dieser Erlass habe kaum Wirkung gezeigt, handelt es sich daher um ein Fehlurteil, das durch die jüngere Literatur bereits überholt ist.

Sehr anschaulich beschreibt Karin Jeltsch in ihrem Beitrag das Schicksal des Neptunbrunnes aus Schloss Peterhof. Der Beitrag besticht durch die geschlossene Beschreibung von der Entstehung des Kunstwerks über seine Aufstellung im Schloss Peterhof bis zu seiner Beschlagnahme und Verbringung nach Nürnberg 1942 sowie die von der amerikanischen Besatzungsmacht durchgeführte Restitution. Im Jahre 1660 war im Auftrag der Stadt Nürnberg der Brunnen von dem Bildhauer Georg Schweigger entworfen, jedoch wegen finanzieller Schwierigkeiten der Stadt nie aufgestellt worden. Zur Sanierung ihrer

Finanzen hatte die Stadt ihn 1797 an Zar Paul I. verkauft, der ihn in Schloss Peterhof aufstellen ließ.

Als die Wehrmacht im September 1941 Schloss Peterhof erreichte und besetzte, ließ der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, Generalfeldmarschall von Küchler, den Brunnen in seine Einzelteile zerlegen und nach Nürnberg schicken, wo er im Juni 1942 ankam. Obwohl Hitler den Neptunbrunnen für den Neubau des Germanischen Nationalmuseums vorgesehen hatte, wurde er wegen des Luftkrieges im sog. „Kulturbunker" an der Nürnberger Burg untergebracht. Dort wurde er 1945 aufgefunden und 1947 im Beisein von sowjetischen Kunstschutzoffizieren verpackt und restituiert. Der Beitrag belegt nicht nur das wechselhafte Schicksal eines wichtigen Kulturgutes, sondern er verdeutlicht auch in besonderer Weise, mit welchen „kulturhistorischen" Argumenten die Verantwortlichen ihren Kunstraub zu begründen versuchten.

Hochinteressant sind auch die Ausführungen Grenzers zu den sowjetischen Evakuierungsmaßnahmen. Wie allgemein bekannt, rechnete Stalin nicht mit einem Überfall auf die Sowjetunion durch die deutsche Wehrmacht. Erst nach dem deutschen Einmarsch beschlossen die Regierung und das ZK der KPdSU am 27. Juni 1941 eine Verordnung über die „Verlegung und Unterbringung von Bevölkerungsteilen und Kulturgütern". Die darauf folgenden Evakuierungsmaßnahmen mussten daher unter erschwerten Bedingungen von den zuständigen Museumsbeamten, Archivaren und Bibliothekaren improvisiert werden. Im Juni/Juli 1941 wurden so mehrere 1000 Kulturgüter vor allem aus den Zarenschlössern bei Petersburg sowie den Museen in Leningrad und Moskau in verschiedene Depots im Ural überführt, im September 1941 wurden auch Bestände des Historischen Museums in Kiev verlagert. Grundsätzlich wurden jedoch die kulturellen Institutionen in Russland selbst anscheinend vorrangig behandelt. Das sowjetische Kulturministerium stellte 1944 fest, dass nur 26 der 174 ukrainischen Museen teilweise evakuiert worden waren. Die Museen, Bibliotheken und Archive im Baltikum wurden noch weniger bei den Evakuierungsmaßnahmen berücksichtigt. So erlitten gerade die ukrainischen Museen aufgrund mangelnder Evakuierungsmaßnahmen, jedoch auch aufgrund der schnellen und langfristigen Besetzung durch die deutsche Wehrmacht qualitativ und quantitativ die größten Kulturgutverluste.

Ein weiterer Beitrag von Grigorij Koslov, dem einzigen russischen Autoren des Sammelbandes, geht auf die Versuche der sowjetischen Seite ein, die Kulturgutverluste zu erfassen und zu bewerten. Bereits

Ende 1942 wurde eine Außerordentliche Staatliche Kommission vom Präsidium des Obersten Sowjet einberufen, die die durch die deutschen Besatzer verursachten Schäden erfassen sollte. Ein Jahr später wurde ein Expertenteam unter der Leitung von Igor Grabar eingerichtet, das Informationen zu den kulturellen Schäden sammelte. Dabei verfolgte das Team vor allem das Ziel, den materiellen Wert der Verluste festzustellen, um diesen als Reparationsforderung nach dem Ende des Krieges einbringen zu können. Besonders die Erfassung der beweglichen Kulturgüter bereitete der Kommission methodische Schwierigkeiten. Grabar setzte durch, dass der Wert der Kulturgüter in Goldrubel zum Kurswert von 1927 umgerechnet wurde, da der zeitgenössische Rubel gar nicht konvertierbar war. In der Folge wurde zusätzlich eine Liste der deutschen Kulturgüter erstellt, die als „Äquivalente" für die erlittenen Verluste dienen sollten. Im Februar 1945 wurden deshalb Trophäenbrigaden nach Polen und Deutschland entsandt, die einerseits – wenig systematisch – nach verschleppten sowjetischen Kulturgütern fahndeten, andererseits bereits nach „Äquivalenten" aus deutschem Eigentum suchten und sie abtransportieren ließen. Nach Aussage des Autors überwog jedoch die Suche nach „Trophäen", also Kulturgut deutschen Eigentums, das als Kompensation für erlittene Schäden verwendet werden sollte.

In einem umfangreichen Beitrag geht Gabriele Freitag der Frage der Restitution von Kulturgut sowjetischer Provenienz durch die westlichen Alliierten nach. Es war gewissermaßen ein historischer Zufall, dass sich die meisten NS-Depots mit Raubkulturgütern in der späteren amerikanisch besetzten Zone Deutschlands befanden. Vorsichtige Schätzungen sprachen von ca. 1400 Depots mit Raubkunst aus ganz Europa. So fiel die Hauptlast der Auffindung und Restitution von Kulturgütern der amerikanischen Kunstschutz-Organisation „Monuments, Fine Arts and Archivs" (MFA+A) zu. Glücklicherweise hinterließ der Kunstschutz in der amerikanischen Zone umfangreiches Aktenmaterial, das sich, wenn auch unterschiedlich geordnet, zum einen im National Archive in Washington, zum anderen als Dublette heute im Bundesarchiv Koblenz befindet. Wenig bekannt ist dagegen weiterhin über die Tätigkeit des Kunstschutzes in der britischen und französischen Zone. Auch der vorliegende Beitrag gibt hierzu keine Auskunft, was man aber mangels Akten der Autorin nicht vorwerfen kann.

Die Kulturgüter aus der Sowjetunion befanden sich relativ konzentriert in mehreren Depots des ERR in Franken, vor allem in Schloss Colmberg und Kloster Buxheim, sowie auf Schloss Höchstädt an der

Donau. Diese Kulturgüter wurden nach München verbracht und dort in einem Central Collecting Point zusammengeführt. Diese Sammelstelle war von den Amerikanern im Juni 1945 im ehemaligen „Führerbau" eingerichtet worden; Bücher und Archivalien dagegen wurden grundsätzlich in das Offenbach Archival Depot überführt. Nachdem die Kulturgüter aus der Sowjetunion identifiziert und auf so genannten „Property Cards Art" verzeichnet worden waren, wurden sie für die Restitution vorbereitet und verpackt. Zwischen 1946 und 1949 wurde der größte Teil der sowjetischen Kulturgüter, sofern sie in der amerikanischen Besatzungszone aufgefunden worden waren, an die Sowjetunion restituiert. Es handelte sich dabei um über 500000 Einzelobjekte. Davon ausgeschlossen blieb jedoch ein Teil der Kulturgüter aus dem Baltikum, die bis in die jüngste Zeit von der Bundesrepublik treuhänderisch verwahrt wurden.

Leider bleibt in dem vorliegenden Beitrag die Frage unberücksichtigt, inwiefern Kulturgüter aus sowjetischem Eigentum von den Nationalsozialisten in Österreich deponiert und nach Kriegsende aufgefunden bzw. restituiert wurden. Gerade der ERR unterhielt mehrere Depots in Österreich, die auch Bücher und Archivalien aus der ehemaligen Sowjetunion enthielten.

Insgesamt ist die Publikation trotz der genannten Kritikpunkte sehr lesenswert, da sie einen ersten umfassenden Überblick zur Frage des Kulturgutraubes in der Sowjetunion, der Reaktionen auf sowjetischer Seite und der Restitutionen nach 1945 gibt und damit viele zentrale Fragen anspricht und beantwortet.

Der Kunstraub der Nationalsozialisten in der Sowjetunion bildet auch einen Schwerpunkt in der Publikation von Natalia Volkert. Die Autorin stellt einen Vergleich zwischen dem Raub von Kulturgütern durch verschiedene nationalsozialistische Dienststellen und dem Raub von Kulturgütern durch die sowjetische Trophäenkommission in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands auf.

Wie Volkert selbst angibt, wurde ihr der Zugang zu Akten in russischen Archiven vielfach verweigert. Vor allem konnte sie die Akten der Sowjetischen Militäradministration nicht einsehen. Die Arbeit basiert daher – wie man es bei einer Magisterarbeit erwarten kann – vor allem auf Sekundärliteratur, sodass die einzelnen Kapitel den bisherigen Forschungsstand wiedergeben. Neu dagegen ist die Fragestellung, ob es Parallelen im „Beuteverhalten" der Nationalsozialisten und der Sowjets gegeben hat.

Mit theoretischen Diskussionen zur Vergleichbarkeit der beiden Diktaturen belastet sich die Autorin nicht weiter. Dabei klammert sie

einen wichtigen Aspekt weitgehend aus, an dem man unschwer einen Unterschied hätte erkennen können: der Rassenideologie der Nationalsozialisten, die nicht nur zum Holocaust an den europäischen Juden führte, sondern auch zu deren kultureller Beraubung. Überhaupt sind die beiden Ideologien nur sehr vordergründig skizziert, sodass auch die von der Autorin herausgearbeiteten Parallelen teilweise unklar bleiben.

So zieht Volkert Parallelen zwischen den Beschlagnahmungsaktionen im Zuge der Oktoberrevolution bzw. den Kunstverkäufen Stalins Ende der 20er Jahre und der „Aktion Entartete Kunst" seitens der Nationalsozialisten. Nun wurden sicherlich in beiden Fällen Personengruppen aus ideologischen Gründen verfolgt; dabei unterschieden sich aber sowohl die Motive als auch die Vorgehensweise: Die „Aktion Entartete Kunst" richtete sich vor allem gegen die „klassische Moderne", deren Werke in den öffentlichen Museen beschlagnahmt wurden. Diese Kulturgüter wurden entweder vernichtet oder auf dem freien Markt verwertet. Dagegen wurden infolge der Oktoberrevolution zahlreiche adlige und bürgerliche Privatsammlungen sowie Kirchen beschlagnahmt und zum Teil in Museen umgewandelt, zum Teil ebenfalls vernichtet oder verwertet. Im einen Fall wurde eine Gruppe politisch verfolgt, im anderen Fall eine Stilrichtung bekämpft. Überdies ließ Stalin die beschlagnahmten Kulturgüter zehn Jahre nach der Beschlagnahme verkaufen; seine Motive beim Verkauf waren dabei ganz andere als bei der Beschlagnahme: Er wollte und musste seinen Fünfjahresplan finanzieren und griff dazu nicht nur auf die Sammlungen der ideologischen „Feinde" zurück, sondern auch auf Altbestände der Eremitage. Dies zeigt, dass ökonomische und ideologische Motive unterschiedlich gewichtet waren.

Die nächste Parallele ist sehr viel überzeugender: beide Diktatoren planten ein „Supermuseum", das ausschließlich mit Beutekunst ausgestattet werden sollte. Hitler plante sein „Führermuseum" in Linz, Stalin ein Museum in Moskau. Volkert weist dabei zu Recht auf einen wichtigen Unterschied hin: Der Plan zum „Supermuseum" in Moskau ging nicht von Stalin aus, sondern von verschiedenen russischen Intellektuellen. Ziel dieses Museums scheint eher die Verherrlichung der Sowjetunion gewesen zu sein, während Hitler selbst die Idee eines „Führermuseums" entwickelte und damit die Überhöhung seiner eigenen Person beabsichtigte.

Vergleichbar sind auch Struktur und Vorgehensweise der deutschen und sowjetischen Kunstrauborganisationen. Beide Seiten bildeten spezielle Sonderkommandos, die bevorzugt direkt hinter der einmar-

schierenden Truppe agierten und vorwiegend mit Kunsthistorikern und Museumsbeamten besetzt waren. Der Kulturgutraub auf beiden Seiten wurde von „Experten" geplant und betrieben. Dabei spielte das Motiv, nationales Kulturgut „heimzuholen", bei beiden Seiten eine große Rolle – unabhängig von der Frage, ob die andere Seite dieses nationale Kulturgut legal erworben oder selbst geraubt hatte.

Dagegen kann man der Autorin nicht zustimmen, dass die Moskauer Hochhäuser, im so genannten „Zuckerbäckerstil" erbaut, den Architekturprojekten Albert Speers ähnlich sähen. Zwar versuchten beide Stile, den Eindruck nationaler Größe zu vermitteln. Dabei gingen die Bauten Speers jedoch in die Breite, nicht in die Höhe, und waren neoklassizistisch geprägt.

Trotz aller Suche nach Parallelen weist die Autorin darauf hin, dass es einen wichtigen Unterschied gab. Er bestand darin, „daß die Sowjetunion bei ihren Kunstraubaktionen sich auf das moralische Recht der Entschädigung für die enormen eigenen Kriegsverluste stützen konnte. Das moralische Recht gab ihr aber keine Legitimation für den massenhaften Abtransport deutscher Kulturgüter, der genauso wie der nationalsozialistische Kulturraub völkerrechtswidrig war" (S. 166). Im Unterschied liegt somit wiederum die Parallele: Beide Seiten verstießen gegen das Völkerrecht.

In einem Ausblick geht Volkert auf die Restitutionspolitik vom Kriegsende bis zur Gegenwart ein. So schildert sie die Restitution von Kulturgütern seitens der Sowjetunion an die DDR in den 50er Jahren und die Restitutionspolitik in der amerikanischen Besatzungszone, ebenso einige juristische Aspekte sowie die Entwicklung der Gesetzeslage zum Thema „Beutekunst" in Russland seit 1990.

Zu kritisieren ist der etwas nachlässige Umgang mit den bibliografischen Angaben. Verschiedene Autoren oder deren Titel werden konsequent falsch angegeben. So zitiert die Autorin an einer Stelle die Rezensentin. Der zitierte Text stammt zwar aus dem angegebenen Sammelband, jedoch nicht von der Rezensentin, sondern von dem Moskauer Korrespondenten der Neuen Zürcher Zeitung, Eric Gujer (S. 24 f.). Solche Fehler sind ärgerlich für alle Beteiligten.

Die Autorin hat in ihrer Publikation eine interessante Fragestellung entwickelt: Inwiefern war der Kulturgutraub der deutschen und der sowjetischen Besatzungsmacht vergleichbar? Volkert kommt zu dem Schluss, dass die Parallelen bei weitem überwogen. Den Grund sieht sie darin, dass es sich in beiden Fällen um totalitäre Staaten und ihre „Führer" gehandelt hat, die weder die kulturellen Erzeugnisse des

eigenen Landes achteten noch das Anrecht anderer Völker auf ihr kulturelles Eigentum.

Anja Heuß, Frankfurt a.M.

Christian Gerlach, Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944. Hamburg: Hamburger Edition 1999, 1232 S.; Bernhard Chiari, Alltag hinter der Front. Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weißrußland 1941–1944. Düsseldorf: Droste Verlag 1998, 380 S. (Schriften des Bundesarchivs. 53).

Weißrussland gehört zu jenen Regionen Osteuropas, denen die Geschichtsschreibung außerhalb des Landes bisher nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat. Dies gilt für Einzelstudien genauso wie für Epochen übergreifende Arbeiten und Gesamtdarstellungen. Umso erfreulicher ist das Erscheinen zweier Monografien, die sich beide der Geschichte des Landes im Zweiten Weltkrieg annehmen und zentralen Fragestellungen nachgehen.

Der Berliner Historiker Ch. Gerlach versucht in seiner umfangreichen Studie, die Zusammenhänge zwischen deutschen Wirtschaftsinteressen und der deutschen Vernichtungspolitik im Generalkommissariat Weißruthenien zu untersuchen, wozu er bewusst die Täterperspektive wählt. Es geht ihm vor allem um den Nachweis, dass die deutschen Verbrechen strategisch angelegt und geplant waren, wobei er den Tatbeiträgen und Einstellungen der verantwortlichen Akteure und Institutionen bis ins Detail nachgeht. Als Quellen herangezogen hat er vor allem die Akten zentraler Stellen, unter denen die der unter Wehrmachtshoheit stehenden Wirtschaftsdienststellen sowie Archivalien der bundesdeutschen Nachkriegsverfahren gegen NS-Täter sein wichtigstes Erkenntnisfundament bilden. Dass diese durch eine große Zahl weiterer Aktenbestände aus in- und ausländischen Archiven ergänzt werden, kann auch am umfangreichen Quellenverzeichnis abgelesen werden.

Gegliedert ist Gerlachs Studie in ein breit angelegtes einleitendes Kapitel und zwei vielfach untergliederte Hauptteile. Er beginnt seine Ausführungen mit einem Blick auf die historischen Voraussetzungen, die Weißrussland bis 1941 geprägt hatten, um dann auf die Entstehung der deutschen Vernichtungspläne einzugehen. Er untersucht diese im

Rahmen der allgemeinen NS-Kriegsstrategie, in der der Überfall auf die Sowjetunion auch eine kriegswirtschaftliche Notwendigkeit darstellte. Basierend auf einer Fülle entsprechender Quellenbelege zeigt er, wie in der politischen und militärischen Führung der Hungertod von Millionen Sowjetbürgern ein elementarer Bestandteil der Planung wurde und wie diese in Weißrussland operativ umgesetzt werden sollte. Zwangsumsiedlungen, Zwangsarbeit und „Entjudung" (Conze) gehörten zu den vorgesehenen Maßnahmen, die zwischen militärischer und ziviler Verwaltung entsprechend abgestimmt wurden, wie Gerlach bis ins Detail ausführt.

Die deutsche Wirtschaftspolitik ist Gegenstand des ersten Hauptteils. Der Verfasser macht in ausholender Darstellung deutlich, wie sehr die Realität des Krieges die ursprünglichen Pläne zunichte machte bzw. nur deren partielle Realisierung zuließ. Dies hieß konkret, dass vor allem in der Anfangsphase die Strategie der „Versorgung aus dem Lande" in Form von Plünderungen und willkürlichen Requirierungen betrieben wurde, bevor die Ausbeutungspolitik systematischer organisiert werden konnte – auf Kosten vor allem der nicht arbeitenden städtischen Bevölkerung. Stadtflucht und vor allem Hungersnot waren die Folgen, von denen Kriegsgefangene und Juden am härtesten getroffen wurden. Auch die seit Februar 1942 durchgeführte Agrarreform diente ausschließlich dem wirtschaftlichen Vorteil der Deutschen, die allein im Generalkommissariat Weißruthenien aus 1400 Kolchosen 5300 Landbaugenossenschaften bildeten (S. 358), um auch hier die von den Sowjets geschaffenen Strukturen zu zerstören. In diesen Zusammenhang gehören zudem die Entindustrialisierung und die erzwungene Entstädterung des Besatzungsgebietes als Teil einer bewusst verfolgten Bevölkerungspolitik, die Arbeitskräfte mobilisieren und die Ernährungsprobleme der Besatzer mindern sollte.

Zwangsarbeit als ein besonders tragisches Kapitel wird dabei in all ihren Erscheinungsformen untersucht und der immense administrative Aufwand der zahlreich damit befassten militärischen wie zivilen Dienststellen deutlich gemacht. Dass zum Instrumentarium dieser deutschen Arbeitseinsatzpolitik brutalste Zwangsmaßnahmen bis hin zum Gebrauch militärischer Mittel zählten, verliert Gerlach dabei an keiner Stelle aus dem Blick.

„Von Anfang an betrachteten die deutschen Besatzungsorgane die gesamte Bevölkerung als Verfügungsmasse, über deren Zukunft sie frei entscheiden könne, um Weißrussland zum deutschen Nutzen umzuformen" (S. 503), lautet der Tenor des der deutschen Vernichtungspolitik gewidmeten Hauptteils II der Untersuchung, die mit der

Judenverfolgung beginnt. Diese setzte gleich zu Beginn des Einmarsches im Zuge von Masseninternierungen auch nichtjüdischer Zivilisten ein, die als „unbrauchbare Intelligenz" und potenzielle Gegner vernichtet werden sollten. Allerdings wurden mit Rücksicht auf den Arbeitskräftebedarf nicht alle Internierten umgebracht, wovon zunächst auch noch jüdische Gefangene profitierten. Gleichzeitig setzte aber bereits die systematische Judenverfolgung im rückwärtigen Heeresgebiet ein, deren Befehlshaber in vorauseilendem Gehorsam entsprechende Initiativen einleiteten. Dazu gehörte die Bildung von Judenräten, die Organisation von Zwangsarbeitskommandos und die Einrichtung von Ghettos, wobei Wehrmachtskommandos, Einsatzgruppen und zivile Behörden auch in enger Kooperation mit weißrussischen Verwaltungen handelten. Gerlach ist sehr vorsichtig in seinen Wertungen, wenn er etwa meint, dass mangels schriftlicher Quellen die Frage unbeantwortet bleiben müsse, ob die Ghettoisierung von Anfang an als Mittel und Weg zur Vernichtung gedacht war. Eine Antwort liefert er selbst, wenn er schließlich ausführt, dass im Sommer 1942 bereits alle Juden im Generalkommissariat getötet worden waren. Hauptverantwortlich dafür waren vor allem SS- und Polizeieinheiten, aber auch Wehrmachtsteile, die „ausgezeichnet", „befriedigend und reibungslos" (S. 555) mit jenen zusammenarbeiteten. Auch in der Frage, ob der Erhalt jüdischer Arbeitskräfte Vorrang vor deren Vernichtung haben sollte, waren sich Wehrmacht und Wirtschaft mit Polizei- und NS-Führung einig, wie Gerlach in seiner Analyse der seit Oktober 1941 durchgeführten Vernichtungsaktionen belegen kann. Noch schlimmer: Wie schon andere vor ihr, belegt auch diese Studie wieder, dass Wehrmachtskommandeure auch ohne direkten Befehl Hitlers oder der Heeresführung die Ermordung von Juden – aber auch von Polen und anderen Bevölkerungsgruppen – durch das Militär befahlen. Ob dies nun zur „Verbesserung der schwierigen Versorgungslage" geschah oder aus rassistisch-ideologischen Motiven, spielt dabei keine Rolle. Wie vielfältig die Gründe waren, ist allerdings insofern erhellend, als sie den Übergang von Massenmord zur totalen Vernichtung der dortigen Judenheit verdeutlichen, einen Prozess, dessen Entwicklung sich bis ins Detail bei Gerlach nachlesen lässt. Er endete, als die letzten Ghettos aufgelöst und die letzten Juden in polnische Vernichtungslager deportiert bzw. beim Rückzug Ende Juni 1944 ermordet worden waren. Mindestens 500 000 jüdische Menschen waren dann dem Holocaust in Weißrussland zum Opfer gefallen, und nur wenige hatten sich dem durch Flucht entziehen können.

Nur kurz geht Gerlach auf den jüdischen Widerstand ein, da dieser bereits in zahlreichen Darstellungen seinen Niederschlag gefunden hat. Ausführlicher dagegen behandelt er die Deportation ausländischer Juden nach Weißrussland, wo allein im Todeslager bei Trostinez 60000 ermordet wurden. Daneben existierten weitere Arbeits- und Vernichtungslager sowie Gefängnisse, die diese „Infrastruktur des Mordens" komplettierten. Wie viele Menschen in ihnen den Tod gefunden haben, ist nicht mehr rekonstruierbar.

Gequält und vernichtet wurden auch Kriegsgefangene, deren Schicksal ein ausführliches Kapitel der Untersuchung einnimmt. Schon beim Einmarsch wurden sich ergebende Soldaten der Roten Armee erschossen, was einzelne Wehrmachtskommandeure durchaus als Mord qualifizierten. Dessen ungeachtet entsprangen Gegenbefehle, sich ergebende Soldaten als Kriegsgefangene zu behandeln, weniger kriegs- und völkerrechtlichen oder gar humanen Überlegungen als eher der Befürchtung, dass durch die Mordaktionen die Disziplin der Wehrmacht beeinträchtigt werden bzw. sich der Widerstand der Sowjettruppen verstärken könnte. Dass sich zudem die Vernichtung von Kriegsgefangenen geradezu logisch aus den ideologischen Prämissen und der militärischen Gesamtplanung des Feldzuges ergab, machen auch Gerlachs Untersuchungen auf beklemmende Art deutlich. Er beschreibt den Aufbau des Kriegsgefangenenwesens und setzt sich mit den verbrecherischen Methoden ziviler und militärischer Dienststellen auseinander, in deren Folge im Generalkommissariat innerhalb der ersten fünf Monate über 100000 tote Kriegsgefangene verzeichnet wurden. Insgesamt sollen in Weißrussland 700000 sowjetische Soldaten in Gefangenschaft umgekommen sein – Angaben, die auf umfangreichen Erhebungen und Quellen basieren. „Die Kriegsgefangenen", so das Fazit Gerlachs, „waren neben den Bewohnern des eingeschlossenen Leningrad die einzige große sowjetische Bevölkerungsgruppe, der gegenüber der Anfang 1941 entwickelte Hungerplan durchgeführt werden konnte" (S. 858) – als Folge einer „konkrete[n] Strategie zur selektiven Vernichtung durch Unterversorgung" (S. 859).

Nach einem Überblick über die Geschichte der Partisanenbewegung in Weißrussland geht der Verfasser auf Taktik und Methode ihrer Bekämpfung ein. Während diese in der Anfangszeit vor allem im Vorgehen gegen Widerstand leistende Individuen bestand, weitete sie sich seit Herbst 1942 auf „verdächtige Zivilisten" aus und führte zu groß angelegten Operationen gegen Partisanenzonen und zur systematischen Vernichtung ganzer Dörfer und deren Bewohner. Auch hier

ist die Quellenlage nicht immer sehr ergiebig, aber die von Gerlach ausgewerteten Archivalien erlauben ihm durchaus, ein differenziertes Bild von Art und Umfang, Planung, Durchführung, Verantwortlichkeiten und den mörderischen Folgen zu zeichnen: Nach seinen Berechnungen fielen der deutschen Partisanenbekämpfung bzw. deren Gewaltexzessen mindestens 345 000 Menschen zum Opfer. Diese Zahl allein genügt, um auch die Partisanenbekämpfung als staatlich organisiertes Massenverbrechen zu werten, als Teil einer übergeordneten Strategie, die zynisch militärische Sicherheitsinteressen mit kriegswirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Überlegungen verband und rücksichtslos durchgesetzt wurde.

Es gibt so gut wie keinen Aspekt der deutschen Besatzungspolitik, der in Gerlachs Arbeit nicht zumindest angerissen oder in seinen wesentlichen Elementen dargelegt würde. Dazu gehören das Wehrdorfprojekt von 1944, das allerdings über Anfänge nicht hinauskam, Ansiedlungsversuche von Kosaken und Kaukasiern, die Vernichtungspolitik gegen Kommunisten, städtische Widerständler und „Ostmenschen" oder die Morde an psychisch Kranken und Kindern, die zudem in größerem Maßstab auch zu Arbeitseinsätzen von der Straße geholt oder einfach ihren Familien entrissen wurden. Auch der Rückzug der Deutschen war begleitet von Gewalt und Verbrechen an der Bevölkerung sowie von der Tatsache, dass „alles, was nicht mitzunehmen war, zerstört und verbrannt wurde" (S. 1104), wie es etwa in einem Feldpostbrief hieß.

Im vorletzten Kapitel seiner Untersuchung setzt sich Gerlach schließlich peinlich genau und differenzierend mit der Rolle von Angehörigen der Offiziersopposition gegen Hitler im Generalkommissariat auseinander, denen er teilweise massive Verstrickungen in die in Weißrussland begangenen Massenverbrechen nachweist. Er attestiert ihnen nach Abwägung der ihr Handeln möglicherweise bestimmenden Motive wohl zu Recht eine überwiegend selektive Moral, ohne damit jedoch ein endgültiges Urteil über die gesamte Gruppe zu verbinden.

Mit einer ausführlichen Zusammenfassung und dem Resümee, dass Weißrussland im deutschen Hungerplan die „mörderischste Position" unter den von den Deutschen dauerhaft gehaltenen Besatzungsgebieten zugewiesen war, beendet Gerlach seine materialreiche und höchst informative Studie über Pläne, Operationen und Täter der deutschen Besatzungszeit. Er hat mit ihr ein Standardwerk vorgelegt, das fast Handbuchcharakter besitzt.

Ganz anderen Zielsetzungen als Gerlach folgte B. Chiari in seiner Studie zum Alltag hinter der Front. Wie er einleitend hervorhebt, möchte er „die sozialen und kulturellen Zerstörungen (...) beschreiben und (...) analysieren, welche die Gesellschaft der Weißrussischen Sowjetrepublik (BSSR) während des Zweiten Weltkrieges" (S. 2 f.) erlitt. Das Neue seines Ansatzes ist der Versuch zu zeigen, wie die deutsche Besatzungs- und Vernichtungspolitik in ihrer Sprunghaftigkeit und Konzeptionslosigkeit – und mit Hilfe der Beherrschten – funktionierte und dabei die Gesellschaft Weißrusslands schließlich zertrümmerte. Er möchte dabei verdeutlichen, dass die Auswirkungen des Krieges gesellschaftlich noch verheerender waren, als dies aus der vor allem auf materielle Schadenserfassung und Mystifizierung der sowjetischen Leistungen konzentrierten sowjetischen und postsowjetischen Geschichtsschreibung hervorgeht. Daher sucht er seinen methodischen Zugang über Fragestellungen der „Alltagsgeschichte", mit deren Kritikern er sich kurz auseinandersetzt.

Für Chiari bedeutet Alltagsgeschichte einen bewussten Perspektivenwechsel hin zu den Opfern, also die Abkehr von Systemtheoretisierung und Abstrahierung, wie er sie etwa in der Diskussion um Modernisierungseffekte des nationalsozialistischen Systems beobachtet, als deren Folge er einen Verlust historischer Realität befürchtet. Denn, so das pointierte Urteil Chiaris, die „Analyse der planerischen Grundlagen deutscher Vernichtungspolitik vermittelte kein realistisches Bild der Vorgänge in den besetzten Gebieten" (S. 8).

Im Weiteren geht der Verfasser auf die Entwicklung der Militärgeschichte in Deutschland ein, erwähnt deren Annäherung an die Sozialgeschichte, skizziert damit verbundene erweiterte Fragestellungen und berührt die aktuelle Diskussion um die Beteiligung der Wehrmacht an der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik, um sich dann dem Stand der Forschung über das besetzte Weißrussland zuzuwenden. Er weist auf neue Ansätze der vergleichenden Okkupationsforschung seit den 1980er Jahren hin und konstatiert zu Recht, dass Weißrussland lange Zeit für viele Autoren eine unbekannte Region geblieben sei. Zuzustimmen ist ihm auch, wenn er die bisher erschienenen Arbeiten als „Verwaltungsgeschichtsschreibung" qualifiziert, die über die tatsächlichen Zustände im zivil verwalteten Teil der besetzten UdSSR wenig Aussagekraft besitzt. An der sowjetischen und nachsowjetischen Historiografie bemängelt er zudem eine gewisse Zögerlichkeit, sich mit der Okkupationsphase zu beschäftigen, und Darstellungen der Opferseite attestiert er, sich auch nach dem Ende

der Sowjetunion vor allem auf die Partisanenbewegung zu konzentrieren und klare Analysen zu meiden.

Angesichts dieser Defizite und Monita sucht Chiari methodisch wie inhaltlich einen Neuansatz. Da es innerhalb des sozialen Gefüges des Besatzungssystems in Weißrussland ein äußerst komplexes Geflecht von Abhängigkeiten und Vergünstigungen, von Verwaltungs- und Selbstverwaltungseinrichtungen, von Kollaboration und Widerstand, von Propagandakonzepten, politischen Hoffnungen und vielfältigen Überlebensstrategien gab und sich die NS-Machthaber rücksichtslos aller Individuen, Gruppen, Institutionen oder auch Ideen bedienten, verzichtet er darauf, verallgemeinerbare Ergebnisse zu suchen. Er beschränkt sich daher in seiner Studie auf die Skizzierung unterschiedlicher Milieus und Aktionsfelder, in denen er die destabilisierende und desorganisierende Wirkung der NS-Politik auf die Kriegsgesellschaft deutlich und das breite Spektrum der vielfältigen Überlebensstrategien nachvollziehbar macht – mit all ihren situativen Besonderheiten. Der Verfasser ist sich dabei des Fragmentarischen seiner Untersuchung bewusst, die, wie er hervorhebt, zwar nur ein lückenhaftes Bild der Wirklichkeit bieten kann, dafür aber Typisches aneinanderreiht.

Basierend auf der Auswertung der Bestände deutscher und weißrussischer Behörden in zahlreichen weißrussischen, russischen und deutschen Archiven richtet Chiari den Blick vor allem auf lokale Vorgänge und die diese beeinflussenden Prozesse, Interaktionen, Repressionen, Erfahrungen und Handlungsmuster, die er in sechs Aktionsfeldern behandelt.

Zuvor beschreibt Chiari kurz Weißrussland als periphere Region Polens und der Sowjetunion. Hier skizziert er die Bevölkerungs- und Nationalitätenverhältnisse, die Gleichschaltung der sowjetischen Peripherie und die Zerstörung nationaler Eigenständigkeit seit 1929, beleuchtet die repressive polnische Minderheitenpolitik sowie die durch die sowjetische Besetzung zwischen 1939 und 1941 bedingten sozialökonomischen Umbrüche mit all ihren Kataklysmen bis hin zu Umsiedlungen und Deportationen. Sie bildeten das Ausgangsszenarium einer in ihrem Gefüge schon vielfach zerbrochenen multinationalen Gesellschaft, die kein Widerstandspotenzial gegenüber neuen Herausforderungen mehr entwickeln und mobilisieren konnte. Mit dem Überfall auf die Sowjetunion wurde sie neuerdings Objekt einer Terrorpolitik, die seit dem 1. August 1941 von der deutschen Zivilverwaltung im Generalkommissariat Weißruthenien ausgeübt wurde.

Chiari zeigt zunächst, wie die Zivilverwaltung als Teil der deutschen „Requirierungsmaschinerie" in die „Barbarisierung der Kriegfüh-

rung" mit einbezogen wurde. Sie rekrutierte sich zu einem erheblichen Teil aus Freiwilligen, von denen nur die wenigsten eine spezielle Schulung erhielten. Viele hatten sich zudem nur gemeldet, um im Osten Karriere zu machen, nachdem sie in Deutschland gescheitert waren. Generalisierende Aussagen über Motive und Interessen lassen sich allerdings kaum machen, sieht man einmal von den Landwirtschaftsführern ab, die in der Regel aus sehr kleinen Verhältnissen stammten und selten den komplizierten Verhältnissen in den besetzten Gebieten gewachsen waren. Auch die Kriegsrealität stand dem entgegen. Fehlende Handlungsanweisungen, Sprachprobleme, Kompetenzüberschneidungen, aber auch Frustration und zunehmende Unsicherheit aufgrund von Partisanenaktivitäten und der sich rasch wandelnden militärischen Situation waren hierfür ausschlaggebend.

Sehr anschaulich arbeitet Chiari vor diesem Hintergrund auch den komplexen Zusammenhang von Kollaboration, nationalen Selbstbestimmungsversuchen und Gewährung rudimentärer Selbstverwaltungsstrukturen heraus. Er schildert Kollaboration als ein sehr facettenreiches Phänomen, das von der situativen Anpassung an die Gegebenheiten im Kampf um das nackte Überleben bis hin zum Versuch reicht, den deutschen Machtapparat zur Austragung interethnischer Auseinandersetzung zu instrumentalisieren bzw. weißrussische Strukturen zu schaffen. Von der deutschen Verwaltung wurde dies auch so lange und so weit toleriert, als es den eigenen Interessen entsprach, aber auch, weil die deutschen Kontroll- und Interventionsmöglichkeiten gering waren.

Ein aufschlussreiches Kapitel der Studie ist dem Thema „Polizisten als Täter und Opfer" gewidmet. Einheimische Polizeikräfte, die sich aus Angehörigen aller Nationalitäten zusammensetzten, waren die wichtigsten Erfüllungsgehilfen des Besatzungsregimes und funktionierten in der Regel bis zum Ende der deutschen Okkupation. Sie repräsentierten die Besatzungsmacht vor Ort, waren deren willige Vollstrecker, auf ihren Vorteil bedachte Nutznießer des Elends der ihnen Ausgelieferten, Träger von Terror und Gegenterror, aber auch Ordnungs- und Schutzmacht gegen Partisanen- und Bandenüberfälle, wie Chiari an zahlreichen Beispielen verdeutlicht.

In einem eigenen Abschnitt wird das Los von Kindern und Jugendlichen untersucht. Sie waren vor allem Opfer, Traumatisierte in einer von Gewalt, Orientierungslosigkeit und zunehmender Not zerrissenen Gesellschaft, die keinen Raum für Kindheit bot. Sie litten als Heimkinder in trostlosen Verwahranstalten, und geistig Behinderte wurden wie jüdische Kinder von den Henkern des NS-Regimes er-

mordet. Dass auch das Schulwesen, das nur punktuell und zudem regional sehr unterschiedlich funktionierte, eher zur Spaltung der Gesellschaft beitrug, weil es letztlich auch nur ein Instrument der Herrschaftsausübung der Besatzungsmacht darstellte, belegen Chiaris Ausführungen auf bedrückende Weise. Noch mehr galt dies etwa für das „Weißruthenische Jugendwerk", das nach dem Muster der HJ als faschistische Avantgarde konzipiert worden war und bei Kriegsende als Basiseinrichtung zur Bildung von Wehrdörfern diente.

Ausführlich geht der Verfasser auf die Ermordung der weißrussischen Juden und auf das Schicksal der Polen im Besatzungsgebiet ein. Die komplexe Wirklichkeit des Holocaust wird mit allen bedrückenden Details bis hin zu typischen Einzelschicksalen untersucht. Chiari zeigt nicht nur, wie der unter Teilen der nichtjüdischen Bevölkerung virulente Antisemitismus den NS-Mordkommandos das blutige Handwerk erleichterte, sondern auch, wie Nichtjuden bei Rettungsaktionen ihrer verfolgten Nachbarn Zivilcourage bzw. Mut und Menschlichkeit bewiesen.

Äußerst prekär entwickelte sich die Situation der polnischen Bevölkerung. Sie litt sowohl unter massiven Spannungen und gewalttätigen Auseinandersetzungen mit den Weißrussen als auch unter der inkonsistenten deutschen Besatzungspolitik. Die Polen standen zudem zwischen allen Fronten. Im Süden des Besatzungsgebietes waren sie Opfer bewaffneter ukrainischer Nationalisten und in den Reihen der Armia Krajowa wurden sie im Kampf zwischen Wehrmacht und sowjetischen Kräften bzw. als Widerstandskämpfer und Verbündete auf wechselnden Seiten zerrieben. Die situativ bedingte Zufälligkeit und Ausweglosigkeit von Kollaboration als Überlebensstrategie wird hier auf geradezu groteske Weise augenfällig.

Chaos, Leid und Gewalt fanden aber auch nach der Befreiung des Landes durch die Sowjetmacht noch lange kein Ende, wie Chiari in seinem Schlusskapitel deutlich macht. Racheaktionen, Selbstjustiz, neue Requirierungen, Umsiedlungen und sowjetische Befriedungs- und Gleichschaltungsmaßnahmen ließen das Land noch lange nicht zur Ruhe kommen. Und als es dann als Weißrussische SSR restituiert worden war, bedeutete dieser Neubeginn auch die Auslöschung der bisherigen Geschichte.

Chiari ist es auf eindrucksvolle Weise gelungen, den Alltag hinter der Front darzustellen. Die multinationale Gesellschaft Weißrusslands war schon vor dem Einmarsch der Deutschen in ihrem sozialen Gefüge erschüttert worden, das sich unter dem Druck der neuen Besatzungsmacht weiter auflöste. Die Fragmentierung vollzog sich

nicht nur entlang ethnischer Trennlinien, sondern erfasste auch soziale Zusammenhänge bis auf die Ebene von Dorfgemeinschaften und Familien. Terror und Gegenterror, wirtschaftliche Not und menschliche Schwäche warfen Gruppen wie Individuen auf sich selbst zurück. Bar aller Bindungen standen sie in einem Überlebenskampf, der Neutralität nicht zuließ. Es ist das Verdienst der Studie aufzuzeigen, wie unter diesen Besatzungs- und Kriegsbedingungen weder die Entscheidung für Kollaboration oder Widerstand noch der Entschluss, sich der deutschen, polnischen oder sowjetischen Seite anzuschließen, eine Garantie fürs Überleben bot. Und wenn Chiari auch nicht alle Aspekte erfassen und ein flächendeckendes Bild rekonstruieren kann, erlauben die von ihm beleuchteten Milieus und Aktionsfelder doch einen tiefen Einblick in die komplexe Wirklichkeit der Besatzungszeit im Generalkommissariat Weißruthenien.

Während beide Werke neben Quellen- und Literaturverzeichnis ein Personen- und Ortsregister aufweisen, findet man im Anhang von Chiaris Buch auch einige Abbildungen, die interessante Aspekte seiner Ausführungen illustrieren. Die beiden Monografien schließen eine große Lücke in der Historiografie zum Thema und ergänzen sich auf ideale Weise. Ihr Erscheinen ist uneingeschränkt zu begrüßen.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

Karl-Heinz Füssl, Die Umerziehung der Deutschen. Jugend und Schule unter den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges 1945–1955. Paderborn (u.a.): Ferdinand Schöningh Verlag 1994, 389 S.; Klaus-Dietmar Henke, Die amerikanische Besetzung Deutschlands. München: R. Oldenbourg Verlag 1995, 1074 S. (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte. 2).

Die unmittelbare Nachkriegszeit steht inzwischen unter neuen historischen Vorzeichen. Vor dem Hintergrund der deutschen Einheit 1990 verändern sich zwangsläufig die Interpretationen der Geschichtswissenschaft. Zugleich ist aus einem Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert eine wissenschaftlich-historische Analyse möglich, die in den ersten Jahrzehnten nach 1945 aus vielerlei Gründen (Quellenlage, Kalter Krieg, Teilung Deutschlands) erschwert war.

Entscheidende Weichenstellungen für die zukünftige Entwicklung wurden bereits von den Siegern des Zweiten Weltkrieges getroffen, bevor noch das vollständig und umfassend geschlagene Deutschland in Form zweier deutscher Staaten selbst wieder in die politische Gestaltung eingreifen konnte. Dieser ersten Phase der Besatzungspolitik widmen sich beide Bücher, wenn auch unter völlig unterschiedlichen Fragestellungen und Perspektiven. Während Karl-Heinz Füssl sich einem zentralen Thema zuwendet, nämlich der Umerziehung der jungen Generation, die von einer nationalsozialistisch bestimmten Gesellschaft und Öffentlichkeit geprägt war, beschreibt Klaus-Dietmar Henke den Einmarsch der amerikanischen Sieger und die ersten Monate der Besatzung aus deutscher und amerikanischer Sicht.

Füssl hat in seiner Arbeit, deren erster, ‚amerikanischer' Teil auf seine Habilitationsschrift an der Technischen Universität Berlin zurückgeht, seine Darstellung auf den Sonderfall Berlin und die Sowjetische Besatzungszone ausgedehnt. Allerdings kann damit der Anspruch des Buchtitels, die Schulpolitik *aller* Besatzungsmächte zu erörtern, nicht eingelöst werden. Sicherlich ist dem Autor beizupflichten, dass die Konzeptionen der beiden Führungsmächte des bald entstehenden Kalten Krieges vorgestellt werden, die zudem auch bald die Leit- und Vorbildfunktion innerhalb der beiden deutschen Staaten übernahmen (S. 14), doch ist das Fehlen so gut wie jedes Hinweises auf britische und französische Vorstellungen doch ein wichtiges Defizit des Buches, zumal die amerikanische Führung der Westalliierten sich erst im Laufe der Zeit herausbildete und insbesondere Frankreich zunächst eine durchaus eigenständige Besatzungspolitik vertrat. Die sehr umfangreiche Darstellung zur Situation in Berlin kommt mit einer kurzen Erwähnung französischer (S. 313) und britischer (S. 314) Aktivitäten aus, was der Lage sicherlich nicht gerecht wird. Verlag und Autor wären besser beraten gewesen, im Titel zu spezifizieren, welche Siegermächte behandelt werden.

Die ausführliche Darstellung der unterschiedlichen amerikanischen und sowjetischen Konzepte legt es geradezu zwingend nahe, die Ergebnisse in komparatistischer Form zu präsentieren und dem Leser in einem zusammenfassenden Fazit, methodologisch auf der historischen Komparation fußend, prägnant und plastisch Gemeinsamkeiten und Unterschiede vor Augen zu stellen. Füssl verzichtet jedoch komplett auf irgendwelche, seine Ergebnisse und Thesen zusammenfassenden Kapitel: Völlig unverbunden stehen die großen Teile des Buches nebeneinander, der Leser hat das Gefühl, zwei bzw. drei (Berlin)

unterschiedliche Arbeiten zu lesen, die nur zufällig in einem Einband zusammengefasst worden sind.

Das Fehlen der konzeptionellen Durch- und Aufarbeitung des Stoffes ist auch für die einzelnen Themenbereiche zu konstatieren: Die Darstellung der amerikanischen Politik (S. 35-185) beginnt mit ersten Einschätzungen noch während des Krieges (S. 37-57), geht dann zu Erfahrungen in den ersten besetzten deutschen Gebieten über (S. 58-76), um sich schließlich jedoch in vielen, per se durchaus interessanten Einzelheiten wie etwa einer Umfrage unter Jugendlichen in Eschwege (S. 103 f.) zu verlieren. Der fehlende ‚rote Faden' macht das Lesen zu einer ermüdenden Angelegenheit, die beiden letzten ‚amerikanischen' Kapitel, die sich einem Sonderprogramm der US-Army (S. 148-167) und dem Kulturaustauschprogramm (S. 168-185) widmen, können als selbstständige Aufsätze, losgelöst vom Rest des Buches, betrachtet werden. Dieser Eindruck verstärkt sich bei den Abschnitten über Berlin. So wird völlig überraschend in die Schilderung der Berliner Situation ein Kapitel „Zur Archäologie des ‚Antikommunisten'. Jugendbiographien im Ost-West-Konflikt" (S. 271-297) eingeschoben, das auf Interviews des Autors mit Zeitzeugen beruht. Als eigenständige Publikation ist diese Passage interessant und weiterführend, im Zusammenhang des Buches fehlt ihr jegliche Bindung an die übrige Darstellung. Unverständlich bleibt auch, weswegen die Situation in Berlin (S. 189-329) gegenüber der Lage in der sowjetischen Besatzungszone (S. 330-364) ein derartiges quantitatives Übergewicht erhält. Auch ist zu fragen, ob es nicht kompositorisch besser gewesen wäre, zunächst die sowjetische und SED-Schulpolitik in der SBZ darzustellen, denn dort standen den Bildungspolitikern keine ‚Hemmschuhe' und Komplikationen gegenüber wie im Vier-Mächte-Berlin. Ausgehend von der dann klar erkenntlichen (bildungs-)politischen Zielsetzung in der SBZ/DDR wäre die Berliner Sondersituation deutlicher zu konturieren gewesen.

So bleibt ein eher negatives Fazit zu ziehen, was umso ärgerlicher ist, da der Autor ausgiebig Quellenbestände eingesehen und ausgewertet hat. Doch ist die Ordnung und Aufbereitung des Stoffes nicht in dem Maße gelungen, wie es zu erwarten (und zu erhoffen) gewesen wäre.

Von anderer Qualität – und zwar in vielerlei Hinsicht – ist die Monographie von Klaus-Dietmar Henke, die in über 1000 Seiten umfassend die amerikanische Besetzung Deutschlands darstellt und gewichtet. Henkes Thema ist zeitlich eng begrenzt: „...ein einziges Jahr, aber es ist ein Jahr wie selten eines in der Geschichte. Es begann im Sommer 1944, und es endete im Sommer 1945" (S. 25).

Zwölf Monate also, von der alliierten Invasion in der Normandie über die deutsche Kapitulation bis zum Aufbau der amerikanischen Militärverwaltung unter Lucius D. Clay, und doch ist die Zahl der angeschnittenen Themen immens: die militärische Entwicklung, der Untergang des nationalsozialistischen Regimes in einer letzten Orgie der Gewalt, die ersten Erfahrungen der amerikanischen Sieger mit der deutschen Bevölkerung und umgekehrt, die individuelle ‚Stunde Null' der West- und Süddeutschen, um nur einige Bereiche zu nennen.

Das Buch besticht, weil es diese Vielfalt meistert, ohne dabei den Überblick zu verlieren. Was Karl-Heinz Füssl bei einem weitaus enger begrenzten Thema nicht gelungen ist, führt Klaus-Dietmar Henke in seiner brillanten Monografie zusammen. Allein die Leistung, sowohl die amerikanische als auch die deutsche Seite adäquat darzustellen, verdient Anerkennung. Hinzu kommt, dass der Autor eben nicht nur ‚Geschichte von oben' geschrieben hat, sondern auch versucht, dem Leser die Ereignisse nahe zu bringen: „Dieses Geschehen darf nicht bloß analysiert, es muß auch lebendig gemacht und zur Anschauung gebracht werden. Anschaulichkeit aber erzwingt Ausführlichkeit, Authentizität verlangt Atmosphäre in Zitat und Präsentation, verlangt manchmal nichts weiter als Beschreibung und keinen unmittelbaren wissenschaftlichen ‚Zweck' verfolgende Erzählung" (S. 33). Dieser Aufgabe ist der Autor gerecht geworden, sodass der Leser bald in der Lage ist, sich in jene Tage zumindest teilweise hineinzuversetzen, und – was ebenfalls nicht unerwähnt bleiben sollte – die Mühe, mehr als 1000 eng bedruckte Seiten durchzulesen, gerne auf sich nimmt. Die erzählenden Passagen sowie der flüssige Stil, aber auch prägnante Formulierungen und im Urteil differenzierende Interpretationen bieten ein Beispiel dafür, was unter ‚moderner' Geschichtsschreibung zu verstehen ist.

Hervorzuheben sind u.a. die Kapitel zur amerikanischen Militärverwaltung und den ersten negativen Erfahrungen in dem bereits Ende 1944 besetzten Gebiet um Aachen (S. 93-122; 205-297) sowie die Darstellung zur berühmten Direktive JCS 1067 (deren Wirkung Henke zu Recht als relativ unbedeutend einstuft) (S. 166 ff.) und das damit zusammenhängende Fraternisierungsverbot (S. 185-204). Das Verhalten von Industriellen, Arbeiterschaft und Besatzungsmacht im Ruhrgebiet stellt einen weiteren Höhepunkt des Buches dar (S. 449-656). Besonders deutlich wird die Konzeption bei der Schilderung der „Erschöpfungskrise in Wehrmacht und Bevölkerung" (S. 795-861): Regionale Begebenheiten, Durchhaltebefehle von oben und die sogenannten „Endphase-Verbrechen" des Regimes verdichten sich zu

einem überzeugenden Gesamtbild, das geprägt ist vom „Massenphänomen" (S. 831) der Flucht der NSDAP-Funktionäre, der Weigerung der Bevölkerung, den Evakuierungsbefehlen Folge zu leisten, von letzten Morden durch SS und fanatisierte Nationalsozialisten und durch ein so gut wie immer korrektes Verhalten der amerikanischen Sieger, was wichtige Folgen für die Zukunft haben sollte: „...mehr oder weniger dankbar registriert wurde die Erlösung von den Schrecken des Krieges auf heimischem Boden und dem Terror der eigenen Führung durch die Ankunft der Amerikaner freilich überall. Auch wenn solche Empfindungen von dem Bewußtsein der totalen Niederlage Deutschlands und der Vergeblichkeit aller in den zurückliegenden Jahren gebrachter Opfer kräftig überlagert wurde, niemand konnte übersehen, daß es unzweifelhaft der Feind gewesen war, der der ‚Ära des Aufhängens und Totschießens' ein Ende gemacht hatte" (S. 861). Die Verbrechen des Nationalsozialismus werden nochmals eindringlich deutlich bei der ausführlichen Darstellung der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau (S. 861-930).

Klaus-Dietmar Henkes Buch geht auf eine Initiative des langjährigen Direktors des Instituts für Zeitgeschichte, Martin Broszat, aus den 80er Jahren zurück und ist Teil einer Publikationsreihe unter dem Titel „Gesellschaftsgeschichte des Umbruchs in Deutschland 1943-1948".[1] Großteils noch vor der Wiedererlangung der deutschen Einheit geschrieben, steht es doch am Schnittpunkt des Umbruchs in Mittel- und Osteuropa 1989/91 und bietet ein herausragendes Beispiel westdeutscher Geschichtsschreibung. Welche historische Bedeutung diese zwölf Monate auch für das heutige Selbstverständnis des deutschen Nationalstaates besitzen, hat der Autor treffend formuliert: „Und es war schließlich die Erfahrung mit einer insgesamt nachgerade beschämend fairen, humanen und unmilitärischen Besatzungsarmee, die bei manchem Zweifel darüber aufkommen ließen, ob Fairneß tatsächlich vor allem ein Indiz für Schwäche sei, ob Humanität vornehmlich Dekadenz signalisiere und militärische Schlagkraft wirklich nicht ohne Drill und eine unbarmherzige Standgerichtsbarkeit zu haben sei.

1 Hans Woller, Gesellschaft und Politik in der amerikanischen Besatzungszone. Die Region Ansbach und Fürth. München 1986; Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, hrsg. v. Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke u. Hans Woller. München 1988; OMGUS-Handbuch. Die amerikanische Militärregierung in Deutschland 1945–1949, hrsg. v. Christoph Weisz. München 1994.

Einsichten wie diese haben die deutsche Wendung zum Westen vielleicht mehr gefördert als manche spätere Reform und manches Umerziehungsprogramm der Militärregierung" (S. 29).

Joachim Tauber, Lüneburg

Vorlesungsverzeichnisse der Universität Königsberg (1720–1804), hrsg. v. Michael Oberhausen u. Riccardo Pozzo. Stuttgart/Bad Cannstadt: Frommann-Holzboog 1999: Bd. 1.1, LXVII, S. 1-302; Bd. 1.2, S. 303-778 (Forschungen und Materialien zur Universitätsgeschichte: Abt. 1, Quellen zur Universitätsgeschichte. 1).

Michael Oberhausen und Riccardo Pozzo haben mit der Herausgabe der Vorlesungsverzeichnisse der Universität Königsberg (1720–1804) einen Meilenstein in der Forschungsarbeit zur Universitätsgeschichte Königsbergs und Ostpreußens gesetzt. Die beiden großformatigen Bände mit Faksimilenachdrucken der Vorlesungsverzeichnisse sind in dankbarer Verehrung Professor Wilhelm Risse (1931–1998) gewidmet, der sich auf den Gebieten der Kantforschung und der Geschichte der Logik bleibende Verdienste erwarb.

Die Ausgangslage bei der Erstellung dieser Sammlung war alles andere als leicht, sind doch viele Vorlesungsverzeichnisse nur verstreut als Fragmente schwer zugänglich oder bibliografisch unvollständig erfasst. Hinzu kommen Kriegsverluste, die gerade im Fall Königsbergs starke Spuren hinterlassen haben.

Der Wert der Publikation kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, da aus den Lehrveranstaltungen und Ankündigungen Aussagen bezüglich der Universitäts-, Wissenschafts-, Philosophiegeschichte und Aufklärungsforschung ableitbar sind. Kant, als Exponent der Aufklärung, ist durch seine Themenkataloge präsent. Die Kantforschung hat die Verzeichnisse deshalb ausgiebig genutzt, so etwa Rudolf Reicke (1825–1906) für die Bildungs- und Universitätsgeschichte oder Benno Erdmann zu Forschungen über Martin Knutzen sowie Friedrich Paulsen über den gelehrten Unterricht in Königsberg. Weitere Forscher wandelten auf diesen Spuren, sei es, dass sie die Verzeichnisse noch in unversehrtem Zustand vor dem Zweiten Weltkrieg an Ort und Stelle einsehen konnten, sei es, dass die Nachkriegsforschung sich daran machte, die entstandenen Lücken

über Parallelüberlieferungen und Zusammenführung verstreuter Überreste zu schließen.

Natürlich sind die Vorlesungsverzeichnisse nicht einheitlich, vollständig und fehlerfrei. Dadurch konnten sie auch nicht systematisch erschlossen werden. Und außerdem sind Ankündigungen und oft minutiöse Darstellungen zu Themen sicherlich nicht zwingend die Richtlinie, nach der später in den Lehrveranstaltungen verfahren wird; heutige Erfahrungen bilden in dieser Hinsicht ein nützliches *caveat.*

Zweck und Nutzen der Dokumentation lässt sich am besten anhand der Fragen, die die Herausgeber formulieren, darstellen: Welche Zusammensetzung hatte die Königsberger philosophische Fakultät 1720–1740? Welche philosophischen Richtungen waren in ihr zu diesem Zeitpunkt vertreten? Welche Veranstaltungen konnte Kant während seiner Studienzeit belegen? Welche Handbücher konnte er benutzen? Unter welchen von der Fakultät vorgegebenen Bedingungen konnten die Lehrveranstaltungen stattfinden? Welche philosophischen Strömungen gab es während der Anwesenheit Kants an der Universität? Wie ist die Wahl seiner Kompendien zu bewerten? Welchen Einfluss hatte Kants kritische Philosophie auf den Lehrbetrieb der Fakultät?

Schon für den Zeitabschnitt von 1720–1740 wird erkennbar, dass der Aristotelismus in Königsberg eine sehr starke Tradition hatte. Das drückte sich unter anderem auch in der Methodenlehre, Logik, Didaktik und Hermeneutik aus. Neben dem am stärksten spürbaren Aristotelismus wirkten modernere Geistesströmungen wie der Wolffianismus, Pietismus und eklektische Einflüsse im Umfeld der Universität.

Alle diese Strömungen bildeten später auch die Grundlage für Kants Studienjahre. Er bekam eine größtmögliche Übersicht und Freiheit in seinen Studien. Entscheidenden Einfluss übte wohl die Vorlesung von Schultz' „Theologia dogmatica et controversiarum" auf Kant aus, der die Unterscheidung von „Thetik" und „Antithetik" später in seiner Antinomienlehre weiter verwendete.

Während seiner eigenen Wirkungszeit an der Universität las Kant als einer von wenigen die Logik nach Georg Friedrich Meier, Ethik und Metaphysik nach Baumgarten und führte Johann Georg Heinrich Feders „Grundriß der philosophischen Wissenschaften nebst der nöthigen Geschichte", erschienen in Coburg 1769, als Kompendium für die philosophische Enzyklopädie an der Universität ein.

Besondere Aufmerksamkeit widmen die beiden Herausgeber in ihrer Einleitung der Verwendung der lateinischen Sprache im Lehr-

betrieb des späten 18. Jahrhundert an der Universität Königsberg. Erst 1713 hatte Christian Wolff mit seiner „Deutschen Logik" auch deutsche Termini in den Unterricht eingebracht. Dies fand bis zu Kants „Kritik der reinen Vernunft" 1781 seine Fortsetzung. Gleichzeitig bediente sich Kant aber auch der neulateinischen Terminologie, um die Deutlichkeit und Exaktheit seiner Aussage zu unterstützen und seine Rezeption im Lehrbetrieb zu fördern.

Grundlage aller dieser Bemühungen um die lateinische Sprache bildete das Dekret Friedrichs des Großen von 1779: „Lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich nicht ab (...) und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können" (Bd. 1.1, S. XXXVI). Hintergrund der Absicht des Königs und seines Staatsministers von Zedlitz war die Umwandlung der Lateinschulen in Bürgerschulen. Die enge Kooperation der Universitätsprofessoren an der Albertina mit der Berliner Zentralverwaltung machte diesen Schritt zur Verwendung der lateinischen Sprache im Unterricht möglich. Durch die Sprachpflege sollten der Wissenschaftsbetrieb und Diskurs aufrechterhalten werden. Da aber die Lateinkenntnisse der Studierenden oft nicht ausreichten, um den Lehrveranstaltungen zu folgen, kamen die in lateinischer Sprache gehaltenen Veranstaltungen mangels Zuhörer nicht zustande. Kurzfristig behalfen sich die Dozenten mit einer Trennung der Lehrveranstaltungen: Die Vorlesungen wurden in deutscher, die Repetitorien in lateinischer Sprache gehalten. Das setzte bei Kant voraus, dass er seine Beiträge für die Repetitorien ins Lateinische übersetzte. Die Folgen dieser Entwicklung erkennt man daran, dass die Berliner Regierung im Jahr 1787 die Einführung einer Abiturprüfung in Latein festlegte.

Ergänzend werden in der Einführung Entstehung und Form der Verzeichnisse dargestellt. Bibliografische Hinweise, Register zu Bibelstellen, Lehrpersonen, Autoren, Werken und Handbüchern sowie Abkürzungsverzeichnisse, ausgewählte Titelblätter und ein ausführliches Verzeichnis der Sekundärliteratur vervollständigen den bemerkenswerten Katalog.

Michael Lintz, Blieskastel-Bierbach

Insa Mareike Rega, Die sowjetische Neubesiedlung des nördlichen Ostpreußen bis 1950 am Beispiel von vier Landkreisen. Siegen: Herder-Bibliothek Siegerland e.V. 2002, 136 S., Tabellen, 1 Kte. (Schriften der J.G. Herder-Bibliothek Siegerland e.V. 35); Volker Frobarth, Das Königsberger Gebiet in der Politik der Sowjetunion 1945–1990. Mit einer analytischen Betrachtung des Kaliningrader Gebiets in der Politik Rußlands 1991–2000. Berlin: Berlin-Verl. Spitz 2001, 297 S.

Ostpreußen ist en vogue. Eine wahre Flut von Publikationen und Artikeln wurde in der letzten Zeit veröffentlicht – und meist beziehen sie sich auf den russischen, praktisch also mittleren, Teil der ehemals deutschen Provinz. Das ist verständlich, denn gerade ihm haftet nach Jahrzehnten eines militärisch hermetisch abgeriegelten Dornröschenschlafes hinter Stacheldraht etwas Besonderes, nachgerade Sagenhaftes an. Ein Problem dabei ist, dass die südlichen, heute polnischen Gebiete (Ermland und Masuren[1]) sowie das nördliche, nunmehr litauische Memelland dabei aus dem Blick geraten und Ostpreußen mit der Königsberger Oblast' praktisch gleichgesetzt wird. Die Ursache für diese Gleichsetzung liegt wohl in der geografischen Sonderstellung: Dieser Teil der Russischen Förderation fristet nach dem Fall des Eisernen Vorhangs sein Dasein als Exklave fern von „Mütterchen" Russland (im Gegensatz dazu konnten Polen und Litauen „ihr" Ostpreußen fast vollends integrieren, sodass man dessen „Ursprung" beinahe vergessen hat). Und angesichts extremer Visa-Hürden ist es noch immer nicht leicht, kurzentschlossen in die Oblast' zu reisen – im Gegensatz zu Polen und Litauen. Mit dem geplanten EU-Beitritt dieser beiden Staaten wird sich die ohnehin schon prekäre Situation für den Raum um Königsberg verschärfen. Gar einen „Korridor" zwischen der Oblast' und der Föderation wie weiland zwischen dem Deutschen Reich und seiner abgetrennten Provinz Ostpreußen wünscht der Kreml – so als würde sich Geschichte tatsächlich wiederholen; mit dem Unterschied, dass damals dem Verlierer des Ersten Weltkrieges „diktiert" werden konnte und sich im Falle von Königsberg einer der Sieger des Zweiten Weltkrieges und Hauptleidtragende zu einem vermeintlichen Verlierer gewandelt hat. Das sah Ende der 40er Jahre natürlich ganz anders aus, und um diese Zeit geht es!

1 Hier sei auf das Standardwerk eines jungen Historikers verwiesen, welches zeigt, wie man sich inhaltlich und stilistisch der Thematik vorbildhaft annehmen kann: Andreas Kossert, Masuren. Ostpreußens vergessener Süden. Berlin 2001.

Denn weit mehr bietet die ungewöhnliche Nachkriegssituation Raum für Spekulationen und Fragen, die sich heute stellen und nach Öffnung der Archive (teils) beantworten lassen: Warum holte sich „Väterchen" Stalin dieses Stück Deutschland? Welche Rolle spielte es in der Politik der Sowjetunion seit 1945? Wie liefen die „Transformierungsprozesse" von einem preußischen in ein sowjetisches System ab, wenn man Vertreibung und Neubesiedlung so euphemistisch umschreiben will? Wie wurde in Kaliningrad, so der Name von Königsberg seit 1946, das gigantische realsozialistische Menschenexperiment fern von Nationalität, Religion und Geschichte umgesetzt? Wer waren die sowjetischen „Neusiedler"? Wie gingen bzw. gehen sie mit dem deutschen „Erbe" um?

Einigen dieser Fragen gehen verschiedene neuere Veröffentlichungen nach – in ebenso unterschiedlicher Qualität wie die Masse von Zeitungsartikeln über das heutige Königsberg. Fast alle Publikationen enttäuschen nicht nur die großen Hoffnungen am Beginn der 90er Jahre, sie bleiben außerdem hinter ihren Möglichkeiten und eigenen Zielstellungen zurück. Zwei von ihnen sind Gegenstand dieser Rezension – eine Magisterarbeit von Insa Mareike Rega sowie eine Dissertation von Volker Frobarth. Beide sind akademische Schriften, die den Eindruck erhärten, dass universitäre Arbeiten in Deutschland offensichtlich noch immer nicht lesbar geschrieben sein müssen, um vor den Augen ihrer wissenschaftlichen Gutachter Bestand zu haben.[2] Und vorab: Beide Arbeiten bringen wenig Neues. So beschleicht den Leser das Gefühl, sie wären Anfang der 90er Jahre verfasst worden und nicht an deren Ende.

Insa Mareike Regas Studie beschränkt sich von vornherein auf doppelte Weise: auf einen Zeitraum von vier bzw. fünf Jahren (1945/46–1950) und auf vier Landkreise im Osten der Oblast'. Die Arbeit ist also eine Feldstudie über der Autorin „persönlich bekannte[n] Rayons und Städte (...), um durch Detailforschung einen Beitrag zur Erforschung der Gesamtregion zu leisten" (S. 2). In diese gewissermaßen willkürlich getroffene Auswahl – mehr kann und soll eine Magisterarbeit allerdings auch nicht leisten – haben folgende Landkreise Eingang gefunden: der russische Teil von Tilsit-Ragnit

2 Beispielsweise Bert Hoppe, Auf den Trümmern von Königsberg. Kaliningrad 1946–1970. München 2000, und hierzu ergänzend: Baldur Köster, Königsberg. Architektur aus deutscher Zeit. Husum 2000. Ebenso fehlt Ruth Kibelka, Ostpreußens Schicksalsjahre 1944–1948. Berlin 2000; ein an sich wichtiges Werk, dessen reißerischer Untertitel mehr verspricht als er hält (denn der polnische Teil fehlt) und dessen handwerkliche Mängel eklatant sind.

(Sovetsk-Neman), Pillkallen (Schlossberg/Krasnoznamensk), Stallupönen (Ebenrode/Nesterov) und Gumbinnen (Gusev) sowie die entsprechenden Städte. Rega benutzt für ihre deutschen Benennungen die 1938 zwangsweise eingeführten Nazi-Namen (bei ihr verschleiernd „neudeutsch" betitelt) zur „besseren Orientierung auf der beigefügten Karte" (S. 18). Sie benutzt diese Begriffe allerdings nicht einmal konsequent, und die angehängte Konkordanz wiederum führt als ersten Eintrag die bei ihr „altdeutsch" genannten bzw. die sowjetischen Ortsnamen auf. Die verwendete Karte hingegen – über deren Qualität sich nicht einmal streiten ließe; es gibt hinlänglich bessere – nutzt die „neudeutschen" Bezeichnungen lediglich für zwei der wichtigen Städte. Ansonsten finden sich ausschließlich die sowjetischen Begriffe. Kurzum: Ein Hilfsmittel für eine bessere Orientierung sind weder Karte noch Konkordanzen. Aber das mögen Formalia sein.

Zunächst bietet der Text eine Einführung über das Kriegsende in Ostpreußen und die Ein- bzw. Übernahme durch Rote Armee und Sowjetunion, einschließlich der Ansiedlung von Neusiedlern – meist russischer Herkunft. Damit verbunden waren der Aufbau ziviler Verwaltungs- sowie Parteistrukturen in dieser „Militärischen Sonderzone" und die Sowjetisierung des Territoriums inklusive die Umbenennung von Orten, Straßen und Plätzen.[3] Das alles wurde bereits vielfach dargestellt; ein herausragendes Beispiel ist Eckhard Matthes' Kompendium „Als Russe in Ostpreußen",[4] in dem diese Vorgänge durch Zeitzeugenberichte illustriert werden. Dieses Buch wie andere – zu großen Teilen bereits veröffentlichte – Quellen bilden die Grundlage von Regas Untersuchung. Die vier erwähnten Landkreise kommen im ersten Teil ihrer Arbeit lediglich am Rande vor. Das ändert sich mit dem vierten und fünften Kapitel, also nach der Hälfte. Nunmehr stehen Aufbau und Entwicklung von Landwirtschaft sowie Handel, Gewerbe und Industrie im Zentrum. Rega ergeht sich beim Thema „Landwirtschaft" im ermüdenden Aufzählen von Kolchosen wie Sowchosen (ohne deren Unterschied irgendwo zu erklären), Viehbeständen und Hektarerträgen und verbreitet als Zusammenfassungen der jeweiligen Untersuchungsgebiete Gemeinplätze. Wo

3 Regas These, dass man sich hierbei an den damals zunächst gebräuchlichen „altdeutschen" Namen orientiert habe, scheint sehr gewagt, die angeführten „Beweise" wenig glaubhaft. Vgl. hierzu den Anhang S. 114. Als Beleg für die These werden anhand einiger weniger Orte „Übereinstimmungen von Anfangsbuchstaben" angeführt.

4 Als Russe in Ostpreußen. Sowjetische Umsiedler über ihren Neubeginn in Königsberg/Kaliningrad nach 1945, hrsg. v. Eckhard Matthes. Ostfildern 1999.

bleibt hier die tiefere Analyse der genannten Fakten? Für diese Art der Erfassung hätten die Tabellen im Anhang vollends genügt. Warum wurden, wenn diese Landkreise denn tatsächlich bereist wurden, nicht selbst Leute vor Ort befragt? Und zu guter Letzt: Welche Erkenntnisse bringt die Betrachtung dieser vier Landkreise in ihrer etwaigen Spezifik für das Verständnis der Gesamtsituation im Königsberger Gebiet jener Zeit? Dass der Neuanfang auch dort schwierig war?

Das zweite Buch zu Kaliningrad ist eine Dissertation mit dem vielversprechenden Titel „Das Königsberger Gebiet in der Politik der Sowjetunion 1945–1990". Was für ein Thema! Moskau und Königsberg – Zentrum und (militärischer) Vorposten im Westen! Welche Eigenheiten wies die Entwicklung des sowjetischen Königsberg auf und welche Rolle spielte das Gebiet für den Kreml bis zur Auflösung der UdSSR, da Stalin doch so versessen auf dieses Stück Ostpreußen für sein Reich war? – dem will Frobarth nachgehen. Die „Einführung" – ein Überblick über die Geschichte der früheren deutschen Provinz, Moskaus Motive für die Annexion und die Lage im Gebiet nach der Eroberung bis 1948 – bringt erst einmal nichts Neues; die ermüdend lang und breit zitierten Passagen aus Originalquellen (allein 13 Seiten zum wirtschaftlichen Aufbau [S. 119 ff.] – wobei eine Quelle seit längerem bereits publiziert ist[5]) stehen verloren im Text, werden weder eingeordnet noch gedeutet.

Der folgende Abschnitt will „signifikante Bereiche der Entwicklung des Kaliningrader Gebiets nach 1948" (S. 165 ff.), d.h. bis 1990, darstellen. Frobarth präsentiert seitenweise statistische Tabellen, aus denen der Betrachter die Hauptlinien dieser Entwicklung herauslesen soll – denn kommentiert werden sie nicht. Ihr Aussagewert ist nach eigener Einschätzung „generell gering" (S. 18). Es stellt sich folglich die legitime Frage: Warum nehmen sie dann einen derartigen Raum ein? Sie sind aber insofern interessant, weil sie den von Frobarth gelieferten Thesen widersprechen. Es geht um die sowjetischen Neusiedler, die zum einen in anderen Republiken angeworben wurden und zum anderen auf eigene Faust in das Gebiet kamen. Der Autor befindet, dass die 1946 in Gang gesetzten Siedlungsprogramme „auch nach 1950 *energisch* weitergeführt" (S. 164; Hervorhebung des Rezensenten) worden seien. Das widerspricht den Realitäten – das Gros der Siedler

5 Samaja Zapadnaja. Sbornik dokumentov i materialov o stanovlenii i razvitii Kaliningradskoj oblasti (Äußerster Westen. Sammlung von Dokumenten und Materialien zur Entstehung und Entwicklung des Kaliningrader Gebiets). Bd. 1, Kaliningrad 1980, S. 55 ff.

war Anfang der 50er Jahre bereits eingetroffen – und noch mehr den abgedruckten Zahlenerhebungen. Ebenso verhält es sich beim Thema Landflucht. Denn nicht wenige der Neusiedler kehrten in dieser Zeit angeblich schon wieder an ihre Herkunftsorte zurück: „zwischen 1955 und 1965 verließen allein vom Lande 245 Tausend Personen das Kaliningrader Gebiet" (S. 169), so Frobarth. Was er dabei allerdings übersieht, ist der Umstand, dass diese Zahl auch die Migration innerhalb des Territoriums erfasst. Das wiederum hat mit der Politik Moskaus herzlich wenig zu tun; die Ursache liegt in den Gegebenheiten der Oblast' selbst. Die anschließende Darstellung der Wirtschaft endet bereits 1971 (also noch vor der „Vremja sostoja", der Stagnation der Brežnev-Ära); das Thema Militär wird praktisch als eine (sehr trockene) Zusammenfassung bekannter Fakten abgehandelt. Das gilt gleichfalls für den „Ausblick: Das Kaliningrader Gebiet in der Politik Russlands 1991–2000", also dem Ende der verordneten Isolation. Im Anhang finden sich die Biografien „leitender Funktionsträger von Partei und Staat des Gebiets und der Stadt Kaliningrad 1947–1991" sowie Ausführungen zur Problematik der Umbenennungen von Orten. Das ist der wohl innovativste Teil der Arbeit; allein er hat mit dem Thema der Arbeit, „Königsberg in der Politik der Sowjetunion", eigentlich nichts zu tun.

Am Ende steht für den Leser ein großes Fragezeichen: Welche Rolle hat Kaliningrad nun für Moskau gespielt? Und noch mehr fragt man sich: Welche Rolle hat die Zentrale in Moskau für Kaliningrad gespielt? Eine Antwort steht aus.

Aus Königsberg ist Kaliningrad geworden – das bestätigen beide Arbeiten auf ihre Weise erneut, und wiederholen damit Bekanntes. Somit hat Agnes Miegel („Und daß Du, oh Königsberg, nicht sterblich bist ...") unrecht und recht zugleich: Das deutsche Königsberg und seine Umgebung existieren nicht mehr; das russische, auf dessen Fundament errichtet, wird uns noch lange beschäftigen – heute mehr denn je. Es bleibt dabei jedoch sehr zu hoffen, dass die entsprechende Forschung sich dieses Gegenstands endlich in angemessener Weise nähert und auf Neuland wagt.

Uwe Neumärker, Berlin

Bert Hoppe, Auf den Trümmern von Königsberg. Kaliningrad 1946–1970. München: R. Oldenbourg Verlag 2000, 166 S. (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. 80).

Wenn eine Magisterarbeit (Humboldt-Universität Berlin; Gutachter: Ludmila Thomas, Heinrich A. Winkler) in die renommierte „Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte" aufgenommen wird, darf dies wohl als Auszeichnung gelten. Diese rechtfertigt sich im vorliegenden Fall durch die Bearbeitung eines an sich naheliegenden, bislang aber nicht vertieft behandelten Themas durch die Erschließung neuen, vor allem archivalischen Quellenmaterials. Dass letzteres vor allem dem Staatlichen Archiv des Kaliningrader Gebietes (GAKO) entstammt, während die Arbeitsmöglichkeiten im ehemaligen Gebietsparteiarchiv, jetzt „Zentrum für die Aufbewahrung und Erforschung der neuesten Geschichte des Kaliningrader Gebietes" (CChIDNIKO) genannt, immer noch Beschränkungen unterliegen, spricht für sich und dürfte eine Erfahrung sein, die nicht nur der Verfasser dieser Arbeit gemacht hat.

Der Titel des Buches hätte deutlicher zum Ausdruck bringen können, dass es nicht um eine allgemeine Darstellung der Nachkriegsgeschichte Königsbergs geht, sondern vor allem um Baugeschichte. Das Stichwort „Trümmer" allein führt den Leser noch nicht auf den richtigen Weg; diesen weisen erst das Inhaltsverzeichnis und die Einleitung. Die geschichtlichen Voraussetzungen stellt nur der erste Abschnitt „Von Königsberg nach Kaliningrad" dar, der – nicht nur auf die Stadt bezogen – „Kriegsende und Annexion" und „Besiedlung und Vertreibung" behandelt, dem Kenner aber wenig Neues bietet und das wohl auch nicht beansprucht. Das eigentliche Thema ist jedoch überzeugend in die drei Kapitel „Kampf gegen die Vergangenheit", „Probleme des Wiederaufbaus" und „Symbole" gegliedert.

Das alte Königsberg bzw. das, was von ihm übrig geblieben war, wurde von den sowjetischen Eroberern und Neusiedlern (jedenfalls ihren propagandistischen Wortführern) zunächst aus zweierlei Gründen abgelehnt: als „böse", weil bislang deutsche Stadt und „Vorposten des Militarismus" einerseits und als kapitalistisch-bürgerliche, sozialistischen Vorstellungen entgegengesetzte Stadt andererseits. Charakteristisch, dass sie durch Bezüge auf das „Vorbild Moskau" in beider Hinsicht verändert und vertrauter werden sollte, wurde sie doch auf diese Weise sowohl russischer als auch sowjetischer.

Die ehrgeizigen Pläne der Nachkriegszeit, deren ideologische Aufgeladenheit trotz allem, was man über die Sowjetgesellschaft jener Jahre weiß, erstaunt, übersahen aber, dass sie einer Stadt galten, deren Ruinenlandschaft noch lange kaum die elementarsten Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigte und die schneller praktischer Lösungen, nicht weitreichender Zukunftsentwürfe bedurfte. Die Ideologen unter den Stadtplanern und Architekten flüchteten, wo sie schon die tatsächlichen Lebensverhältnisse nicht ändern konnten, ins Symbolische und gaben der Gestaltung von Denkmälern, Gedenkstätten und repräsentativen Straßenzügen den Vorzug. Die Realisten versuchten nicht nur, durch normierte Neubauten der Wohnungsnot Abhilfe zu schaffen, sondern auch Altbausubstanz zu retten. Die jahrelange Propaganda gegen die Überbleibsel der „deutschen Stadt" bei anhaltendem Unvermögen, diese nicht nur durch neue, sondern durch bessere Architektur vergessen zu machen, führte umgekehrt gerade dazu, dass viele Neubürger begannen, sich mit eben jenen Charakteristika ihrer Stadt zu identifizieren, die typisch für diese und nicht typisch sowjetisch waren. Den Kampf um die Erhaltung des Schlosses verloren sie allerdings; gegen allerhöchste Ordre Brežnevs waren sie machtlos.

Wie es scheint (dies eine über den Zeitrahmen des Buches hinausführende Betrachtung des Rezensenten), wird das Verhältnis Kaliningrads zu seiner deutschen Vergangenheit und ihren städtebaulichen und architektonischen Hinterlassenschaften in dem Maße „unverkrampfter", in dem die Einwohner der Stadt und des Gebietes sich – ungeachtet enger Beziehungen zu Russland – ihrer tatsächlichen geografischen Lage bewusst werden, ihre Beziehungen zu den europäischen Nachbarn im Sinne größtmöglicher Offenheit regeln und den tatsächlichen Geschichtsverlauf unvoreingenommen aufarbeiten.

Hoppe bezeichnet den Vergleich mit Wiederaufbau- und Stadtplanungskonzepten anderer sowjetischer Städte als wünschenswert, kann ihn aber über einige Hinweise hinaus verständlicherweise nicht ausführen. Grundsätzlich hätte die Arbeit noch gewinnen können, wenn ihr Problem nicht nur vor einem innersowjetischen, sondern vor einem gesamteuropäischen Vergleichshintergrund gesehen worden wäre. Kahlschlagmentalität und Bruch mit der Tradition war ja kein Privileg „sozialistischer" Stadtplaner und Architekten, wie u.a. Wolf Jobst Siedler in verschiedenen Veröffentlichungen beklagt hat, und umgekehrt zeigt das Beispiel Polens, welche Anstrengungen zur

Rekonstruktion historischer Stadtzentren und Baudenkmale auch unter gesellschaftlichen Bedingungen unternommen werden konnten, die den sowjetischen prinzipiell ähnelten.[1]

Horst-Dieter von Enzberg, Lüneburg

Werner Benecke, Die Ostgebiete der Zweiten Polnischen Republik. Staatsmacht und öffentliche Ordnung in einer Minderheitenregion 1918–1939. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 1999, VII u. 322 S. (Beiträge zur Geschichte Osteuropas. 29).

Werner Benecke verfolgt mit seiner 1997 in Göttingen verteidigten Dissertation über die Ostgebiete Polens das Ziel, „die konkreten Probleme der Integration der Kresy in den staatlichen Gesamtzusammenhang [Polens] aufzuzeigen, wie sie sich aus der Perspektive der vor Ort Betroffenen darbot" (S. 3). Um es vorweg zu nehmen: Der Ansatz ist zu guten Teilen umgesetzt worden, es bleiben jedoch Fragen unbeantwortet, die mit der Auswertung regionaler Archive einer Beantwortung zugeführt werden könnten. Die benutzten Archivalien sind es nämlich, die Benecke an der Erfüllung eines Teils seiner selbstgestellten Zielsetzung hindern: Die regionalen Zeitschriften und die polnischen Feldforschungen der 1930er Jahre, die Benecke erstmalig der Öffentlichkeit vorstellt, heben den Focus aus Warschau, aus der Zentrale, auf dieses Randgebiet der Rzeczpospolita nicht auf. Akten aus Minsk und Lemberg müssten für lokale und weitergehende Studien herangezogen werden. Hingegen gebührt Benecke das Verdienst, die in diesem Zusammenhang weithin ebenfalls unbekannten und unbenutzten Unterlagen der Quäker und ihrer Hilfsorganisationen in die Thematik eingeführt zu haben – und diese steuern einige wichtige Facetten v.a. für die sozialen und gesellschaftlichen Fragen der Jahre bis 1922 bei.

---

1 Am 11. und 12. Januar 2002 veranstaltete das Deutsche Historische Museum in Berlin in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Polen-Institut Darmstadt und dem Polnischen Institut Leipzig einen Workshop zum Thema „Die Schleifung: Zerstörung und Wiederaufbau historischer Bauten"; eine Dokumentation der Vorträge und Referate ist in der Reihe „Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt" angekündigt.

Benecke stellt zu Beginn seines Buches die v.a. von dörflicher Bevölkerung besiedelten Kresy ins Zentrum einer ausführlichen Debatte der überwiegend gegenläufigen staatspolitischen Konzepte der Inkorporationisten und der Föderalisten innerhalb der polnischen Nationalbewegung sowie der politisch prägenden Parteien und Persönlichkeiten der frühen Republik. Der Autor kommt hier – und auch im weiteren Verlauf seiner Arbeit – auf den zentralen Punkt polnischer Territorialpolitik nach dem Ersten Weltkrieg zu sprechen: die Frage der Sicherung der territorialen Einheit einer lebensfähigen Rzeczpospolita zwischen den übermächtigen und nicht erst in Rapallo kooperierenden Nachbarn Deutschland und Russland resp. der Sowjetunion. Eingekeilt in diese für Polen bedrohliche Allianz der Nachfolger der ehemaligen Teilungsmächte und damit auch ins Zentrum des sich verhärtenden Konfliktes zwischen kapitalistisch-demokratischen und bolschewistischen Staats- und Gesellschaftsstrukturen gerückt, mussten die Grenzlande für das neue Polen eine existenzielle Bedeutung besitzen. Benecke zieht den Vergleich zwischen den West- und den Ostgebieten der zweiten Republik verschiedentlich, wenn auch durchaus mehr Detailuntersuchungen angebracht wären, um stichhaltige Ergebnisse zur sicherheitspolitischen Bedrohungslage, der vermeintlichen Separationsgefahr zu erhalten.

Die 20er Jahre scheinen geprägt von einer Instabilität des polnischen Staates, die sich insbesondere in den Kresy mit ihrer vielnationalen Bevölkerungsstruktur als kaum zu überwindender Faktor erweisen sollte. Die ca. eine Million sog. Repatrianten aus den ehemals ostpolnischen Gebieten stellten nach Benecke nur eines der Probleme dar (S. 35), hinzu kamen mehrere zehntausend Bürgerkriegsflüchtlinge und (v.a. in Warschau) ein starkes weißrussisches und ukrainisches Exil. Die von Benecke ausführlich geschilderten Folgen der Kriegführung der deutschen und russischen Kontrahenten insbesondere in den Kresy können wohl nur als „verbrannte Erde" interpretiert werden. Wenn die Schützengräben in Flandern noch heute Menetekel einer entsetzlichen modernen Kriegsführung sind, so sollten auch die vergleichbaren Stellungskämpfe in Europas Osten langsam in das Bewusstsein einer breiteren europäischen Öffentlichkeit rücken.

„Die Kresy waren zu Beginn der Zweiten Republik eine zerstörte Notstandsregion; nirgendwo in Polen hatten Krieg und Bürgerkrieg derartige materielle und ideelle Schäden hinterlassen wie in den vier Ostwojewodschaften" (S. 40). Die von Benecke eindrücklich geschilderten Hilfsmaßnahmen der „Society of Friends", der Quäker also, stellten in dieser für die betroffene Bevölkerung nahezu aussichtslos

anmutenden Situation eine humanitäre Leistung ersten Ranges dar. Leider fehlt eine Darlegung des religiös-ethischen Moments, die diesen Hilfsaktionen innewohnte.

Viel Raum gibt Benecke der Schilderung wirtschaftlicher und sicherheitspolitischer Probleme in der Innenverwaltung der Kresy und kommt zu dem Schluss, dass von einer Durchsetzung effektiver staatlicher Macht nicht gesprochen werden könne und ein latenter Konflikt zwischen Staat und Gesellschaft in den Kresy für die gesamte Zwischenkriegszeit kennzeichnend sei (S. 55). Dieser Konflikt wurde auch durch die erst mit dem Frieden von Riga einer Lösung nähergebrachte Grenzauseinandersetzung Polens mit Russland und durch das zeitweilige Erstarken einer (weißrussischen) kommunistischen Bewegung verstärkt.

Ein eigenes Kapitel widmet Benecke der Finanzierung der ukrainischen Minderheit in den Kresy durch die Weimarer Republik. Dabei stellt er die unterschiedlichen Positionen der beiden letztlich separatistischen ukrainischen Organisationen (UNDO und OUN) heraus, die sich vornehmlich in der Auseinandersetzung mit dem ungeliebten polnischen Staat äußerten: im Gegensatz zur UNDO griff die OUN früh nach ihrer Gründung zu terroristischen Aktionen und lieferte damit letztlich den Nachfolgern der Inkorporationisten in Warschau den Vorwand zu den militärischen „Pazifikationen" der Jahre um 1930. In einem irrt Benecke allerdings: Mitnichten „beendete ein kurzes Telegramm des Reichsaußenministers Curtius die unmittelbare Verstrickung Deutschlands in die polnische Kresy-Politik" (S. 75) im September 1931. Vielmehr wurde die direkte deutsche Unterstützung ukrainischer Organisationen in Polen abgelöst durch verdeckte Finanzierungen über die deutschen Minderheiten in Polen z.B. für die ukrainische Genossenschaftsbank in Lemberg und durch die organisatorische und finanzielle Beteiligung an den Klagen der ukrainischen Minderheit im Rahmen des völkerbundlichen Minderheitenschutzverfahrens in Genf.

Benecke wendet sich auch – und dies ist ein zentraler Teil seines Buches – dem Bündel an legislativen Reformen zu, mit denen Polen die Kresy von einem Entwicklungsgebiet zu einem der Rzeczpospolita nützlichen Territorium an der so sensiblen Ostgrenze zu verwandeln suchte. Dass letztlich eine Vielzahl dieser Reformvorhaben im ökonomischen Bereich, auf dem Schul- und Bildungssektor, in kulturellen und konfessionellen Bereichen scheiterten, sollte anhand von Einzelstudien weiter geklärt werden. Benecke verweist eindrucksvoll auf die Nichtakzeptanz der Agrarreform und zieht dabei den Schluss, dass

insbesondere die kurze Herrschaft der Bol'ševiki im Herbst 1920 ausschlaggebend für die Ablehnung des angestrebten agrarischen Wandels war: „Weit entfernt davon, eine ‚Landreform' im eigentlichen Sinne gewesen zu sein, blieb das, was unter der Herrschaft der Roten in den Kresy für kurze Zeit möglich war [z.B. der freie Holzeinschlag etc.; S. B.-S.], der Bevölkerung als eine Idee im Gedächtnis, die sich niemals der Prüfung einer realen Umsetzung hatte unterziehen müssen und somit auf Dauer dem Mythos einer besseren Alternative Nährboden war" (S. 92). Die Ablösung der Servituten, also die Ablösung adliger Großgrundbesitzerherrschaft über die bäuerliche Bevölkerung, konnte diese Ablehnung offensichtlich nicht aufbrechen. Die Gründe hierfür wären von Interesse. Die Bevölkerung der Kresy fand sich darin – wenn auch aus völlig verschiedenen Motivationen – in Übereinstimmung mit der deutschen Bevölkerung in den „West- und Nordgebieten" der Rzeczpospolita, die einen erbitterten Kampf gegen die Agrarreform führte. Die von Benecke ausführlich geschilderte Flurbereinigung in den Kresy stand – neben einer wohl eher uneffektiven Militärkolonisation – unter den Stichworten Parzellierung (von Großgrundbesitz) und Überwindung der Zersplitterung bäuerlichen Besitzes. Er gibt dabei auch einen hochinteressanten Hinweis auf die Auswirkungen der Stolypinschen Reformen auf die Kresy und auf die erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts eingeführte Zemstvo-Verfassung. Ergänzt werden könnte dieser Bereich um eine Untersuchung zum nationalen Moment der Agrarreform, d.h. der „Sammlung polnischen Landes" (diese hatte in den ehemals preußischen Provinzen zur Überwindung der „Germanisierung" von Grund und Boden führen sollen).

Etwas blass bleibt die Darstellung der letztlich gescheiterten Selbstverwaltung der Kresy (S. 165 ff.), wohingegen Benecke mit der Untersuchung des Bildungswesens ein eindrucksvolles Kapitel gelingt, bei dem besonders das Zahlenmaterial wichtige Grundlagen erschließt. Letzteres gilt v.a. auch für das achte Kapitel, in dem Benecke unter der Überschrift „Legitimationskrise und Assimilationsdruck" die „Kresy unter dem wachsenden Einfluß des Militärs" ab Mitte der 1930er Jahre beschreibt (S. 267-286). Er rückt dabei die Religionspolitik ins Zentrum, die aufs engste mit der Kultur-, Sprach- und Bildungspolitik verknüpft ist, und stellt eine für die südlichen und nördlichen Kresy gänzlich unterschiedliche Vorgehensweise Warschaus dar: Während man im Norden „die traditionelle Rolle des russischen Erbes und rechtgläubigen Kirche dort zu beschränken [suchte], wo dies ohne großen Widerstand möglich war" und damit die „prinzipiell große Loyalität der orthodoxen Kirche zur Wahrung der

öffentlichen Ordnung" (S. 269) zu nutzen bestrebt war, verfolgte man im Süden eine Politik der „Revindikation" im Sinne einer Polonisierung. Während Benecke also für das Jahr der autokratischen Machtübernahme Piłsudskis, 1926, keine Zäsur der Kresy-Politik der Rzeczpospolita konstatiert, sieht er mit dem Tode des Marschalls 1935 und der zunehmenden Machtkonzentration in den Händen des Militärs zumindest im Süden eine strikte Hinwendung zum Prinzip der polskość (S. 288 f.). Dass dabei, wie aus einer Anmerkung deutlich wird (S. 271, Anm. 9), auch Vertreter der polnischen Nationalitätenforschung eine zentrale Rolle spielten, sei hier erwähnt und mit dem Hinweis verbunden, dass ein Vergleich der politischen Verstrickung deutscher Ost- und Minderheitenforschung mit jener der polnischen Seite ganz offensichtlich auch an dieser Stelle lohnte.

Sabine Bamberger-Stemmann, Lüneburg

Andreas R. Hofmann, Die Nachkriegszeit in Schlesien. Gesellschafts- und Bevölkerungspolitik in den polnischen Siedlungsgebieten 1945–1948. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2000, 476 S. (Beiträge zur Geschichte Osteuropas. 30).

„Diese Arbeit ist die gekürzte Fassung einer Dissertation, die im Dezember 1997 von der Fakultät für Geschichtswissenschaften der Ruhr-Universität Bochum angenommen wurde" (S. IX). Gutachter waren Hans Mommsen und Bernd Bonwetsch. Bereits die 1991 vorgelegte Magisterarbeit Hofmanns hatte „Die polnische Aufsiedlung in Schlesien 1945–1949" zum Thema. Der Verfasser hat demnach, wie auch das Ergebnis belegt, in mehrjähriger Arbeit eine große Vertrautheit mit den einschlägigen Quellen und der wissenschaftlichen Literatur gewinnen können. Begünstigt durch die freieren Forschungsmöglichkeiten seit 1989 meint diese Feststellung vor allem polnische Archivalien und Veröffentlichungen. Bezeichnenden Einschränkungen unterliegt immer noch der Zugang zu Akten der polnischen Sicherheitsbehörden und der Roten Armee, was u.a. im Hinblick auf die spannende Frage des Dualismus von sowjetischer Militär- und polnischer Zivilverwaltung kaum neue Einsichten erlaubt, die über den Eindruck hinausgehen, dass die Neigung zur Rivalität die Bereitschaft zur Kooperation häufig überwog.

Was die Literatur betrifft, wird man dem Verfasser nicht vorwerfen können, dass er nicht von allen Forschungs- und Publikationsvorhaben Kenntnis erlangte, die auf diesem in den letzten Jahren intensiv bearbeiteten Feld parallel zu seinen eigenen Studien entstanden und z.T. gleichzeitig mit dem vorliegenden Buch erschienen sind, wie etwa die in dieser Zeitschrift bereits besprochene Untersuchung von Linek[1] oder die deutsch-polnische Quellenedition zur Vertreibungsproblematik.[2] Die konzeptionell wichtigen Beiträge der Tagung „Flucht und Vertreibung der Ostdeutschen und ihre Integration", die im Gedenkjahr 1995 in Lüneburg stattfand, hätte Hofmann allerdings durchaus einbeziehen können.[3]

Der Gegenstand der Arbeit wird vornehmlich durch den Untertitel definiert, denn sie erhebt „keinen Anspruch, schlesische Regionalgeschichte der Nachkriegszeit darstellen zu wollen, vielmehr liegt der Schwerpunkt auf einer problemorientierten Fragestellung, die lediglich ihr empirisches Material aus einem bestimmten Betrachtungsgebiet schöpft" (S. 2). Das Stichwort „polnische Siedlungsgebiete" ist allerdings nicht unbedingt aus sich selbst heraus verständlich. Auch wenn der Verfasser die Möglichkeit des Vergleichs zwischen den einzelnen Landesteilen als reizvoll bezeichnet, erheben sich doch gewisse Zweifel, ob sich die sehr unterschiedlichen Verhältnisse Niederschlesiens, des Oppelner Gebiets und des Teils Oberschlesiens, der schon zwischen den Weltkriegen zu Polen gehörte, hinreichend deutlich in einem Band darstellen lassen, der „Schlesien" als ganzem gewidmet ist.

Detailliert und mit gründlichen Belegen entfaltet der Verfasser die einzelnen Aspekte des Themas. Nicht immer – etwa im Hinblick auf die Ukrainerfrage – entgeht er der Versuchung, die Voraussetzungen einschlägiger Vorgänge ausführlicher darzustellen, als es für das

1 Bernard Linek, „Odniemczanie" województwa śląskiego w latach 1945–1950 (w świetle materiałów wojewódzkich) („Ent-Germanisierung" der Wojewodschaft Schlesien in den Jahren 1945–1950 [unter Berücksichtigung der Materialien des Wojewodschaftsarchivs]). Opole 1997; vgl. Nordost-Archiv N.F. VIII (1999), H. 1, S. 343-353.

2 „Unsere Heimat ist uns ein fremdes Land geworden ...". Die Deutschen östlich von Oder und Neiße 1945–1950. Dokumente aus polnischen Archiven, hrsg. v. Włodzimierz Borodziej u. Hans Lemberg. Bd. 1 u. 2, Marburg a.d.L. 2000; vgl. Nordost-Archiv N.F. IX (2000), H. 2, S. 528-532.

3 Vgl. Deutsche Studien 32 (1995), H. 126/127 und den Tagungsbericht des Rezensenten in: Nordost-Archiv N.F. V (1996), H. 1, S. 115-121.

Verständnis des Zusammenhangs erforderlich wäre – wie es scheint, ein typisches Problem von Dissertationen. Wenn man bedenkt, welch große Erwartungen lange Zeit der Öffnung der polnischen Archive entgegengebracht wurden, als böten die hier zu findenden Behördenakten endlich die notwendige Ergänzung, wenn nicht gar Korrektur der auf deutscher Seite dominierenden Erlebnisberichte, dann erstaunt doch, wie wenig sich am grundsätzlichen Bild – etwa der Vertreibungsvorgänge vor und nach der Potsdamer Konferenz – ändert. Die Wertung des Gesamtvorgangs jedenfalls wird vom Zugewinn an Detailkenntnis kaum beeinflusst. Letzterer betrifft vor allem Motivationen, organisatorische Strukturen und faktische Abläufe auf polnischer Seite.

Es offenbaren sich mannigfache Widersprüche: zwischen dem großen propagandistischen und geringen praktischen Interesse der polnischen Führung an den angeblich „wiedergewonnenen" Gebieten; zwischen dem Wunsch, die deutschen Bewohner so schnell wie möglich loszuwerden, und der Notwendigkeit, sie noch als Arbeitskräfte behalten zu müssen; zwischen der Absicht, die „Autochthonen" zu integrieren, und dem Wunsch, die polnischen Neusiedler zufriedenzustellen; zwischen der schlichten Notwendigkeit, überhaupt genügend Neusiedler zu finden und diese ausreichend auszustatten, und ideologisch motivierten Experimenten wie der Kollektivierung; ganz allgemein zwischen Erwartungen und Realitäten. Der Gesamteindruck ist, dass sich – mag auch die zahlenmäßige „Wiederauffüllung" recht schnell erfolgt sein – Schlesien in seinen drei Gebietsteilen, die selbst die Verwaltungsreform vom 1. Januar 1999 erneut bestätigt hat, erst in den Jahrzehnten nach dem Untersuchungszeitraum dieser Arbeit unter vielerlei Mühen wirklich aus den Ruinen erhoben hat; die Integration der verschiedenen Bevölkerungsgruppen scheint jedoch bis heute nicht vollständig gelungen.

Zu den überraschenden Erkenntnissen von Hofmanns Studie zählt, dass es polnischerseits Überlegungen zur Klassifizierung der 1945 vorgefundenen Einwohner Schlesiens gegeben hat (S. 47 f.), die sich – noch dazu mit der Einteilung in vier Gruppen – lesen wie eine Umkehrung der „Deutschen Volksliste" der Kriegszeit, ein Zeichen für die Verführungskraft nationalistischen Denkens. Verdienstvoll ist, dass der Verfasser das Schicksal der jüdischen Bevölkerung besonders beleuchtet. Dass sich in den ersten Nachkriegsjahren Tausende von Juden aus Zentral- und Ostpolen, die den Holocaust überlebt hatten, in Niederschlesien und in Stettin einfanden, kann kaum als allgemein bekannt gelten. Für die meisten war der Aufenthalt nahe der neuen

polnischen Westgrenze aber nur eine Durchgangsstation auf dem Weg in die Emigration; unter stillschweigender Duldung ließen dies die kommunistischen Machthaber zu – im Pakt mit dem Nationalismus ihre Legitimationsbasis suchend. Bezeichnend ist, dass es auch den deutschen Juden in Schlesien kaum etwas nützte, dass sie eben noch verfolgt worden waren; letztlich wurden sie doch als Teil des Volkes betrachtet, in dem sie gelebt hatten (und dem sie ja auch schon längst angehörten, hätten die Nationalsozialisten sie nicht wieder zum Zerrbild des ganz Anderen stilisiert).

Abschließend sei noch eine Bemerkung zum Titel der Reihe gestattet, in dem das Buch erschienen ist: Durch die Ansiedlung von Polen und Ukrainern aus Galizien und Wolhynien nimmt Schlesien heute sicher auch eine Brückenfunktion nach Osten hin wahr; das andere Ende dieser Brücke aber führt – wie seit einigen Jahren wieder deutlich zu sehen ist – nach Westen, vor allem nach Deutschland und Tschechien. Insofern ist Schlesien auch durch die Nachkriegsentwicklung nicht nach Osteuropa gelangt, sondern immer noch eine Kernlandschaft Mitteleuropas.

Horst-Dieter von Enzberg, Lüneburg

Jüdische Autoren Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Hans Henning Jahn u. Jens Stüben. Frankfurt a.M. (u.a.): Peter Lang. Europäischer Verlag der Wissenschaften 2000, 546 S. (Mitteleuropa – Osteuropa. Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas. 1).

Einen kaum der Originalität zu zeihenden Topos der wissenschaftlichen Gebrauchsprosa stellt es dar, über Sammelbände in einem falschen gestus modestiae zu bemerken, dass es in den engen Grenzen einer Buchbesprechung unmöglich sei, alle Beiträge zu berücksichtigen. Daran schließt sich in der Regel eine kurze Zusammenfassung jener drei oder vier Ausarbeitungen an, die nach Einschätzung des oder der Rezensierenden uneingeschränkt lesenswert erscheinen. Dieses Verfahren ist zweifelsohne vor allem wissenschaftssozialer Bequemlichkeit geschuldet und bietet sich zudem an, wenn, wie im

vorliegenden Fall der Dokumentation zweier Vorlesungsreihen an der Universität Oldenburg, das zu besprechende Werk die magische Grenze der 500 Seiten noch einmal um fast 50 überschreitet und die Zahl der Ausarbeitungen bei 19 liegt. Da stellt sich zunächst die Frage, ob der Gegenstand diesen Umfang rechtfertigt. Dies scheint auf den ersten Blick der Fall zu sein – böte doch das Thema „jüdische Autoren Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert" wahrlich ein weites Feld für kulturwissenschaftliche oder historische Fragestellungen. Unglücklich ist es jedoch, sich dem außerordentlich breiten Thema „der besonderen Rolle des ostmitteleuropäischen Judentums sowohl für die jüdische als auch die ostmitteleuropäische Geschichte" (S. 9) nicht mit einer stärker umgrenzten Perspektive, Methode oder Fragestellung zu nähern.

Zwei überaus brillante Darstellungen finden sich in dem besprochenen Band. Johannes G. Pankau vermag die Komplexität jüdischer Existenz in – oder besser: aus – Ostmitteleuropa am Beispiel des Südosteuropäers Elias Canetti souverän vorzuführen. Canetti, in Bulgarien in einer sephardischen Familie in mehrsprachigem Milieu aufgewachsen, reflektierte das Wechselverhältnis dieser vielstimmigen Sozialisation auf der einen und seinem eigenen literarischen Schaffen in deutscher Sprache auf der anderen Seite auf intensive Weise auch noch lange nach der Emigration nach England im Jahr 1911. Die durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts in der Tat existenziellen Abgründe jüdischen literarischen Schaffens aus Europa kommen in Canettis Formulierung von 1944 zum Ausdruck, dass „die Sprache meines Geistes die deutsche bleiben wird, und zwar weil ich Jude bin. Was von dem auf jede Weise verheerten Land übrig bleibt, will ich als Jude in mir behüten" (S. 353). Pankaus Porträt besticht durch große Präzision und Klarheit des Ausdrucks, Sympathie und Werkkenntnis. Der Rezeptionsgeschichte eines der berühmtesten deutschsprachigen Gedichte des vergangenen Jahrhunderts, der „Todesfuge" von Paul Celan, ist der Beitrag von Wolfgang Emmerich gewidmet. Er vermag die immer wieder geäußerten Plagiatsvorwürfe vollständig zu entkräften, indem er die komplexen intertextuellen Bezüge, die Celan in der Tat als zentrales schöpferisches Mittel einsetzte, kompetent und umfassend erhellt. Er verfolgt darüber hinaus, wie sich dieser Dichter unter dem Eindruck des großen Erfolgs der „Todesfuge", die als „Beschwörungsformel in guten Stuben und Vortragssälen gemurmelt wurde" (so Peter Härtling 1973, S. 364), später von der „schönen" Sprache dieses Gedichts abwendet. Ihm erscheint nun „eine grauere Sprache" als einzig legitime.

Die übrigen Beiträge befassen sich in ihrer großen Mehrzahl mit einer kultur- und vor allem literaturwissenschaftlichen Analyse deutschsprachiger belletristischer Werke bekannter und weniger bekannter Autoren und Autorinnen (dem Titel zum Trotz wurden auch die Werke jüdischer Frauen aus Ostmitteleuropa untersucht). Mehrere dieser Ausarbeitungen vermochten den Rezensenten nicht davon zu überzeugen, dass die besprochenen Werke zu Unrecht weithin unbekannt waren oder geblieben sind. Detlev Haberland gelingt es ungeachtet großen terminologischen Aufwandes nicht, aus dem „oberschlesischen Orpheus" Arthur Silbermann den Verfasser lesbarer Gedichte zu machen. Seine Analyse hätte durch einen Vergleich mit dem „schlesischen Schwan", Friederike Kempner, einer gleichfalls jüdischen Autorin, zumindest an Originalität gewonnen. Mit geringerem Wortgeklingel vermag auch Marek Toman nicht, den Rezensenten von der Bedeutung des Werks von Jiri Daniels zu überzeugen. Die Miniatur von Andreas Herzog zu einer Novelle von Ephraim Frisch besitzt nicht die analytische Schärfe, mit der dieser Germanist bislang das literarische Bild der aus Osteuropa stammenden Juden in der deutschsprachigen Literatur ergründete. Unglücklich erscheint seine Formulierung, dem Untersuchungsgegenstand die „spezifisch jüdischen Charakteristika" entlocken zu wollen.

Einige wenige Beiträge bieten perspektivisch oder methodisch neue oder aufschlussreiche Einsichten zu bekannteren Autoren. Idis Hartmann stellt das Fragment gebliebene literarische Werk des Expressionisten Ludwig Meidner vor. Karol Sauerland führt auf beeindruckende Weise vor, dass für Arnold Zweig die Judenheiten Osteuropas die Möglichkeit boten, politische und soziale Phantasien zu entwickeln. So schrieb er 1921 an Martin Buber, dass er „von den Dingen in der Ukraine ganz besessen" sei – „wäre ich sieben oder fünf Jahre jünger, ich versuchte eine jüdische bewaffnete Expedition zusammenzukriegen ... das Diplomatische mit Polen oder Österreich liesse sich erledigen" (S. 120). Krzysztof Lipiński kontrastiert lakonisch historische und geografische Gegebenheiten Galiziens mit ihrer Reflexion in den Memoiren von Salcia Landmann. Eine vielversprechende Perspektive bietet die Interpretation Burkhard Bittrichs zu einer Novelle Joseph Roths. In seiner anachronistischen Schwärmerei für das Österreich unter Franz Joseph verkörpert Roth in idealtypischer Weise den Angehörigen einer imperialen Minderheit in den multiethnischen Reichen Ost- und Ostmitteleuropas. Auch hier wird jedoch das Exempel lediglich an einer Novelle statuiert, was dem Gegenstand nicht angemessen ist und weitere Ausarbeitung erhoffen

lässt. Hoch willkommen sind die kritischen Thesen Michael Daxners über die gegenwärtige Rezeption der ostmittel- und osteuropäischen jüdischen Lebenswelt im deutschsprachigen Raum. Matthias Freise betrachtet das poetische Werk und die Autobiographie des zunächst zum Kommunismus und später zum Katholizismus konvertierten Aleksander Wat. In einer für die Verständlichkeit seiner Betrachtungen nicht dienlichen pretiosen Ausdrucksweise analysiert Freise die Intensität der Ich-Suche des Autors, gekennzeichnet zunächst durch Auflehnung gegen vorgegebene Muster in einer frühreifen futuristischen Schaffensphase, dann jedoch quasi zwangsläufig durch die Auseinandersetzung mit den konkreten existenziellen Bedrohungen von Krieg und Stalinismus.

Die Überblicksdarstellungen zum Werk jüdischer und weitaus überwiegend in deutscher Sprache schreibender Autoren und Autorinnen aus einzelnen Regionen oder Städten – zu nennen sind hier Litauen (Michael Garleff), Prag (Wilma Iggers), Galizien (Maria Kłańska), Transnistrien (Klaus Werner), Odessa (Rainer Grübel) und Israel (Jens Stüben) – verraten den enzyklopädischen Impetus der in dem besprochenen Band dokumentierten Vorlesungsreihen. Ob es sich jedoch um etwas anderes als puren Zufall in der Verfügbarkeit von Referierenden handelt, dass gerade diese und keine anderen Territorien ausgewählt wurden, blieb dem Rezensenten auch nach Lektüre der lustlosen Einführung Hans Henning Hahns verborgen. Verwundern muss, wie Hahn insistiert, dass die Themen und Fragen der besprochenen Werke „aus fast allen Gesellschaften" bekannt seien (S. 14 f.). Warum sich dann die Mühe machen? Weil die besprochenen Autoren und Autorinnen Juden und Jüdinnen waren? Die offenkundige Beliebigkeit, mit der auf jede verbindende Fragestellung verzichtet wurde, lässt dieses eine Kriterium zu kaum etwas anderem als einem positiven Diskriminierungsmerkmal gerinnen. Die Herausgeber bedauern, dass der Band keinen Beitrag zur jiddischsprachigen Literatur aufweist (S. 9). Angesichts der starken Entwicklung der Jiddistik in der gegenwärtigen europäischen Forschung ist ihre Abwesenheit dennoch problematisch. Dass keine Beiträge zur hebräischen Literatur Ostmitteleuropas vorliegen, betrachten sie offenkundig noch nicht einmal der Erwähnung wert.

Der besprochene Band verfügt dankenswerter Weise über einen Personenindex. Ausgesprochen irritierend ist die vollständige Wiederholung zitierter Titel in aufeinander folgenden Fußnoten.

François Guesnet, Berlin

Der Deutsche Orden in der Zeit der Kalmarer Union 1397–1521, hrsg. v. Zenon Hubert Nowak unter Mitarbeit v. Roman Czaja. Toruń: Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika 1999, 219 S. (Universitas Nicolai Copernici. Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica. X).

Als im Jahr 1997 das 600-jährige Jubiläum der Gründung der Kalmarer Union feierlich begangen wurde, geschah dies nicht nur durch eine große Wanderausstellung in Skandinavien,[1] sondern auch durch eine vom Institut für Geschichte und Archivwissenschaft der Nicolaus-Copernicus-Universität in Toruń (Thorn) veranstaltete Konferenz über den Deutschen Orden in der Zeit der Union, dessen Vorträge nun im Druck vorliegen. Ziel der Konferenz war es u.a., den skandinavischen Raum stärker als bisher in den Themenkreis einzubeziehen. Der von Zenon Hubert Nowak unter Mitarbeit von Roman Czaja redigierte Band ist Hartmut Boockmann gewidmet, der am 15. Juni 1998 unerwartet verstarb. Seine Zusammenfassung der Diskussion schließt den Band. Da Nowak anderthalb Jahr später und nicht weniger unerwartet am 3. Dezember 1999 selbst verstarb, kann der anzuzeigende Band als Vermächtnis zweier herausragender Historiker angesehen werden.

Nach dem Vorwort Nowaks, in dem die Epoche der Kalmarer Union als wichtige Umbruchphase im gesamten Ostseeraum bezeichnet wird, gibt Jens E. Olesen (Greifswald) eine fundierte „Analyse und Charakteristik der Kalmarer Union" (S. 9-32), in der er den Hintergrund der Entstehung der Union schildert und in Anknüpfung an die berühmte Dissertation Erik Lönnroths von 1934[2] und die sich daran anschließende Diskussion die Auseinandersetzung zwischen monarchischer und aristokratischer Auffassung (*regimen regale* und *regimen politicum*) erörtert. Der Krönungsbrief (rechtsgültig) und der Unionsbrief (ein Entwurf) spiegeln diese beiden Auffassungen wider. Die nordische Aristokratie hat die Union gewünscht und ihr zugestimmt, musste sich aber in vielem dem starken Willen der Königin Margarethe beugen. So bezeichnete die Unionskrönung ihres Großneffen Erich

1 Vgl. dazu den Ausstellungskatalog Margarete I. Nordens Frue og Husbond. Kalmarunionen 600 år. Essays og Udstillingskatalog, red. Poul Grinder-Hansen. København 1996.

2 Erik Lönnroth, Sverige och Kalmarunionen 1397–1457. Göteborg 1934 (Studia Historica Gothoburgensia. X); Nachdruck 1968. Lönnroth verstarb mit 91 Jahren am 10. März 2002 in Göteborg. Nachruf vom Rezensenten in: Rocznik Instytutu Polsko-Skandynawskiego XVII (2001/02).

von Pommern in Kalmar am 13. Juni 1397 den vorläufigen Schlusspunkt einer längeren Entwicklung zu einer starken Königsmacht und bildete die Grundlage für die zukünftige Regierung der nordischen Reiche (S. 19). Olesen geht auch, wenn auch viel kürzer, auf die Probleme des Unionskönigtums nach dem schwedischen Aufstand 1434 und während der Unionskriege ab Mitte des 15. Jahrhunderts ein. Der Sieg des schwedischen Reichsverwesers Sten Sture d.Ä. über König Christian I. in der Schlacht auf dem Brunkeberg 1471 hätte dabei wegen seiner großen Bedeutung eine kurze Erwähnung verdient.[3] Wie von Olesen mit Recht bemerkt, bedeutete das vom letzten Unionskönig Christian II. veranstaltete „Stockholmer Blutbad" im November 1520 das Ende dieser Ära (S. 29).[4] Wenn er die Union von 1397 als ein *universitas nobilium* charakterisiert (ebenda), trifft dieses gewiss für die ersten Jahrzehnte zu, jedoch nicht uneingeschränkt für die spätere Zeit, als der Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit immer krasser wurde.

Der anschließende Beitrag von Zenon Hubert Nowak „Die politischen Verhältnisse zwischen dem Deutschen Orden und den Staaten der Kalmarer Union" (S. 33-45) beschränkt sich auf die Zeit bis zum Zweiten Thorner Frieden (1466), als das Königreich Polen im Ostseeraum die Machtposition des Deutschen Ordens endgültig übernommen hatte. Nowak bewertet die Schlacht bei Tannenberg als wichtige Zäsur für die Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden und den Staaten der Kalmarer Union, denn das Bestreben des Ordens vor 1410, die politische und militärische Machtstellung im Ostseeraum zu befestigen, führte zum Konflikt mit der Union, während Preußen nach der Niederlage von 1410 zu einem Objekt der Politik geworden war und nur noch die Staaten der polnisch-litauischen Union als Machtfaktor zählten (S. 34). Eine zweite große Zäsur bildete dann der Zweite Thorner Frieden.

Die These Nowaks vom Jahr 1410 als Entscheidungsdatum nicht nur für die Geschichte des Ordens, sondern für den gesamten Ostseeraum stößt in der Zusammenfassung Hartmut Boockmanns (S. 209-215, hier S. 209 ff.) auf starken Widerspruch. Boockmann fragt sich,

---

3 Vgl. Sven Ekdahl, Die Schlacht auf dem Brunkeberg bei Stockholm 1471 zwischen Anhängern und Gegnern der Kalmarer Union. Ihre Auswirkungen auf das politische und kulturelle Leben, in: Warfare in the Middle Ages, red. Witold Świętosławski. Łódź 2001 (Acta Archaeologica Lodziensia. 47), S. 19-36.

4 Vgl. Sven Ekdahl, Das Stockholmer Blutbad 1520. Ein skandinavisches Renaissancedrama, in: Macht und Recht. Große Prozesse in der Geschichte, hrsg. v. Alexander Demandt. München 1990, S. 166-192 (mehrere Auflagen und Übersetzungen).

„ob diese traditionelle Heraushebung des Jahrs der Tannenberg-Schlacht heute tatsächlich angebracht ist". Seiner Ansicht nach wird einerseits der polnisch-litauische Sieg bei Tannenberg überschätzt, andererseits die Erfolglosigkeit der Belagerung der Marienburg unterschätzt. Auch sei die finanzielle Lage des Ordens nach der Niederlage gar nicht so schlecht gewesen, wie bisher behauptet; das gehe u.a. aus bisher unveröffentlichten Forschungsergebnisse von Arnd Reitemeier und Astrid Reinecke hervor. Auf diese schon seit langem von Boockmann vertretene These soll hier nicht eingegangen werden, es sei aber betont, dass der Rezensent in dieser Diskussion auf Grund seiner eigenen Forschungen voll und ganz den Standpunkt von Nowak vertritt. Die Behauptungen Boockmanns sind m.E. nicht tragfähig.

In dem Aufsatz von Detlef Kattinger (Greifswald/Visby) zum Thema „Die Verhandlungen zwischen König Albrecht von Mecklenburg, dem Deutschen Orden, dem Unionskönigtum und den Hansestädten um die Gotlandfrage. Eine Studie zum Kräfteverhältnis im Ostseeraum am Beginn des Unionszeitalters" (S. 47-68) wird der Blick auf die Ostseepolitik der genannten Mächte, mit Gotland im Mittelpunkt, fokussiert und die Ausführungen von Olesen und Nowak, was die Zeit um 1400 betrifft, tiefschürfend ergänzt. (Der ausführliche Anmerkungsapparat umfasst 121 Fußnoten.) Nach seiner Untersuchung des komplizierten Kräftemessens deutet Kattinger das diplomatische und militärische Vorgehen des Ordens als einen Versuch, durch den strategisch interessanten Besitz Gotlands eine Einflussmöglichkeit auf die Politik der Nordischen Union zu bekommen. Allem Anschein nach richtete er sich mehr als von der bisherigen Forschung angenommen auf einen längerfristigen Besitz der Insel ein, um auf diese Art ein Druckmittel gegenüber dem Unionskönigtum und den Hansestädten in der Hand zu halten. Es sollten aber auch die Seeräuber, die Vitalienbrüder, im Interesse des Ordens und der preußischen Hansestädte vertrieben werden. Der Preis für die zweimalige Kriegführung und die Administration der eroberten Insel war jedoch durch die „ungeheuren finanziellen Aufwendungen" (S. 59) sehr hoch.

Henryk Samsonowicz (Warszawa) erörtert anschließend in dem Beitrag „Der Deutsche Orden als Faktor des nordeuropäischen Wirtschaftssystems in der Zeit der Kalmarer Union" (S. 69-74) die Wirtschaft des Ordens – in einem breiteren Kontext der Produktion und des Austausches im damaligen Europa – und die Wandlungen, die zu wesentlichen Änderungen in der Bedeutung der Deutschordenswirtschaft gegen Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts geführt haben. Während Westeuropa in der zweiten Hälfte des 14. (Druck-

fehler auf S. 69: „15.") Jahrhunderts durch Krisen erschüttert wurde, erwies sich gerade diese Zeit für Preußen als besonders vorteilhaft (S. 70). Die „Litauerreisen" brachten durch die Kreuzfahrer viel Geld ins Land und auch sonst profitierte der Orden auf vielerlei Weise von den Kreuzzügen.[5] Samsonowicz geht auf die wesentlichsten Unterschiede im Vergleich mit dem hansischen Handel ein (abweichende organisatorische Formen, geographische Reichweite, gesellschaftlicher Kreis, Herkunft der Waren) und kommt zu dem Schluss, dass die Rolle des Deutschen Ordens im Wirtschaftssystem Europas gegen Ende des 14. Jahrhunderts ungewöhnlich groß war (S. 72). Verschiedene Faktoren legten jedoch nun den Grund für eine Krise der Ordenswirtschaft, u.a. der „Zusammenbruch der Konzeption der ‚Kreuzzüge' gegen Litauen", die Niederlage bei Tannenberg, der verminderte Zustrom von Geld aus dem Westen und ungünstige politische Erscheinungen. Allmählich begann auch der Handel des Ordens eine immer geringere Rolle zu spielen und trat hinter dem der Hanse, der Holländer und der Engländer zurück.

„Das Verhältnis der führenden Schichten der preußischen Großstädte zur Landesherrschaft in vergleichender Sicht im 14. und 15. Jahrhundert" (S. 75-89) lautet das Thema von Roman Czaja (Toruń). Parallelen und Unterschiede in den Beziehungen der städtischen Oberschicht zum jeweiligen Landesherrn in anderen hansischen Regionen des Ostseeraumes (Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Livland) werden dabei beachtet. Nach Czaja bedeutete die Niederlage des Ordens 1410 „einen Wendepunkt im Verhältnis zwischen Landesherrn und Oberschicht der preußischen Großstädte" (S. 80). Danach zeigte sich ein verstärktes Streben der Führungsschicht nach politischer Autonomie und nach Erweiterung der Selbstständigkeit der Städte. Vor 1410 gab es in den Räten keine Partei, die die Oberhoheit des Ordens in Frage stellte. Auch die preußischen Städte haben vor jenem Jahr im Bereich der Gerichtsbarkeit und des Stadtregiments eine bedeutende Selbstständigkeit erreicht, und den Spannungen danach lagen vor allem die wachsenden Ansprüche der städtischen Führungsschicht zugrunde. Mit Ausnahme der Hochmeisterzeit Heinrichs von Plauen hielten sich die Eingriffe des Landesherrn in die städtische Selbstständigkeit in Grenzen. Deshalb sollte man nicht die Frage stellen, warum das Patriziat der preußischen Großstädte gegen seinen Landesherrn auftrat, sondern warum es erst so spät dazu kam.

[5] Vgl. dazu demnächst auch Sven Ekdahl, Christianisierung – Siedlung – Litauerreise. Die Christianisierung Litauens als Dilemma des Deutschen Ordens, in: Christianisierung Litauens im mitteleuropäischen Kontext. Vilnius (im Druck).

„Ich würde demgemäß diese Verspätung in der Emanzipation der Städte von der Landesherrschaft – im Vergleich zu anderen hansischen Regionen – als die wesentliche preußische Besonderheit ansehen", so Czaja (S. 84).

Der dänische Numismatiker Jørgen Steen Jensen (København) stellt und beantwortet in seinem Beitrag „Die Münzen des Deutschen Ordens und der Norden" (S. 91-98, mit Münzkarten auf S. 92, 94 u. 96) die Frage, warum nordische Funde von Ordensmünzen so selten sind. In Finnland sind gar keine Ordensmünzen gefunden worden, und in dem größten Schatzfund Dänemarks (Kirial) mit mehr als 80000 Münzen befanden sich beispielsweise nur 13 Ordensmünzen. Ähnlich sieht es in Norwegen und Schweden aus. Dabei erscheint es besonders bemerkenswert, dass so wenige Ordensmünzen auf Gotland gefunden worden sind, obwohl die Insel etwa zehn Jahre lang im Besitz des Ordens war. Die Ursache hierfür sieht Steen Jensen darin, dass sich die Deutschordensmünzen nicht den einheimischen anpassen ließen. Er vermutet, dass die preußischen Münzen eher im Osten – in Litauen und in den russischen Fürstentümern – Verwendung fanden, „denn im Spätmittelalter ging der große Strom von Edelmetallen von Westen nach Osten" (S. 97).

In dem umfangreichsten Aufsatz des Tagungsbandes behandelt Marian Biskup (Toruń) „Livland als politischer Faktor im Ostseeraum zur Zeit der Kalmarer Union (1397–1521)" (S. 99-133). Als ausgewiesener Kenner der Geschichte des preußisch-livländischen Ordensstaates gibt er eine zuverlässige chronologische Übersicht über die politische Geschichte und die politische Bedeutung des spätmittelalterlichen Livland im Wechselspiel mit den Nachbarländern. Dabei werden auch viele andere Aspekte mit berücksichtigt, sodass dem Leser eine nützliche Zusammenfassung der teilweise recht komplizierten Vorgänge zur Verfügung steht. Livland befand sich aufgrund seiner geografischen Lage im Schnittpunkt der Interessen Dänemarks und Schweden-Finnlands sowie Litauens und der beiden Stadtrepubliken Pleskau und Novgorod, später auch des expandierenden Moskau. Die Bedeutung Livlands wurde zeitweise durch das Übergewicht des preußischen Ordensstaates überdeckt, in einigen Zeitabschnitten trat es jedoch als Machtfaktor ersten Ranges auf. Dabei gewann das wirtschaftliche, soziale und militärische Potenzial zunehmend an Bedeutung, trotz der andauernden Zersplitterung in fünf geistliche Territorien mit Ständesystem. Das war vor allem nach dem Zweiten Thorner Frieden (1466) der Fall, als Preußen sehr geschwächt war (S. 128 f.). Das Verhältnis zur Nordischen Union war gespalten,

vor allem wegen der Furcht vor den dänischen Ansprüchen auf die nordestnischen Gebiete Harrien und Wierland, und Bündnisse mit Dänemark-Schweden schienen bis zum Ende der Nordischen Union ausgeschlossen. So wurde Livland im Gegensatz zum Ordensstaat in Preußen zur Zeit der Kalmarer Union „schrittweise zu einem selbstständigen Subjekt der europäischen Politik im Ostseeraum und in den russischen Gebieten am oberen Dnjepr und an der Düna" (S. 130). Biskup ist in seiner Forderung zuzustimmen, dass über diese Stellung und Bedeutung Livlands im ausgehenden Mittelalter „endlich vermehrt gesprochen und geschrieben" werden sollte (ebenda).

Die anschließende Untersuchung von Ilgvars Misāns (Rīga) über „Die skandinavische und preußische Politik der livländischen Städte vor der Kalmarer Union" (S. 135-150) ist Teil eines von der Alexander von Humboldt-Stiftung geförderten Forschungsvorhabens und gehört chronologisch gesehen vor den Beitrag Biskups. Es geht darin um die Außenpolitik der politisch aktiven Städte Altlivlands vor dem Ende des 14. Jahrhunderts (damals waren dies Riga, Dorpat, Reval und vielleicht noch Pernau) in Richtung Skandinavien und Preußen. Was die nordischen Länder betrifft, stellten die Beziehungen zu Visby ein Hauptproblem dar, vor allem nach der Eroberung der Stadt durch die Dänen 1361. Die Livländer versuchten nun, Visby von seiner Spitzenposition in den hansischen Kontoren in Brügge und Novgorod zu verdrängen, und strebten dort nach einer mindestens ebenbürtigen Stellung. Die Beziehungen zu den preußischen Städten waren weniger von direkter politischer oder handelspolitischer Konkurrenz geprägt. Die schwierigste Aufgabe der livländischen Städte bestand darin, „in kontroversen Situationen eine Position zu finden, die ihr Verhältnis zum Orden und zu Lübeck nicht problematisch machte" (S. 146). Nach Misāns handelte es sich in keinem der Fälle um Beziehungen auf nur bilateraler Basis, denn als dritte Faktoren in dem Beziehungsgeflecht übten Lübeck bzw. „der gemeine Kaufmann" und der Deutsche Orden einen starken und manchmal sogar entscheidenden Einfluss aus. „In den meisten Fällen ist jedoch zweifellos eine einheitliche preußische und skandinavische Politik der drei größten livländischen Städte erkennbar" (ebenda).

Eine tiefschürfende Analyse von „Kirche und Geistlichkeit im Ordensstaat in Preußen um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert" (S. 151-167) bietet Andrzej Radzimiński (Toruń) dem Leser. Für die Kirche in Preußen war die Zeit um die Jahrhundertwende eine Krisenzeit, deren Ursachen sowohl innerhalb als auch außerhalb des Ordensstaates zu suchen sind: Es handelte sich um Folgen der politischen und

wirtschaftlichen Ereignisse und der Beziehungen zwischen Staat und Kirche, um negative Einwirkungen des von Konflikten zerrissenen Apostolischen Stuhles und um deutliche Säkularisierungstendenzen. Radzimiński zeichnet die Entwicklung im Einzelnen nach und zieht „eine Art territorial-organisatorisch-juristischer Bilanz der vier preußischen Bistümer in dieser Umbruchzeit" (S. 154), wobei er ebenfalls auf die Domkapitel, Klöster und Pfarreien eingeht. Auch er hebt die Bedeutung des Jahres 1410 für die weitere Entwicklung hervor und erwähnt u.a. unter Hinweis auf einen Bericht des Generalprokurators an der Kurie den deutlichen Mangel an Priestern im Deutschen Orden nach dem „Großen Krieg" (S. 162). Die leider seit dem Zweiten Weltkrieg verschollenen Schadensbücher des Deutschen Ordens hätten hier wohl weitere Aufschlüsse geben können.[6] Die Ausführungen enden mit einem Zitat des Bischofs von Kulm von 1427, in dem die Situation der Kirche in Preußen wie folgt charakterisiert wird: *Nihil est salubrius terrae Prusiae nisi eam reformare.*

Der wohl beste Kenner des Ordens der heiligen Birgitta, Tore Nyberg (Odense), befasst sich in dem Aufsatz „Der Deutsche Orden und der Birgittenorden" (S. 169-181) mit der Gründung des Birgittenklosters Marienbrunn in der Danziger Altstadt um 1400, einer der eindrucksvollsten Erneuerungen des Ordenslebens in Preußen zu jener Zeit. Dabei wird nicht nur die Gründungsgeschichte im engeren Sinn, sondern auch das ganze Umfeld mit berücksichtigt, weshalb u.a. auch die anderen religiösen und sozialen Einrichtungen in Danzig Beachtung finden. Aus dem Stiftungsbrief des Hochmeisters Konrad von Wallenrode vom 24. Juli 1394 ist ersichtlich, dass er durch die neue Stiftung die Resozialisierung der Prostituierten im Danziger Hafenbezirk bezweckte. Dabei blieben soziale Spannungen zwischen dem Birgittenkloster und den Büßerinnen nicht aus, denn der Birgittenorden „war für ‚ehrbare' Frauen gestiftet worden und war aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, von den Eintretenden eine Mitgift zu erwarten", wozu die Büßerinnen jedoch nicht immer in der Lage waren, wie eine Quelle von 1427 eindrucksvoll belegt (S. 179). Während zweier Generationen haben die Birgittiner und der Deutsche Orden in gutem Einverständnis versucht, eine religiöse und soziale Aufgabe der Danziger Altstadt zu lösen. Die birgittinische Ordenstradition war übrigens auch an das 1412 von dem polnischen König

6 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, XX. HA Hist. StA Königsberg, OF 5a (1411–1414), 5b (1411–1419), 11a (1420–1421). Nur vereinzelte kürzere Schadensmeldungen aus dieser Zeit sind erhalten geblieben.

Jagiełło (als Dank für den Sieg bei Tannenberg) gestiftete Birgittenkloster außerhalb Lublins weitergegeben worden.

Von grundlegender Bedeutung ist der anschließende Beitrag von Marian Arszyński (Toruń) über „Die Deutschordensburgen und der Wehrbau im Ostseeraum" (S. 183-191). Dabei handelt es sich um eine Zusammenfassung von Gedanken, die Arszyński in einem 1995 erschienenen Buch ausführlicher dargelegt hat.[7] Nach einer Übersicht über die Eroberung Preußens und den Wehrbau des Deutschen Ordens und dessen Gegner geht der Verfasser auf die berühmten Konventsburgen des Ordens ein und stellt die Frage: „Welche Quellen haben die Ausbildung der Grundform der typischen Ordensburg gespeist?" (S. 184). Seine vorsichtig formulierte, aber doch einleuchtende These lautet, dass man die bislang in der Forschung wenig beachteten Abhängigkeiten von Burgbauten in Skandinavien und Livland berücksichtigen sollte. So waren die livländischen Steinbauten in Holme und Üxküll vom Ende des 12. Jahrhunderts bereits von einem geometrisch geordneten, streng rechteckigen Grundriss gekennzeichnet. Es wäre auch verwunderlich, wenn das Erbe des Schwertbrüderordens keine Spuren in Preußen hinterlassen hätte. Arszyński schildert ferner die weitere Entwicklung des Burgenbaus im Ostseeraum. Während dieser im Laufe des 15. Jahrhunderts in Preußen stagnierte, erfolgte in Livland eine Anpassung an die veränderte Kriegführung (mit Artillerie und Söldnertruppen). Der allmählich veraltete Konventsburgtypus wurde dort von Bauten mit großen Innenhöfen und kräftigen Ecktürmen zur Aufnahme der Artillerie abgelöst. Livland wurde nun anstelle von Preußen Impulsgeber beim Burgenbau im Ostseeraum.[8]

Der abschließende, in englischer Sprache abgefasste Beitrag des Tagungsbandes von Alvydas Nikžentaitis (Vilnius) befasst sich mit „Prisoners of War in Lithuania and the Teutonic Order State (1283–1409)" (S. 193-208). Dieses Thema ist für den Rezensenten von besonderem Interesse, weil er selbst in einem kürzeren Aufsatz den Blick

---

7 Marian Arszyński, Budownictwo warowne zakonu krzyżackiego w Prusach (1230–1454) (Der Wehrbau des Deutschen Ordens in Preußen 1230–1454). Toruń 1995.

8 Die Thesen Arszyńskis sind vom Rezensenten aufgegriffen und durch einige Abbildungen verdeutlicht worden. Vgl. Sven Ekdahl, The Strategic Organization of the Commanderies of the Teutonic Order in Prussia and Livonia, in: La Commanderie, institution des ordres militaires dans l'Occident médiéval, hrsg. v. Anthony Luttrell u. Léon Pressouyre. Paris 2002 (CTHS. Archéologie et d'histoire de l'art. 14), S. 219-242.

darauf gerichtet hat.[9] Nikžentaitis geht in seiner Untersuchung ausführlicher auf die Problematik ein und systematisiert das Ganze durch eine Analyse der Entwicklung während verschiedener Zeitabschnitte („Changes in the way prisoners were regarded in Lithuania and the *Ordensstaat*", S. 194-197) und durch eine Darstellung der unterschiedlichen Umstände der Gefangennahme („Circumstances in which prisoners came to be taken", S. 198-202). Angefügt sind zwei Tabellen, von denen die erste 170 Ordensritter aufführt (nicht namentlich), die während der behandelten Zeit in Litauen oder im Kampf mit Litauern in Preußen oder Livland gefallen sind (S. 202 ff.). Die zweite Tabelle verzeichnet 110 Ordensritter, die von den Litauern gefangengenommen wurden (S. 204 f.). Quellen- und Literaturhinweise verdeutlichen die Aussagen. Das sehr interessante und vor allem in der deutschen Forschung weitgehend gemiedene Thema der Kriegsgefangenen ist damit allerdings nicht erschöpft. Ein wichtiges Desiderat wäre eine gründliche Untersuchung der Bedeutung der vielen Kriegsgefangenen für die Entwicklung und Besiedlung des Ordenslandes Preußen im 14. Jahrhundert, als weite Teile Europas von einer Krise (der vieldiskutierten „Krise des Spätmittelalters") heimgesucht wurde. Einen Anfang hat der Rezensent gemacht.[10] Boockmanns Zusammenfassung von Nikžentaitis' Vortrag (S. 214) trifft m.E. nicht die grundlegenden Aspekte des Themas.[11]

Der Wert dieses Tagungsbandes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Selten findet man so viele wertvolle und zum Teil grundlegende Untersuchungen unter „einem Dach" vereint. Wer sich mit dem Ostseeraum zur Zeit der Kalmarer Union, vor allem mit dessen politischer Geschichte befasst, kommt an dieser Veröffentlichung nicht vorbei. Dem Institut für Geschichte und Archivwissenschaft an der Universität in Toruń und den beiden Herausgebern Zenon Hubert Nowak und Roman Czaja ist dafür zu danken.

Sven Ekdahl, Berlin/Kopenhagen

---

9 Sven Ekdahl, The Treatment of Prisoners of War during the Fighting between the Teutonic Order and Lithuania, in: The Military Orders. Bd. 1: Fighting for the Faith and Caring for the Sick, hrsg. v. Malcolm Barber. Aldershot 1994, S. 263-269.

10 Vgl. die Ausführungen der in Anm. 5 genannten Abhandlung.

11 In der Zusammenfassung auf S. 209-215 fehlt der Beitrag Olesens, aber der Leser kann sich über die Diskussion nach den Vorträgen, die Ansichten Boockmanns und über verschiedene Richtungen in der modernen Forschung zu den abgehandelten Themen orientieren. Dass der Rezensent in einigen Fällen – vor allem was die Bewertung des Jahres 1410 für die Entwicklung in Preußen und im ganzen Ostseeraum betrifft – eine abweichende, sozusagen „konservative" Ansicht vertritt, ist bereits gesagt worden. Hier ist weitere Forschung vonnöten.

Karin Friedrich, The Other Prussia. Royal Prussia, Poland and Liberty, 1569–1772. Cambridge: University Press 2000, XXI, 280 S. (Cambridge Studies in Early Modern History).

Das königlich-polnische Preußen, die Region an der unteren Weichsel zwischen 1466 und 1772, ist seit den 1920er Jahren Gegenstand einer intensiven historischen Debatte, deren Movens die neuzeitlichen Nationalismen waren, die die Region entweder als deutsch oder polnisch vereinnahmen wollten. Auch diejenigen Historiker, bei denen eine solche politische Absicht nicht oder nicht mehr vorhanden war, vermochten lange Zeit kaum anders als in den Kategorien von deutsch oder polnisch zu denken. Während in der deutschen Historiografie, geprägt durch ein Diktum des Danziger Historikers Paul Simson, die These vorherrschte, die Zeit seit dem Lubliner Sejm von 1569 stelle einen einzigen Niedergang des Landes dar, haben polnische Historiker mit größerem Recht auf die Treue der Region zur Adelsrepublik in den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts hingewiesen, ohne freilich der politischen Identität der städtischen Eliten größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die jüngere Forschung hat dagegen herausgearbeitet, dass die zeitgenössischen nationalen Kategorien nicht auf das politische Selbstverständnis in der Frühen Neuzeit zu übertragen sind und dass gerade für das 16. und 17. Jahrhundert konfessionellen Fragen eine zentrale Bedeutung zukommt. Während Michael G. Müller sich mit der Konfessionspolitik der städtischen Eliten befasst hat, wendet sich Karin Friedrich in ihrer bei Andrzej Kamiński an der Georgetown University erstellten Dissertation deren politischen Diskursen zu. Beide Verfasser weisen eindrücklich nach, dass sich die frühneuzeitliche Regionalgeschichte nur dann zur Gänze erschließen lässt, wenn neben den intellektuellen Beziehungen zu Deutschland und den Niederlanden der politische Kontext der polnisch-litauischen Adelsrepublik berücksichtigt wird.

Friedrichs Untersuchung bringt die angelsächsisch geprägten Fragen nach „nation-building" und „invention of traditions" in die Diskussion über das Königliche Preußen ein und zeigt, dass diese auch für die frühneuzeitliche Gesellschaft anzuwenden und mithin keineswegs auf westliche Industriegesellschaften oder das 19. und 20. Jahrhundert beschränkt sind. Damit greift sie eine alte, aber für die Geschichtsforschung nach wie vor produktive Fragestellung des polnischen Historikers Stanisław Herbst auf, inwieweit sich die Region an

der unteren Weichsel auf dem Weg zur Ausbildung einer eigenständigen preußischen Nation, etwa vergleichbar den Niederlanden, befunden habe. Zugleich setzt sich Friedrich – wenn auch eher implizit denn explizit – kritisch mit dem Nestor der deutschen Nationalismus-Forschung, Theodor Schieder, auseinander. Wie er setzt sie in ihrer Untersuchung bei den drei großen Städten Königlich Preußens – Danzig, Elbing und Thorn – an, kommt aber zu diametral entgegengesetzten Interpretationen.

Die Autorin untersucht detailliert die politischen Diskurse vorrangig der Stadtbürger von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Ersten Teilung Polens und stellt sie mit sicherem Urteil in den europäischen Kontext. Plastisch herausgearbeitet wird insbesondere die fundamentale Bedeutung der Zäsur von 1454. Die als Aufstand gegen die Tyrannei verstandene Lösung aus dem Deutschordensstaat und die Anerkennung des polnischen Königs als Herrscher stellte ein in Anknüpfung an Erik Ringmar als „formatives Moment" bezeichnetes Ereignis dar, das während des gesamten Untersuchungszeitraums für das politische Selbstverständnis Königlich Preußens prägend war. Wenn so Freiheit zum zentralen Diskurs der städtischen Eliten wurde, dann war das eng verbunden mit der singulären Stellung der drei großen Städte innerhalb der Adelsrepublik, denn sie waren zur Wahrung ihrer Rechte auch nach der Inkorporation von 1569 an der Aufrechterhaltung des preußischen Landtags interessiert, der so als einziger bikameralistischer Landtag auch nach der Union von Lublin fortbestand. Diese verfassungsstrukturelle Tatsache geht einher mit dem sozialgeschichtlichen Befund, dass sich in der Region erst um 1700 eine Magnatenstruktur entwickelte und die Städte somit lange Zeit dominant blieben. Wenn man den Freiheitsdiskurs der städtischen Repräsentanten mit dem der „goldenen Freiheit" des polnischen Adels in Beziehung setzt, dann ließe sich die Politik der Städte als eine magnatische beschreiben. Eine solche Überlegung korrespondiert mit dem Befund, dass das Stadtpatriziat durchaus adlige Verhaltensformen an den Tag legte und auf diese Weise seine Ebenbürtigkeit demonstrierte.

Friedrich geht dann der Frage nach, warum die Städte trotz ihrer prekären verfassungspolitischen Lage an der Bindung an die Adelsrepublik festhielten, und sieht den Hauptgrund in der Existenz eines ausgeprägten politischen Selbstverständnisses des Königlichen Preußen, in dem die frühneuzeitliche Produktion historischer Mythen eine zentrale Rolle spielte. In Preußen überlagerten sich Goten-, Germanen- und Sarmatenmythen, die seit dem 15. Jahrhundert eine Nationen präformierende Funktion entfalteten. Im Schnittpunkt dieser

drei großen Mythen, die auf der Erfindung und Umdeutung von Traditionen beruhten, entwickelte sich in Preußen ein lokaler Mythos, der sich auch in den westlichen Landesteilen auf die prußische Geschichte bezog. Trotz der Dominanz Danzigs hat sich ein eigener pommerellischer Ursprungsmythos nur in Ansätzen etwa bei Reinhold Curicke entwickelt. Der Höhepunkt der Mythenproduktion wurde bei Christoph Hartknoch Ende des 17. Jahrhunderts erreicht, der durchaus ein kritischer Historiker war, aber den Bezug auf die mythischen prußischen Herrscher Waidewutus und Brutenus und die ursprüngliche Freiheit der Prußen brauchte, um das Königliche Preußen als Nation parallel zu Polen, Litauen und Livland innerhalb der Adelsrepublik zu konzipieren, und zwar in einem mythischen Kontext von Sarmatien als „gemeinsamer Mutter".

Im Kapitel über die Loyalität in Kriegszeiten stellt Friedrich einen aufschlussreichen Vergleich zwischen den ruthenisch-kosakischen und preußischen Freiheitsdiskursen her. Ausgehend von der Parallele der nichtadligen Identität von Kosaken und preußischen Stadtbürgern arbeitet sie als zentralen Unterschied das dezidierte Festhalten des Königlichen Preußen an der Loyalität zur Adelsrepublik heraus, während sich die Kosaken unter Bogdan Chmielnicki aus dem Verband der Adelsrepublik lossagten. Sie kann zeigen, dass in Preußen die Kosakenfrage aufmerksam auch vor dem Hintergrund anderer europäischer Konföderationen verfolgt wurde, dass aber der zentrale Unterschied im Festhalten des Königlichen Preußens an seiner auf 1454 zurückgehenden Identität innerhalb der Adelsrepublik beruhte.

Herausgefordert wurde diese königlich-preußische Identität jedoch vor allem seit 1701 durch die Entstehung der preußischen Monarchie im vormals Herzoglichen Preußen. Während die Frage nach dem Verhältnis beider Preußen in politischer Hinsicht seit 1569 zunehmend an Bedeutung verloren hatte, war die Vorstellung einer gemeinsamen Geschichte bestehen geblieben. Allerdings hatte sie nur begrenzt eine politische Implikation, wie etwa in dem Widerstand der ostpreußischen Stände gegen die Durchsetzung des *dominium absolutum* der Hohenzollern. Mit der Krönung 1701 kam es nun auch im östlichen Preußen zu einem Versuch, den Prußenmythos als Grundlage der Monarchie nutzbar zu machen, indem Waidewutus nun als starker Monarch dargestellt wurde. Tatsächlich stützten sich die Hohenzollern weniger auf einen eigenen dynastischen Mythos, sondern versuchten, den regionalen Mythos umzudeuten. Friedrich interpretiert das zu Recht als ein Indiz für die Lebendigkeit der nicht zuletzt von Hartknoch geprägten Erfindung nationaler Traditionen.

Die Umwälzungen des 18. Jahrhunderts werfen freilich in zweifacher Hinsicht die Frage auf, wo die Grenzen dieser Nationsbildung lagen. Neben der hohenzollernschen Vereinnahmung preußischer Identität war vor allem die Erfahrung des Großen Nordischen Kriegs wichtig für die Entstehung eines polnisch-preußischen Partikularismus. Auf die Unifizierungsbestrebungen in der Adelsrepublik reagierte man im polnischen Preußen mit verstärktem Partikularismus, der freilich im Werk des Historikers Gottfried Lengnich explizit den skizzierten Elementen von 1454 verhaftet blieb. Dieses formative Moment der politischen Reorientierung stand in engem Zusammenhang mit dem politischen Abstieg Polen-Litauens und spiegelte sich auch in der Mythenproduktion, in der nun sarmatische Bezüge an Bedeutung verloren, und an der gewandelten Einstellung zum Kosakenproblem.

Daran schließt sich als große Frage an, ob ein Zusammenhang zwischen Modernisierungstendenzen der Aufklärungsepoche und der gescheiterten preußischen Nationsbildung besteht. Friedrich argumentiert, dass die Aufklärung ein engeres Polenverständnis gefördert und damit die Entfremdung des königlich-polnischen Preußen aus dem frühneuzeitlichen sarmatischen Zusammenhang befördert habe. Dazu trug zum einen die Verschlechterung der Rahmenbedingung bei; zum anderen gerieten die städtischen Eliten in ein Dilemma ähnlich dem des Adels in der Rzeczpospolita: Die Aufrechterhaltung der alten Freiheit und die Reform des Republik waren letztlich nicht vereinbar.

Karin Friedrichs Buch ist wegweisend in der Betrachtung der politischen Identität des Königlichen Preußen. Es zeigt, dass die städtischen Eliten Königlich Preußens in die europäischen gebildeten und politischen Diskurse integriert waren und diese für die eigene, gewiss singuläre politische Situation produktiv umzuformen wussten. Friedrich zeigt auch, dass wir von einer frühneuzeitlichen preußischen Nation sprechen können, die freilich nicht für sich allein existierte, sondern als Teil des größeren sarmatischen Zusammenhangs. Als dieser sich auflöste, schwand auch die Grundlage einer preußischen nationalen Identität. Damit gelingt es Friedrich, wenn es denn noch nötig sein sollte, angelsächsische Vorstellungen eines negativen Preußenbildes und die These eines fundamentalen Gegensatzes der politischen Kultur und des Nationsverständnis zwischen westlichem und östlichem Europa aufzuheben. Für die weitere Forschung wäre insbesondere eine Ausdehnung der Fragestellung ihrer Studie auf die Identitätsvorstellungen des preußischen Adels wie des ermländischen Bistums von Interesse.

Jörg Hackmann, Greifswald

Errata

zum Beitrag von Ralph Tuchtenhagen: „Die Rolle des Nordens in der deutschen historischen Osteuropaforschung“ in: Nordost-Archiv IX (2000), H. 1

S. 22:	Die Lebensdaten von Theodor Oberländer lauten richtig: 1905–1998
S. 22, Anm. 44:	Der Verfassername des Aufsatzes „Der neue Weg“, in: Volk und Reich 5 (1934), S. 351-357, lautet Theodor Oberländer
S. 22/23, Anm. 44:	Beim Zeilenumbruch fehlen die Angaben: München 1995; Philipp-Christian Wachs, Der Fall Theodor Oberländer (1905–1998). Ein Lehrstück

Die Autoren der Abhandlungen

Edmundas Andrijauskas, Turgaus a., LT-5800 Klaipėda.
Geboren 1954, 1978 Abschluss der Architektenausbildung am Institut für Bauingenieure in Vilnius, 1978–1987 Architekt von ‚Komprojekt' in Klaipėda, 1987–1994 Leitender Architekt am Institut für Denkmalschutz in Klaipėda, Vorstandsmitglied des Vereins der Architekten Litauens, seit 1993 stellvertretender Vorsitzender des Vereins, 1991–1995 Mitglied des Stadtrates von Klaipėda, Inhaber eines Architekturbüros in Klaipėda, ausführender Architekt bei der Restaurierung mehrerer historischer Gebäude (z.B. Zellulosefabrik, Hotel „Victoria") in Klaipėda.

Prof. Dr. Dr. Leonidas Donskis, Lietuvių išeivijos institutas (Institut für litauische Emigration), Daukanto gt. 25, LT-3000 Kaunas. E-mail: donskis@yahoo.com
Geboren 1962 in Klaipėda, 1990 Promotion an der Philosophischen Fakultät der Universität Vilnius zum Thema „Culture in Crisis and the Philosophy of Culture: Oswald Spengler, Arnold J. Toynbee, and Lewis Mumford", 1999 Promotion in Sozial- und Moralphilosophie an der Universität Helsinki zum Thema „The End of Ideology and Utopia? Moral Imagination and Cultural Criticism in the Twentieth Century" (New York/Frankfurt a.M. 2000). Gastprofessuren in Finnland, Schweden, Großbritannien und den USA. 1991–1997 Lehrstuhlinhaber für Philosophie an der Universität Klaipėda, 1995–1997 Direktor des Zentrums für vergleichende Zivilisationsstudien an der Universität Klaipėda, seit 2002 Professur für Politologie an der Vytautas der Große-Universität Kaunas. Veröffentlichungen (in Auswahl): Identity and Freedom: Mapping Nationalism and Social Criticism in Twentieth-Century Lithuania. London/New York 2002; Forms of Hatred: The Troubled Imagination in Modern Philosophy and Literature (erscheint 2003); Herausgeber der Reihe „On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics" beim Rodopi-Verlag in den Niederlanden.

Zita Genienė, Mažosios Lietuvos Istorijos Muziejus (Museum für die Geschichte Klein-Litauens), Didžioiji Vandens gt. 6, LT-5800 Klaipėda.
Geboren 1946, Studium der Geschichte an der Universität Vilnius. Seit 1991 Leiterin der historischen Abteilung am Museum für die Ge-

schichte Klein-Litauens in Klaipėda. Forschungsschwerpunkte: Architekturgeschichte Klaipėdas, Priekulės, Kretingalės, Šilutės und anderer Städte Westlitauens, kulturelles Stadtleben im 19. und 20. Jahrhundert. Veröffentlichungen u.a. zum Priesterseminar in Varniai, Mitautorin der populärwissenschaftlichen Stadtgeschichte Klaipėdas anlässlich des 750-jährigen Jubiläums der Stadt.

Dr. phil. Jonas Genys, Mažosios Lietuvos Istorijos Muziejus (Museum für die Geschichte Klein-Litauens), Didžioiji Vandens gt. 6, LT-5800 Klaipėda.
Geboren 1955, Studium der Archäologie, Promotion an der Universität Vilnius, Direktor des Museums für die Geschichte Klein-Litauens in Klaipėda, Dozent der Universität Klaipėda. Forschungsschwerpunkte: Stadtgründungen und Stadtentwicklungen in Litauen vom 11. bis zum 17. Jahrhundert. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte Klaipėdas und anderer Städte in Westlitauen, Herausgeber des Bildbandes Senoji Klaipėda (Das alte Memel). Klaipėda 1995, Mitautor der populärwissenschaftlichen Stadtgeschichte Klaipėdas anlässlich des 750-jährigen Jubiläums der Stadt.

Arthur Hermann, Carl Maria v. Weber-Str. 14, 69245 Bammental. E-mail: Arthur-Hermann@urz.uni-heidelberg.de
Geboren 1944 in Kaunas, 1958 Übersiedlung nach Deutschland, 1966–1970 Studium der Osteuropäischen Geschichte und der Bibliothekswissenschaften in München, Bibliothekar an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg. Wichtige Veröffentlichungen: (als Herausgeber) Die Grenze als Ort der Annäherung. Köln 1992; (als Herausgeber zusammen mit Wilhelm Kahle) Die reformatorischen Kirchen Litauens. Ein historischer Abriß. Erlangen 1998; Lietuvių ir vokiečių kaimynystė (Litauisch-deutsche Nachbarschaft). Vilnius 2000.

Prof. Dr. Manfred Klein, Auf dem Rain 53, A-9074 Keutschach/See. E-mail: man.klein@aon.at
Geboren 1937. Studium der Theaterwissenschaft und Skandinavistik in Wien und Kopenhagen, Dramaturg an den Theatern in Darmstadt, Bonn und Dortmund. 1972–1976 wiss. Assistent im Fach Germanistik an der Universität Dortmund, ab 1976 Prof. für Ästhetik und Kommunikation am Fachbereich Sozialwesen der FH Bielefeld (University of Applied Sciences). Seit 1982 Forschungsarbeiten zur sozialen Kultur des litauischen Dorfes und zu Fragen der Identitäts-

entwicklung in Preußisch-Litauen. Regelmäßige Aufenthalte als Gast an der Universität Vilnius und der Litauischen Akademie der Wissenschaften. Veröffentlichungen dazu u.a.: Litauen – Vom Großfürstentum zur Wiedergeburt, in: Was früher hinterm Eisernen Vorhang lag, hrsg. v. B. Bonwetsch u. M. Grieger. Dortmund 1991, S. 95-115; (gemeinsam mit G. Bauer) Das alte Litauen. Dörfliches Leben zwischen 1861 und 1914. Köln (u.a.) 1998; Die Mägde gingen Kühe melken... Hirtenkultur in Litauen (Hrsg. gemeinsam mit G. Bauer). Köln 2002. Zahlreiche Aufsätze in Anthologien, Jahrbüchern und Zeitschriften.

Erich Kussau, Neustraße 9, 42477 Radevormwald.
Geboren 1911 in Memel, 1918–1927 Mittelschule (Realschule), von 1927 bis 1934 Banklehre und Bankangestellter, 1934–1935 litauischer Wehrdienst, 1935–1976 Industriekaufmann in einer Zellstoff- und Papierfabrik, unterbrochen durch: August 1941–1945 Wehrmacht, April 1945 amerikanische Gefangenschaft, Januar 1946 Entlassung. Wohnorte: Raum Göttingen, Düsseldorf, Rosenheim, Lüneburg, heute Radevormwald.

Dr. Ruth Leiserowitz, geb. Kibelka, Friedrichstr. 95, 10117 Berlin. E-mail: info@leiserowitz.de
Geboren 1958, 1987–1990 Übersetzerin aus dem Litauischen und Polnischen, 1990–1996 Studium der Geschichte und Polonistik in Berlin und Vilnius, 1996 Magister, 1997 Promotion, 1996–1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Thomas-Mann-Kulturzentrum Nida, seit 2001 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neueste Geschichte an der Humboldt-Universität Berlin mit dem Forschungsprojekt: „Erfahrungen von Grenze und Ausgrenzung. Juden in Ostpreußen 1812–1942". Forschungsschwerpunkte: Geschichte Ostpreußens und des Baltikums im 19. und 20. Jahrhundert, Probleme mündlicher Geschichtsquellen. Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. Monographien wie: Wolfskinder. Grenzgänger an der Memel. Berlin 1996, 4. Aufl. 2002; Ostpreußens Schicksalsjahre 1944–1948. Berlin 2000, 2. Aufl. 2001; Fünf Jahrzehnte Nachkriegsgeschichte. Berlin 2002.

Aidas Rūtė, M.A., Forschungszentrum für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Universität Klaipėda, Tilžės gt. 13, LT-5800 Klaipėda.
Geboren 1979 in Klaipėda, Bachelor of Arts 1997 mit einer Arbeit zum sozialen, kulturellen und administrativen Alltagsleben in Klai-

pėda, M.A. 2000 zum Thema „Die Gesellschaft Klaipėdas 1988–1995. Verschiedene Publikationen zur Geschichte Klaipėdas nach 1945"; daneben: Zu Änderungen der Straßennamen in Klaipėda/ Memel in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Annaberger Annalen 7 (1999), S. 101-112. Seit 2001 bei der litauischen Zollbehörde in Klaipėda tätig.

Christian-Alexander Schröder, Warschauer Str. 80, D-10243 Berlin. E-mail: c.a.schroeder@gmx.de
Geboren 1973. Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Rechtswissenschaft in Berlin und Brüssel. Studienschwerpunkte: deutsch-französische Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert, Geschichte der europäischen Integration, litauische Geschichte in der Zwischenkriegszeit. Magisterarbeit: Das „Territoire de Memel". Entstehung und Entwicklung eines völkerrechtlichen Provisoriums 1919–1923. Promotionsvorhaben: Litauen und die westlichen Mächte 1919–1926.

Dr. Claudia Sinnig, Mittenwalder Str. 10, 10961 Berlin.
Geboren 1965, Studium der Pädagogik, Russisch und Englisch 1983–1988 sowie seit 1984 der Lituanistik an der Universität Leipzig, 1988–1992 Forschungsstudium Lituanistik in Leipzig und Vilnius (Schwerpunkt: epische Strukturen und kulturhistorische Traditionen in der Prosa des litauischen sozialistischen Realismus); seither freiberuflich als Literaturwissenschaftlerin (Schwerpunkt: litauische Lyrik des 20. Jahrhunderts) und Übersetzerin (u.a. Tomas Venclova, Sigitas Parulskis, Marius Ivaskevičius, Texte der und zur Gegenwartskunst), Beiträge zur litauischen Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts u.a. für Die Zeit, Neue Zürcher Zeitung, Sixi (The Nordic Art Review), The Baltic Independent, Kulturos Barai; lebt seit 1998 in Moskau und Berlin. Ausgewählte Veröffentlichungen: Über das Ironische und Möglichkeiten seiner Deutung in ausgewählten Texten von Jonas Avyžius, in: Acta Baltica XXXI (1993), S. 243-254; Henrikas Radauskas und die litauische Literatur der Zwischenkriegszeit, in: Acta Baltica XXXIII (1995), S. 231-238; Zu wesentlichen Gemeinsamkeiten in der Lyrik von Rainer Maria Rilke und Henrikas Radauskas, in: Acta Baltica XXXIV (1996), S. 259-271; Litauen – Ein literarischer Reisebegleiter. Frankfurt a.M. 2002; Lyrikteil Litauen (Übersetzung, Auswahl), in: Wespennest (September 2002), Nr. 128.

Dr. phil. Vygantas Vareikis, Forschungszentrum für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Universität Klaipėda, Tilžės gt. 13, LT-5800 Klaipėda. E-mail: v.vareikis@centras.lt
Geboren 1960 in Gargždai (Kreis Klaipėda), Studium der Geschichte an der Universität Vilnius, Promotion an der Universität Kaunas, seit 1992 Dozent am Lehrstuhl für Geschichte der Universität Klaipėda, seit 2001 Direktor des Lehrstuhls, Gastprofessur in Göteborg (Schweden), Forschungsbeauftragter der Internationalen Kommission zur Erforschung der nationalsozialistischen und sowjetischen Verbrechen in Litauen. Forschungsschwerpunkte: litauische Geschichte im 20. Jahrhundert, insbesondere die Zwischenkriegszeit; deutsch-litauische Beziehungen, Antisemitismus in Litauen. Veröffentlichungen (in Auswahl): Klaipėda XX amžiuje (Klaipėda im 20. Jahrhundert). Klaipėda 1993; Deutsch-litauische Beziehungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Annaberger Annalen 3 (1995), S. 52-66; Od Jerozolimy Północy do Ponar' (Vom Jerusalem des Nordens nach Paneriai), in: Tematy żydowskie. Historia, literatura, edukacja (Jüdische Themen. Geschichte, Literatur, Bildung). Olsztyn 1999, S. 1 28-152; Der Umgang mit Denkmälern in Klaipėda, in: Annaberger Annalen 7 (1999), S. 95-100.

Prof. Dr. Dietmar Willoweit, Lehrstuhl für Deutsche Rechtsgeschichte, Kirchenrecht, Bürgerliches Recht und Handelsrecht, Institut für Rechtsgeschichte der Universität Würzburg, Domerschulstr. 16, 97070 Würzburg. E-mail: l-willoweit@jura.uni-wuerzburg.de
Geboren 1936 in Memel, Habilitation in Heidelberg, Inhaber der Lehrstühle an der FU Berlin und an der Universität Tübingen, seit 1984 Ordinarius für Deutsche Rechtsgeschichte, Bürgerliches Recht und Kirchenrecht an der Juristischen Fakultät der Universität Würzburg; Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften, darunter seit 1988 der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit 2000 ordentliches Mitglied, seit 2002 Sekretär der Historischen Kommission der Akademie, 1996–2002 Präsident des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates, langjähriger Gutachter und Leiter mehrerer wissenschaftlicher Projekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1996/97 Forschungsstipendium der Stiftung Historisches Kolleg in München. Zahlreiche Publikationen, vor allem Untersuchungen zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Verfassungsgeschichte. Unter den weit über 200 Veröffentlichungen hat vor allem das

Lehrbuch der Deutschen Verfassungsgeschichte von der fränkischen Zeit bis zur Bundesrepublik (4. Aufl. 2001) große Resonanz gefunden.

Julius Žukas, Mažosios Lietuvos Istorijos Muziejus (Museum für die Geschichte Kleinlitauens), Didžioiji Vandens gt. 6, LT-5800 Klaipėda.
Geboren 1957, Historiker, Stellvertretender Direktor des Museums für die Geschichte Klein-Litauens in Klaipėda. Forschungsschwerpunkte: Wirtschafts-, Industrie- und Verkehrsgeschichte Klein-Litauens; soziale und wirtschaftliche Entwicklung des Memelgebietes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Mitautor der populärwissenschaftlichen Stadtgeschichte Klaipėdas anlässlich des 750-jährigen Jubiläums der Stadt.